KARL MAY
WINNETOU

Max Kade German House

The University of Michigan

Karl May's Gesammelte Werke

Band IX

Winnetou. 3. Band

Karl-May-Verlag
Radebeul bei Dresden

Winnetou

3. Band

Reiſeerzählung

von

Karl May

155. bis 168. Tauſend

Karl-May-Verlag
Radebeul bei Dresden

GRAD
838
M465
191-
v.9

Inhalt.

Seite

Erſtes Kapitel. An der großen Weſtbahn 1
Zweites Kapitel. Die Stakemen 79
Drittes Kapitel. Unter den Comanchen 144
Viertes Kapitel. In Californien 250
Fünftes Kapitel. Die Railtroublers 354
Sechſtes Kapitel. Helldorf-Settlement 397
Siebentes Kapitel. Am Hancockberg 431
Achtes Kapitel. Das Teſtament des Apachen 477

Das Recht der Überſetzung in fremde Sprachen bleibt vorbehalten.

Druck der Spamerſchen Buchdruckerei in Leipzig

grad
gift
6-22-04
add vol

Erstes Kapitel.

An der großen Westbahn.

Ich hatte seit dem frühen Morgen eine tüchtige Strecke zurückgelegt. Jetzt fühlte ich mich einigermaßen ermüdet und von den kräftigen Strahlen der hoch im Zenith stehenden Sonne belästigt; daher beschloß ich, Rast zu halten und mein Mittagsmahl zu mir zu nehmen. Die Prairie dehnte sich, eine Bodenwelle nach der andern bildend, in unendlicher Weite vor mir aus. Seit fünf Tagen, wo unsere Gesellschaft durch einen zahlreichen Trupp Ogellallahs zersprengt worden war, hatte ich weder ein nennenswertes Tier noch die Spur eines Menschen bemerkt und begann nun endlich mich nach irgend einem vernünftigen Wesen zu sehnen, an welchem ich erproben konnte, ob mir nicht vielleicht infolge des lange anhaltenden Schweigens die Sprache verloren gegangen sei.

Einen Bach oder ein sonstiges Wasser gab es hier nicht, Wald oder Buschwerk ebensowenig; ich brauchte also nicht lange zu wählen und konnte Halt machen, wo es mir eben beliebte. Ich sprang in einem Wellenthale zur Erde, hobbelte*) meinen Mustang an, nahm ihm die Decke ab und stieg die kleine Bodenerhebung empor, um mich dort niederzulassen. Das Pferd mußte unten bleiben, damit es im Falle einer feindlichen Annäherung nicht bemerkt würde; ich selbst aber mußte den erhöhten Punkt wählen,

*) Trapperausdruck für: mit dem Lasso die Beine fesseln.

um die Gegend überblicken zu können, während es nicht leicht möglich war, mich zu sehen, wenn ich mich auf den Boden legte.

Ich hatte gute Gründe, vorsichtig zu sein. Wir waren in einer Gesellschaft von zwölf Männern vom Ufer des Platte aufgebrochen, um im Osten der Felsenberge hinabzugehen nach Texas. Zu derselben Zeit hatten die verschiedenen Stämme der Sioux ihre Lagerdörfer verlassen, weil einige ihrer Krieger getötet worden waren und sie nun Rache nehmen wollten. Wir wußten dies, fielen aber trotz aller List in ihre Hände und wurden nach einem harten, blutigen Kampfe, in welchem fünf von uns das Leben ließen, nach allen Richtungen über die Prairie zerstreut.

Da die Indsmen aus unserer Fährte, die wir nicht ganz zu verwischen vermochten, wohl ersehen hatten, daß wir nach Süden gingen, so war mit Sicherheit anzunehmen, daß sie uns folgen würden. Es galt also, die Augen offen zu halten, wenn man nicht das Glück haben wollte, sich eines Abends in die Decke zu wickeln und am Morgen dann ohne Skalp in den „ewigen Jagdgründen" zu erwachen.

Ich legte mich nieder, langte ein Stück getrocknetes Büffelfleisch hervor, rieb es anstatt des Salzes mit Schießpulver ein und versuchte, es mit den Zähnen in einen Zustand zu bringen, welcher es mir ermöglichte, die lederharte Substanz in den Magen zu befördern. Dann nahm ich eine von meinen „Selbstgefertigten", steckte sie mit Hilfe des Punks*) in Brand und blies Rauchfiguren mit einem Behagen, als sei ich ein virginischer Pflanzer und rauche die mit Glanzhandschuhen ausgezupften Herzblätter des besten Goosefoot.

*) Prairiefeuerzeug.

Noch nicht lange hatte ich so auf meiner Decke gelegen, als ich, zufälligerweise hinter mich blickend, einen Punkt am Horizonte bemerkte, welcher sich in einem spitzen Winkel mit der von mir verfolgten Richtung grad auf mich zu bewegte. Ich schlüpfte von der Erhöhung so weit nieder, daß mein Leib durch dieselbe vollständig gedeckt wurde, und beobachtete die Erscheinung, in welcher ich nach und nach einen Reiter erkannte, welcher nach Indianerart weit vornüber auf dem Pferde hing.

Als ich ihn zuerst bemerkte, war er wohl anderthalb englische Meilen von mir entfernt. Sein Pferd ging in einem so langsamen Schlenderschritt, daß es beinahe eine halbe Stunde brauchte, um eine Meile zurückzulegen. Wieder hinaus in die Ferne blickend, aus welcher er kam, bemerkte ich zu meiner Ueberraschung noch vier Punkte, welche sich ganz genau auf seiner Fährte fortbewegten. Das mußte meine Aufmerksamkeit in hohem Grade erregen. Der erste Reiter war ein Weißer, wie ich jetzt an der Kleidung untrüglich erkannte. Waren die anderen vielleicht Indianer, welche ihn verfolgten? Ich zog mein Fernrohr hervor. Ich hatte mich nicht geirrt. Sie kamen näher, und ich konnte durch die Gläser sehr deutlich an ihrer Bewaffnung und Tättowierung erkennen, daß sie zu den Ogellallahs, dem kriegerischsten und grausamsten Stamme der Sioux, gehörten. Sie waren außerordentlich gut beritten, während das Pferd des Weißen ein sehr gewöhnliches Tier zu sein schien. Er war mir jetzt so nahe gekommen, daß ich ihn bis in das einzelnste betrachten konnte.

Er war von kleiner, sehr hagerer Statur und trug auf dem Kopfe einen alten Filzhut, dem die Krämpe vollständig fehlte, ein Umstand, der in der Prairie nicht auffallen konnte, hier aber einen Mangel hervorhob, der mir höchst auffällig erscheinen mußte: der Mann hatte nämlich

keine Ohren. Die Stelle, an welcher sie sich befinden sollten, zeigte die Spuren einer gewaltthätigen Behandlung, sie waren ihm jedenfalls abgeschnitten worden. Um die Schulter hing ihm eine ungeheure Decke, welche den Oberleib vollständig verhüllte und kaum die hageren Beine erkennen ließ, die in einem Paar so eigentümlicher Stiefel steckten, daß man drüben in Europa über dieselben gelacht hätte. Sie bestanden nämlich in derjenigen Sorte von Fußbekleidung, wie sie die Gauchos in Südamerika zu fertigen und zu tragen pflegen. Man zieht von einem enthuften Pferdefuße die Haut ab, steckt, wenn sie noch warm ist, das Bein hinein und läßt sie an demselben erkalten; die Haut legt sich eng und fest an Fuß und Unterbein und bildet so eine vortreffliche Fußbekleidung, welche allerdings die Eigentümlichkeit hat, daß man mit derselben auf seinen eigenen Sohlen geht. Am Sattel hatte er ein Ding hängen, welches jedenfalls eine Büchse sein sollte, eher aber einem Knittel ähnlich sah, wie man ihn zufällig im Walde findet. Sein Pferd war eine alte hoch- oder vielmehr kamelbeinige Stute, welcher der Schwanz vollständig fehlte; ihr Kopf war unverhältnismäßig groß, und die Ohren besaßen eine Länge, über welche man hätte erschrecken können. Das Tier sah aus, als sei es aus verschiedenen Körperteilen von Pferd, Esel und Dromedar zusammengesetzt, hing beim Laufen den Kopf tief zur Erde und ließ dabei die Ohren wie ein Neufundländer Wasserhund hart am Kopfe herabfallen, wie wenn sie ihm zu schwer wären.

Unter anderen Verhältnissen oder als Neuling hätte man über Reiter und Pferd wohl lachen müssen, mir aber kam der Mann trotz der Sonderbarkeit seines Aeußern doch vor wie einer jener Westmänner, welche man erst kennen lernen muß, um ihren Wert zu beurteilen. Er hatte wohl keine Ahnung, daß vier von den fürchterlichsten Feinden

des Prairiejägers ihm so nahe seien, sonst hätte er nicht so langsam und sorglos seinen Weg verfolgt und sich doch zuweilen nach ihnen umgeschaut.

Er war jetzt bis auf hundert Schritte herbeigekommen und hatte meine Fährte erreicht. Wer sie eher bemerkte, er oder sein Pferd, das vermochte ich nicht zu sagen, aber ich sah ganz deutlich, daß die Stute von selbst stehen blieb, den Kopf noch tiefer als vorher zur Erde senkte, mit den Augen nach den Fußspuren meines Mustangs schielte und dabei überaus lebhaft mit den langen Ohren wedelte, welche bald auf- und bald niederwärts gingen, und sich bald vor-, bald rückwärts legten, daß es aussah, als ob sie von einer unsichtbaren Hand aus dem Kopfe gedreht werden sollten. Der Reiter wollte absteigen, um die Fährte genau zu untersuchen; dabei hätte er unnützer Weise die so kostbare Zeit verloren, und daher kam ich ihm durch meinen Ruf zuvor:

„Halloo, heda, Mann! Haltet Euch unten und kommt doch einmal ein wenig näher heran!“

Ich hatte meine Stellung so verändert, daß er mich sehen konnte. Auch seine Stute hob den Kopf, legte die Ohren steif nach vorn, als wollte sie meinen Anruf wie einen Ball auffangen, und wedelte dabei emsig mit dem kurzen nackten Schwanzstumpfe.

„Halloo, Master,“ antwortete er, „nehmt ein andermal Eure Stimme in acht, und brüllt ein wenig leiser; auf dieser alten Wiese hier weiß man niemals richtig, ob es nicht vielleicht hier oder da Ohren giebt, die nichts zu hören brauchen! Komm, Tony!“

Die Stute setzte auf diesen Zuruf ihre unendlichen Beine in Bewegung und blieb dann ganz von selbst bei meinem Mustang stehen, dem sie nach einem hochmütigen und malitiösen Blick denjenigen Körperteil zukehrte, den man bei einem Schiffe den Stern zu nennen pflegt. Sie

war wohl eines jener Reittiere, welche — wie sie in der Prairie nicht selten vorkommen — nur für ihren Herrn leben, jedem anderen aber sich so widerspenstig zeigen, daß sie für ihn unbrauchbar sind.

„Weiß ganz genau, wie laut ich reden darf!“ gab ich ihm zur Antwort. „Woher kommt Ihr und wohin wollt Ihr, Master?“

„Das geht Euch verteufelt wenig an!“ entgegnete er.

„Meint Ihr? Sehr übermäßig höflich seid Ihr nicht, Master; dies Zeugnis kann ich Euch schon jetzt mit gutem Gewissen geben, obgleich ich kaum zwei Worte mit Euch gesprochen habe. Doch will ich Euch aufrichtig gestehen, daß ich gewohnt bin, eine Antwort zu erhalten, wenn ich frage!“

„Hm, ja; ihr scheint mir allerdings ein sehr vornehmer Gentleman zu sein,“ meinte er mit einem geringschätzigen Blick auf mich. „Daher werde ich Euch sogleich die verlangte Auskunft geben!“ — Er winkte rückwärts und dann vorwärts. „Ich komme von daher und will dorthin.“

Der Mann begann, mir zu gefallen. Jedenfalls hielt er mich für einen von seiner Gesellschaft abgekommenen Sonntagsjäger. Der echte Westmann giebt auf sein Aeußeres nichts und hegt eine offen gezeigte Abneigung gegen alles, was sauber ist. Wer sich jahrelang im wilden Westen umhertreibt, ist in Beziehung auf seinen Habitus nicht salonfähig und vermutet in jedem, der sich propre trägt, einen Greenbill, dem nichts Rechtes zuzutrauen ist. Ich hatte mich droben in Fort Wilfers mit neuer Kleidung versehen und war von jeher gewohnt, meine Waffen blank zu halten, zwei Umstände, welche nicht geeignet waren, mich in den Augen eines Savannenläufers als vollgültig erscheinen zu lassen. Daher nahm ich das kurz angebundene Wesen des fremden Männchens nicht übel und antwortete nun ebenso wie er nach vorwärts deutend:

„So macht, daß Ihr ‚dorthin‘ kommt; nehmt Euch aber vor den vier Indsmen in acht, welche sich da hinten auf Eurer Fährte halten! Ihr habt sie wohl noch gar nicht bemerkt?“

Er fixierte mich aus den hellen, scharfen Aeuglein mit einem Blick, in welchem sich Erstaunen und Belustigung zugleich kundgaben.

„Nicht bemerkt? Hihihihi! Vier Indsmen hinter mir, und ich sie nicht bemerken! Ihr scheint mir zum Beispiel ein sonderbarer Kauz zu sein! Die guten Leute sind bereits seit heut früh hinter mir her; ich aber brauche mich nach ihnen gar nicht umzusehen, denn man kennt ja die Weise dieser roten Mesch'schurs. Sie werden sich in gehöriger Entfernung halten, solange es Tag ist, und mich dann beschleichen, wenn ich mir irgendwo einen Lagerplatz gesucht habe. Aber sie sollen sich zum Beispiel sehr verrechnet haben, denn ich werde ihnen einen Ring schlagen, der mich in ihren Rücken bringt. Ich hatte nur bisher kein passendes Terrain dazu; hier zwischen diesen Wellen kann ich's endlich thun, und wenn Ihr lernen und sehen wollt, wie ein alter Westmann es einrichtet, sich an die Redmen*) zu bringen, so dürft Ihr nur hier bleiben und zehn Minuten warten. Werdet es aber wohl bleiben lassen, denn ein Mann Eures Schlages pflegt zum Beispiel verteufelt wenig Lust zu haben, eine Portion Indianerparfum einzuschnobern! Come on, Tony!“

Ohne sich weiter um mich zu bekümmern, ritt er davon und war bereits nach einer halben Minute samt seiner famosen Stute zwischen den Bodenerhebungen verschwunden.

Sein Plan war mir sehr verständlich, denn ich an seiner Stelle hätte einen ähnlichen Gedanken ausgeführt. Er wollte einen Bogen reiten, der ihn hinter seine Ver-

*) Rotmänner, Indianer.

folger brachte, denen er sich nähern mußte, noch ehe sie aus der veränderten Richtung auf seine Taktik schließen konnten. Um diesen Zweck zu erreichen, durfte er sich natürlich nur in den Wellenthälern halten, und besser war es, wenn er sich nicht hinter die Indsmen brachte, sondern den Bogen so kurz schlug, daß sie an ihm vorüber mußten. Sie hatten ihn bisher genau beobachten können, wußten also, wie weit sie ihn vor sich hatten, und konnten nicht vermuten, daß er ihnen wieder nahe sei.

Es waren vier gegen einen, und die Möglichkeit lag vor, daß ich in die Lage kommen konnte, meine Waffen zu gebrauchen. Ich untersuchte sie daher und erwartete dann den Verlauf der Dinge.

Die Indianer kamen jeden Augenblick näher, immer einer hinter dem andern. Sie hatten beinahe die Stelle erreicht, an welcher die Spur des Kleinen mit der meinigen zusammenlief, als der vorderste von ihnen sein Pferd anhielt und sich zurückwandte. Es schien sie doch zu befremden, daß der von ihnen verfolgte Weiße nicht mehr zu sehen war. Sie hielten eine kurze Beratung, während welcher sie eng beisammen blieben. Mit einer Kugel meines Bärentöters konnte ich sie bereits erreichen; aber das war gar nicht nötig, denn jetzt krachte ein Schuß, und in der nächsten Sekunde ein zweiter. Zwei Indianer sanken tot von ihren Pferden, und zu gleicher Zeit ertönte ein lauter, triumphierender Ruf.

„O — hi — hi — hiiii!“ erscholl es in jenem Kehllaute, in welchem der Schlachtruf der Indianer ausgestoßen wird.

Aber nicht ein Indianer ließ ihn hören, sondern der kleine Jäger, welcher aus einer nahen Thalrinne auftauchte. Er hatte seinen Vorsatz ausgeführt, war hinter mir verschwunden und nun vor mir wieder zu sehen. Er that,

als ob er nach ſeinen beiden Schüſſen fliehen wolle. Seine Stute ſchien jetzt auf einmal ein ganz anderes Weſen geworden zu ſein; ſie warf die Beine auseinander, daß der Raſen krachte; der Kopf mit den enthuſiaſtiſch geſpitzten Ohren lag tief im Genick, und jede Sehne, jede Faſer ſchien angeſpannt zu ſein. Reiter und Pferd waren wie verwachſen miteinander. Der erſtere ſchwang ſein Gewehr und lud es im Galopp mit einer Sicherheit, welche darauf ſchließen ließ, daß er ſich nicht das erſte Mal in einer ſolchen Lage befand.

Hinter ihm knatterten zwei Schüſſe; die beiden Indianer hatten auf ihn abgedrückt, aber keine Kugel traf ihn. Die Indsmen ſtießen ein Wutgeheul aus, griffen zu den Tomahawks und ſprengten hinter ihm her. Er hatte ſich bisher noch gar nicht nach ihnen umgeſehen; jetzt aber war er mit dem Laden fertig und riß ſein Pferd herum. Es war, als ob das Tier die Entſchlüſſe ſeines Reiters mitdächte; es hielt, ſtreckte ſich und ſtand dann bewegungslos wie ein Sägebock. Er nahm das Gewehr empor und zielte kurz; in den nächſten Augenblicken blitzte es zweimal auf, ohne daß die Stute zuckte — die beiden Indsmen waren durch die Köpfe getroffen.

Ich hatte bisher im Anſchlage gelegen, aber nicht losgedrückt, da der Kleine meiner Hilfe nicht bedurfte. Jetzt war er vom Pferde geſtiegen, um die Gefallenen zu unterſuchen, und ich ging zu ihm heran.

„Nun, Sir, wißt Ihr jetzt zum Beiſpiel, wie man dieſen roten Halunken einen Ring ſchlägt, he?“ fragte er mich.

„Thank you, Maſter! Ich ſehe, daß man bei Euch etwas lernen kann!“

Mein Lächeln mußte ihm denn doch etwas zweideutig erſcheinen; er blickte mich ſcharf an und meinte dann:

„Oder wäret etwa Ihr auf einen ſolchen Gedanken gekommen?“

„Ein Ring war gerade nicht notwendig. Bei dieſem Terrain, wo man ſich in den Wellenthälern unſichtbar machen kann, genügt es, ſich auf einem großen Vorſprunge dem Feinde zu zeigen, und dann reitet man einfach auf der eigenen Spur zurück. Der Ring iſt weit angemeſſener für die ebene und offene Prairie.“

„Schaut, wo Ihr das alles nur herhaben mögt! Wer ſeid Ihr denn eigentlich, he?“

„Ich ſchreibe Bücher.“

„Ihr — ſchreibt — Bücher — —?“ Er trat erſtaunt einen Schritt zurück und zog ein halb bedenkliches, halb mitleidiges Geſicht. „Seid Ihr krank, Sir?“

Er deutete dabei nach der Stirn, ſo daß ich ganz genau wiſſen konnte, welche Krankheit er im Sinne habe.

„Nein!“ antwortete ich.

„Nicht? So kann Euch vielleicht ein Bär begreifen, ich aber nicht! Ich ſchieße mir einen Büffel, weil ich eſſen muß; aus welchem guten Grunde ſchreibt Ihr denn Eure Bücher?“

„Damit ſie geleſen werden.“

„Sir, nehmt es mir nicht übel, aber das iſt ja die allergrößte Dummheit, die ſich ausdenken läßt! Wer Bücher leſen will, mag ſie ſich ſelbſt ſchreiben, das muß ja zum Beiſpiel jedes Kind einſehen. Ich ſchieße mein Fleiſch ja auch nicht für andere! Alſo, hm, ja, ein book-maker ſeid Ihr? Aber wozu kommt Ihr da in die Savanne, he? Wollt Ihr etwa hier zum Beiſpiel Bücher ſchreiben?“

„Das thue ich erſt, wenn ich wieder daheim bin; dann erzähle ich alles, was ich erlebt und geſehen habe, und viele Tauſende von Leuten leſen es und wiſſen dann ſehr genau, wie es in der Savanne zugeht, ohne daß ſie nötig haben, ſelbſt in die Prairie zu gehen.“

„So erzählt Ihr wohl auch von mir?“

„Verſteht ſich!“

Er fuhr noch einen Schritt weiter zurück; dann trat er hart an mich heran, legte die Rechte an den Griff ſeines Bowiemeſſers, die Linke an meinen Arm und ſagte:

„Sir, dort ſteht Euer Pferd; hängt Euch hinauf und macht, daß Ihr weiter kommt, wenn Ihr nicht wollt, daß Euch einige Zoll kaltes, ſpitzes Eiſen zwiſchen die Rippen ſchleichen! Bei Euch dürfte man ja kein Wort ſprechen und keinen Arm bewegen, ohne daß es alle Welt erfährt. Hole Euch dieſer und jener; trollt Euch ſchleunigſt von dannen!“

Der kleine Mann reichte mir gerade bis an die Schulter, und dennoch war es ihm mit ſeiner Drohung Ernſt, was mich innerlich natürlich beluſtigte, ohne daß ich es mir merken ließ.

„Ich verſpreche Euch, nur Gutes von Euch zu ſchreiben!“ ſagte ich.

„Ihr geht! Ich habe es geſagt, und dabei muß es bleiben!“

„So gebe ich Euch mein Wort, daß ich gar nicht über Euch ſchreiben will!“

„Gilt nichts! Wer ſich hinſetzt, um für andere Leute Bücher zu machen, der iſt verrückt, und ein Verrückter wird ſein Wort nie halten. Alſo vorwärts, Mann, ſonſt läuft mir zum Beiſpiel die Galle in die Finger, und ich thue etwas, was Euch nicht angenehm iſt!“

„Was könnte das wohl ſein?“

„Das würdet Ihr gleich ſehen!“

Ich ſah ihm lächelnd in die zornig funkelnden Augen und ſagte ruhig:

„Nun, ſo laßt es einmal ſehen!“

„Da ſchaut her! Wie gefällt Euch dieſe Klinge?“

„Nicht übel; das will ich Euch beweiſen!“

Im Nu hatte ich ihn gepackt, riß ihm die Arme nach hinten, ſteckte zwiſchen dieſelben und ſeinen Rücken meinen linken Arm hindurch, preßte ſie feſt an mich und legte ihm dann meine Rechte ſo feſt um ſein Handgelenk, daß er mit einem Schmerzensrufe das Meſſer fallen ließ. Dieſer unerwartete Ueberfall hatte den kleinen Mann ſo perplex gemacht, daß ihm der Riemen meines Kugelbeutels die Hände auf dem Rücken zuſammenſchnürte, noch ehe er eine Bewegung des Widerſtandes unternommen hatte.

„All devils!“ rief er. „Was fällt Euch ein! Was wollt Ihr denn zum Beiſpiel mit mir machen?“

„Halloo, Maſter, nehmt Eure Stimme in acht und brüllt ein wenig leiſer,“ antwortete ich ihm mit ſeinen eigenen früheren Worten; „auf dieſer alten Wieſe weiß man niemals richtig, ob es nicht vielleicht hier oder da Ohren giebt, die nichts zu hören brauchen!“

Ich ließ ihn fahren und hatte mit einer raſchen Bewegung dann das Meſſer und auch die Büchſe ergriffen, welche er vorhin bei der Unterſuchung der Toten weggelegt hatte. Er verſuchte, die Hände loszureißen; die Anſtrengung trieb ihm das Blut in das Geſicht, aber es gelang ihm nicht, die Feſtigkeit des Riemens zu überwinden.

„Laßt das ſein, Maſter, Ihr kommt doch nicht eher frei, als bis ich es will!“ riet ich ihm. „Ich will Euch nämlich nur beweiſen, daß ein book-maker ſtets gewohnt iſt, mit Leuten ſo zu ſprechen, wie ſie mit ihm reden. Ihr zogt das Meſſer gegen mich, ohne daß ich Euch beleidigt oder ſonſt geſchädigt hatte, und ſeid mir nach den Geſetzen der Savanne ſo verfallen, daß ich mit Euch thun kann, was mir beliebt. Kein Menſch kann mir etwas ſagen, wenn ich es jetzt ſo einzurichten ſuche, daß dieſes kalte,

ſpitze Eiſen ſich zwiſchen Eure Rippen ſchleicht, ſtatt zwiſchen die meinigen, wie Ihr vorhin wolltet."

„Stoßt zu, Mann," antwortete er finſter. „Es iſt mir ganz recht, wenn Ihr mich auslöſcht, denn die Schande, von einem einzigen Menſchen Auge in Auge und am hellen Tage überwunden und gebunden worden zu ſein, ohne daß ich ihm ein einziges Haar gekrümmt habe, die mag Sans-ear nicht überleben!"

‚Sans-ear? Ihr ſeid Sans-ear?" rief ich.

Ich hatte viel, ſehr viel von dieſem berühmten Weſtmann gehört, welchen noch kein Menſch in der Geſellſchaft eines andern geſehen hatte, weil er keinen für würdig hielt, ſich ihm anzuſchließen. Er hatte vor langen Jahren bei den Navajoes ſeine Ohren gelaſſen und trug daher den eigentümlicherweiſe aus zwei Sprachen zuſammengeſetzten Namen „Ohnohr", unter welchem er bekannt war, ſo weit die Savanne reichte und noch drüber hinaus.

Er ſchwieg auf meine Frage, und erſt als ich ſie wiederholt hatte, antwortete er:

„Mein Name geht Euch nichts an! Habe ich einen ſchlechten, ſo iſt er nicht wert, genannt zu werden, und habe ich einen guten, ſo hat er es verdient, daß ich ihn vor der jetzigen Schande bewahre."

Ich trat auf ihn zu und löſte ſeine Feſſel.

„Hier habt Ihr Euer Meſſer und Eure Büchſe; Ihr ſeid frei. Geht, wohin es Euch beliebt!"

„Macht keinen dummen Spaß! Kann ich die Schande hier laſſen, von einem Greenhorn beſiegt worden zu ſein? Wenn es ein richtiger Kerl geweſen wäre, wie der rote Winnetou, der lange Haller oder gar ein Pfadfinder wie Old Firehand und Old Shatterhand, ja dann, dann — — —"

Der Alte that mir leid; mein Coup war ihm wirklich

zu Herzen gegangen, und es war mir lieb, daß ich ihn tröſten konnte, denn er hatte eben jetzt den Namen genannt, unter welchem ich am Lagerfeuer der Weißen und in den Wigwams der Indianer bekannt geworden war.

„Ein Greenhorn?“ fragte ich. „Glaubt Ihr wirklich, daß ein Neuling es vermag, dem wackeren Sans-ear einen ſolchen Streich zu ſpielen?“

„Was ſeid Ihr anders? Ihr ſeht ja aus, als kämt Ihr direkt aus einem Schneiderladen, und Eure Waffen ſind ſo ſchön blank geputzt, wie man ſie für den Maskenball herrichtet!“

„Aber ſie ſind gut; das ſollt Ihr einmal ſehen! Paßt ſcharf auf!“

Ich nahm einen loſen Stein von der doppelten Größe eines Dollarſtückes von der Erde auf, warf ihn hoch in die Luft, legte ſchnell an, und in dem Augenblick, in welchem ihn die Kräfte des Wurfes und der Anziehung den höchſten Punkt erreichen ließen und er bewegungslos in der Luft zu ſchweben ſchien, traf ihn meine Kugel, die ihn noch höher trieb.

Ich hatte früher zu meiner Uebung dieſen Schuß viele hundert Male verſucht, ehe er mir gelang; es war kein beſonderes Meiſterſtück. Der Kleine aber ſah mich mit einem Paar Augen an, in denen ich faſt den Ausdruck der Beſtürzung zu erkennen glaubte.

„Heavens, war das ein Schuß! Gelingt er immer?“

„Neunzehn Male unter zwanzig.“

„Ja, dann ſeid Ihr ja einer, den man ſuchen muß! Wie lautet denn zum Beiſpiel Euer Name?“

„Old Shatterhand.“

„Nicht möglich! Old Shatterhand muß viel, viel älter ſein als Ihr, ſonſt würde man ihn nicht den alten ‚Schmetterhand‘ nennen.“

„Ihr vergeßt, daß das Wort old ſehr oft anders gebraucht wird als zur Bezeichnung des Alters.“

„Richtig! Aber, hm, nehmt mir's nicht übel, Sir; Old Shatterhand hat einmal unter einem Grizzlybären gelegen, der ihn im Schlafe überraſchte und ihm das ganze Fleiſch von der Schulter bis über die Rippe herunterzog; er hat ſich den Streifen Rumpſteak zwar glücklich wieder aufgeleimt, aber die Narbe muß doch zum Beiſpiel noch recht gut zu ſehen ſein!“

Ich öffnete meinen Büffelrock und das darunter befindliche weiße, hirſchlederne Jagdhemd.

„Schaut her!“

„Potz alle Wetter, hat Euch der Kerl zugerichtet! Da müſſen ja alle achtundſechzig Rippen blank zu Tage gelegen haben?“

„So war es beinahe auch. Es geſchah unten am Redriver, und ich lag mit dieſer fürchterlichen Wunde zwei Wochen lang neben dem Bären am Fluſſe, nur auf mich ſelbſt angewieſen, bis mich Winnetou, der Apachenhäuptling, fand, deſſen Namen Ihr vorhin genannt habt.“

„So ſeid Ihr alſo doch Old Shatterhand! Hm, ich will Euch einmal etwas ſagen: Glaubt Ihr, daß ich zum Beiſpiel ein ganz entſetzlicher Dummkopf bin?“

„Nein, das glaube ich nicht. Ihr habt ja nur den Irrtum begangen, mich für ein Greenhorn zu halten, weiter nichts. Von einem Neuling konntet Ihr keinen ſolchen Angriff erwarten; Sans-ear iſt nur durch Ueberraſchung zu beſiegen.“

„Oho! Bei Euch bedarf es, wie es ſcheint, keiner Ueberraſchung. Es wird wohl wenige Männer geben, die Eure Büffelſtärke beſitzen. Von Euch überrumpelt zu werden, iſt keine Schande. Mein richtiger Name iſt eigentlich Sam Hawerfield, und wenn Ihr mir einen Gefallen thun wollt, ſo nennt mich Sam!“

„Und Ihr mich Charley, wie alle meine Freunde. Hier habt Ihr meine Hand!“

„Topp, so mag es sein, Sir! Der alte Sam ist nicht der Mann, der jedem gleich die Finger drücken mag; bei Euch jedoch schlage ich augenblicklich ein. Aber ich bitte Euch, macht es gnädig, daß Ihr mir nicht etwa die Hand zu Pudding quetscht! Ich brauche sie weiter.“

„Keine Angst, Sam! Diese Hand soll mir noch manchen Gefallen erweisen, ebenso wie die meinige bereit ist, Euch zu dienen. Aber jetzt darf ich wohl meine erste Frage zum zweiten Male aussprechen: Woher des Weges und wohin?“

„Ich komme gerade jetzt ein wenig von Canada herunter, wo ich den Lumberstrikers*) Gesellschaft geleistet habe, und will nun zum Beispiel hinein in das Texas und Mexiko, wo es so viele Schufte geben soll, daß einem das Herz lacht bei dem Gedanken an die Kugeln und Messerstiche, welche man zu erwarten hat.“

„Das ist ja ganz mein Weg! Auch ich will nach Texas und Kalifornien, und dabei kann es mir sehr gleich sein, ob ich einen kleinen Seitenweg über Mexiko einschlage. Darf ich mit?“

„Ob Ihr dürft? Na und ob! Ihr seid bereits da unten im Süden gewesen und also just der richtige Mann, den ich brauche. Aber sagt mir nun einmal im Ernste: Macht Ihr wirklich Bücher?“

„Ja.“

„Hm! Wenn das Old Shatterhand thut, so muß es doch anders sein, als ich es mir gedacht habe; ich aber sage Euch, ich will lieber unversehenerweise und rücklings in eine Bärenhöhle stürzen, als eine Feder in die Tinte stopfen; ich brächte all mein lebelang das erste Wort nicht fertig. Nun aber sagt mir einmal, wie die Indsmen hier in diese

*) Holzschlägern.

Gegend kommen! Es ſind Ogellallahs, vor denen man ſich ſchon in acht nehmen darf."

Ich erzählte ihm, was ich wußte.

„Hm!" machte er dann. „So wird es geraten ſein, nicht hier anzuwachſen. Ich traf geſtern auf eine Fährte, vor welcher man Reſpekt haben muß. Ich zählte wenigſtens ſechzig Pferde. Die vier Burſche hier müſſen zu der Truppe gehören und ſind wohl als Streifpatrouille ausgeſchickt worden. Waret Ihr ſchon einmal hier?"

„Nein."

„Ungefähr zwanzig Meilen weſtlich von hier wird die Prairie vollſtändig eben, und noch zehn Meilen weiter giebt es ein Waſſer, nach welchem ſich die Indsmen gezogen haben werden, um ihre Pferde zu tränken. Wir gehen ihnen natürlich aus dem Wege und halten lieber grad nach Süden zu, obgleich wir da erſt morgen nachmittag auf Waſſer ſtoßen. Wenn wir bald aufbrechen, kommen wir heut noch vor Nacht an die Bahn, welche ſie aus den Staaten hinüber nach den Weſtlanden gebaut haben, und wenn wir grad die richtige Zeit treffen, ſo können wir uns den Spaß machen, einen Zug zu ſehen, der zum Beiſpiel an uns vorübergeht."

„Ich bin zum Aufbruche bereit. Aber was thun wir mit den Leichen?"

„Was wir mit ihnen thun? Nicht viel. Wir laſſen ſie hier liegen; vorher aber will ich ihnen die Ohren nehmen."

„Wir müſſen ſie vergraben, denn wenn man ſie findet, iſt unſere Anweſenheit verraten."

„Man ſoll ſie finden, Charley; das will ich eben."

Er trug die toten Indianer auf die Spitze eines Wellenhügels, legte ſie nebeneinander, ſchnitt ihnen die Ohren ab und gab ſie ihnen in die Hände.

„So, Charley! Man wird ſie finden und ſogleich

wissen, daß Sans-ear hier gewesen ist. Ich sage Euch, es ist ein ganz miserables Gefühl, wenn es einen im Winter an die Ohren frieren will, und man hat doch keine mehr. Ich war einst so ungeschickt, mich von den Roten fangen zu lassen. Ich hatte mehrere von ihnen getötet, einem aber nur das Ohr herabgehauen, statt ihn mit dem Tomahawk richtig zu treffen. Zum Spotte dafür schnitten sie mir die Ohren ab, ehe es mir an das Leben gehen sollte. Die Ohren haben sie, das Leben aber nicht, denn Sam Hawerfield machte sich ganz unerwartet auf und davon. Für meine zwei Ohren aber — na — da zählt einmal hier!" Er nahm seine Büchse vor und zeigte mir gelassen die zahlreichen Kerben, welche er in dieselben eingeschnitten hatte. „Jede Kerbe hat einem feindlichen Indsman das Leben gekostet. Jetzt kommen vier Kerben dazu."

Er machte die vier neuen Einschnitte und fuhr dann fort:

„Das sind lauter Rote. Hier oben sind acht Kerben auf Weiße, die meine Kugel gekostet haben. Warum, das werde ich Euch schon einmal erzählen. Ich habe nur noch zwei zu suchen. Das sind Vater und Sohn, die größten Schurken, die es auf Gottes weiter Erde geben kann; habe ich diese gefunden, so ist mein Tagewerk vollbracht."

Seine Augen glänzten auf einmal feucht, und über sein verwettertes Gesicht ging ein Zug von Wehmut, Rührung und Liebe; ich ahnte, daß das Herz des alten Jägers einst wohl auch seine Rechte geltend gemacht hatte. Vielleicht hatte auch ihn, wie so manchen anderen, der Schmerz oder die Rache dem rauhen Leben der Wildnis in die Arme geworfen, denn der echte Prairiejäger weiß nichts mehr von dem erhabenen Gebot: „Liebet eure Feinde!"

Er hatte seine Büchse wieder geladen. Sie war eines jener furchtbaren Schießeisen, wie man sie in der Prairie nicht selten findet. Der Schaft hat seine ursprüngliche

Form verloren; Kerbe ſitzt an Kerbe, Schnitt an Schnitt; jedes einzelne dieſer Zeichen erinnert an den Tod eines Feindes. Der Lauf iſt mit dickem Roſte bedeckt, ſcheint ſich gezogen zu haben, und kein Fremder vermag auch nur einen leidlichen Schuß daraus abzugeben. In der Hand des Beſitzers aber iſt eine ſolche Büchſe unfehlbar; er iſt ſeit Lebenszeit auf ſie eingeübt, kennt alle ihre Vorzüge, alle ihre Tücken und Gebrechen, und wenn er eine Kugel hinabſtößt auf das Pulver, ſo wettet er Leben und Seligkeit, daß ſie ihr Ziel erreicht.

„Tony!“ rief der Kleine.

Die Stute hatte bisher in der Nähe gegraſt. Auf dieſen Ruf kam ſie herbeigeſprungen und ſtellte ſich ſo bequem neben ihn, daß er nur den Arm zu erheben brauchte, um ſich aufzuſchwingen.

„Sam, Ihr habt da ein ganz vorzügliches Pferd! Wer es zum erſtenmal ſieht, mag keinen Dollar bieten; wer es aber beobachtet, der bemerkt bald, daß es Euch für tauſend Sovereigns nicht feil iſt.“

„Tauſend? Pshaw! Sagt eine Million! Ich kenne da droben in den Felſenbergen Adern, aus denen ich das Geld ſcheffelweiſe herausnehmen könnte, und wenn ich einmal einen treffe, der es verdient, daß ihn Sam Hawerfield von Herzen lieb hat, dem werde ich dieſe Placers zeigen. Für Geld alſo brauche ich meine Tony nicht wegzugeben. Ich will euch nur ſo viel ſagen, Charley: Der, welchen Sie jetzt Sans-ear nennen, der war eines ſchönen Tages ein ganz anderer Kerl als heut, voll Glück und Wonne, wie der Tag voll Licht und das Meer voller Tropfen. Er war ein junger Farmer und hatte ein Weib, für welches er tauſend Leben geopfert hätte, und ein Kind, welches ihm zehntauſend Leben wert war. Das Weib hatte er einſt auf ſeiner beſten Stute heimgeholt, die Tony

hieß. Und als nachher die Stute ein Füllen brachte, gesund, munter und klug wie selten ein Geschöpf, warum sollte es nicht auch Tony heißen, wie seine Mutter? Habe ich nicht recht, Charley?"

„Ja," antwortete ich, tief gerührt über die Kindlichkeit des Gemütes, welches jetzt aus der so unerwartet sich öffnenden Hülle zu mir sprach.

„Well! Dann kamen die Zehne, von denen ich Euch vorhin sagte. Es war eine Bande Bushheaders, welche die Gegend damals unsicher machten. Sie verbrannten meine Farm, töteten mein Weib und Kind, erschossen meine Stute, die sie nicht gebrauchen konnten, weil sie keinen Fremden trug, und nur das Füllen entkam, weil es sich zufälligerweise verlaufen hatte. Ich kam von der Jagd zurück und fand das Tier als einzigen Zeugen meines Glückes. Was soll ich Euch weiter erzählen! Acht von den Schuften sind gefallen, gefallen durch meine Hand, durch die Kugeln aus dieser Büchse; die beiden letzten werden auch noch mein, denn wessen Fährte der alte Sans-ear betritt, der mag laufen bis zu den Mongolen hinüber, er entkommt ihm nicht; grad deshalb will ich ja nach Texas und Mexiko hinunter. Aus dem jungen, munteren Farmer ist ein grauer Wald- und Prairieläufer geworden, der nur auf Blut und Rache sinnt, und das Füllen hat sich in ein Wesen verwandelt, welches einem Ziegenbocke ähnlicher sieht als einem guten Pferde; aber wacker sind beide noch heut, und sie werden auch tapfer miteinander aushalten, bis ein Pfeil schwirrt, eine Kugel pfeift oder ein Tomahawk hernieder saust, um dem einen von ihnen ein Ende zu bereiten; der andere — sei es nun das Pferd oder ich selber — stirbt dann vor Gram und Sehnsucht nach."

Er fuhr sich mit der Hand über die Augen. Dann schwang er sich auf und meinte:

„So viel von den alten Geſchichten, Charley. Ihr ſeid der erſte, zu dem ich von ihnen ſpreche, obgleich ich Euch zum erſtenmal ſehe, und werdet wohl auch der letzte ſein. Ihr werdet wohl oft von mir gehört haben, und auch von Euch wurde erzählt, wenn es mir einmal in den Sinn kam, mich zu dieſen oder jenen Leuten auf eine Viertelſtunde an das Feuer zu ſetzen. Daher wollte ich Euch zeigen, daß ich Euch für keinen Fremden halte. Nun thut mir noch den Gefallen und vergeßt, daß ich mich heut von Euch überrumpeln ließ! Ich werde Euch zu beweiſen ſuchen, daß der alte Sam Hawerfield trotzdem zu jeder Zeit auf ſeinem Platze iſt."

Ich enthobbelte meinen Muſtang und ſtieg auf. Er hatte geſagt, daß wir nach Süden halten wollten, dennoch aber ritt er grad dem Weſt entgegen. Ich fragte ihn nicht; jedenfalls leitete ihn eine wohlüberlegte Abſicht dabei. Auch darüber verlor ich kein Wort, daß er die Lanzen der vier Indianer mitnahm. Er erinnerte mich auf das lebhafteſte an meinen alten Sam Hawkens, mit welchem er den gleichen Vornamen hatte.

Wir mochten eine ziemliche Strecke zurückgelegt haben, ohne daß einer von uns ein Wort geſprochen hatte, als er ſein Pferd anhielt. Er ſtieg ab und ſteckte eine der Lanzen auf die Spitze einer Bodenwelle. Jetzt kannte ich ſeinen Zweck. Er wollte die Lanzen als Wegweiſer aufrichten, durch welche die Indsmen zu ihren Toten geführt werden und erkennen ſollten, daß die Rache des Sans-ear wieder vier neue Opfer gefordert habe.

Dann öffnete er eine alte Satteltaſche und nahm acht ſtarke Lappen heraus, welche er zwiſchen mir und ſich teilte.

„Hier, Charley, ſteigt ab und wickelt die Hufe Eures Muſtangs ein; ſie geben dann auf dieſer Art von Boden nicht die geringſte Spur, und die Rednen müſſen denken, daß wir durch die Luft davongeflogen ſind. Jetzt reitet

Ihr grad nach Süden, bis Ihr an die Bahn kommt, wo Ihr mich erwartet. Ich werde noch die drei andern Lanzen aufpflanzen und dann zum Beispiel hinter Euch herkommen. Treffen werden wir uns sicher, und sollten wir uns doch auf eine kleine Strecke irren, so gilt bei Tag der Schrei des Geiers und bei Nacht das Heulen des Coyoten als Signal."

Fünf Minuten später sahen wir einander nicht mehr. Ich ritt, in stilles Sinnen versunken, in der mir vorgezeichneten Richtung hin. Die Hufverhüllung meines Pferdes verhinderte es am schnellen Laufe, daher stieg ich, als ich vielleicht fünf englische Meilen zurückgelegt hatte, ab und nahm die Lappen weg. Sie hatten ja nur den Zweck gehabt, unsere Spuren in der nächsten Umgebung der Lanzenzeichen unbemerkbar zu machen.

Jetzt konnte der Mustang wieder ausgreifen. Die Prairie wurde nach und nach ebener und zeigte hier und da ein kleines Nuß- oder Wildkirschengesträuch, und noch stand die Sonne einige Grade über dem westlichen Horizonte, so bemerkte ich im Süden eine Linie, welche sich beinahe genau von West nach Ost hinzog.

Sollte sie das Gleis der bezeichneten Bahn bedeuten? Jedenfalls. Ich hielt auf sie zu und fand meine Erwartung nicht getäuscht. Die Bahn, deren Schienen auf einem beinahe manneshohen Damme lagen, lag vor mir.

Ein eigentümliches Gefühl erfaßte mich, dunkel zwar, doch auch verständlich. Auf meinem jetzigen Halte trat ich seit langer Zeit wieder in Beziehung zu der Civilisation. Ich brauchte beim Nahen eines Zuges nur ein Zeichen zu geben, um einsteigen und nach West oder Ost davondampfen zu können.

Nachdem ich mein Pferd an den Lasso gepflockt hatte, suchte ich unter den Büschen nach Dürrholz für ein Lagerfeuer. Einer der Sträucher stand hart an der Böschung

des Bahndammes. Ich bückte mich, um einiges Geäst zu nehmen, und gewahrte zu meinem Erstaunen einen Hammer, welcher da am Boden lag. Er konnte sich erst seit kurzer Zeit hier befinden, denn seine Kopfbahn war außerordentlich blank, also erst kürzlich noch in Gebrauch gewesen, und auch weder seine Backen, noch seine Haube oder seine Pinne zeigten eine Spur von demjenigen Roste, der sich sicher angesetzt hätte, wenn das Werkzeug nur einige Tage lang der Feuchtigkeit des nächtlichen Taues ausgesetzt gewesen wäre. Es mußten sich heut oder höchstens gestern Leute hier befunden haben.

Ich untersuchte zunächst die mir zugekehrte Seite des Dammes, fand aber nichts Auffälliges; dann stieg ich hinauf und suchte wieder lange Zeit erfolglos. Da aber bemerkte ich einen dichten Büschel duftenden, kurzlockigen Gramagrases, welches mir wegen seiner hiesigen Seltenheit auffiel. Wahrhaftig, es hatte ein Fuß darauf gestanden! Die Spur war noch neu, höchstens zwei Stunden alt; die vom Sohlenrande bloß umgebogenen Halme hatten sich bereits wieder erhoben, während der von der inneren Fußfläche niedergedrückte Teil des Büschels noch genau die Ferse- und Zehenbreite zeigte. Die Spur war durch einen indianischen Mokassin verursacht worden. Sollten Indianer in der Nähe sein? In welche Beziehung konnte ich sie dann zu dem Hammer bringen? Tragen nicht auch Weiße indianische Mokassins, und konnte nicht auch ein die Bahn revidierender Railroader sich dieser bequemen Art von Schuhwerk bedient haben? Trotzdem war es mir, als dürfe ich mich durch keinerlei Vermutung zu beruhigen suchen. Gewißheit war hier die Hauptsache.

Allerdings mußte ich mir sagen, daß eine Untersuchung der Strecke höchst gefährlich sei. An den beiden Seiten des Bahndammes hin konnte hinter jedem Busche ein Feind

lauern, und auf dem Damme selbst war ich auf eine weite Entfernung hin zu bemerken. Unter anderen Verhältnissen hätte ich wegen des Hammers wenig Unruhe empfunden und die Nachforschung ohne Zögern begonnen; jetzt aber, da ich die Ogellallahs in der Gegend wußte, war selbst bei der geringsten Kleinigkeit die größte Vorsicht nötig. Ich hing die Büchse über und nahm nur den Revolver zur Hand. Mich von Busch zu Busch schleichend, pirschte ich mich eine weite Strecke vorwärts — ohne Erfolg. Ich kehrte auf der anderen Seite zurück — auch vergeblich. Diese Untersuchung hatte sich nach Westen von der Stelle erstreckt, an welcher mein Pferd weidete. Ich setzte sie nach Osten hin fort, anfangs mit derselben Erfolglosigkeit. Jetzt wollte ich in vorsichtig gebückter Stellung über das Bahngleis hinüber. Auf Händen und Füßen kriechend, bewegte ich mich quer über die Schienen. Da war es mir, als ob ich eine Feuchtigkeit, ein eigentümliches Knirschen und Nachgeben des Sandes bemerkte; auch fiel es mir auf, daß grad hier der Sand eine kreisähnliche Figur bildete, welche den Anschein hatte, als sei er zu irgend einem Zwecke hierher gestreut worden. Ich scharrte mit den Fingern ein und — ich gestehe es — ich erschrak; meine Hand hatte sich blutig gefärbt, und auch der Sand war rot und naß. Ich untersuchte, nun mit dem ganzen Körper hart am Boden liegend, die Sache genauer und mußte erkennen, daß man eine große, tiefe Blutlache mit Sand zugestreut hatte.

Hier war ein Mord geschehen; das Blut eines Tieres hätte man nicht so zu verbergen gesucht. Wer war der Ermordete und wer der Mörder. Eine Spur war oben nicht zu sehen, da der Boden wegen seiner Härte keine aufnehmen konnte; aber als ich einen Blick jenseits nach der mit Büffelgras bewachsenen Böschung warf, bemerkte ich mehrere Fußspuren und auch zwei fortlaufende Eindrücke

als habe man hier einen beim Oberkörper gefaßten Menschen, dessen Füße nachschleiften, von dem Damme herabgezogen.

Es war außerordentlich gefährlich, an dieser Stelle nach jenseits zu gehen. Die Feuchtigkeit des Blutes war noch nicht in den Boden eingedrungen, und auch die Spuren zeigten sich so frisch und wohlerhalten, daß der vermutete Mord vor kurzer Zeit geschehen sein mußte und die Mörder noch ganz in der Nähe sein konnten. Ich kroch daher hüben wieder herab, kehrte eine bedeutende Strecke zurück, ging dort über den Damm und schlich mich erst nun auf der andern Seite nach Osten vor.

Dies geschah nur sehr langsam, da ich alle Schlauheit und Gewandtheit, alle möglichen Bewegungen und Körperstellungen anwenden mußte, um unbemerkt zu bleiben, wenn Gefahr in der Nähe wäre. Glücklicherweise standen hier die Sträucher näher aneinander, und wenn ich mich auch sorgfältig hinter jedem Busche verbergen und den nächsten Busch auf das schärfste mit den Augen durchdringen mußte, ehe ich es wagen konnte, den Zwischenraum zwischen beiden zu überspringen oder, mich schlangengleich an der Erde windend, zu durchkriechen, so gelangte ich doch ohne Unfall bis unterhalb der Stelle, an welcher ich vorhin auf dem Damme das Blut bemerkt hatte.

Ein dichtes Lentiskengesträuch stand gegenüber der Kirschgruppe, hinter der ich spähend lag, von ihr durch einen acht Meter breiten, freien Raum getrennt. So sehr mich das Kirschengebüsch am deutlichen Sehen verhinderte, und so dicht auch die Lentisken standen, es war mir doch, als liege etwas einem menschlichen Körper ähnliches unter ihnen. Der Gegenstand mochte zugedeckt sein, aber er bildete eine dunkle Masse, welche von der Umgebung abstach, durch welche das Licht zu dringen vermochte, und hatte ganz die Länge eines Menschen. War dort vielleicht

der Ermordete verborgen? Es konnte auch einer der Mörder sein. Ich mußte versuchen, es zu erfahren.

Weshalb eigentlich begab ich mich in eine solche Gefahr? Ich konnte ja das Eintreffen Sams abwarten und dann ruhig mit ihm weiter reiten! Der Prairiejäger muß aber wissen, welchen Feind er vor, hinter und neben sich hat; er untersucht außerdem jeden geringfügigen Umstand, weil ihm dieser Aufschluß giebt über Dinge, die er wissen muß, deren Kenntnis seine Sicherheit erhöht und an die selbst der scharfsinnigste Professor und Gelehrte nicht denken würde. Der Prairiejäger zieht aus den unbedeutendsten Dingen, die für den Uneingeweihten gar nicht im Zusammenhange stehen, Schlüsse, über welche ein anderer oftmals lachen würde, die sich aber in der Regel als richtig erweisen. Während er an dem einen Tag auf seinem Mustang vierzig und fünfzig englische Meilen zurücklegt, kommt er am nächsten Tage kaum eine halbe Meile vorwärts, weil er bei jedem Schritt zu forschen hat, ob er ihn thun darf. Und selbst wenn er aus seiner Vorsicht keinen Nutzen für sich selbst zu ziehen vermag, wird seine Erfahrung doch für andere von Wert sein; er kann ihnen raten, sie warnen und ihnen Auskunft erteilen. Und außerdem liegt ja im Menschen überhaupt der Drang, sich über jede Gefahr Gewißheit zu verschaffen und jedem Bösen nach Kräften entgegen zu arbeiten, den Reiz gar nicht gerechnet, den auf jede kräftige Natur ein mutiges Unternehmen auszuüben pflegt.

Ich nahm einen daliegenden Ast, spießte meinen Hut auf und schob ihn, mit Absicht ein kleines Geräusch verursachend, durch das Kirschgesträuch, so daß es drüben scheinen mußte, als versuche hier jemand, hindurchzudringen. Drüben regte sich nichts. Entweder war kein Feind vorhanden oder ich hatte es mit einem zu thun, der zu schlau und zu erfahren war, um sich durch eine solche Finte irre machen zu lassen.

Ich beſchloß, alles zu wagen. Ich kroch zurück und holte aus. Mit zwei Sprüngen hatte ich den freien Raum durchmeſſen und drang, das Meſſer zum Stoß bereit haltend, in die Lentisken ein. Unter abgebrochenen Zweigen lag ein Menſch; das fühlte ich ſofort, aber er war nicht lebend. Ich hob die Zweige empor und erblickte ein von den Todeszuckungen gräßlich entſtelltes Geſicht mit blutigem Schädel. Es war ein Weißer; man hatte ihn ſkalpiert. In dem Rücken ſteckte, wie ich bei der Unterſuchung ſeines Körpers bemerkte, die mit Widerhaken verſehene Spitze eines abgebrochenen Pfeiles. Ich hatte es alſo mit Indianern zu thun, die ſich auf dem Kriegspfade befanden; das ſagte mir der Widerhaken.

Hatten ſie ſich entfernt, oder befanden ſie ſich noch in der Nähe? Ich mußte das wiſſen. Ihre Spuren waren von hier aus deutlich zu bemerken; ſie führten von dem Bahndamme in die Prairie hinein. Ich folgte ihnen, immer bereit, einen Pfeil zu erhalten oder mein Meſſer zu gebrauchen, von Buſch zu Buſch. Es waren vier Mann geweſen, zwei ältere und zwei Jünglinge, wie ich aus der Größe der Fußſtapfen ſchließen konnte. Sie hatten, während ich mich bloß auf den Finger- und Zehenſpitzen fortbewegte — eine Aufgabe, welche große Uebung und nicht unbedeutende Kraft erfordert — ihre Fährte gar nicht zu verbergen geſucht, mußten ſich hier alſo vollſtändig ſicher fühlen.

Der Wind blies aus Südoſt, aus derjenigen Richtung, welcher ich mich entgegen bewegte; daher erſchrak ich nicht ſehr, als ich das Schnaufen eines Pferdes vernahm; denn es konnte mich nicht gewittert haben. Ich kroch weiter und befand mich endlich am Ziele oder bemerkte doch wenigſtens genug, um mich wieder zurückziehen zu können. Vor mir ſah ich nämlich zwiſchen den Büſchen eine Anzahl von vielleicht ſechzig Pferden, alle außer zweien auf indianiſche Weiſe angeſchirrt. Die Sättel hatte man

ihnen abgenommen, jedenfalls um sie an dem in der Nähe befindlichen Lagerplatz als Sitze oder Kopfunterlagen zu gebrauchen. Bei den Tieren standen nur zwei Mann Wache. Der eine, ein noch junger Mensch, hatte ein Paar derbe, rindslederne Stiefel an, jedenfalls das frühere Eigentum des Ermordeten, den ich vollständig nackt gefunden hatte und dessen Kleider und Habseligkeiten unter seine Mörder verteilt worden waren. Er gehörte also wohl zu den vieren, deren Fährte mich herbeigeführt hatte.

Der Indianer verkehrt öfters mit Weißen, welche seine Sprache nicht verstehen. Aus diesem Grunde hat sich zwischen den roten Männern und den ‚Bleichgesichtern' eine Pantomimensprache gebildet, deren Zeichen samt ihrer Bedeutung jeder kennen muß, welcher den wilden Westen betritt. Bei einem lebhaften Temperamente oder bei aufregenden Veranlassungen kommt es dann sehr häufig vor, daß sich jemand der mündlichen Ausdrucksweise bedient und dieselbe unwillkürlich mit Pantomimen begleitet, welche dieselbe Bedeutung wie die Worte haben. Die beiden Wächter unterhielten sich, und der Gegenstand ihres Gesprächs mußte sie sehr lebhaft interessieren, denn sie gestikulierten, sich hier für unbeobachtet haltend, in einer Weise, welche ihnen wohl mehr als einen tadelnden Blick der ersteren, älteren Krieger zugezogen haben würde. Sie deuteten nach Westen, gaben das Zeichen des Feuers, des Pferdes, also der Lokomotive, welche von den Indianern ja ‚Feuerroß' genannt wird, hieben mit ihren Bogen auf die Erde, als wollten sie hacken oder wuchtige Hammerschläge ausführen, zielten wie zum Schießen, machten die Bewegung des Stechens und des Tomahawkschwunges — — ich hatte genug gesehen und kehrte unverzüglich zurück, wobei ich die von mir verursachten Spuren so viel wie möglich vertilgte.

Aus diesem Grunde dauerte es lange, sehr lange, ehe

ich mein Pferd wieder erreichte. Es hatte mittlerweile Gesellschaft gefunden, denn neben demselben weidete die Stute Sams, welcher gemütlich hinter einem Busche lag und an einem mächtigen Stück Dürrfleisch kaute.

„Wie viele sind es, Charley?“ fragte er mich.

„Wer?“

„Indsmen.“

„Wie kommt Ihr auf diese?“

„Der alte Sans-ear scheint Euch wohl auch ein Greenhorn zu sein, wie Ihr vorher ihm? Da irrt Ihr Euch aber gewaltig, hihihihi!“

Es war das halblaute, selbstbewußte Lachen, welches ich bereits einmal von ihm vernommen hatte, und das er wohl nur hören ließ, wenn er sich einem anderen überlegen wußte. Auch dies war eine Aehnlichkeit mit Sam Hawkens, welcher fast ebenso zu lachen pflegte.

„Inwiefern, Sam?“

„Muß ich Euch das erst sagen, Charley? Was hättet Ihr wohl gethan, wenn Ihr hier angekommen wäret und hättet diesen Hammer da beim Pferde gefunden, nicht aber Euern, Old Shatterhand?“

„Ich hätte gewartet, bis er zurückgekehrt wäre.“

„Wirklich? Das möchte ich zum Beispiel nicht gern glauben. Ihr fehltet, als ich kam; es konnte Euch etwas passiert sein, und so ging ich Euch nach.“

„Ich hätte aber auch bei einem Vorhaben sein können, welches durch Eure Gegenwart vereitelt werden konnte. Zudem denke ich, daß Old Shatterhand nichts unternimmt, ohne vorher die nötige Vorsicht anzuwenden. Wie weit seid Ihr mir nachgefolgt?“

„Erst dahin, dann dorthin, hüben und drüben, bis zu dem armen Mann, den die Indsmen ausgelöscht haben. Ich konnte rasch machen, denn ich wußte Euch vor mir;

als ich dann den Toten sah, so dachte ich, daß Ihr nur auf Späße wäret, und kehrte zurück, wo ich zum Beispiel nachher ganz ruhig auf Euch gewartet habe. Also wie viele sind es?"

„Sechzig vielleicht."

„Schau! Also wohl die Truppe, deren Spur ich gestern schon bemerkte. Auf dem Kriegspfade?"

„Ja."

„Kurzes Lager?"

„Sie haben abgesattelt."

„Blitz! Da haben sie hier herum etwas vor! Habt Ihr nichts bemerkt?"

„Wie mir scheint, wollen sie die Schienen aufreißen, daß der Zug verunglückt, wenn er kommt und ihn dann berauben."

„Seid Ihr närrisch, Charley? Das wäre ja ein ganz außerordentlich gefährliches Ding für die Railroader samt ihren Passagieren! Woher wißt Ihr es?"

„Ich habe sie belauscht."

„So versteht Ihr die Mundart der Ogellallahs?"

„Ja. Es war aber gar nicht nötig, denn die Pferdewache, in deren Nähe ich gelangte, sprach in deutlichen Pantomimen."

„Das ist zuweilen trügerisch. Beschreibt mir doch einmal die Pantomimen, die Ihr gesehen habt!"

Ich that es; der kleine Mann sprang empor, beherrschte sich aber und ließ sich wieder nieder.

„Dann habt Ihr sie richtig verstanden, und wir müssen dem Zuge Hilfe bringen. Aber wir wollen uns zum Beispiel nicht übereilen, denn solche bedeutende Dinge müssen mit Ruhe überlegt und besprochen werden. Also sechzig? Hm, ich bringe kaum noch zehn Kerben auf meine Büchse; wo schneide ich sie nachher hin?"

Ich hätte trotz der ernsten Situation beinahe laut gelacht. Das kleine Männchen hatte sechzig Indsmen vor sich und war, statt sich vor ihrer Ueberzahl zu fürchten, nur um den Platz für seine Kerben besorgt.

„Wie viel wollt ihr denn niederstrecken?“ fragte ich ihn.

„Das weiß ich zum Beispiel selbst noch nicht; ich denke aber, höchstens zwei oder drei, denn sie werden davonlaufen, wenn sie zwanzig oder dreißig Weiße bemerken.“

Er zog also ebenso, wie ich es bereits im stillen gemacht hatte, den Umstand mit in Berechnung, daß wir durch das Zugpersonal und die Passagiere verstärkt werden müßten.

„Die Hauptsache ist,“ bemerkte ich, „daß wir auch wirklich denjenigen Zug erraten, welchen sie überfallen wollen. Es wäre höchst verdrießlich, wenn wir die falsche Richtung einschlügen.“

„Nach ihren Pantomimen meinen sie den Mountainszug, der aus Westen kommt, und das wundert mich. Der Ostzug hat doch wohl bedeutend mehr von den Gütern oder Dingen bei sich, welche die Indsmen brauchen können, als der andere. Es wird uns da wohl nichts übrig bleiben, als uns zu teilen; der eine geht nach Morgen und der andere nach Abend.“

„Dazu sind wir allerdings gezwungen, wenn es uns nicht gelingt, Sicherheit zu bekommen. Ja, wenn wir wüßten, wie und wann die Züge gehen.“

„Wer soll das wissen! Ich habe all meine Lebtage noch nicht in so einem Dinge gesteckt, das sie Waggon nennen, und in dem man vor Angst nicht weiß, wohin man seine Beine zu stecken hat; ich lobe mir die Prairie und meine Tony! An der Arbeit habt Ihr die Indsmen noch nicht getroffen?“

„Nein. Ich habe überhaupt nur die Pferde gesehen Aus allem ist zu erraten, daß sie wissen, wann der Zug

kommt, und, wie es scheint, werden sie vor nachts nicht an die Arbeit gehen. Es ist höchstens noch eine halbe Stunde bis zur Dämmerung; dann schleichen wir sie an, um vielleicht zu erfahren, was wir noch nicht wissen."

„Well, so mag es sein!"

„Dann aber ist es nötig, daß sich einer von uns hier auf den Damm postiert. Es könnte ja möglich sein, daß es den Roten einfiel, sich hier auf der andern Seite heranzumachen; wenigstens denke ich, daß sie nach unserer Richtung die Schienen aufreißen werden, da sie den Angriffsplatz zwischen sich und dem Zuge herrichten müssen."

„Ist nicht notwendig, Charley. Da seht Euch einmal die Tony an! Ich pflocke oder hobbele sie nie an; sie ist ein glorios kluges Viehzeug und hat eine Nase, auf die ich mich verlassen kann. Habt ihr einmal ein Pferd gesehen, welches nicht schnaubt, wenn es einen Feind wittert?"

„Nein."

„Nun seht, es giebt auch nur ein einziges, und das ist die Tony. Das Schnauben warnt zwar den Herrn des Pferdes, aber es verrät auch zweierlei, nämlich erstens, wo sich Pferd und Mann befinden, und zweitens, daß der Mann eben gewarnt worden ist. Daher habe ich es der Tony abgewöhnt, und das gescheite Viehzeug hat mich sehr verstanden. Ich lasse sie stets frei grasen, und sobald sie eine Gefahr wittert, kommt sie herbei und stößt mich mit dem Maul."

„Und wenn sie einmal, wie zum Beispiel heute, nichts bemerkt?"

„Pshaw! Die Luft kommt gerade von den Indsmen her, und ich lasse mich von Euch auf der Stelle erschießen, wenn Tony nicht jede Rothaut auf tausend Schritte ankündigt. Uebrigens haben diese Kerls Augen wie die Adler, und selbst wenn Ihr Euch der Länge nach auf den

Damm legt, ist es möglich, daß sie Euch von weitem bemerken. Also bleibt nur ruhig hier, Charley!"

„Ihr habt recht, und ich will der Tony einmal ebenso vertrauen wie Ihr. Ich kenne sie noch nicht lange, aber ich habe doch beinahe schon die Ueberzeugung, daß man sich auf sie verlassen kann."

Ich langte wieder eine meiner ‚Selbstgefertigten' hervor und steckte sie in Brand. Sam riß die kleinen Augen so weit wie möglich auf und that mit dem Munde ganz dasselbe. Seine Nasenflügel erweiterten sich und sogen den Duft des Krautes begierig ein, während ein vollständiges Entzücken seine Züge verklärte. Der Westmann kommt nicht oft in die Lage, einen guten Tabak zu kosten, und ist doch gewöhnlich dem Rauchen mit höchster Leidenschaft ergeben.

„O wonderful —! Charley — —! Ist's möglich, Ihr habt Cigarren?"

„Das versteht sich! Wohl noch ein Dutzend. Wollt Ihr eine?"

„Her damit! Ihr seid ein Kerl, vor dem man einen ganzen Kürbis*) voll Achtung haben muß!"

Er brannte die seinige an der meinigen an, verschlang nach indianischer Gewohnheit den Rauch von einigen Zügen und blies ihn dann wieder aus dem Magen empor. Sein Gesicht zeigte dabei eine Verklärung, als sei er bis in den siebenten Himmel Mohammeds emporgestiegen.

„Hang sorrow, ist das ein Vergnügen! Soll ich raten, was es für eine Sorte ist, Charley?"

„Ratet einmal! Seid Ihr ein Kenner?"

„Will es meinen!"

„Nun?"

*) Trapperausdruck für: sehr viel.

„Goosefoot aus Virginien oder Maryland!“

„Nein!“

„Was! Dann irrte ich mich zum erstenmale. Es ist Goosefoot, denn diesen Geruch und diesen Geschmack kenne ich!“

„Es ist keiner!“

„Dann ist es sicher brasilianischer Legittimo!“

„Auch nicht!“

„Curassao aus Bahia?“

„Wieder nicht!“

„Nun, was denn?“

„Seht Euch die Cigarre an!“

Ich zog noch eine hervor, drehte sie auf und reichte ihm dann Deckblatt, Umblatt und Einlage hinüber.

„Seid Ihr verrückt, Charley, daß Ihr eine solche Cigarre zu Schanden macht! Jeder Fallensteller giebt Euch unter Umständen, wenn er nämlich lange nicht geraucht hat, fünf bis acht Biberfelle dafür!“

„Ich werde in zwei oder drei Tagen wieder neue bekommen.“

„In drei Tagen —? Neue —? Woher denn?“

„Aus meiner Fabrik.“

„Was! Ihr habt eine Cigarrenfabrik?“

„Ja.“

„Wo denn?“

„Dort!“

Ich zeigte auf meinen Mustang.

„Charley, ich bitte Euch, macht mir nur dann einen Witz, wenn er zum Beispiel etwas taugt!“

„Es ist kein Witz, sondern Wahrheit.“

„Hm! Wenn ihr nicht Old Shatterhand wäret, so dächte ich wirklich, daß es in Eurem Kopfe etwas zu viel oder zu wenig giebt!“

„Seht Euch erſt den Tabak an!“

Er that es mit aller Sorgfalt.

„Kenne ich nicht. Aber gut iſt er, ausgezeichnet gut.“

„So will ich Euch meine Fabrik zeigen.“

Ich ging zu meinem Muſtang, lockerte den Sattel und zog unter demſelben ein kleines Kiſſen hervor, welches ich öffnete.

„Da, greift hinein!“

Er zog eine Hand voll Blätter hervor.

„Charley, macht mich nicht zum Narren! Das ſind ja lauter Kirſchen- und Lentiskenblätter!“

„Richtig! Ein wenig wilder Hanf dabei, und das Deckblatt hier iſt weiter nichts als eine Ochſenzungenart, die Ihr hier wohl Verhally nennt. Dieſes Kiſſen iſt wirklich meine Tabakfabrik. Finde ich eine Sorte von dieſen Blättern, ſo ſammle ich ſie nach Bedarf, ſtecke ſie in das Kiſſen und lege dasſelbe unter den Sattel; es entwickelt ſich Wärme; die Blätter gären — da habt Ihr meine Kunſt!“

„Unglaublich!“

„Aber wahr! Eine ſolche Cigarre iſt allerdings nur ein höchſt miſerables Surrogat, und jeder Rippenpuffer, deſſen Gaumen wie Büffelleder iſt, wird höchſtens einen Zug thun und ſie dann wegwerfen; aber lauft einmal jahrelang in der Savanne umher und raucht dann ein ſolches Ding, ſo werden Euch die Ochſenzungenblätter wie der beſte Gooſefoot erſcheinen. Ihr ſeht es ja an Eurem eigenen Beiſpiele!“

„Charley, Ihr ſteigt in meiner Achtung!“

„Verratet nur nichts davon, wenn Ihr einmal bei Leuten ſitzt, die noch nicht im Weſten waren! Man hält Euch ſonſt für einen Tunguſen, Kirgiſen oder Oſtjäken, der ſeine Geſchmacks- und Geruchswerkzeuge mit Teer eingerieben oder mit Pech verkleiſtert hat!“

„Tunguſe oder Oſtjäke, iſt mir alles gleich, wenn nur die Cigarre ſchmeckt. Uebrigens weiß ich gar nicht einmal, wo dieſe Art von Leuten zu finden iſt.“

Er ließ ſich durch die Enthüllung meines Fabrikationsgeheimniſſes nicht im geringſten in ſeinem Genuſſe ſtören, ſondern rauchte die Cigarre bis auf einen Stummel ab, der ſo winzig war, daß er ihn kaum noch zwiſchen den Lippen zu halten vermochte.

Mittlerweile hatte ſich die Sonne geſenkt; die Dämmerung war hereingebrochen, und es begann ſo ſtark zu dunkeln, daß wir an unſer Vorhaben denken konnten.

„Jetzt?“ fragte Sam.

„Ja.“

„Wie denn?“

„Wir gehen miteinander bis zu den Pferden der Rothäute; dann teilen wir uns, beſchleichen ihr Lager und ſtoßen hinter demſelben wieder zuſammen.“

„Gut! Und ſollte etwas geſchehen, was uns zur Flucht treibt, wobei wir uns verlieren können, ſo kommen wir von hier aus grad nach Süden am Waſſer zuſammen. Ein Urwald, der von den Bergen niederſteigt, ſtreckt dort ſeine letzte Spitze weit in die Prairie hinein. Zwei Meilen von dieſer Spitze aus, am ſüdlichen Rande des Waldes, giebt es eine Prairiebucht, in der wir uns leicht finden können.“

„Gut! Alſo vorwärts!“

Es ſchien mir nicht wahrſcheinlich, daß wir verſprengt würden, doch war es klug und vorſichtig gehandelt, ſich auf alle Fälle ſicher zu ſtellen.

Wir brachen auf.

Jetzt war es bereits ſo dunkel, daß wir gefahrlos in aufrechter Stellung über die Bahn gehen konnten. Dann wandten wir uns links und ſchritten, das Meſſer im Falle einer feindlichen Begegnung zum Stoße bereit haltend, längs

des Dammes dahin. Das Auge gewöhnt sich in der Prairie sehr bald an die Dunkelheit; wir hätten auf einige Schritte Entfernung hin jeden Indianer erkannt. An der Leiche des getöteten Weißen vorüber gelangten wir an den Platz, wo vorhin die Pferde gehalten hatten. Sie standen noch da.

„Ihr rechts und ich links!“ raunte Sam und schlich von mir weg.

Ich wandte mich in einem Bogen um die Pferde herum und gelangte an einen von Gesträuch freien Platz, auf welchem die dunklen Gestalten der Indianer lagen. Sie hatten kein Feuer angezündet und verhielten sich so still, daß ich das Knistern eines Käfers in den Grasbüscheln zu hören vermochte. Etwas abseits von ihnen sah ich drei Gestalten sitzen, die einzigen, die ein Gespräch zu führen schienen. Ich beschlich sie so vorsichtig wie möglich.

Als ich mich kaum noch sechs Schritte hinter ihrem Rücken befand, erkannte ich zu meinem Erstaunen in dem einen von ihnen einen Weißen. Was hatte dieser mit den Indsmen zu schaffen? Ein Gefangener war er nicht; das lag klar auf der Hand. Vielleicht war er einer jener Savannenklepper, welche es bald mit den Roten und bald mit den Weißen halten, je nachdem es ihre räuberischen Absichten erfordern. Er konnte allerdings auch einer jener Jäger sein, welche, von den Indianern gefangen genommen, sich ihr Leben dadurch retten, daß sie ein rotes Mädchen zur Squaw*) nehmen und nun fortan zu dem Stamme gehören. Dann aber wäre seine Kleidung, deren Bestandteile und Schnitt ich trotz der Dunkelheit ziemlich genau zu erkennen vermochte, eine mehr indianische gewesen.

Die beiden anderen waren Häuptlinge, wie ich an den Rabenfedern erkannte, welche sie sich auf dem hoch aufgetürmten Schopfe befestigt hatten. Es schien also, als seien

*) Frau.

die Krieger von zwei verſchiedenen Stämmen oder Dörfern zu dem beabſichtigten Unternehmen zuſammengetreten.

Die drei ſaßen am Rande des freien Platzes hart an einem Buſche, welcher es mir ermöglichte, mich ihnen ſo zu nähern, daß ich vielleicht einige Worte ihres Geſpräches erlauſchen konnte. Ich ſchob mich zu ihnen hinan und lag bald in ſo unmittelbarer Nähe hinter ihnen, daß ich ſie mit der Hand erreichen konnte.

Es ſchien eine Pauſe in ihrer Unterhaltung eingetreten zu ſein. Das Schweigen währte wohl einige Minuten, dann fragte der eine Häuptling den Jäger in dem aus engliſchen und indianiſchen Worten gemiſchten Idiom, deſſen ſich der Indsman bedient, wenn er mit einem Weißen ſpricht:

„Und mein weißer Bruder weiß ganz genau, daß juſt mit dem nächſten Feuerroß das viele Gold kommen wird?“

„Ich weiß es,“ antwortete der Gefragte.

„Wer hat es ihm geſagt?“

„Einer der Männer, welche bei dem Stalle des Feuerroſſes wohnen.“

„Das Gold kommt aus dem Lande der Waikur*)?“

„Ja.“

„Und es ſoll zum Vater der Bleichgeſichter**) gehen, der Dollars daraus machen will?“

„So iſt es!“

„Der Vater der Bleichgeſichter wird nicht ſo viel von dem Golde erhalten, daß er ſich einen Half-Penny daraus machen kann! Werden viele Männer auf dem Feuerroſſe reiten?“

„Das weiß ich nicht; aber es mögen ihrer noch ſo viele ſein, mein roter Bruder wird ſie mit ſeinen tapfern Kriegern alle beſiegen.“

*) Californien.

**) Der Präſident der Vereinigten Staaten.

„Die Krieger der Ogellallah werden viele Skalpe bringen, und ihre Frauen und Mädchen werden den Tanz der Freude tanzen. Werden die Reiter des Feuerrosses vieles bei sich haben, was die roten Männer brauchen können? Kleider, Waffen, Callico?“

„Das alles werden sie bei sich haben und noch viel mehr. Aber werden die roten Männer ihrem weißen Bruder auch geben, was er verlangt hat?“

„Mein weißer Bruder wird erhalten alles Gold und Silber, welches das Feuerroß mit sich führt. Sie brauchen es nicht, denn in ihren Bergen sind so viele Nuggets, als sie nur haben wollen. Ka-wo-mien, der Häuptling der Ogellallah“ — und dabei zeigte er mit dem Finger auf sich selbst — „lernte einst ein kluges, tapferes Bleichgesicht kennen, welches sagte, das Gold sei nichts als ‚deadly dust‘*), geschaffen von dem bösen Geiste der Erde, um die Menschen zu Dieben und Mördern zu machen.“

„Dieses Bleichgesicht war ein großer Narr. Wie war sein Name?“

„Er war kein Narr, sondern ein sehr kluger und tapferer Krieger. Die Kinder der Ogellallah waren droben an den Wassern des Broad-fork versammelt, um sich die Skalpe einer Anzahl von Trappern zu holen, welche in ihrem Gebiete viele Biber gefangen hatten. Bei den Fallenstellern war ein weißer Mann, den sie für närrisch hielten, weil er Pflanzen und Käfer suchte und bloß gekommen war, um sich die Savanne anzusehen. Aber in seinem Kopfe wohnte die Weisheit und in seinem Arme die Stärke; seine Büchse fehlte nie, und sein Messer fürchtete sich nicht vor dem grauen Bären des Felsengebirges. Er wollte ihnen Klugheit geben gegen die roten Männer, sie aber verlachten ihn. Darum wurden sie alle getötet, und ihre Schädel-

*) Tödlicher Staub.

häute zieren noch heute die Wigwams der Ogellallah. Er hatte seine weißen Brüder nicht verlassen wollen und tötete viele rote Männer; aber ihrer waren so viele, daß sie ihn niederrissen, obgleich er stand wie die Eiche des Waldes, die alles zerschmettert, wenn sie fällt unter der Axt des Woodmannes. Er wurde gefangen genommen und nach den Dörfern der Ogellallah geführt. Sie töteten ihn nicht, denn er war ein mutiger Krieger, und manches Mädchen des roten Volkes wollte als Squaw mit ihm in seine Hütte gehen. Ma-ti-ru, der größte Häuptling der Ogellallah, wollte ihm das Wigwam seiner Tochter geben, oder er sollte sterben; er aber verschmähte die Blume der Prairie, raubte das Pferd des Häuptlings, stahl sich seine Waffen wieder, tötete mehrere Krieger und entkam."

„Wie lange ist dies her?"

„Die Sonne hat seitdem vier Winter besiegt."

„Und wie hieß er?"

„Seine Faust war wie die Tatze des Bären; er hat mit der bloßen Hand die Schädel vieler roten Männer und auch einiger Bleichgesichter zerschmettert; und daher nannten ihn die weißen Jäger Old Shatterhand."

Es war wirklich eines meiner früheren Abenteuer, welches Ka-wo-mien erzählte. Jetzt erst erkannte ich ihn und auch den neben ihm sitzenden Ma-ti-ru, die mich einst gefangen genommen hatten. Der Erzähler hatte die Wahrheit berichtet, nur mußte ich ihm im stillen den Vorwurf machen, daß er sich in Beziehung auf meine Person einer zu großen Ausschmückung bediente.

„Old Shatterhand? Den kenne ich!" antwortete der Weiße. „Er befand sich einst in dem Hide-spot*) von

*) Ein gegen die Angriffe der Indianer und weißen Banden von den Jägertrupps angelegtes Versteck, in welchem sie sich und ihre Jagdbeute zu verbergen pflegen.

Old Firehand, als ich dasſelbe mit einigen wackeren Männern angriff, um uns ihre Ottern- und Biberfelle zu holen. Ich entkam damals mit noch zwei Mann und möchte wünſchen, dem Halunken einmal zu begegnen. Er ſollte ſein Kapital mit reichlichen Zinſen zurück erhalten!"

Jetzt erkannte ich auch ihn. Er war der Anführer jener Buſhheaders, die uns droben am Süd-Saskatſchawan überfallen hatten, von uns aber ſo empfangen worden waren, daß nur dieſe drei entkamen. Er war einer jener Prairieräuber, welche man mehr zu fürchten hat, als die wildeſten Indianer, da ſie die ſchlimmen Eigenſchaften beider Raſſen in doppeltem Maße in ſich vereinigen.

Ma-ti-ru, der bis jetzt noch nicht geſprochen hatte, erhob ſeine Hand.

„Wehe ihm, wenn er wieder in die Hände der roten Männer fällt! Er würde an den Marterpfahl gebunden, und Ma-ti-ru nähme ihm jede einzelne Muskel von den Knochen. Er hat die Krieger der Ogellallah getötet, das beſte Pferd des Häuptlings geraubt und das Herz der ſchönſten Tochter der Savanne von ſich geſtoßen!"

Hätten die drei Männer gewußt, daß der, gegen den ſie ſolche Drohungen ausſtießen, kaum drei Spannen weit hinter ihnen lag!

„Die roten Männer werden ihn niemals wieder ſehen, denn er iſt weit über das Waſſer nach dem Lande gegangen, wo die Sonne wie Feuer brennt, wo der Sand größer iſt als die Savanne, wo der Löwe brüllt und die Männer viele Weiber haben dürfen."

Ich hatte an einigen Lagerfeuern gelegentlich erwähnt, daß ich nach der Sahara gehen wolle. Das war auch geſchehen, und nun erfuhr ich bei meinem jetzigen Streifzug durch die Prairie zu meinem Erſtaunen, daß die Kunde davon ſogar ſchon zu den Indianern gedrungen war. Es

ſchien mir hier mit dem Bowiekneif beſſer gelungen zu ſein, ein bekannter Mann zu werden, als drüben in der Heimat mit der Feder.

„Er wird wiederkommen,“ meinte Ma-ti-ru. „Wer den Atem der Prairie getrunken hat, dürſtet nach ihr, ſo lange ihm der große Geiſt das Leben läßt!“

Darin hatte er recht. Wie der Gebirgsbewohner ſich im flachen Lande bis zur Krankheit nach ſeinen Höhen ſehnt und der Seemann nicht von dem Meere zu ſcheiden vermag, ſo thut es auch die Prairie jedem an, den ſie einmal umfangen hat. Ich war wieder zurückgekehrt.

Jetzt deutete Ka-wo-mien nach den Sternen.

„Mein weißer Bruder ſehe den Himmel an! Es iſt Zeit, nach der Bahn des Feuerroſſes zu gehen. Sind die eiſernen Hände, welche meine Krieger dem weißen Diener des Roſſes genommen haben, ſtark genug, ſeine Bahn zu zerreißen?“

Dieſe Frage ſagte mir, wer der Ermordete geweſen war. Jedenfalls ein Bahnbeamter, welcher mit ſeinen Werkzeugen, die der Häuptling ‚eiſerne Hände‘ nannte, die Strecke begangen hatte, um den Schienenweg zu revidieren.

„Sie ſind ſtärker als die Hände von zwanzig roten Männern,“ antwortete der Weiße.

„Und verſteht es mein weißer Bruder ſie zu gebrauchen?“

„Ja. Die roten Männer mögen mir folgen! In einer Stunde wird der Zug ankommen. Doch meine Brüder mögen noch einmal bedenken, daß alles Gold und Silber mir gehört!“

„Ma-ti-ru lügt nie!“ verſicherte ſtolz der Häuptling, indem er ſich erhob. „Das Gold iſt dein, und alles andere ſamt den Skalpen der Bleichgeſichter gehört den tapfern Kriegern der Ogellallah.“

„Und Ihr gebt mir Maultiere, um mein Gold zu

tragen, und Männer, um mich zu beſchützen auf dem Wege nach dem Canadian?“

„Du bekommſt Maultiere, und die Krieger der Ogellallah werden dich bringen bis an die Grenzen des Landes Aztlan*). Und trägt das Feuerroß ſehr viele Dinge, die Ka-wo-mien und Ma-ti-ru gefallen, ſo führen ſie dich auch noch weiter bis an die große Stadt Aztlan, wo dein Sohn auf dich wartet, wie du erzählteſt.“

Der Sprecher ſtieß einen Ruf aus, und ſofort erhoben ſich alle Indianer. Ich wandte mich zurück. Unweit der Stelle, an welcher ich gelegen hatte, vernahm ich ein leiſes Geräuſch, als ob ein leichter Luftzug über die Halme ginge.

„Sam!“

Ich hatte das Wort mehr gehaucht als geſprochen, und doch richtete ſich in der Entfernung von einigen Schritten die kleine Geſtalt meines Gefährten halb und nur auf einen einzigen Augenblick empor.

„Charley!“

Ich kroch zu ihm hin.

„Was habt Ihr geſehen?“ fragte ich ihn.

„Nicht viel; die Indsmen, grad wie Ihr.“

„Und gehört?“

„Gar nichts, kein einziges Wort. Und Ihr?“

„Sehr viel. Doch kommt! Sie brechen auf, jedenfalls nach Weſten zu, und wir müſſen eilen, daß wir unſere Pferde erreichen.“

Ich huſchte voran, er mir nach. Wir gelangten an die Bahn und ſtiegen über den Damm nach der andern Seite desſelben. Dort hielten wir an.

„Sam, geht zu den Pferden und reitet eine halbe Meile die Bahn entlang, wo Ihr auf mich wartet. Ich

*) So heißt Mexiko im Dialekte der Sioux.

möchte die Roten doch nicht eher verlaſſen, als bis ich mich genau orientiert habe."

„Kann ich das nicht auf mich nehmen? Ihr habt bisher ſo viel erſpioniert, daß ich mich ſchämen muß, gar nichts gethan zu haben."

„Geht nicht, Sam! Mein Muſtang gehorcht Euch; Euere Tony aber würde ſich vielleicht von mir nicht fortbringen laſſen."

„Da habt Ihr zum Beiſpiel ſehr Recht, Charley, und deshalb will ich gehen!"

Er ſchritt aufrecht und ſchnell davon. Es wäre jetzt eine ſehr überflüſſige Mühe geweſen, darauf zu ſehen, daß ſein Fuß keine Fährte zurückließ. Er war kaum im Dunkel des Abends verſchwunden, ſo erblickte ich, an der diesſeitigen Böſchung liegend, jenſeits des Dammes die Indianer, welche — einer hinter dem andern — vorüberhuſchten.

Ich folgte ihnen hüben in der Weiſe, daß ich immer parallel mit ihnen blieb. Nicht weit von der Stelle, wo ich den Hammer gefunden hatte, hielten ſie an und beſtiegen den Damm. Ich zog mich hinter die Büſche zurück und vernahm nach kurzer Zeit das Geklirr von Eiſen an Eiſen und dann laute Hammerſchläge. Der Bushheader hatte ſich an die Arbeit gemacht, mit den dem Bahnwärter abgenommenen Werkzeugen die Schienen von ihrer Unterlage zu reißen.

Nun war es Zeit. Ich verließ den Schauplatz des zu erwarten Kampfes und eilte vorwärts. In fünf Minuten hatte ich Sam eingeholt.

„Sie arbeiten an den Schienen?" fragte er mich.

„Ja."

„Ich habe es gehört. Wenn man das Ohr hier auf dieſelben legt, vernimmt man zum Beiſpiel jeden Hammerſchlag."

„Jetzt vorwärts, Sam! In drei Viertelſtunden kommt der Zug, und ich muß ihn erreichen, noch bevor ſie ſeine Lichter ſehen können.“

„Hört, Charley, ich gehe nicht mit!“

„Warum?“

„Verlaſſen wir beide den Platz, ſo müſſen wir nachher mit einem nochmaligen Rekognoszieren eine koſtbare Zeit verlieren; gehe ich aber zu den Indsmen zurück, um ſie zu beobachten, ſo kann ich Euch bei Eurer Rückkehr ſofort genau unterrichten.“

„Das iſt wahr! Und Eure Tony?“

„Laſſe ich hier. Sie geht nicht von der Stelle, bis ich wiederkomme.“

„Gut! Ich weiß, daß Ihr an der Sache nichts verderben werdet.“

„Ich nicht, darauf könnt Ihr Euch ſehr verlaſſen. Alſo macht, daß Ihr fortkommt, Charley! Ihr werdet mich hier wiederfinden.“

Ich ſtieg aufs Pferd und ritt, ſo ſchnell es die Dunkelheit geſtattete, dem zu erwartenden Zuge entgegen. Es war notwendig, dieſen in einer ſolchen Entfernung von hier zu erreichen, daß die Indianer nicht bemerken konnten, daß er anhielt. Die Nacht ward allmählich lichter; die Sterne ſtiegen auf und warfen ihren milden Schein über die Prairie, ſo daß man auf einige Pferdelängen hin alles ziemlich deutlich zu erkennen vermochte. Mein Ritt nahm infolgedeſſen an Schnelligkeit fortwährend zu und wurde durch keine Störung unterbrochen, bis ich eine Strecke von vielleicht drei Meilen*) zurückgelegt hatte.

Hier hielt ich an, ſtieg ab, pflockte meinen Muſtang an und hobbelte ihm zugleich die Vorderbeine zuſammen.

*) Es ſind immer engliſche Meilen gemeint.

Der durch den Eisenbahnzug entstehende Lärm hätte ihn sonst veranlassen können, auszubrechen.

Jetzt suchte ich so viel Dürrgras wie möglich zusammen, legte Reisig auf dasselbe und fertigte mir dann eine Fackel, indem ich einige Büschel Gras auf einen Ast befestigte, den ich mir vom Busche brach. So vorbereitet, konnte ich des Zuges warten, legte meine Decke auf das Bahngeleis und setzte mich, um von Zeit zu Zeit das Ohr an die Schienen zu legen und dann wieder hinauszuforschen nach der Gegend, aus welcher der Zug kommen mußte.

Ich hatte kaum zehn Minuten gewartet, so vernahm ich ein leises, ganz leises Rollen, welches von Sekunde zu Sekunde stärker anschwoll. Dann erblickte ich in weiter Ferne einen kleinen, lichten Punkt, der mitten unter den hart über dem Horizonte stehenden Sternen auftauchte, aber kein Stern sein konnte, da er sich auffällig vergrößerte und schnell näher rückte. Der Zug nahete.

In kurzem teilte sich das Licht in zwei Punkte. Jetzt war es Zeit. Ich zündete den Asthaufen an, der sofort eine hochauflodernde Flamme gab, die bereits jetzt von dem Zuge aus bemerkt werden konnte. Das Rollen desselben nahm immer zu; schon vermochte ich den durch die beiden Lichter verursachten Lichtkeil zu bemerken, welcher vor der Maschine die Dunkelheit durchbrach. In einer Minute mußte er mich erreicht haben.

Ich brannte meine Fackel an und lief, sie um den Kopf wirbelnd, dem Zuge entgegen. Der Maschinist erkannte natürlich, daß ich ihm ein Zeichen zum Halten geben wollte; er stoppte; drei schrille Pfiffe erschallten kurz hintereinander; die Bremsen legten sich kreischend an die Räder; ein ohrzerreißendes Rauschen, Rollen, Zischen und Prasseln, und die Lokomotive hielt grad an der Stelle,

wo mein Feuer am Bahndamme brannte. Der Maſchiniſt neigte ſich zu mir herab und fragte:

„Halloo, Mann, was ſoll Euer Zeichen bedeuten? Wollt Ihr vielleicht einſteigen?“

„Nein, Sir; ich möchte Euch grad im Gegenteil erſuchen, ab- und auszuſteigen.“

„Fällt mir nicht ein!“

„Werdet es aber dennoch thun, denn da vorn ſind Indianer, welche die Schienen aufgeriſſen haben.“

„Was ſagt Ihr? Indianer? 's death! Redet Ihr die Wahrheit, Mann?“

„Habe keine Gründe, das Gegenteil zu thun!“

„Was wollt Ihr?“ fragte mich jetzt auch der Conducter, welcher abgeſtiegen und herbeigekommen war.

„Es ſollen Rothäute vor uns ſein,“ antwortete ihm der Maſchiniſt.

„Iſt's wahr? — Habt Ihr ſie geſehen?“

„Geſehen und belauſcht. Es ſind Ogellallahs.“

„Die ſchlimmſten, die es geben kann! Wie viel?“

„Ungefähr ſechzig.“

„Zum Henker! Das iſt in dieſem Jahre bereits der dritte Ueberfall eines Zuges, den die Halunken unternehmen; aber wir werden ſie heimſchicken. Habe längſt gewünſcht, eine Gelegenheit zu finden, ihnen auf die Finger zu klopfen. Wie weit ſind ſie von hier?“

„Drei Meilen ungefähr.“

„Dann deckt die Lichter zu, Maſchiniſt! Die Kerls haben ſcharfe Augen. Hört, Maſter, ich bin Euch großen Dank ſchuldig dafür, daß Ihr uns gewarnt habt! Ihr ſeid ein Prairiemann, wie ich an Eurem Habitus erkenne?“

„So etwas Aehnliches. Ich habe noch einen bei mir, der die Roten beobachtet, bis wir kommen.“

„Das iſt klug von Euch. Aber, gebt Raum, Ihr Leute!

Die Sache ist ja gar kein Unglück, sondern verspricht uns eine ganz verwünschte Plästr."

Man hatte vom nächsten Wagen aus unser Gespräch gehört, und sofort alle Thüren geöffnet. Sämtliche Passagiere eilten herbei und drängten mit hundert Ausrufungen und Fragen durcheinander. Auf die Mahnung des Conducters aber wurde die nötige Ruhe hergestellt.

„Ihr habt einen Transport Gold und Silber bei Euch?" fragte ich ihn.

„Wer sagt das?"

„Die Indsmen. Sie werden von einem weißen Bushheader angeführt, der das Metall als Anteil bekommt, während das übrige samt allen Skalpen den Indianern zufallen soll."

„Ah! Wie kann der Halunke wissen, was wir geladen haben!"

„Er scheint es von einem Bahnbeamten erfahren zu haben; auf welche Weise aber, das kann ich nicht sagen."

„Werden schon dahinter kommen, wenn er lebendig in unsere Hände fällt, was ich sehr wünsche. Aber da sagt einmal, Master, wie Euer Name ist, damit man weiß, wie man Euch zu nennen hat!"

„Mein Kamerad heißt Sans-ear, und ich — — —"

„Sans-ear? Alle Wetter, ein tüchtiger Kerl, der bei der Sache so viel thun wird, wie ein Dutzend andere! Und Ihr?"

„Mich heißen sie hier in der Prairie Old Shatterhand."

„Old Shatterhand, der vor drei Monaten droben in Montana von mehr als hundert Sioux gejagt wurde und mit Schneeschuhen die ganze Strecke des Yellow-Stone vom Schneeberge an bis Fort Union in drei Tagen zurücklegte?"

„Ja."

„Sir, ich habe manches über Euch gehört und freue

mich, grad Euch einmal zu treffen! Aber sonderbar! Habt Ihr nicht bereits vor einiger Zeit einen Zug gerettet, den Parranoh, der weiße Häuptling der Sioux, vernichten wollte?"

„Allerdings. Ich hatte damals den Apachenhäuptling Winnetou bei mir, den berühmtesten Indianer, soweit die Prairie reicht. Aber bitte, Sir, faßt einen Entschluß! Die Indsmen wissen sehr genau, wann der Zug eintreffen muß, und könnten Verrat ahnen, wenn wir zu lange zögern."

„Da habt Ihr recht. Vor allen Dingen möchte ich da wissen, welche Stellung sie einnehmen. Wer einen Feind angreifen will, muß sich unterrichten, welche Disposition derselbe getroffen hat."

„Ihr sprecht wie ein großer Feldherr, Sir; leider aber kann ich Euch keine genügende Auskunft geben. Ich konnte, um Euch zu warnen, nicht warten, bis die Indsmen schlagfertig dastehen. Wir werden von meinem Gefährten alles erfahren, was uns nötig ist. Wenn ich Euch bat, einen Entschluß zu fassen, so wollte ich damit nur wissen, ob Ihr überhaupt gesonnen seid, anzugreifen oder nicht."

„Natürlich, natürlich werde ich sie angreifen," antwortete er eifrig. „Ich habe ja die Pflicht, diesem Volke den Appetit auf unsere Frachtgüter ein- für allemal zu verleiden. Ihr und Euer Kamerad seid ja zu wenig gegen sechzig Indsmen und dürft es gar nicht wagen, an einen — —"

„Pshaw, Sir!" fiel ich ihm in die Rede. „Was wir wagen dürfen oder nicht, das wissen wir wohl genauer als andere Leute. Sans-ear hat heut am hellen Tage vier Rote angegriffen und sie binnen zwei Minuten ausgelöscht, und ich sage Euch, daß wir von den Ogellallahs einige Dutzend in die ewigen Jagdgründe senden werden, ohne Eurer Hilfe zu bedürfen. Es kommt hier weniger auf die Zahl als vielmehr auf andere Dinge an, die man in der

Faust und im Kopfe hat. Wenn ich in der Finsternis des Abends mit meinem Henrystutzen allein fünfundzwanzig Schüsse abgeben kann, ohne laden zu müssen, so wissen die Indsmen nicht, ob sie zwei oder zwanzig gegen sich haben. Hört, ihr Männer, giebt es unter euch irgend welche, die Waffen bei sich tragen?"

Diese Frage war eigentlich überflüssig. Ich wußte, daß jeder dieser Leute eine Art von Schießgewehr bei sich führen werde; aber der Conducter hatte gethan, als ob er die Direktion in die Hand nehmen wolle, und das konnte ich nicht zugeben. Einen nächtlichen Angriff gegen eine Indianertruppe zu leiten, dazu gehörte mehr, als ich einem Bahnbeamten zutrauen durfte, selbst wenn dieser ein ganz wackerer und mutiger Mann genannt werden mußte. Ich erhielt ein einstimmiges, rundumtönendes „Ja!" als Antwort, und der Conducter fügte hinzu:

„Ich habe als Passagiere sechzehn Bahnarbeiter, die mit ihren Messern und Büchsen ganz vortrefflich umzugehen verstehen, und zwanzig Milizmen, welche nach Fort Palwieh bestimmt sind und Flinte, Revolver und Messer tragen. Außerdem giebt es noch einige Gentlemen hier, welche sich gern das Vergnügen machen werden, den guten Indsmen bis ein wenig tiefer unter die Haut zu krabbeln. He, wer macht mit, ihr Leute?"

Alle ohne Ausnahme erklärten sich bereit, mit vorzugehen, und wenn es ja einen gab, dem es eigentlich an Mut gebrach, so sagte er doch zu, um nicht als Feigling zu gelten. Solche Leute konnten mir freilich nicht viel nützen; es war besser, sie blieben zurück, und darum meinte ich:

„Hört, Mesch'schurs, ihr seid sehr wackere Männer, aber alle können doch nicht mit, das seht ihr doch wohl ein. Ich sehe da einige Ladies stehen, die wir unmöglich ohne Schutz lassen können. Selbst wenn wir siegen, was

ich allerdings gar nicht bezweifle, ist es doch möglich, daß die flüchtigen und versprengten Indsmen hier vorbeikommen und sich auf den verlassenen Zug werfen würden. Daher müssen wir einige mutige Männer als Bedeckung zurücklassen. Wer diesen Posten übernehmen will, der mag sich melden!"

Wirklich erklärten sich acht bereit, den Zug mit ihrem teuern Leben zu verteidigen. Es waren die Männer der drei vorhandenen Damen und fünf Reisende, die auf mich den Eindruck machten, als ob sie sich auf die Preise von Eisenwaren, Wein, Cigarren und Hanfsamen besser verständen, als auf die richtige Handhabung eines Bowiemessers. Den ersteren konnte ich ihre Zurückhaltung nicht verargen; sie hatten vor allen Dingen die Pflichten gegen ihre Ladies zu erfüllen.

„Der Zug kann ohne Beamte nicht gelassen werden. Wer bleibt hier?" fragte ich den Conducter.

„Der Maschinist mit dem Feuermanne," lautete die Antwort. „Er kann den Oberbefehl über diese tapfern Gentlemen übernehmen. Ich gehe natürlich mit Euch und werde die Truppe kommandieren."

„Ganz wie Ihr wollt, Sir! Ihr seid gewiß schon öfters gegen Indsmen im Felde gewesen?"

„Ist nicht nötig! Diese Yambarikos*) wissen ihre Gegner bloß hinterlistig zu überfallen und abzuschlachten. Bei einem offenen und regelrechten Angriffe gegen sie aber suchen sie ihr Heil stets in der Flucht. Wir werden auf alle Fälle leichte Arbeit haben."

„Meine es nicht, Sir. Es sind Ogellallahs, die blutdürstigsten der Sioux, und werden angeführt von den berühmten Häuptlingen Ka-wo-mien und Ma-ti-ru."

„Ihr wollt damit doch nicht etwa sagen, daß ich mich

*) Verachtetste Klasse der Indianer.

vor ihnen fürchten soll? Wir sind hier über vierzig Männer, und ich denke, die Sache ist sehr einfach. Ich habe die Lichter verdecken lassen, damit die Roten nicht merken, daß ich gewarnt wurde. Jetzt nehmen wir die Masken wieder ab; Ihr steigt auf die Maschine und laßt den Maschinisten bis hart an die zerstörte Stelle fahren. Dort halten wir, springen herab und fallen über die Kerls her, daß nicht einer von ihnen übrig bleibt. Wir stellen dann den Eisenstrang wieder her und haben einen Aufenthalt von höchstens einer Stunde einzubringen."

„Ich muß gestehen, daß Ihr Anlagen zu einem ganz tüchtigen Kavallerieobersten verratet, der keine größere Plaisir kennt, als den Feind im Anprall niederzureiten. Doch dazu gehören andere Verhältnisse als die gegenwärtigen. Führt Ihr Euer Vorhaben wirklich aus, so werdet Ihr Euere vierzig Mann in den sichern Tod treiben, und ich muß mich sehr hüten, an der Ausführung eines solchen Planes teilzunehmen."

„Was? Ihr wollt uns nicht helfen? Ist dies Feigheit, oder ärgert Ihr Euch darüber, daß Ihr nicht den Anführer spielen sollt?"

„Feigheit? Pshaw! Wenn Ihr wirklich von mir gehört habt, so ist es sehr unüberlegt von Euch, dieses Wort auszusprechen, denn dann könnte Old Shatterhand sehr leicht Lust bekommen, mit seiner Faust auf Eurem Schädel zu beweisen, daß er seinen Namen mit Ehren trägt. Und was den Aerger anbelangt, so kann es mir ja sehr gleichgültig sein, wem der Zug und eure Skalpe nach einer Stunde gehören werden, Euch oder den Indianern. Auf meine Kopfhaut aber hat kein Mensch ein Recht, als ich allein, und ich werde sie noch einige Zeit lang zu behalten suchen. Good evening, Mesch'schurs!"

Ich wandte mich um. Der Conducter faßte mich beim Arme.

„Stopp, Maſter! So geht das nicht! Ich habe hier den Oberbefehl übernommen, und Ihr habt mir zu gehorchen. Ich werde mich wohl hüten, den Zug hier in einer ſolchen Entfernung vom Kampfplatze ſtehen zu laſſen, denn ich habe jeden Verluſt zu verantworten. Es bleibt bei meinem Plane: Ihr führt uns bis zur Stelle, und wir verlaſſen die Wagen nicht eher, als bis wir dort angelangt ſind. Ein guter Feldherr muß jeden Umſtand in Berechnung ziehen, auch den, daß er die Schlacht verlieren kann. In dieſem Falle bieten uns die Wagen einen ſichern Zufluchtsort, von wo aus wir uns verteidigen können, bis wir mit dem nächſten Zuge von Weſt oder Oſt Hilfe erhalten. Iſt's nicht ſo, ihr Männer?"

Alle ſtimmten ihm bei. Es befand ſich nicht ein einziger Weſtmann unter ihnen, und ſo hatte ſein Plan für ſie einen Schein von Praktik, durch den ſie ſich beſtechen ließen. Er war ſehr befriedigt von dieſem Ergebnis und ſagte zu mir:

„Alſo aufgeſtiegen, Sir!"

„Schön! Ihr befehlt, und ich gehorche!"

Ein raſcher Sprung brachte mich auf den Rücken meines Muſtangs, den ich während des Geſpräches bereits losgehobbelt hatte.

„O nein, my dear; ich meine die Maſchine!"

„Und ich das Pferd, Sir. Unſere Meinungen gehen eben auch hier auseinander."

„Ich befehle Euch, abzuſteigen!"

Ich drängte mein Pferd an ſeine Seite, bog mich zu ihm nieder und ſagte:

„Mann, Ihr ſcheint noch niemals mit einem richtigen Weſtläufer zuſammengeraten zu ſein, ſonſt würdet Ihr in einem andern Tone mit mir ſprechen. Seid ſo gut und ſtellt Euch ſelbſt auf die Lokomotive!"

Ich faßte ihn mit der Rechten bei der Bruſt und zog ihn empor; ein kräftiger Schenkeldruck brachte meinen Muſtang hart an die Maſchine; im nächſten Augenblick flog der Eiſenbahn-Stratege hinter den Wetterſchirm, und ich galoppierte davon.

Es war jetzt ſo ſternenhell geworden, daß mich die Büſche nicht im geringſten am ſchnellen Ritt hinderten. Ich brauchte nicht viel mehr als eine Viertelſtunde, um Sam zu erreichen.

„Nun?“ fragte er, als ich vom Pferde ſtieg. „Ich denke, Ihr bringt Leute!“

Ich erzählte ihm, warum dies nicht geſchah.

„Habt's recht gemacht, Charley, ſehr recht! So ein Railroader*) ſieht unſereinen über die Achſel an, weil man ſich zum Beiſpiele nicht täglich dreimal friſieren laſſen kann. Natürlich führen ſie den Plan aus, werden ſich aber wundern, hihihihi!“

Während dieſes halblauten Gelächters machte er die Bewegung des Skalpierens und fuhr dann fort:

„Aber Ihr habt mir noch gar nicht erzählt, was Ihr da vorne erfahren habt!“

„Ka-wo-mien und Ma-ti-ru ſind die Anführer.“

„Ah! Dann giebt es einen Kampf, an dem ſich das alte Herz erfreuen kann.“

„Es iſt ein Weißer bei ihnen, der ihnen verraten hat, daß der Zug Gold und Silber mit ſich führt.“

„Das will er haben und ihnen das andere und die Skalpe laſſen?“

„Ja.“

„Konnte mir es denken! Jedenfalls ein Bushheader!“

„Ich kenne ihn. Er überfiel einſt mit ſeiner Bande

*) Eiſenbahner.

das Hide-spot von Old Firehand, mußte aber die Hand davon laſſen.“

„Wie heißt er?“

„Weiß es nicht; iſt auch nicht von Intereſſe, da dieſe Sorte von Menſchen ſich täglich anders nennt. Ihr habt rekognosziert?“

„Ja. Sie haben ſich geteilt und zu beiden Seiten der Bahn aufgeſtellt, ungefähr in der Mitte zwiſchen der zerſtörten Stelle und ihren Pferden, bei denen ich wieder zwei Mann Wache fand. Aber was thun denn wir, Charley? Helfen wir den Railroaders oder gehen wir zum Beiſpiel fort?“

„Es iſt unſere Pflicht, ihnen zu helfen, Sam. Oder ſeid Ihr vielleicht anderer Meinung?“

„Fällt mir gar nicht ein! Mit der Pflicht, da habt Ihr vollſtändig recht, und außerdem müßt Ihr an meine Ohren denken, die mir noch lange nicht vollſtändig bezahlt worden ſind. Ich wette meine Tony gegen einen Laubfroſch, daß morgen in der Früh einige tote Indsmen ohne Ohren an der Bahn liegen werden! Aber was jetzt thun, Charley?“

„Wir teilen uns auch und poſtieren uns zu beiden Seiten des Dammes zwiſchen die Indsmen und ihre Pferde.“

„Well! Aber da kommt mir ein Gedanke! Was meint Ihr zu einem guten Stampedo*)?“

„Hm! Wäre wohl gut, wenn wir überlegen wären und es auf die gänzliche Vertilgung der Indsmen abſehen könnten. Hier aber möchte ich nicht dazu raten. Die Railroader werden den kürzeren ziehen, und wir beide können nichts thun, als die Roten bis zum nächſten Zuge hinhalten oder ihnen einen plötzlichen Schreck einjagen, daß ſie fliehen. In beiden Fällen iſt es gut, wenn ſie fort können;

*) Durchbrennen der Pferde.

nehmen wir ihnen aber die Pferde, so behalten wir sie in der Nähe. Habt Ihr noch nichts gehört von der guten Regel, daß man dem Feinde unter Umständen goldene Brücken bauen muß?"

„Habe bisher nur hölzerne, steinerne und eiserne Brücken kennen gelernt! Eure Ansicht in Ehren, Charley, aber wenn ich mir zum Beispiel vorstelle, was die Roten für Gesichter schneiden werden, wenn sie aufsteigen wollen und kein Pferd mehr finden, so juckt es mich in allen Fingerspitzen. Und was die Hauptsache ist, können wir sie denn nicht grad dadurch panisch erschrecken, wenn wir ihnen die Pferde auf den Leib jagen?"

„Das ist richtig! Doch ist es besser, wir warten erst die Umstände ab."

„Meinetwegen! Aber eins müßt Ihr mir auf alle Fälle zugeben!"

„Was?"

„Daß ich die beiden Wächter beseitige. Nicht?"

„Ich bin in keiner Lage ein Freund von unnützem Blutvergießen, doch sehe ich hier ein, daß Ihr recht habt — es ist traurige Notwehr. Wenn die Wachen fallen, sind die Pferde ganz in unsere Hand gegeben. Bringen wir also zunächst unsere eigenen Tiere in Sicherheit, und dann vorwärts!"

Wir ritten etwas in das Land hinein, wo ich mein Pferd so befestigte, daß es kaum drei Schritte Spielraum hatte. Sam that mit seiner Tony ganz dasselbe. So sicher er ihrer sonst war, im Falle eines Stampedo konnte leicht der ausbrechende Pferdetrupp die Richtung nach unseren Tieren nehmen und diese mit sich fortreißen.

Nun kehrten wir in einem Bogen, welcher uns hinter die Indsmen brachte, zurück. Noch immer ließen sich die Lichter der Lokomotive nicht bemerken. Entweder hatte der

Plan des Conducteurs doch ſeine Gegner gefunden, oder man hatte ſich nicht ſofort entſchließen können, nun ohne meine Führung weiter zu fahren.

Bei den Pferden angelangt, erkannten wir leicht die Geſtalten der beiden Wächter, welche keine ruhige Stellung eingenommen hatten, ſondern einzeln um die Lichtung patrouillierten. Der eine von ihnen näherte ſich langſam dem Strauche, hinter welchem wir ſtanden. Als er vorüberſchritt, blitzte die Klinge Sams und fuhr ihm ins Herz. Kein Laut ward ausgeſtoßen. Der andere hatte das gleiche Schickſal, als er nachher vorbeikam. Wer die Prairie nicht kennt, ahnt nichts von der Glut der Erbitterung, mit welcher ſich zwei Raſſen bekämpfen, deren Angehörige von Schritt zu Schritt im Blute ihrer Gegner ſchreiten.

Bei der Bewegung, welche ich machte, um das Fallen des zweiten Opfers nicht mit anſehen zu müſſen, fiel mein Blick auf ein Pferd, welches mir nahe hielt. Es trug den bequemen ſpaniſchen Sattel mit großen Steigbügelſchuhen, wie er in Mittel- und Südamerika gebräuchlich iſt, und war nicht auf indianiſche Weiſe aufgezäumt. Sollte es das Pferd des Weißen ſein? Ich trat näher. Zu beiden Seiten waren am Sattelrande tiefe ſchmale Taſchen angebracht, die ich unterſuchte. Sie enthielten einige Papiere und zwei Beutel, deren Inhalt ich jetzt nicht erforſchen konnte. Ich ſteckte alles zu mir.

„Was nun?“ fragte jetzt Sam.

„Wir teilen uns; ich rechts und Ihr links. Aber halt, ſchaut einmal nach vorn!“

„Der Zug, wahrhaftig, es iſt der Zug, der jetzt zum Beiſpiel herangedampft kommt! Bleiben wir noch, Charley, um zu ſehen, wie der Stecken ſchwimmen wird!*)“

*) Trapperausdruck für: wie es gehen wird.

Der Plan des Conducters war alſo doch aufrecht erhalten worden. Die beiden ſcharfen Lichter der Maſchine kamen näher, aber langſam, ſehr langſam, denn es galt, die Stelle zu erkennen, an welcher die Schienen aufgeriſſen worden waren. Bald hörten wir das Rollen der Räder, welches immer lauter wurde, und endlich, ja, da hielt der Zug hart an der Schienenbreſche.

Welcher Grimm mußte jetzt die Wilden überkommen, wenn ſie ſahen, daß die Hauptbedingung ihres Sieges vereitelt war! Vielleicht errieten ſie, daß die Railroader gewarnt worden waren. Für die letzteren war es jetzt das Klügſte, ſich in ihren Waggons vollſtändig ruhig zu verhalten. Ich hoffte beinahe, daß ſie es thun würden, ſah mich aber enttäuſcht, denn die Wagen öffneten ſich, die Weißen ſprangen heraus und ſchritten zum Angriff vor. Sie ſollten die Unklugheit dieſes Verfahrens augenblicklich erkennen. Im Vordringen kamen ſie in das Bereich des intenſiven Maſchinenlichtes und boten den Indsmen ſo genaue Zielpunkte, daß dieſe ſich nichts Beſſeres wünſchen konnten. Eine Salve krachte, noch eine, und dann erhob ſich ein Geheul, wie es gräßlicher und markerſchütternder gar nicht gedacht werden konnte.

Mit den abgeſchoſſenen Gewehren in der Hand ſtürzten ſich die Wilden herbei, fanden aber nur die Toten und Verwundeten, da ſich die übrigen augenblicklich zurückgewandt hatten, um das Innere der Wagen zu gewinnen. Einige der Indsmen bückten ſich nieder, um den Gefallenen die Skalpe zu nehmen, mußten aber davon ablaſſen, da man aus dem vorderſten Waggon auf ſie ſchoß.

Jetzt wäre es das Klügſte geweſen, der Maſchine Rückdampf zu geben. Es geſchah nicht. Vielleicht hatte ſich der Maſchiniſt mit dem Feuermanne ebenſo wie die anderen in einen Wagen geflüchtet.

„Jetzt wird zum Beiſpiel eine regelrechte Belagerung beginnen,“ meinte Sam.

„Glaube es nicht! Die Roten wiſſen, daß ſie nur Zeit bis zum nächſten Zuge haben, und werden einen Sturm verſuchen, obgleich ſie dies nie gern thun.“

„Und wir? Es iſt hier ſehr ſchwierig, einen guten Entſchluß zu faſſen.“

„Der Entſchluß iſt nur etwas wert, wenn er ſchnell kommt und ebenſo raſch ausgeführt wird. Das beſte Angriffsmittel iſt das Feuer. Wir müſſen zu den Pferden. Jeder reitet einen weiten Halbkreis und ſteigt alle fünfzig bis ſechzig Pferdelängen ab, um die Prairie anzubrennen. Vorher aber laſſen wir den Stampedo los, um die Feinde am ſchnellen Angriffe zu verhindern und ihnen die Mittel zur Flucht zu entziehen. Unter den jetzigen Verhältniſſen giebt es allerdings nichts Beſſeres.“

„Alle Wetter, das iſt ein ſchlimmer Plan für ſie! Aber wir werden die Wagen mitverbrennen!“

„Bewahre! Zwar weiß ich nicht, ob ſie feuergefährliche Gegenſtände, wie Oel und Teer, geladen haben, aber das Holz der Wagen iſt ſtark genug, einem Grasfeuer zu widerſtehen, und dann müßt Ihr an das einzige Mittel denken, welches den Indianern bleibt, ſich vor dem Schmoren zu retten: ſie müſſen Gegenfeuer anzünden und werden das in der unmittelbaren Nähe der Wagen thun, darauf könnt Ihr Euch verlaſſen. Ich zum Beiſpiel würde an ihrer Stelle auf jeden Fall das Geleiſe unter den Wagen zu gewinnen ſuchen.“

„Habt Ihr auch an die Zeit gedacht, welche wir brauchen werden, um mit unſern langſamen Punks Feuer zu bekommen? Und Fackeln dürfen wir nicht machen, weil dieſe uns verraten würden.“

„Ein guter Prairiemann muß für alle Fälle vorbereitet

ſein. Ich habe mir für ähnliche Gelegenheiten eine hinreichende Anzahl von Zündhölzern aufbewahrt. Hier nehmt!"

„Bravo, Charley! Nun aber den Stampedo und dann zu unſern Pferden!"

„Halt, Sam, da ſehe ich eben ein, daß ich ganz unverzeihlich dumm geweſen bin! Wir brauchen ja unſere Tiere gar nicht; hier giebt es deren mehr als genug. Ich nehme gleich hier dieſen Braunen!"

„Und ich den Fuchs daneben. Vorwärts, die Laſſos durchgeſchnitten!"

Dies thaten wir, indem wir eiligſt von einem Pferde zum andern ſchlüpften. Dann brannten wir das hinter den Tieren befindliche Geſtrüpp an und ſtiegen auf. Die Flamme leckte bloß erſt einige Zoll hoch empor und konnte von den Indsmen noch gar nicht geſehen werden; wir durften jetzt an das Werk gehen, ohne von ihrem Scheine verraten zu werden.

„Wo treffen wir uns wieder?" fragte Sam.

„Droben an der Bahn ſtoßen wir wieder zuſammen, aber nicht vor der Flamme, ſondern zwiſchen den Feuern. Verſtanden?"

„Sehr. Alſo go on, alter Fuchs!"

Das Löſen ihrer Feſſeln hatte die Pferde bereits aufgeregt. Jetzt rochen ſie den nahen Brand und ſträubten die Mähnen. Mehrere bäumten ſich ſchon, und der Ausbruch war alſo für jeden Augenblick zu erwarten. Ich ritt nach rechts ab in die Prairie hinein, ſchlug im Galopp einen Bogen mit einem Radius von beinahe einer engliſchen Meile, ſprang fünfmal ab, um das Gras anzuzünden, und befand mich bereits wieder in der Nähe des Dammes, als mir einfiel, daß wir uns einer Gedankenloſigkeit ohnegleichen ſchuldig gemacht hatten; wir waren der Eingebung des Augenblickes gefolgt, ohne an unſere eigenen Tiere zu denken.

Sofort riß ich mein Pferd herum und ſprengte in gerader Linie auf den Ort zu, an welchem wir ſie zurückgelaſſen hatten. Der Feuerkreis um uns beleuchtete jetzt jeden Gegenſtand. Weit draußen in der Savanne war der Hufesdonner der durchgegangenen Pferde zu hören; in der Nähe erſchallte ein Wut- und Schreckensgeheul, wie es nur von indianiſchen Kehlen hervorgebracht werden kann; unter den Wagen des Zuges loderten mehrere kleine Flammen empor; ich hatte mich alſo in der Vorausſetzung, daß die Wilden verſuchen würden, ſich durch Gegenfeuer zu retten, nicht geirrt; links da drüben hielt mein Muſtang mit der langbeinigen Tony, und dort — wahrhaftig, dort kam Sam herbeigejagt, daß der Leib ſeines Pferdes beinahe den Boden berührte; auch er hatte ſich im letzten Augenblick auf unſere Unterlaſſungsſünde beſonnen.

Aber unſere Tiere waren bereits auch von den Indianern bemerkt worden; eine ganze Anzahl von ihnen lief auf dieſelben zu, und die zwei ſchnellſten befanden ſich nur noch wenige Schritte von ihnen entfernt. Ich zog den Riemen der Büchſe feſter an, richtete mich im Sattel empor und griff zum Tomahawk. In tigergleichen Sätzen ſchnellte mein Pferd vorwärts, und ich gelangte mit den zweien zugleich an. Ein Blick genügte, ſie zu erkennen. Es waren die beiden Häuptlinge.

„Zurück, Ma-ti-ru; die Pferde ſind mein!“

Er drehte den Kopf zu mir herum und erkannte mich.

„Old Shatterhand! Stirb, du Kröte der Bleichgeſichter!“

Er riß das Meſſer hervor; ein Sprung brachte ihn an die Seite meines Pferdes. Er holte zum Stoße aus, wurde aber von meinem Schlachtbeile ſo getroffen, daß er niederſtürzte. Der andere war bereits auf den Rücken meines Muſtangs geſprungen, hatte aber nicht beachtet, daß das Pferd gefeſſelt war.

„Ka-wo-mien, du haſt vorhin mit dem weißen Verräter von mir geſprochen; jetzt werde ich mit dir reden!“

Er ſah, daß er auf dem unlenkbaren Pferd verloren war, und glitt wieder von demſelben herab, um hinter den Büſchen zu verſchwinden. Ich ſchwang den Tomahawk zum Schleudern um den Kopf, und die ſchwere Waffe traf ihn ſo auf den mit Adlerfedern geſchmückten Schädel, daß auch er zuſammenbrach. Jetzt ſprang ich ab, griff zum Henryſtutzen und wandte mich nach den andern zurück. Drei Schüſſe warfen ebenſo viele Wilde nieder, dann war das Feuer bereits ſo nahe gekommen, daß keine Zeit zum weiteren Kampfe übrig blieb. Ich durchſchnitt die Feſſeln meines Muſtangs und ſprang auf; der Braune war ſchon auf und davon.

„Hallo, Charley, dort in die Lücke hinein!“ rief Sam.

Er erreichte eben jetzt den Platz, ſprang von dem Fuchſe, welcher unverweilt weiterjagte, auf ſeine Stute herüber, bückte ſich von ihrem Rücken nieder, um den Riemen zu trennen, und jagte dann neben mir einer noch offenen Stelle zu, wo die Flammen ſich noch nicht vereinigt hatten.

Wir kamen glücklich hindurch, ſchwenkten nach links hinter die Flammen ein und hielten an. Der Ort, an welchem wir uns befanden, war derjenige, an welchem ich mein drittes Feuer angefacht hatte. Der Boden ſah vom Brande ſchwarz aus und hatte ſich bereits wieder abgekühlt. Vor und hinter uns bezeichnete ein dunkler, ſchon ausgebrannter Streifen meinen vorhin eingeſchlagenen Weg; zu beiden Seiten desſelben aber wogte das Feuermeer und verbreitete eine Glut, die den Sauerſtoff der Luft in der Weiſe verzehrte, daß uns das Atmen beinahe zur Unmöglichkeit wurde.

Dieſer die Bruſt beklemmende Zuſtand beſſerte ſich jedoch von Minute zu Minute; die Luft kühlte ſich deſto mehr

ab, je weiter das Feuer von uns wich, und nach kaum einer Viertelſtunde glühte nur noch der Horizont in purpurnen Tinten. Um uns her aber lag die Prairie ſo ſchwarz, daß man kaum drei Schritte weit zu ſehen vermochte, denn die Sterne waren durch Rauch verhüllt.

„Bless me, war das eine Höllenglut!“ meinte Sam. „Es ſoll mich wundern, wenn der Zug keinen Schaden gelitten hat.“

„Das glaube ich nicht. Die Wagen ſind ja für ſolche Fälle eingerichtet, da es öfters vorkommt, daß ein Zug einen Wald- oder Savannenbrand paſſieren muß.“

„Was jetzt thun, Charley? Man hat uns bemerkt und wird nun auf der Hut ſein.“

„Man ſieht uns auch jetzt noch, da wir zwiſchen den Indsmen und dem lichten Horizonte ſtehen. Wir müſſen in ihnen den Glauben erwecken, daß wir fortgehen. Vielleicht halten ſie uns für detachierte Mitglieder einer Jägertruppe und nehmen an, daß wir eilen werden, die Unſeren zum Erſatze der Ueberfallenen herbeizuholen. Wir halten im Galopp nach Norden, wenden uns dann nach Oſten und kehren in einem Bogen zurück.“

„Das iſt zum Beiſpiel ganz auch meine Meinung von der Sache, und ich glaube, daß ſie ein ſolches Ende nimmt, welches einigen Roten die Ohren koſten wird. Euer Tomahawk hat zum Beiſpiel vorhin auch wacker gearbeitet.“

„Und doch ſind die Getroffenen nicht tot!“ erwiderte ich in trockenem Tone.

„Nicht tot? Inwiefern denn zum Beiſpiel?“

„Ich habe ſie mit dem Tomahawk nur betäubt.“

„Nur betäubt? Seid Ihr bei Troſt oder nicht? Einen Indsman nur betäuben, wo er einem ſo hiebgerecht unter das Beil kommt! Ihr bekommt es ja wieder von neuem mit ihnen zu thun.“

„Und doch giebt es Gründe, von denen Ihr wohl einen wenigſtens begreifen werdet.“

„Nein, keinen einzigen, Charley. Ich vermute, daß es die beiden Häuptlinge waren, und grad gegen dieſe darf erſt recht keine Schonung gelten.“

„Ich war einſt ihr Gefangener; ſie konnten mich töten; aber ſie thaten es nicht. Ich mußte ihre Güte mit Undank lohnen, als ich von ihnen floh, und gab deshalb dem Tomahawk vorhin nur die halbe Kraft.“

„Nehmt mir's nicht übel, Charley, aber das war zum Beiſpiel eine ganz ſchauderhafte Dummheit von Euch! Ja, wenn es Euch die Kerls Dank wüßten! Aber ſie werden höchſtens ſagen, daß Old Shatterhand nicht einmal Mark genug im Arme hat, den Schädel eines Roten richtig zu behandeln. Ich hoffe jedoch, daß das Feuer Euren Fehler ausgebeſſert hat.“

Während dieſes laut herüber und hinüber gerufenen Geſpräches jagten wir nebeneinander über die Prairie hin. Die alte Stute warf ihre Sechzigmeterbeine ſo wacker durcheinander, daß ſie mit meinem Muſtang gleichen Schritt hielt, und es waren wirklich nur Minuten vergangen, als wir wieder bei der Bahn anlangten und zwar an einem Punkte, welcher vielleicht eine Meile öſtlich von der Stelle lag, wo der Zug hielt. Hier hobbelten wir unſere Pferde an und ſchlichen uns dem Schienenſtrange entlang dem Orte des Ueberfalles wieder zu.

Die Atmoſphäre war von einem ſtarken Brandgeruche erfüllt, und feine Aſche deckte die weite Ebene. Der leiſe Wind hob die Aſche empor und führte ſie den Atmungswerkzeugen zu, und es war ſchwierig, den Huſtenreiz zu beſiegen, welcher an uns zum Verräter hätte werden können. Wir ſahen ganz deutlich die beiden Lichter der Maſchine. Weder auf der einen noch auf der andern Seite des Bahn-

dammes war aber einer der Wilden zu bemerken. Wir krochen näher: ich blickte schärfer hin, und wirklich, was ich vermutet hatte, war geschehen: sie hatten sich vor dem Feuer auf die Bahn und zwar unter die Waggons zurückgezogen. Dort lagen sie eng neben- und hintereinander und getrauten sich nicht vor, weil sie sich dann den Kugeln der Weißen ausgesetzt hätten.

Da kam mir ein Gedanke. Die Ausführung desselben war schwierig, mußte aber jedenfalls eine durchschlagende Wirkung haben.

„Sam, geht zurück zu den Pferden, daß sie uns nicht von den Indsmen genommen werden!“

„Pshaw! Die sind froh, daß sie sicheres Quartier haben!“

„Ich werde sie aus demselben vertreiben.“

„Mit der Büchse?“

„Nein.“

Ich erklärte ihm meinen Plan, und er nickte vergnügt.

„Well, Charley, das ist der richtige Gedanke. Macht nur schnell hinauf, daß sie Euch nicht während des Sprunges erwischen! Ich werde zum Beispiel im richtigen Augenblick mit den Pferden bei der Hand sein, und hihihihi, dann fahren wir unter sie, wie der Büffel unter die Coyoten!“

Er bewegte sich rückwärts, ich aber kroch hart am Boden weiter vor, das Messer immer in der Rechten haltend, um bei einer etwaigen Ueberraschung sofort zur Gegenwehr bereit zu sein. Ich kam glücklich und unbemerkt an der Stelle unten am Bahndamme an, wo oben die Lokomotive stand. Die großen Treibräder und mein niedriger Haltepunkt verhinderten mich, zu sehen, ob auch unter der Maschine Indianer lägen. Ich schob mich an der Böschung empor und schnellte mich dann mit zwei raschen Sprüngen auf das ‚Feuerroß‘.

Ein lauter Ruf erscholl unter mir; ich legte die Hand

an, und im nächſten Augenblick ſetzte ſich der Train nach rückwärts in Bewegung. Ein vielſtimmiger Schrei, teils des Schmerzes und teils der Ueberraſchung erſcholl. Als ich ungefähr dreißig Schritte zurückgelegt hatte, gab ich wieder Vordampf.

„Hund!“ rief es da neben mir, und eine Geſtalt mit dem Meſſer in der Hand verſuchte es, ſich zu mir emporzuſchwingen.

Es war der Weiße. Ein kräftiger Fußtritt vor ſeine Bruſt warf ihn hinab.

„Hier, Charley!“ hörte ich jetzt rufen. „Schnell, ſchnell!“

Zur Linken von mir war Sans-ear auf ſeiner Tony, mein Pferd in der einen Hand am Zügel haltend, während er mit der anderen Hand zwei Wilde von ſich abwehrte, und vor mir liefen diejenigen Indsmen, welche von den Rädern nicht verletzt worden waren, nach der Richtung hin, wo ihre Pferde geſtanden hatten. Sie konnten doch unmöglich hoffen, daß ſich die Tiere trotz des Feuers am Platze gehalten hatten.

Ich ſtoppte ſofort, ſprang herab und eilte auf die Gruppe zu. Die beiden Indianer waren durch den Zuruf Sams aufmerkſam geworden; ſie bemerkten mich augenblicklich und flohen. Ich ſchwang mich auf, und bald befanden wir uns im dickſten Haufen der Fliehenden. Es war dies kein ſo gefährliches Unternehmen, als es vielleicht ſcheinen könnte; die Indsmen waren von einem wahrhaft paniſchen Schrecken ergriffen worden, und als ſie gar bemerkten, daß ihre Pferde verloren ſeien, ſtoben ſie vor uns auseinander, wie ein furchtſames Rudel Wild, in welches die Meute des Jägers gebrochen iſt.

Da hörte ich einen lauten Ruf aus Sams Munde:

„All devils, da iſt Fred Morgan! Hallo, du Satan, nieder mit dir!“

Ich blickte hinüber und sah gegen den Schein des noch am Horizont lohenden Brandes, daß er zu einem gewaltigen Hiebe ausholte, der aber nicht traf, denn der Gegner duckte sich augenblicklich nieder und verschwand dann im Schwarme der Fliehenden.

Sam spornte seine Stute zu einem gewaltigen Satze, der sie und ihn in ihre Mitte brachte; weiter konnte ich das Intermezzo nicht verfolgen, da sich mir einige Rothäute entgegengestellt hatten, die mir wacker zu thun gaben, ehe sie sich wieder wandten.

Ich folgte ihnen nicht; es war Blut genug geflossen, und ich konnte sicher sein, daß es den Indianern nach dieser Lektion nicht in den Sinn kommen werde, wieder umzukehren. Um Sam ein Zeichen zu geben, von der Verfolgung abzulassen, die ihm nichts als Gefahr bringen konnte, ahmte ich so laut wie möglich das Geheul des Coyoten nach und ritt dann zu dem Zug zurück.

Das Personal war ausgestiegen und suchte, während der Maschinist den Dampf ausströmen ließ, nach den Toten und Verwundeten. Der Conducter stand fluchend dabei. Als er mich erblickte, fuhr er wütend auf mich zu:

„Was fällt Euch ein, Euch an der Maschine zu vergreifen und uns die Roten zu vertreiben, die wir so fest hatten, daß wir sie bis auf den letzten Mann vertilgen konnten!“

„Sachte, sachte, Mann! Seid froh, daß sie fort sind, denn es hätte leicht kommen können, daß sie euch hatten, statt ihr sie. Gut genug hattet ihr es bereits eingefädelt!“

„Wer hat die Prairie angezündet?“

„Ich.“

„Seid Ihr verrückt! Und auch an mir habt Ihr Euch vergriffen! Wißt Ihr, daß ich Euch arretieren und der Court of justice überliefern kann?“

„Nein, das weiß ich nicht, aber ich gebe Euch recht gern die Erlaubnis dazu, Old Shatterhand vom Pferde herunterzuholen, in einen Waggon zu ſperren und dann dem Gerichte zu übergeben; ich wäre doch neugierig, zu erfahren, wie Ihr das anfangt.“

Er ſchien einigermaßen in Verlegenheit zu geraten.

„So iſt's nicht gemeint, Sir! Ihr habt allerdings einen dummen Streich begangen, aber den will ich Euch vergeben.“

„Danke, Sir! Es berührt das Herz ungemein wohlthuend, wenn die Mächtigen der Erde eine ſchöne Neigung zu Gnade und Barmherzigkeit verſpüren laſſen. Was werdet Ihr jetzt thun?“

„Was kann ich ſonſt thun, als die Schienen herſtellen laſſen und die Fahrt dann fortſetzen! Oder werden wir einen zweiten Angriff zu gewärtigen haben?“

„Denke es nicht, Sir. Eure Attacke war ſo ausgezeichnet erſonnen und ausgeführt, daß ihnen ſicher die Luſt vergehen wird, wiederzukommen.“

„Ihr wollt doch nicht etwa meiner ſpotten, Sir? Das möchte ich mir ſehr ſtreng verbitten. Ich konnte doch nicht dafür, daß es ihrer ſo viele waren und daß ſie ſich auf unſern Angriff in ſolcher Weiſe vorbereitet hatten!“

„Ich hatte es Euch geſagt. Die Ogellallahs wiſſen ihre Waffen vortrefflich zu gebrauchen. Seht hin; von Euren ſechzehn Bahnarbeitern und zwanzig Milizmen ſind nicht weniger als neun gefallen; ich habe das nicht zu verantworten. Und wenn Ihr bedenkt, daß ich und mein Kamerad nur zu zweien die ganze Rotte in die Flucht getrieben haben, ſo könnt Ihr ungefähr vermuten, wie es gegangen wäre, wenn Ihr mir ſtatt Euch ſelbſt gefolgt wäret.“

Er ſchien große Luſt zu haben, mir zu widerſprechen; es waren aber andere hinzugetreten, welche mir recht gaben, und ſo meinte er ziemlich kleinlaut:

„Bleibt Ihr noch hier, bis wir fort ſind?“

„Das verſteht ſich! Ein rechter Weſtmann thut niemals halbe Arbeit. Macht euch ans Werk: zündet einige Feuer an, die euch dazu leuchten — Buſchwerk iſt ja genug dazu hier — und ſtellt einige Wachen aus für den unwahrſcheinlichen Fall, daß die Redmen ſich ja noch einmal zurückwenden ſollten.“

„Wollt Ihr das nicht übernehmen, Sir?“

„Was?“

„Die Wache.“

„Denke nicht. Ich habe genug für Euch gethan und noch genug Anſtrengungen zu erwarten, während Ihr dahin geht, wo Ihr Euch pflegen könnt. Eure Strategie wird Euch ſchon ſagen, wie Ihr den Poſtendienſt am beſten einzurichten habt.“

„Aber wir haben keine ſo ſcharfen und geübten Augen und Ohren wie Ihr!“

„Strengt ſie an, Sir, ſtrengt ſie ein wenig an; dann ſeht und hört Ihr ebenſo ſcharf wie ich! Den Beweis will ich Euch ſogleich geben. Seid ſtill, ihr Leute, und horcht einmal nach links da hinaus! Hört ihr etwas?“

„Ja. Es kommt ein Pferd. Das iſt ſicher ein Wilder!“

„Pshaw! Glaubt ihr wirklich, daß ein Indsman ſo laut herbeigeritten kommt, um euch zu überfallen? Es iſt mein Maate, und ich rate euch ſehr, ihn höflich zu empfangen. Es iſt Sans-ear, der keinen Spaß verſteht!“

Allerdings war es Sam, der herbeigeritten kam und mit einer Miene von ſeiner Tony ſtieg, als ob er die ganze Welt erwürgen wolle.

„Habt Ihr mein Zeichen gehört?“ fragte ich ihn.

Er nickte bloß und wandte ſich an den Conducter:

„Seid Ihr der Mann, der ſo ſchöne Feldzugspläne ausſinnen kann?“

„Ja,“ antwortete der Gefragte so naiv, so daß ich Mühe hatte, das Lachen zu unterdrücken.

„Well, Sir, dann mache ich Euch mein Kompliment, denn da hier meine alte Stute, die Tony, hat mehr Grütze im Kopfe, als Ihr jemals gesehen habt. Aus Euch kann noch etwas werden. Nehmt Euch nur in acht, daß sie Euch nicht einmal gar zum Präsidenten wählen! Bleib, Tony, ich komme gleich wieder!“

Der brave Bahnbeamte stand ganz verblüfft da und wußte sichtlich gar nicht, was er sagen sollte. Selbst wenn er Worte gefunden hätte, so wäre es unmöglich gewesen, sie an den Mann zu bringen, denn Sans-ear war im Dunkel der Nacht verschwunden. Ich fragte mich natürlich, was meinen guten Sam in so ganz außerordentlich schlechte Laune versetzt haben könne, und konnte nichts anderes denken, als daß der Grund in jenem Fred Morgan liegen müsse. Jedenfalls war dies kein anderer als der weiße Bushheader, den ich von der Lokomotive gestoßen hatte. Wohin Sam jetzt gegangen war, konnte ich mir wohl denken; ich hätte baldigst ganz dasselbe gethan, hatte aber bisher noch keine Zeit dazu gehabt. Nach einigen Minuten kehrte er zurück. Ich hatte mich niedergesetzt und sah den Vorbereitungen zu, welche man beim Scheine der aufflammenden Feuer zur Reparatur des Bahngeleises traf. Er nahm neben mir Platz; seine Miene war nicht freundlicher, sondern womöglich noch grimmbartiger geworden.

„Nun?“ fragte ich ihn.

„Was nun?“ herrschte er mich an.

„Sind sie tot?“

„Tot? Lächerlich! Wie können ein paar Indianerhäuptlinge tot sein, wenn Ihr ihnen auf den Kopf krabbelt, wie einer Fliege, die gejuckt sein will! Wißt Ihr, was ich vorhin dem Conducter sagte?“

„Was?“

„Daß die Tony mehr Grütze im Kopf hat, als er.“

„Weiter!“

„Denkt es Euch selbst! Die Tony hätte Ka-wo-mien und Ma-ti-ru zum Beispiel ganz tot geschlagen, statt nur halb. Sie sind fort!“

„Ist mir lieb!“

„Lieb? Das ist ja ganz pitiful, ganz und gar jammervoll, zwei solche Kerls laufen zu lassen, wenn man ihre Skalpe bereits in den Händen hat!“

„Ich habe Euch meine Gründe gesagt, Sam; drum laßt das Räsonnieren! Sagt lieber, was Euch die Laune so verdorben hat!“

„Well, ist auch danach. Wißt Ihr, wen ich getroffen habe?“

„Fred Morgan.“

„Egad! Wer hat es Euch gesagt?“

„Ihr habt den Namen ja laut genug gerufen, als Ihr den Mann erkanntet.“

„So! Weiß nichts davon. Ratet, wer der Kerl ist!“

Bei dieser Frage und dem wutig-erhitzten Benehmen des alten Jägers kam mir ein Gedanke.

„Doch nicht etwa gar der Mörder Eures Weibes und Kindes!“

„Natürlich! — Wer sonst?“

Ich fuhr empor.

„Das ist stark! Das ist viel! Habt Ihr ihn erwischt?“

„Entkommen ist mir der Halunke; fort ist der Schuft, weg über alle Berge! O, ich könnte mir die Ohren herausreißen vor Grimm, wenn ich noch welche hätte!“

„Ich sah doch, wie Ihr ihm zu Pferde nachschnelltet, mitten unter die Indianer hinein!“

„Hat nichts geholfen, gar nichts. Ich habe ihn gar

nicht wiedergeſehen. Vielleicht hat er ſich zur Erde geworfen, ſo daß ich an ihm vorübergeritten bin. Aber mein wird er; finden muß ich ihn! Die Pferde ſind fort, und ſo können wir uns an die Fußſpuren halten."

„Wird eine ſchwierige Aufgabe ſein! Zwar ſind die Spuren eines Weißen recht gut von der Fährte eines Roten zu unterſcheiden, aber wer ſagt Euch denn, daß er nicht klug genug iſt, auch einwärts zu gehen, wie die Indianer? Und wird es auch immer ein Terrain geben, auf welchem die Fährte zu erkennen iſt?"

„Ihr habt recht, Charley; aber was ſoll ich ſonſt thun?"

Ich griff in die Taſche und zog die zwei Beutel und die Papiere hervor, welche ich bei dem Pferde des Weißen gefunden hatte.

„Vielleicht finden wir hier einen Anhalt über das, was wir vorzunehmen haben."

Ich öffnete die Beutel. Ganz in unſerer Nähe brannte eines der Feuer; ſein Schein fiel auf den Inhalt, den ich ganz deutlich zu erkennen vermochte. Ich ſtieß einen Ruf der Ueberraſchung aus.

„Steine, echte Steine, Diamanten! Sam, ich halte einen außerordentlichen Reichtum in den Händen!"

Wo hatte ſie dieſer Buſhheader her, und wie kamen ſie mit ihm in die wilde Savanne? Auf eine rechtmäßige Weiſe konnte er ſie nicht beſitzen, das war ſicher, und ich hatte unbedingt die Verpflichtung, den wahren Eigentümer ausfindig zu machen.

„Diamanten? 's death, iſt's wahr? Zeigt her! Ich habe in meinem ganzen Leben zum Beiſpiel noch niemals das Glück gehabt, ſo ein teures Stückchen Erdreich zwiſchen meinen Fingern zu halten."

Ich gab ſie ihm hin.

„Es ſind Braſilianer. Hier, ſchaut ſie an!"

„Hm, was die Menſchen doch für ſonderbare Geſchöpfe ſind! Es iſt doch nur Stein, nicht einmal ein rechtes, gutes Metall, nicht wahr, Charley?“

„Kohlenſtoff, Sam, nichts als Kohlenſtoff!“

„Kohlenſtoff oder Koks meinetwegen; ich gebe für den ganzen Kram hier mein altes Schießeiſen nicht hin! Was werdet Ihr mit den Schlacken thun?“

„Sie dem rechtmäßigen Eigentümer wiedergeben.“

„Und wer iſt das?“

„Weiß es nicht, werde es aber wohl erfahren, denn ein ſo horribler Verluſt wird nicht ſtill ertragen, ſondern in allen Zeitungen ausgeſchrieben.“

„Hihihihi, ſo müſſen wir gleich morgen abonnieren; nicht, Charley?“

„Iſt vielleicht gar nicht nötig; am Ende finden wir in dieſen Papieren irgend einen Aufſchluß.“

„Da ſeht doch zum Beiſpiel gleich einmal nach!“

Ich that es und fand zwei ſehr gute Karten der Vereinigten Staaten und einen Brief, welchem das Couvert fehlte. Er lautete:

„Galveſton den . . . . .

Lieber Vater!

Ich brauche Dich; komme ſo ſchnell wie möglich, ganz gleich, ob Dir Dein Streich mit den Steinen gelungen iſt oder nicht. Reich werden wir auf alle Fälle. Mitte Auguſt triffſt du mich in der Sierra Rianca da, wo der Rio Pecos zwiſchen dem Skettel- und Head-Pik heraustritt. Das Weitere nur mündlich.

Dein

Patrik.“

Das Datum war bei Galveſton abgeriſſen; ich konnte alſo nicht beſtimmen, wann der Brief geſchrieben worden war. Ich las ihn Sam vor.

„Behold," meinte dieſer, als ich fertig war; „das ſtimmt, denn ſein Bube heißt zum Beiſpiel gar nicht anders als Patrik, und grad dieſe beiden fehlen mir noch zu meinen zehn, die ich haben muß. Aber ſagt, wie heißen die beiden Berge?"

„Der Skettel- und der Head-Pik."

„Kennt Ihr ſie?"

„Ein wenig. Ich war von Santa Fé aus in den Organosbergen, und da es in der Sierra Rianca und Sierra Guadelupe Bären geben ſollte, ſo machte ich einen Abſtecher dahin."

„Und kennt Ihr auch den Rio Pecos?"

„Sehr gut."

„Dann ſeid Ihr der Mann, den ich brauche. Wir wollten nach Texas und Mexiko und können uns nebenbei einige Schritte weiter nach rechts halten. Uebrigens wollte ich nur dorthin, weil ich zum Beiſpiel dachte, meine Leute dort zu finden; da ſie uns aber ſo ſchön ſagen, wo ſie zu finden ſind, ſo wäre ich ja ein Narr, wenn ich ſie nicht einmal den alten Sans-ear mit ſeiner Tony ſehen ließe. Geht Ihr mit, wenn wir morgen früh keine Spur von dieſem Fred Morgan finden?"

„Natürlich! Ich muß ihn haben, denn bei ihm werde ich am ſicherſten erfahren, wem die Steine gehören."

„Dann ſteckt dieſe Sachen wieder ein und laßt uns ſehen, was die Railroader machen!"

Der Conducter hatte meinem Rate gemäß Wachen ausgeſtellt. Das Zugperſonal war nebſt den Bahnarbeitern beſchäftigt, den zerſtörten Schienenweg wieder herzuſtellen, und die Paſſagiere ſtanden teils dabei, um zuzuſchauen, teils beſchäftigten ſie ſich mit den Leichen der Gefallenen oder betrachteten uns beide, deren Unterhaltung ſie nicht zu ſtören gewagt hatten. Jetzt, da wir uns erhoben, traten

einige zu uns heran, um uns ihren Dank für unsere Teilnahme abzustatten. Sie waren verständiger als der Zugführer und fragten uns, in welcher Weise sie uns ihre Erkenntlichkeit in Form eines Geschenkes erweisen könnten. Ich bat, mir Pulver, Blei, Tabak, Brot und Zündhölzer kaufen zu dürfen, wenn etwas von diesen Artikeln vorhanden sein sollte, und sofort griff jeder in seinen Vorrat, so daß wir mehr als reichlich mit dem Gewünschten versehen wurden. Eine Bezahlung, welche rundweg abgeschlagen wurde, konnte ich natürlich nicht aufdrängen.

So verging die kurze Zeit, welche zur Reparatur vonnöten war; die Werkzeuge wurden wieder aufbewahrt, und der Conducter trat zu uns, indem er fragte:

„Wollt Ihr mit einsteigen, Mesch'schurs? Ich nehme Euch gern eine Strecke mit, so weit es Euch gefällt."

„Danke, Sir! Wir bleiben hier," antwortete ich.

„Ganz wie Ihr wollt. Ich habe natürlich über das heutige Ereignis einen Bericht abzustatten und werde nicht verfehlen, Eurer ehrenvoll zu erwähnen; eine Belohnung wird dann jedenfalls nicht ausbleiben."

„Danke; wird uns nichts nützen, da wir nicht im Lande bleiben!"

„Wem gehören die Trophäen, welche hier erbeutet werden?"

„Nach dem Gesetze der Savanne gehört alles Eigentum des Besiegten dem Sieger."

„Wir haben gesiegt, folglich können wir den Indsmen abnehmen, was sie bei sich tragen. Greift zu, ihr Leute! Wir müssen doch jeder ein Andenken an den heutigen Kampf aufzuweisen haben!"

Da trat Sam nahe zu ihm heran.

„Wollt Ihr uns wohl den Indianer zeigen, den Ihr besiegt und getötet habt, Sir?"

Der Mann ſah ihn einigermaßen verblüfft an.

„Wie meint Ihr das?“

„Wenn Ihr einen getötet habt, ſo könnt Ihr ſeine Habſeligkeiten zum Beiſpiel an Euch nehmen, ſonſt aber nicht.“

„Sam, laßt ihnen das Vergnügen,“ wandte ich mich zu dem Gefährten, „wir brauchen ja nichts von alledem!“

„Wenn Ihr meint, ſo mag es ſein; aber die Skalpe rührt Ihr uns nicht an!“

„Und den ermordeten Wärter nehmt Ihr mit, der da drüben liegt,“ fügte ich hinzu; „das iſt ja Eure Schuldigkeit!“

Dieſer Wunſch mußte mir natürlich erfüllt werden. Die toten Indianer wurden aufgeſucht und ihrer Waffen und ſonſtigen Habſeligkeiten beraubt; dann lud man die toten Weißen in einen Wagen — ein kurzer Abſchied, und der Zug dampfte davon. Einige Zeit lang noch vernahmen wir das immer ſchwächer werdende Rollen, dann waren wir wieder allein in der weiten, ſtillen Savanne.

„Was jetzt, Charley?“ fragte Sam.

„Schlafen.“

„Denkt Ihr nicht, daß die Indsmen zurückkehren, nun, da die tapfern Leute fort ſind?“

„Ich vermute es nicht.“

„Sollte mich aber zum Beiſpiel wundern, wenn Fred Morgan nicht wiederkäme, um wenigſtens den Verſuch zu machen, ſein Pferd und mit ihm die Steine wiederzufinden!“

„Möglich, aber wahrſcheinlich nicht. Wer will ein Pferd, welches vor dem Feuer flieht, wiederfinden? Und dazu weiß er ja, daß außer den Railroaders noch andere Leute hier ſind, vor denen er ſich nicht ſehen laſſen darf, wenn er nicht die höchſte Gefahr laufen will.“

„Er hat mich ebenſo gut erkannt, wie ich ihn, und es

ſollte mich wundern, wenn er nicht Luſt hätte, mir eine Kugel oder ein ſcharfes Eiſen zu geben!“

„Das müſſen wir abwarten; heut aber ſind wir jedenfalls ſicher. Trotzdem können wir uns von der Bahn eine Strecke zurückziehen, welche groß genug für die Ueberzeugung iſt, daß wir nicht geſtört werden.“

„Well, alſo vorwärts!“

Er ſetzte ſich auf; ich beſtieg meinen Muſtang, und wir ritten vielleicht eine engliſche Meile weit nach Norden. Hier machten wir Halt, hobbelten unſere Tiere an und wickelten uns in unſere Decken.

Ich war wirklich müde geworden und ſchlief ſehr bald ein. Später war es mir einmal wie im Traume, als hörte ich den Zug von Oſt nach Weſt vorüberrollen; doch kam ich nicht zur rechten Munterkeit und ſchlief wieder ein.

Als ich erwachte und mich aus der Decke wickelte, war es noch ſehr früh am Tage; dennoch ſaß Sam bereits vor mir und rauchte behaglich eine der Cigarren, die wir geſtern abend erhalten hatten.

„Good morning, Charley! Es iſt wirklich ein Unterſchied zwiſchen dieſem Kraute und Euern Patent-Smokers, deren Manufaktur Ihr dort unterm Sattel habt. Nehmt Euch auch eine, und dann wollen wir an das Werk gehen. Auf das Frühſtück müſſen wir verzichten, bis wir Waſſer finden.“

„Wenn wir es nur bald treffen; das iſt wünſchenswert um unſerer Pferde willen, die kein Futter haben. Uebrigens kann ich meine Cigarre auch zu Pferde genießen.“

Ich ſteckte mir eine an und hobbelte dann mein Pferd los.

„Wie reiten wir?“ fragte Sam.

„Eine Schneckenlinie von hier aus bis an den Ort, wo der Zug geſtanden hat; da kann uns keine Spur entgehen.“

„Aber nicht nebeneinander.“

„Nein; wir nehmen natürlich genügenden Abstand. Vorwärts!“

Die feine Asche des niedergebrannten Grases hatte die Spuren der flüchtigen Ogellallahs sehr deutlich aufgenommen, wie sich vermuten ließ, aber der Luftzug hatte sie während der Nacht so vollständig verweht, daß nicht das Geringste zu bemerken war. So kamen wir endlich resultatlos an Ort und Stelle.

„Habt Ihr etwas gesehen, Charley?“ erkundigte sich Sam.

„Nein.“

„Ich auch nicht; der Kuckuck hole den Wind, der immer nur dann kommt, wenn er zum Beispiel gar nicht gebraucht werden kann! Hättet Ihr den Brief nicht gefunden, so wüßten wir wahrhaftig nicht, was wir anfangen sollten.“

„Also fort, nach dem Rio Pecos!“

„Well! Vorher aber will ich den Roten sagen, wem sie das gestrige Vergnügen zu verdanken haben.“

Während ich abstieg und mich auf den Damm ausstreckte, begann er sein Werk, an dem ich mich nicht zu beteiligen vermochte, und bald lagen die toten Indsmen nebeneinander, die abgeschnittenen Ohren in den Händen.

„Nun kommt!“ meinte Sam. „Wir haben einen weiten Ritt bis zum nächsten Wasser, und ich bin begierig, zu erfahren, wer ihn besser aushält, Euer Mustang oder meine alte Tony.“

„Euer Tier hat etwas weniger zu tragen als das meinige.“

„Well, Charley, etwas weniger Menschenfleisch, aber dafür etwas mehr Grütze. Mann, daß mir dieser Fred Morgan entkommen ist, dafür kann ich nicht; daß Ihr aber die beiden Häuptlinge nicht gehörig ausgelöscht habt, das vergebe ich Euch zum Beispiel erst dann, wenn Ihr mir den Morgan fangen helft!“ —

Zweites Kapitel.

Die Staked men.

Zwiſchen Texas, Arizona, Neu-Mexiko und dem Indianer-Territorium, oder anders ausgedrückt, zwiſchen den Ausläufern des Ozarkgebirges, der untern und der obern Sierra Guadelupe und den Gualpabergen, rings eingefaßt von den Höhen, welche den obern Lauf des Rio Pecos und die Quellen des Red River, Sabine, Trinidad, Brazos und Colorado umgrenzen, liegt eine weite furchtbare Strecke Landes, welche die ‚Sahara der Vereinigten Staaten' genannt werden könnte.

Wüſte Strecken dürren, glühenden Sandes wechſeln mit nackten, brennenden Felslagerungen, die nicht im ſtande ſind, auch nur der allerdürftigſten Vegetation die kärgſten Bedingungen des kürzeſten Daſeins zu bieten; ſchroff und unvermittelt folgt die kalte Nacht auf die Hitze des Tages; kein einſamer Dſchebel, kein grünendes Wadi unterbricht wie in der Sahara die tote, einförmige Wüſte; kein ſtiller Bir lockt mit ſeiner belebenden Feuchtigkeit eine kleine Oaſe hervor; ſogar der durch den Steppencharakter vermittelte Uebergang von den reichbewaldeten Berggebieten zur lebloſen Wildnis fehlt gänzlich, und der Tod tritt dem Auge allüberall unverhüllt in ſeiner fürchterlichſten Geſtalt entgegen. Nur hier und da ſteht — man weiß nicht, durch welche Kraft hervorgerufen und erhalten — ein einſamer, lederartiger Mezquite-Strauch, gleichſam zum Hohne für den nach einem grünen Punkte ſich ſehnenden Blick, und

ebenſo erſtaunt trifft man zuweilen auf eine wilde Kaktusart, die entweder wenige einzelne Exemplare oder Gruppen bildet oder auch weite, ausgedehnte Flächen eng beſtandet, ohne daß man ſich ihr Daſein enträtſeln und erklären kann. Aber weder der Mezquite noch der Kaktus giebt einen erfreulichen, wohlthuenden Anblick; graubraun iſt ihre Farbe und unſchön ihre Geſtalt; ſie werden von dickem Sandſtaube bedeckt, und wehe dem Pferde, deſſen Reiter ſo unvorſichtig iſt, es in eine ſolche Kaktusoaſe zu lenken! Es wird von den haarſcharfen, ſtahlharten Stacheln ſo an den Füßen verwundet, daß es nie wieder gehen lernt. Der Reiter muß es ſofort aufgeben, und es kommt ſicher elend um, wenn er es nicht tötet.

Trotz aller Schrecken, welche dieſe Wüſte bietet, hat es doch der Menſch gewagt, ſie zu betreten. Es führen Straßen durch ſie, hinauf nach Santa Fé und Fort Union, hinüber nach dem Paſo del Norte und hinunter in die wohlbewäſſerten Prairien und Wälder von Texas. Aber bei dieſem Worte ‚Straße‘ darf man nicht an den Wegebau denken, welcher in civiliſierten Ländern dieſe Bezeichnung trägt. Wohl reitet ein einſamer Jäger oder Raſtreador, eine Geſellſchaft kühner Wagehälſe oder ein zweideutiger Pulk Indianer in ſchnellſter Eile durch die Wüſte; wohl knarrt ein ſchneckengleich langſamer Ochſenkarrenzug durch die troſtloſe Einöde, aber einen Weg giebt es nicht, nicht einmal jene viertelſtundenbreit auseinander gehenden Geleiſe, wie man ſie in der Lüneburger Heide oder in dem Sande Brandenburgs findet; jeder reitet oder fährt ſeine eigene Bahn, ſo lange ihm der Boden noch einige wenige Merkmale bietet, an denen er erkennen kann, daß er überhaupt ſich noch in der richtigen Richtung befindet. Aber dieſe Merkmale hören nach und nach ſelbſt für das geübteſte Auge auf, und von da an hat man die Maßregel getroffen, dieſe Richtung ver-

mittelst Pfählen zu bezeichnen, welche von Zeit zu Zeit in den Boden gesteckt worden sind.

Dennoch aber fordert die Wüste ihre Opfer, die, ihre Größenverhältnisse in Betracht gezogen, viel zahlreicher und auch schrecklicher sind, als diejenigen, welche die Sahara Afrikas und die Schamo Hochasiens als furchtbaren Tribut entgegennehmen. Menschenleichen, Tierkadaver, Sattelfragmente, Wagenreste und andere schauerliche Ueberbleibsel liegen am und im Wege und erzählen stumme Geschichten, die zwar das Ohr nicht hören, aber das Auge desto deutlicher bemerken kann. Und darüber schweben hoch in den Lüften die Aasgeier, die jeder lebenden Bewegung, die sich unten zu erkennen giebt, mit beängstigender Ausdauer folgen, als wüßten sie, daß ihnen ihre sichere Beute nicht entgehen kann.

Und wie heißt diese Wüste? Die Bewohner der umliegenden Territorien geben ihr verschiedene, bald englische, bald französische oder spanische Namen; weithin aber ist sie wegen der eingerammten Pfähle, welche den Weg bezeichnen sollen, als Llano estaccado*) bekannt. — — —

In der Richtung von den Zuflüssen des Red River her nach der Sierra Rianca zu ritten zwei Männer, deren Pferde fürchterlich ermüdet schienen. Die armen Tiere waren beinahe bis auf die Knochen abgemagert, sahen struppig aus wie ein Vogel, der am nächsten Morgen tot im Käfig liegen wird, und schleppten ihre kraftlosen Glieder, bei jedem Schritte stolpernd, so langsam fort, daß man jeden Augenblick ihr Zusammenbrechen erwarten konnte. Ihre Augen waren blutig rot unterlaufen; die Zunge hing ihnen trocken zwischen den Lefzen hervor, die ihre Spannkraft vollständig verloren hatten, und trotz der sengenden Tageshitze war an ihrem ganzen Körper kein einziger

*) Estaccado heißt „abgesteckt".

Tropfen Schweißes und an dem Gebisse kein winziges Flöckchen Schaum zu bemerken, ein Zeichen, daß außer dem von der Wüstenglut eingedickten Blute nicht eine Spur von Feuchtigkeit mehr in dem Körper zu finden sei.

Diese beiden Pferde waren die Tony und mein Mustang, und folglich konnten die Reiter wohl kaum andere sein, als der kleine Sam und ich.

Fünf Tage ritten wir bereits durch den Llano estaccado, in welchem wir erst hier und da noch einiges Wasser getroffen hatten; jetzt aber gab es weit und breit keine Spur mehr davon, und ich hatte den Gedanken nicht von mir weisen können, wie praktisch die Ueberführung von numidischen Kamelen in diese Wüste sein würde. Jetzt nun fielen mir Uhlands Worte ein:

„Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast mußte der Reiter die Mähre tragen;"

aber an die Ausführung des letzten Verses, selbst wenn sie sonst möglich gewesen wäre, konnte gegenwärtig nicht gedacht werden, da sich die Reiter ganz und genau in demselben hoffnungslosen Zustande befanden, wie ihre Tiere.

Der kleine, zusammengetrocknete Sam hing auf dem Halse seiner Stute, als werde er nur durch einen glücklichen Zufall auf dem Pferde festgehalten; sein Mund war geöffnet, und seine Augen zeigten jenen stieren, seelenlosen Blick, der die Nähe der vollständigen Apathie erkennen läßt. Mir selbst war es, als seien die Lider mit Blei beschwert; der Schlund war so trocken, daß ich kein Wort zu sprechen versuchte, grad als ob jeder Laut mir die Kehle zersprengen oder aufreißen müsse, und durch die Adern glühte es wie flüssiges Erz. Ich fühlte, daß es kaum noch eine Stunde dauern könne, bis wir vom Pferde sinken und verschmachtend liegen bleiben würden.

„Waf — — ser!" stöhnte Sam.

Ich erhob den Kopf. Was ſollte ich antworten? Ich ſchwieg. Da ſtolperte mein Pferd und blieb ſtehen; ich gab mir die möglichſte Mühe, aber es war nicht weiter fortzubringen. Die alte Tony folgte augenblicklich dieſem Beiſpiele.

„Abſteigen!“ meinte ich, und jeder einzelne Laut dieſes Wortes that meinen Stimmwerkzeugen wehe. Es war als ſei der Sprachgang von der Lunge bis zu den Lippen mit Tauſenden von Nadeln beſteckt.

Ich kroch vom Pferde, nahm es beim Zügel und ſchritt ſchwankend voran; es folgte mir langſam, von ſeiner Laſt befreit. Sam zog ſeine Roſinante hinter ſich her, war aber augenſcheinlich noch matter als ich. Er taumelte förmlich und drohte bei jedem Schritte umzuſinken. So ſchleppten wir uns wohl noch eine halbe engliſche Meile weiter, bis ich einen lauten Seufzer hinter mir hörte. Ich ſah mich um. Mein guter Sam lag im Sande und hatte die Augen geſchloſſen. Ich trat zu ihm und ſetzte mich bei ihm nieder, ſtill und wortlos, denn keine Rede konnte unſere Lage ändern.

Das alſo ſollte der Abſchluß meines Lebens, das Ziel meiner Wanderungen ſein! Ich wollte denken an die Eltern, an die Geſchwiſter daheim im fernen Deutſchland, wollte meine Gedanken zum Gebete ſammeln — es ging nicht, denn mein Gehirn kochte. Wir waren die Opfer eines unerhört grauſamen Kunſtgriffes, der vor uns bereits gar manchem das Leben gekoſtet hatte.

Von Santa Fé herab und dem Paſe del Norte herüber kommen häufig Trupps von Goldſuchern, die in den Minen und Diggins von Californien glücklich geweſen ſind und nun mit dem Ertrage ihrer Arbeit nach dem Oſten wollen. Sie haben den Llano eſtaccado zu durchſchneiden, und hier iſt es, wo grad ihrer eine Gefahr lauert, die ihren Urſprung nicht in den Boden- und klimatiſchen Ver-

hältniſſen hat und neben ihnen dann auch noch andere trifft. Leute, welche in den Minen unglücklich geweſen ſind und die Luſt an ehrlicher Arbeit verloren haben, heruntergekommene Subjekte, die der Oſten ausſpeit, die Vertreter aller möglichen Korruption, ziehen ſich am Saume des Eſtaccado zuſammen, um den Goldſuchern aufzulauern. Da dieſe aber meiſt kräftige, abgehärtete Geſtalten ſind und ihren Mut in tauſend Drangſalen und Kämpfen erprobt haben, ſo iſt es auf alle Fälle gefährlich, mit ihnen anzubinden. Daher ſind die Freibeuter auf eine Idee gekommen, welche grauſamer und infamer nicht gedacht werden kann: ſie nehmen nämlich die den Weg weiſenden Pfähle fort und ſtecken ſie in einer falſchen Richtung ein, welche den Reiſenden in das tiefſte Grauen der Wüſte führt und ihn dem Tode des Verſchmachtens in die Arme bringt. Dann wird es ihnen leicht, ſich das Eigentum der Toten ohne ſonderliche Mühe und Gefahr anzueignen, und die Gebeine von Hunderten bleichen auf dieſe Weiſe in tiefer Einſamkeit im Sonnenbrande, während ihre Angehörigen daheim vergeblich auf die Rückkehr warten und nie im Leben wieder etwas von ihnen zu hören bekommen.

Wir waren bisher den Pfählen mit Vertrauen gefolgt, und erſt heut gegen Mittag hatten wir bemerkt, daß ſie uns in eine falſche Richtung führten. Seit wann wir vom richtigen Kurſe abgewichen waren, wußte ich nicht; umzukehren war daher nicht geraten, zumal unſer Zuſtand uns jede Minute teuer werden ließ. Sam konnte unmöglich weiter, und auch ich wäre wohl kaum noch eine Meile fortgekommen, ſelbſt wenn ich meine wenige noch übrige Kraft bis auf das äußerſte hätte anſtrengen mögen. Es war gewiß: noch lebend befanden wir uns bereits im Grabe, wenn uns nicht irgend ein glücklicher Umſtand zur Hilfe kam, und das mußte bald geſchehen.

Da erſcholl hoch über mir ein ſchriller, heiſerer Schrei. Ich blickte empor und gewahrte einen Geier, welcher ſich augenſcheinlich erſt vor kurzem und zwar ganz in der Nähe von der Erde erhoben hatte. Er beſchrieb einen Kreis über uns, als betrachte er uns bereits als ſeine gewiſſe, unentrinnbare Beute. Es mußte ſich nicht weit von uns ein Opfer der Wüſte oder der Stakemen*), wie die Räuber des Eſtaccado genannt werden, befinden, und ich warf den Blick in die Runde, um vielleicht eine Spur davon zu entdecken.

Obgleich die Hitze der Sonne und des Fiebers das Blut in die Gefäße meiner Augen trieb, ſo daß ſie ſchmerzten und ihren Dienſt verſagen wollten, gewahrte ich doch in der Entfernung von ungefähr tauſend Schritten einige Punkte, welche weder Steine noch ſonſtige Erhöhungen ſein konnten. Ich nahm mein Doppelgewehr und bemühte mich näher zu kommen.

Noch hatte ich die Hälfte der Entfernung nicht zurückgelegt, ſo erkannte ich drei Coyoten**) und, etwas weiter von ihnen einige Geier. Die Tiere ſaßen rund um einen Körper, den ich nicht genau erkennen konnte. Es mußte ein Tier oder ein Menſch ſein, der noch nicht ganz tot war, ſonſt hätten ſich die gefräßigen Geſchöpfe längſt in ſeine Leiche geteilt. Gleichwohl erfüllte mich die Gegenwart der Coyoten mit einem Anfluge von Hoffnung, da dieſe Tiere, welche nicht lange ohne Waſſer zu leben vermögen, ſich nicht weit in die unwirtbaren Strecken der Wüſte hineinwagen können. Uebrigens mußte ich ſehen, welcher Art der Körper war, den ſie umringt hielten, und ſchon erhob ich den Fuß, um weiter zu gehen, als mir ein Gedanke kam, der mich ſchnell die Büchſe in Anſchlag bringen ließ.

Wir waren dem Verſchmachten nahe; Waſſer gab es

*) Pfahlmänner.

**) Wölfe, aber mehr der feigen Hyäne als unſerem Wolfe ähnelnd.

hier nicht, aber konnte uns nicht das Blut dieſer Tiere wenigſtens einigermaßen eine Erquickung bringen? Ich legte alſo an, aber meine Schwäche und das Fieber waren ſo groß, daß die Mündung des Gewehres um mehrere Zoll weit hin und her wankte. Ich ließ mich alſo nieder, ſtemmte den Arm auf das Knie und hatte nun einen ſicheren Schuß.

Ich drückte los und noch einmal: — zwei Coyoten wälzten ſich im Sande; dieſer Augenblick ließ mich alle meine Schwäche vergeſſen, und im eiligen Laufe rannte ich hinzu. Der eine Wolf war durch den Kopf getroffen, der andere Schuß aber war ſo ſchülerhaft ausgefallen, daß ich mich deſſen zeitlebens geſchämt hätte, wenn mein Zuſtand nicht ein ſo krankhafter geweſen wäre. Die Kugel hatte dem zweiten, aufſpringenden Tiere die beiden Vorderbeine zerſchmettert, ſo daß es ſich heulend im Sande wälzte.

Ich zog das Meſſer, öffnete dem erſten Wolfe die Halsader und ſog mit den Lippen das Blut mit einer Begierde ein, als ob es olympiſcher Nektar ſei; dann nahm ich den Lederbecher vom Gürtel, ließ ihn voll laufen und trat zu dem Manne, welcher wie tot in der Nähe lag. Es war ein Neger, und kaum hatte ich den Blick in ſein jetzt nicht ſchwarzes, ſondern ſchmutzig dunkelgraues Geſicht geworfen, ſo hätte ich vor Ueberraſchung beinahe den Becher fallen laſſen.

„Bob!“

Er öffnete bei dieſem Rufe die Augenlider ein wenig.

„Waſſer!“ ſeufzte er.

Ich kniete neben ihm nieder, hob ſeinen Oberleib empor und hielt ihm die Schale an den Mund.

„Trinke!“

Er öffnete die Lippen, aber ſein ausgetrockneter Schlund vermochte kaum mehr zu ſchlucken, und es dauerte lange, ehe ich ihm die ekelhafte Flüſſigkeit eingeflößt hatte. Dann ſank er wieder hinüber.

Jetzt mußte ich an Sam denken. Ich hatte mit Vorbedacht zuerst das Blut des tödlich getroffenen Coyoten genommen, denn dieses mußte eher gerinnen als dasjenige des andern, der bloß äußerlich verletzt war.

Ich trat zu ihm, und obgleich das Tier wütend nach mir biß, schonte ich doch jetzt noch sein Leben, faßte es beim Genick und schleppte es bis zu Sans-ear hin. Dort drückte ich es zur Erde, daß es sich nicht zu bewegen vermochte, und öffnete ihm die Ader.

„Sam, hier trink!"

Er hatte in vollständiger Apathie am Boden gelegen; jetzt aber richtete er sich auf.

„Trinken? Oh!"

Hastig ergriff er den Becher und leerte ihn mit einem Zuge. Ich nahm ihm denselben aus der Hand und füllte ihn nochmals; Sam trank ihn zum zweitenmale aus.

„Blut, sie —! Ah, brrr, oooh, das ist besser, als man denken sollte!"

Ich schlürfte die wenigen Tropfen, welche es noch gab, und sprang dann auf. Der entflohene dritte Coyote war zurückgekehrt und machte sich trotz der Anwesenheit des Negers mit seinem toten Genossen zu schaffen. Ich lud meine Büchse wieder, pirschte mich näher und schoß ihn nieder. Mit Hilfe seines Blutes brachte ich den Schwarzen so weit, daß er zur völligen Besinnung und zum Gebrauche seiner Glieder kam.

Der Reisende hat sehr oft Begegnungen zu verzeichnen, welche geradezu wunderbar erscheinen müssen; eine solche war mein jetziges Zusammentreffen mit dem Neger, den ich sehr gut kannte. Ich hatte in dem Hause seines Herrn, des Juweliers Marshall in Louisville, eine mehrtägige Gastfreundschaft genossen und damals den treuen, stets lustigen Schwarzen liebgewonnen. Die zwei Söhne des

Juweliers hatten mit mir einen Jagdausflug in die Cumberlandsberge gemacht und mich dann an den Miſſiſſippi begleitet. Beide waren prächtige Jungens geweſen, deren Geſellſchaft mir behagte. Wie nun kam Bob, der alte weißhaarige Schwarze, hierher in den Llano eſtaccado?

„Geht es jetzt beſſer, Bob?“ fragte ich ihn.

„Beſſer, ſehr beſſer, oh, ganz beſſer.“ Er ſtand auf und ſchien mich erſt jetzt zu erkennen. „Maſſa, ſein es möglich? Maſſa Charley, der ganz' viel' groß' Jäger! Oh, Nigger Bob ſein froh, daß treffen Maſſa, denn Maſſa Charley retten Maſſa Bern', der ſonſt ſein tot, ganz viel tot.“

„Bernard? Wo iſt er?“

„O, wo ſein Maſſa Bern'?“ Er blickte ſich um und zeigte nach Süden. „Maſſa Bern' ſein dort! Oh nein, ſein dort — oder dort — oder dort!“ Er drehte ſich dabei um ſeine eigene Achſe und zeigte nach Weſt, Nord und Oſt. Der gute Bob konnte ſelbſt nicht ſagen, wo ſein junger Maſſa ſei.

„Was thut Bernard hier in dem Llano eſtaccado?“

„Was thun? Bob nicht wiſſen das, denn Bob doch nicht ſehen Maſſa Bern', der ſein fort mit all ander Maſſa.“

„Wer ſind die Leute, mit denen er reiſt?“

„Leute ſein Jäger, ſein Kaufmann, ſein — — oh Bob nicht alles wiſſen!“

„Wo wollte er hin?“

„Nach Californ', nach Francisco zu jung Maſſa Allan.“

„So iſt Allan in Francisco?“

„Maſſa Allan dort ſein, kaufen groß viel Gold für Maſſa Marſhal. Aber Maſſa Marſhal nicht mehr brauchen Gold, weil Maſſa Marſhal ſein tot.“

„Maſter Marſhal iſt geſtorben?“ fragte ich erſtaunt, denn der Juwelier war damals noch außerordentlich rüſtig geweſen.

„Ja, aber nicht tot von Krankheit, ſondern tot von Mord.“

„Ermordet iſt er worden!“ rief ich entſetzt. „Von wem?“

„Bob nicht wiſſen Mörder, auch niemand wiſſen Mörder. Mörder kommen in Nacht, ſtoßen Meſſer in Bruſt von Maſſa Marſhal und nehmen mit all Stein', Juwel' und Gold, was gehören Maſſa Marſhal. Wer Mörder ſein und wohin Mörder gehen, das nicht wiſſen Sheriff, auch nicht Jury, auch nicht Maſſa Bern' und auch nicht Bob.“

„Wann iſt dies geſchehen?“

„Das war ſein vor viel' Woch', vor viel Monat'; fünf Monat' nun vorbei. Maſſa Bern' ſein werden ganz viel arm; Maſſa Bern' ſchreiben an Maſſa Allan in Californ', aber nicht erhalten Antwort und darum ſelbſt gehen nach Californ', um zu ſuchen Maſſa Allan.“

Das war nun allerdings eine fürchterliche Nachricht, welche ich hier erhielt. Ein Raubmord hatte das Glück dieſer ſo außerordentlich braven Familie zerſtört, dem Vater das Leben gekoſtet und ſeine beiden Söhne in Armut geſtürzt. Alle Steine und Juwelen waren verſchwunden? Ich mußte unwillkürlich an die Diamanten denken, welche ich Fred Morgan abgenommen hatte und noch immer bei mir trug. Aber was konnte den Thäter von Louisville weg in die Prairie treiben?

„Wie ſeid ihr gereiſt?“ fragte ich weiter.

„Von Memphis nach Fort Smith und dann über das Gebirge nach Preſton, Maſſa. Bob ſein 'fahren, 'reiten, 'laufen bis in groß', furchtbar' Wüſte Eſtaccad', wo niemand mehr haben find' Waſſer. Da werden müd Pferd und Bob; da haben Durſt groß wie Miſſiſſippi Pferd und Bob; da fallen Bob vom Pferd, Pferd laufen fort und Bob bleiben liegen. Nun ganz groß ſehr Not haben Bob und ſterben vor Durſt immer mehr, bis kommen Maſſa

Charley und geben Bob Blut in Mund. O, Massa, retten Massa Morgan und Bob haben lieb Massa Charley so groß, so viel wie ganze Welt in ganze Erde!"

Das war nun allerdings ein Verlangen, für dessen Erfüllung ich auch nicht die mindeste Hoffnung haben konnte. Woher das Vertrauen des Negers kam, konnte ich nicht sagen, und zu entsprechen vermochte ich demselben vielleicht ebensowenig. Dennoch fragte ich weiter:

„Wie stark war eure Gesellschaft?"

„Sehr groß stark, Massa; neun Männer und Bob."

„Wohin wolltet ihr zunächst?"

„Das Bob nicht wissen. Bob immer reiten hinterher und nicht hören, was viel' Massa sagen."

„Du hast ein Messer und einen Säbel. Hattet ihr alle Waffen?"

„Nicht groß' Kanone und Haubitz, aber viel Flint und Büchs und Messer und Pistol und Revolver."

„Wer war euer Führer?"

„Ein Mann, heißen Williams."

„Erinnere dich noch einmal genau, wohin sie geritten sind, als du vom Pferde fielst!"

„Weiß nicht mehr. Dahin, hierhin, dorthin."

„Wann war es? Zu welcher Tageszeit?"

„Es sein Abend bald und — ah, oh, jetzt wissen Bob: Massa Bern' reiten grad in Sonne hinein, als Bob fallen vom Pferd."

„Gut! Kannst du wieder gehen?"

„Bob laufen wieder wie Hirsch; Blut sein gut' Arznei für durstig."

Wirklich hatte auch mich der seltsame Trank so erquickt, daß alles Fieber aus meinen Gliedern gewichen war, und neben mir stand jetzt der kleine Sam, der dieselbe glückliche Aenderung verspürte. Er war herbeigekommen,

um uns zuzuhören, und sah um mehrere Hunderte von Prozenten besser aus als vor noch kaum fünf Minuten.

Die Gesellschaft, in welcher sich Bernard Marshal befunden hatte, mußte ebenso erschöpft gewesen sein wie wir, sonst hätte der wackere junge Mann seinen treuen Diener sicherlich nicht im Stiche gelassen. Vielleicht hatten Durst und Fieber so in seinen Eingeweiden gewühlt, daß er gar nicht mehr Herr seiner Gedanken und Sinne gewesen war. Die letzte Angabe Bobs ließ mich vermuten, daß er seine Richtung, ebenso wie wir, nach Westen hatte; aber, wie ihn erreichen, wie ihm Hilfe bringen, da wir dieser Hilfe selbst so sehr bedurften und nicht im stande waren, unsere Pferde zu gebrauchen?

Ich sann und sann, konnte aber zu keinem rettenden Gedanken kommen, obgleich ich annehmen mußte, daß die Gesellschaft nicht weit gelangt sein könne. Wie aber kam es, daß keine Spur von ihr zu bemerken war?

Ich wandte mich zu Sam.

„Bleibe hier bei den Pferden, die sich vielleicht so weit erholen, daß sie später noch eine Meile laufen können. Bin ich in zwei Stunden noch nicht zurück, so folgst du meiner Spur."

„Well, Charley; wirst nicht allzuweit kommen, denn dieser kleine Schluck Coyotensaft kann zum Beispiel unmöglich lange anhalten."

Es versteht sich von selbst, daß wir uns jetzt nicht mehr, wie am ersten Tage unserer Bekanntschaft, ‚Ihr' sondern ‚Du' nannten.

Ich untersuchte den Boden und fand, daß die Spuren Bobs von dem Orte, an welchem er gelegen hatte, nach Norden gingen. Ihnen folgend, gelangte ich nach ungefähr zehn Minuten an eine Stelle, wo die Fährte von zehn Pferden von Ost nach Westen lief. Hier hatte ihn die

Mattigkeit von ſeinem Tiere geworfen, ohne daß man es bemerkt zu haben ſchien; vielleicht war er eine gute Strecke hinter ſeinem Trupp zurück geweſen. Ich folgte den Spuren und fand, daß ſein Tier den andern gefolgt war, doch ſchienen ſämtliche Pferde entſetzlich müde geweſen zu ſein, denn alle waren von Zeit zu Zeit geſtolpert, und ihr Gang war ſo ſchleppend geweſen, daß ſie von Schritt zu Schritt mit den Schärfen ihrer Hufe leicht über den Sand geſtrichen waren.

Dies machte die Spuren außerordentlich kenntlich, ſo daß ich ihnen ohne alle Mühe ſchnell zu folgen vermochte. Ich ſage ‚ſchnell‘, und es ging auch ſchnell, obgleich ich heute noch nicht zu ſagen vermag, ob der grauſige Trunk oder die Beſorgnis um Bernard Marſhal mir ſo plötzlich dieſe unerwarteten Kräfte verlieh.

So war ich wohl eine Meile weit vorangekommen, als ich einige vereinzelt ſtehende Kaktusſtauden bemerkte, die ſo vollſtändig abgedorrt waren, daß ſie beinahe eine gelbe Farbe angenommen hatten. Nach und nach ſtanden ſie in einzelnen Gruppen, welche allmählich immer häufiger wurden, bis ſie endlich eine unabſehbare und geſchloſſene Strecke bildeten, welche ſich weit bis über die Linie des Horizontes hinüberzog.

Natürlich ging die von mir verfolgte Fährte nicht in die gefährlichen Gewächſe hinein; ſie führte um dieſelben herum, und ich folgte ihr, doch nicht lange, denn plötzlich kam mir ein Gedanke, der mich ſofort mit neuen Kräften erfüllte.

Wenn in den glühenden Niederungen der Halbinſel Florida die jedes Waſſer verzehrende Hitze ſo groß wird, daß Menſch und Tier verſchmachten will, und dennoch die Erde bleibt wie ‚flüſſiges Blei und der Himmel wie glühendes Erz‘, ohne die kleinſte Wolke ſehen zu laſſen, ſo ſtecken

die verschmachtenden Leute das Schilf und alles sonstige ausgedorrte Gesträuch in Brand, und siehe da, der Regen kommt. Ich selbst hatte dies zweimal beobachtet, und wer einigermaßen mit den Gesetzen, Kräften und Erscheinungen der Natur vertraut ist, kann sich den Vorgang ganz gewiß erklären, ohne eine wissenschaftliche Erörterung zu verlangen.

Hieran dachte ich in diesem Augenblick; kaum war's gedacht, kniete ich auch bereits bei den Pflanzen, um mir mit dem Messer die nötigen Zündfasern abzuschleißen. Einige Minuten später flackerte ein lustiges Feuer empor, welches erst langsam und dann immer schneller weiter um sich griff, bis ich endlich vor der Fronte eines Glutmeeres stand, dessen Grenzen nicht abzusehen waren.

Ich hatte bereits mehrere Prairiebrände erlebt, keiner aber war mit diesem donnernden Getöse über den Boden geschritten wie diese Kaktushölle, in welcher die einzelnen Pflanzen mit Büchsenschuß ähnlichem Knalle platzten, so daß es klang, als habe sich ein ganzes Armeecorps zum Einzelgefechte aufgelöst. Die Lohe stieg himmelan, und über ihr webte und zitterte ein Meer von glühenden Dünsten, durchschossen und durchflogen von den Kaktussplittern, welche von der Hitze wie Pfeile emporgeschnellt wurden. Der Boden zitterte merklich unter meinen Füßen, und in den Lüften hallte es dumpf wie das Getöse einer Schlacht.

Das war die beste Hilfe, welche ich — wenigstens jetzt — Bernard Marshal und den Seinen bringen konnte. Ich kehrte zurück, unbesorgt, ob ich ihre Spuren später sehen würde oder nicht. Die Hoffnung stärkte mich so, daß ich zu dem Wege kaum eine halbe Stunde gebraucht hätte; doch war es nicht nötig, denselben ganz zurückzulegen, denn bereits auf der Hälfte desselben kam mir Sam mit Bob und den beiden Pferden, welche sich wieder ein wenig fortzuschleppen vermochten, entgegen.

„Zounds, Charley, was ist denn eigentlich da vorn los? Erst dachte ich, wir hätten ein Erdbeben, jetzt aber glaube ich zum Beispiel, daß dieser höllische Sand gar noch in Brand geraten ist.“

„Der Sand nicht, Sam, aber der Kaktus, welcher dort in Menge steht.“

„Wie fängt der Feuer? Ich glaube doch nicht, daß du ihn angezündet hast.“

„Warum nicht?“

„Wahrhaftig, er ist's gewesen! Aber sage doch, Mensch, zu welchem Zwecke!“

„Um Regen zu bekommen.“

„Regen? Nimm es mir nicht übel, Charley, aber ich glaube, du bist zum Zeitvertreibe ein wenig übergeschnappt!“

„Weißt du nicht, daß bei manchen Wilden die Uebergeschnappten für sehr gescheite Leute gelten?“

„Ich hoffe nicht, daß du behaupten willst, etwas Gescheites angefangen zu haben! Die Hitze ist ja vielmehr doppelt so groß geworden als vorher.“

„Die Hitze ist gestiegen, und mit ihr wird sich die Elektrizität entwickeln.“

„Bleibe mir zum Beispiel mit deiner Elektrizität vom Leibe! Ich kann sie nicht essen; ich kann sie nicht trinken; ich weiß überhaupt gar nicht, was für eine fremde Kreatur ich unter ihr zu verstehen habe.“

„Du wirst sie bald zu hören bekommen, denn in kurzer Zeit werden wir das schönste Gewitter haben und vielleicht auch ein wenig Donner dabei.“

„Nun halte auf! Armer Charley, du bist wirklich vollständig übergeschnappt!“

Er blickte mich so besorgt an, daß ich erkennen mußte, er spaße nicht. Ich deutete empor.

„Siehst du diese Dünste, welche sich bereits zusammenballen?“

„Alle Wetter, Charley, am Ende bist du nicht ganz so sehr verrückt, wie ich gedacht habe!“

„Sie werden eine Wolke bilden, die sich mit Heftigkeit entladen muß.“

„Charley, wenn dies wirklich so ist, dann bin ich ein Esel und du bist der klügste Kerl in den Vereinigten Staaten und auch etwas darüber hinaus.“

„Ist nicht so schlimm, Sam. Ich habe das Ding in Florida gesehen und es hier einfach nachgemacht, weil ich denke, daß uns eine Handvoll Regen nicht sehr viel schaden wird. Schau, da hast du bereits die Wolke! Sobald der Kaktus niedergebrannt ist, geht es los. Und wenn du es nicht glauben willst, so sieh nur deine Tony an, wie sie mit dem Schwanzstummel wirbelt und die Nüstern aufwirft! Auch mein Mustang riecht bereits den Regen, der sich allerdings nicht viel weiter als über die Brandstrecke verbreiten wird. Kommt vorwärts, daß er uns auch richtig erwischen kann!“

Zwar liefen wir, aber wir hätten uns jetzt ebenso gut auch aufsetzen können, denn unsere Tiere zeigten sich so munter, wie es ihre Kräfte nur immer gestatteten, und drängten förmlich vorwärts. Ihr Instinkt ließ sie die ersehnte Erquickung wittern.

Meine Prophezeiung traf ein. Eine halbe Stunde später hatte sich die kleine Wolke so ausgebreitet, daß der ganze Himmel über uns bis rund um den Horizont tief schwarz erschien; dann brach es los, nicht allmählich wie in gemäßigteren Breiten, sondern plötzlich, als ob die Wolken aus festen Gefäßen beständen und umgestürzt worden seien. Es war, als trommelten zwanzig Fäuste auf unsern Schultern, und in der Zeit von nur einer Minute waren wir

so vollständig durchnäßt, als wären wir in den Kleidern durch einen Fluß geschwommen. Die beiden Pferde standen erst ruhig und ließen die stürzende Flut mit freudigem Schnauben über sich ergehen; dann aber begannen sie allerlei Kapriolen zu machen, und bald konnten wir bemerken, daß ihre Kräfte vollständig zurückgekehrt waren. Wir selbst empfanden ein ganz außerordentliches Wohlbehagen, hielten unsere Decken auf, um das kostbare Naß zu sammeln, und füllten, was wir nicht tranken, in unsere Schläuche.

Am freudigsten gebärdete sich Bob, der Neger; er schlug Räder und Purzelbäume und schnitt Grimassen, die infolge seiner Physiognomie und der konträren Farbe seines Haares und seines Gesichtes ganz unbeschreiblich waren.

„Massa, Massa, oh, oh, Wasser, schön' Wasser, gut' Wasser, viel Wasser! Bob sein gesund, Bob sein stark, Bob wieder laufen, fahren und reiten bis nach Californ'! Wird auch haben Wasser Massa Bern'?"

„Wahrscheinlich, denn ich glaube nicht, daß er weit über die Kaktusstrecke hinausgekommen sein wird. Aber so trinke doch; es wird gleich aufhören zu regnen!"

Er hob seinen breitrandigen Hut, der ihm entfallen war, von der Erde auf, hielt die untere Seite desselben empor, riß die wulstigen Lippen auseinander, daß ein Abgrund entstand, welcher von einem Ohre bis zum andern reichte, warf den Kopf nach hinten und goß sich den erquickenden Trank zwischen die klaffenden Zähne.

„Oh, ah, gut, Massa; Bob trinken noch groß viel mehr!" Er hielt den Hut wieder empor, sah sich aber getäuscht. „Ah, Regen alle sein; kein Wasser mehr kommen!"

Wirklich hörte nach einem letzten Schlage des Donners, welcher ununterbrochen erschollen war, der Regen ebenso plötzlich auf, wie er eingetreten war; doch brauchten wir ihn auch nicht mehr, denn unser Durst war vollständig ge-

ſtillt, und dazu hatten wir die Schläuche bis zum Ueberlaufen füllen können.

„Jetzt laßt uns ein wenig eſſen," meinte ich, „und dann ſchnell vorwärts, damit wir Marſhal erreichen!"

Das Mahl war in einigen Minuten beendet; es beſtand nur in einem Stück dürren Büffelfleiſches. Dann ſetzten wir uns auf und trabten vorwärts, wobei ſich Bob als ein ſo guter Läufer erwies, daß er ſehr leicht Schritt mit uns zu halten vermochte.

Allerdings waren die Spuren durch den Regen vollſtändig verwiſcht, doch kannte ich ja ihre Richtung, und es dauerte auch nicht lange, ſo bemerkte ich einen Flaſchenkürbis, welcher an der Erde lag und jedenfalls von einem der Leute fortgeworfen worden war.

Die Kaktusſtrecke mußte ſich weit von Oſt nach Weſt hingezogen haben, denn die ſchwarze Brandfläche wollte gar nicht enden. Dies war mir jedoch lieb, da ich daraus ſchließen konnte, daß die Geſuchten von dem Regen mitbetroffen worden waren. Endlich aber hörte die Brandſtätte doch auf, und gleich nachher erblickte ich in der Ferne eine dunkle Gruppe, welche aus Menſchen und Tieren beſtehen mußte. Ich nahm das Fernrohr zur Hand und zählte neun Männer und zehn Pferde. Acht der Geſtalten ſaßen am Boden, die neunte aber befand ſich zu Pferde und trennte ſich eben von der Gruppe, um im Galopp in grader Richtung auf uns zuzuhalten. Da aber ſchien er uns zu bemerken und parierte ſein Tier. Ich fixierte ihn ſchärfer und erkannte Bernard Marſhal.

Ich erriet ſein Vorhaben. Er hatte ſich in einem Zuſtande ſolcher Auflöſung und Gleichgültigkeit befunden, daß er ebenſo wie die andern auf das Verſchwinden ſeines Dieners gar nicht geachtet hatte; durch den erquickenden, neu belebenden Regen nun war er wieder in den Beſitz

seiner geistigen Spannkraft gelangt und hatte es als seine erste Pflicht erkannt, Bob aufzusuchen und zur Gesellschaft zurückzubringen. Das sah ich auch an dem zweiten Pferde, welches er am Zügel mit sich führte. Daß sich ihm keiner der andern anschloß, wollte nicht sympathisch auf mich wirken, und ich hätte wetten mögen, daß sie aus lauter Yankees bestanden, denen das Leben eines ‚Niggers', wenn er noch dazu nicht ihr eigener Diener ist, so viel wie eine taube Nuß gilt.

Er musterte unsern kleinen Trupp, rief einige Worte zurück, und sofort saßen alle auf ihren Pferden und hatten die Waffen zur Hand.

„Vorwärts, Bob; legitimiere uns!" gebot ich dem Neger.

Er setzte sich in Dauerlauf, und wir folgten ihm in einem guten Schritte. Als Marshal seinen Neger erkannte, war aller Argwohn verschwunden; die Gesellschaft stieg wieder ab und erwartete uns in friedlicher Haltung. Wir hatten Bob nur einen geringen Vorsprung gelassen und vernahmen also seine Meldung, welche er dem Juwelier zurief.

„Nicht schießen, Massa, nicht stechen; sehr gut' schön' Männer kommen; Massa Charley sein, der totschlagen bloß Indsmen und Spitzbub, aber laß leben Gentleman und Nigger!"

„Charley, ist's möglich!" rief der Ueberraschte und fixierte mich einen Augenblick.

Ich hatte mich in seiner Heimat etwas mehr gentlemanlike getragen, als es in der Savanne möglich ist; ein Gesicht mit einem nur kleinen Bärtchen erkennt man nach Monaten nicht sofort wieder, wenn es sich hinter einem verwilderten Vollbart verbirgt; und da er mich überdies in meinem gegenwärtigen Habitus noch nie gesehen hatte, so nahm ich es ihm gar nicht übel, daß er mich nicht schon

von weitem erkannte. Jetzt aber war ich ihm vielleicht auf dreißig Pferdelängen nahe gekommen, und nun sah er, daß Bob ihn recht berichtet hatte. Im Nu war er bei mir und reichte mir die Hand vom Pferde herüber.

„Charley, ist's wahr? Seid Ihr es wirklich? Ich denke, Ihr wolltet nach Fort Benton und den Schneebergen! Wie kommt Ihr herab nach dem Süden?"

„War auch oben, Bernard; erschien mir aber zu kalt und bin daher ein klein wenig heruntergerückt. Uebrigens Gott zum Gruß hier in dem Estaccado! Wollt Ihr mich Euren Kameraden vorstellen?"

„Natürlich! Charley, ich sage Euch, tausend Dollars sind mir nicht so lieb als Eure Gegenwart. Steigt ab und tretet näher!"

Er nannte den Männern meinen Namen und mir die übrigen und stürmte dann mit tausend Fragen, die ich ihm so gut wie möglich beantwortete, auf mich ein. Die andern waren lauter Yankees, fünf Voyageurs der Pelzcompagnie mit ganz vortrefflicher Ausrüstung und drei Personen, welche sich so mit Waffen behangen hatten, daß sie keine Westmänner sein konnten; jedenfalls waren es die Kaufleute, von denen Bob gesprochen hatte, die ich aber mehr für Abenteurer hielt, welche nach dem Westen gingen, um ihr Glück auf irgend eine ehrliche oder unehrliche Weise zu suchen. Der älteste der Voyageurs, der mir als Williams genannt wurde, war der Anführer der Truppe und schien mir ein ganz passabler ‚Waschbär' zu sein, wie man sich im Westen auszudrücken pflegt. Er wandte sich, als die ersten, nicht viel bedeutenden Fragen Bernards beantwortet waren, an mich. Der kleine Sam schien keinen imponierenden Eindruck auf ihn zu machen.

„Wir wissen jetzt so ungefähr, wer ihr seid und woher ihr kommt; nun laß uns auch erfahren, wohin ihr wollt!"

„Vielleicht nach dem Paso del Norte, vielleicht auch wo anders hin, Sir, je nachdem wir Beschäftigung bekommen.“

Ich hielt es nicht für nötig, ihm mehr zu sagen, als er vorläufig zu wissen brauchte.

„Und was ist eure Beschäftigung?“

„Uns ein wenig in der Welt umzusehen.“

„Lack-a-day, das ist eine Arbeit, bei der man keine Langweile hat, trotzdem man sich dabei nicht anzustrengen braucht. Da müßt Ihr jawohl ein sehr wohlhabender, wo nicht gar ein reicher Mann sein; man sieht das auch Euren blanken Waffen an!“

Mit dieser Vermutung befand er sich allerdings auf dem Glatteise, denn ich besaß eben nur diese Waffen und nebenbei einige Kleinigkeiten, die ich daheim gelassen hatte. Auch gefiel mir die Frage nicht, und noch weniger der lauernde Blick und der halb spöttische, halb hastige Ton, mit dem sie ausgesprochen wurde. Der Mann war sehr unvorsichtig und flößte mir trotz seines wohlbeschaffenen Aeußern kein Vertrauen ein; ich beschloß ihn scharf aufs Korn zu nehmen, und antwortete daher weder bejahend noch verneinend.

„Ob arm, ob wohlhabend, das ist in dem Estaccado so ziemlich gleich, sollte ich meinen.“

„Da habt Ihr recht, Sir. Noch vor einer halben Stunde waren wir alle am Verschmachten, und nur ein reines Mirakel hat uns gerettet, ein Wunder, wie es hier noch niemals vorgekommen ist.“

„Welches?“

„Der Regen natürlich. Oder kommt ihr vielleicht aus einer Richtung, in welcher er euch nicht treffen konnte?“

„Er hat uns getroffen, denn wir haben ihn ja erst fertig gemacht.“

„Fertig gemacht? Was wollt Ihr damit sagen, Sir?“

„Daß wir ebenso verschmachtet waren, wie Ihr, und erkannten, daß wir nur dann Rettung finden konnten, wenn wir Wolken, Blitz und Donner machten.“

„Hört, Master Schlabbermaul, ich will nicht hoffen, daß Ihr uns für Leute haltet, denen man einen Bären für einen Wipp-poor-will geben kann, sonst würde es nach wenigen Augenblicken mit Eurer Haut sehr schlecht beschaffen sein. Ihr wart gewiß einmal da drüben in Utah am großen Salzsee und gehört zu den ‚Heiligen der letzten Tage‘, die auch so ähnliche Wunder thun wie Ihr.“

„Allerdings war ich einmal drüben, habe es jetzt aber nicht mit den letzten Tagen, sondern zunächst mit dem heutigen Tage und mit Euch zu thun. Werdet Ihr uns beiden erlauben, uns Euch anzuschließen?“

„Warum nicht? Besonders da Ihr mit Master Marshal bekannt seid. Wie kommt es denn, daß Ihr Euch zu zweien in den Llano Estaccado wagt?“

Ich folgte meinem Mißtrauen, indem ich mich leichtsinnig und unerfahren stellte:

„Was giebt es da zu wagen? Der Weg ist abgesteckt; man geht also hinein und kommt glücklich wieder heraus.“

„Good lack, seid Ihr rasch fertig! Habt Ihr einmal von den Stakemen etwas gehört?“

„Was sind das für Leute?“

„Da hat man es! Ich will nicht von ihnen reden, denn man soll den Teufel nicht an die Wand malen; aber das sage ich Euch: wer zu zweien sich in den Estaccado wagt, der muß ein Kerl sein wie Old Firehand, Old Shatterhand, oder so klug und schlau wie Sans-ear, der alte Indsmentöter. Habt Ihr vielleicht einmal von einem dieser Leute gehört?“

„Möglich, habe es aber wohl wieder aus der Acht

gelaſſen. Wie lange werden wir noch reiten, ehe wir aus dem Eſtaccado herauskommen?“

„Zwei Tage.“

„Natürlich ſind wir auf der rechten Straße?“

„Warum ſollten wir es nicht ſein?“

„Weil es mir vorkam, als ob die Pfähle plötzlich nach Südoſt ſtatt nach Südweſt gingen.“

„Das kann wohl Euch ſo vorkommen, nicht aber einem alten, erfahrenen Voyageur, wie ich bin. Ich kenne den Eſtaccado wie meinen Kugelbeutel.“

Mein Verdacht wurde größer. War er wirklich ſo erfahren, ſo mußte er ſicher wiſſen, daß er aus der Richtung geraten war. Ich beſchloß, ihn noch etwas näher anzulaufen.

„Wie kommt es, daß die Compagnie Euch ſo tief nach dem Süden ſchickt? Es ſcheint mir, daß es mehr Pelzwerk im Norden giebt als hier.“

„Was Ihr weiſe und klug ſeid! Pelz iſt Fell, und Fell iſt Pelz. Abgerechnet, daß es graue und ſchwarze Bären, Racoons*), Opoſſums und andere Pelztiere auch hier in Menge giebt, gehen wir nach Mittag, um uns bei der Herbſtwanderung der Büffel einige tauſend Felle zu holen.“

„Ah ſo! Ich habe geglaubt, daß Ihr ſie droben in den Parks und ſo da herum viel leichter haben könnt. Uebrigens ſeid Ihr als Voyageur in einer ſehr guten Lage, da Ihr von keinem Indsmen etwas zu befürchten habt. Man hat mir erzählt, daß die Compagnie ihre Voyageurs zugleich als Briefträger und Staffetten benützt, und ein ſolcher Brief ſoll der beſte Talisman gegen die Feindſeligkeiten der Indianer ſein. Iſt das wahr?“

„Ja. Wir können, ſtatt die Feindſeligkeiten der Roten zu befürchten, uns ſtets auf ihre Hilfe verlaſſen.“

*) Waſchbären.

„So ſeid Ihr wohl auch mit ſolchen Briefen verſehen?“

„Natürlich. Ich brauche nur das Siegel vorzuzeigen, ſo gewährt mir jeder Indianer ſeinen Schutz.“

„Ihr macht mich neugierig, Sir. Laßt mich doch einmal ein ſolches Siegel ſehen!“

Ich bemerkte, daß er in Verlegenheit kam, ſie aber unter einer zornigen Miene zu verbergen ſuchte.

„Habt Ihr ſchon einmal etwas vom Briefgeheimnis gehört, Mann? Ich habe die Erlaubnis, nur Indsmen das Siegel zu zeigen.“

„Ich habe nicht verlangt, den Inhalt des Briefes kennen zu lernen. Ihr ſcheint alſo gar nie in die Lage zu geraten, Euch auch einmal vor einem Weißen legitimieren zu müſſen!“

„In einem ſolchen Falle legitimiert mich meine Büchſe. Merkt Euch das?“

Ich nahm eine Miene an, als fühle ich mich außerordentlich beherrſcht von ihm, und ſchwieg in möglichſt wohlgeſpielter Verlegenheit. Der kleine Sam blinzelte nicht mich — denn das hätte ihn verraten können — ſondern ſeine Tony mit ein Paar Augen an, als ob er mit ihr im höchſten Grade einverſtanden ſei, und ich drehte mich zu Marſhal herum:

„Bob hat mir erzählt, wohin Ihr wollt, Bernard, und aus welchem Grunde Ihr die Reiſe unternehmt. Habt Ihr keine Spur von dem Mörder, der Euch um alles gebracht hat?“

„Nicht die geringſte. Es müſſen übrigens mehrere Perſonen geweſen ſein, welche die That unternahmen.“

„Wo befindet ſich Allan?“

„In San Francisco; wenigſtens waren ſeine Briefe alle von daher datiert.“

„Well, so werdet Ihr ihn ja leicht finden. Werdet Ihr heut weiter gehen, oder behaltet Ihr hier Lager?“

„Es wurde ausgemacht, daß wir bleiben.“

„So will ich mein Pferd abtakeln.“

Ich erhob mich, und nahm dem Mustang Sattel und Zeug ab und gab ihm einige Handvoll Maiskörner zu fressen. Sam that dasselbe mit seiner Stute. Wir hüteten uns dabei, ein Wort miteinander zu wechseln; es war dies ja auch gar nicht nötig, da wir uns auch ohne Rede verstanden. Wenn zwei Jäger einige Wochen lang beisammen gewesen sind, so lesen sie sich die Gedanken an den Augen ab. Auch mit Marshal sprach ich kein heimliches oder leises Wort. So verging der Rest des Tages unter meist gleichgültigen Gesprächen, und der Abend brach herein.

„Verteilt die Wachen, Sir,“ sagte ich zu Williams. „Wir sind müde und wollen schlafen.“

Er that es, und ich bemerkte, daß keiner der Doppelposten aus mir oder Sam oder Marshal und einem der Voyageurs zusammengesetzt war.

„Schlaft mitten unter ihnen, damit sie nicht heimlich sprechen können!“ raunte ich Marshal zu, der mich sehr erstaunt bei dieser geheimnisvollen Weisung anblickte, aber ihr doch folgte.

Die Pferde hatten sich gelagert, da es kein Futter für sie gab. Ich legte mich, während die anderen einen Kreis bildeten, zu meinem Mustang, dessen Leib ich als Kopfkissen benutzte, wozu den übrigen die Sättel dienten. Ich hatte meinen Grund zu dieser Ausnahmestellung. Sam bedurfte keines Winkes von mir; er verstand mich und wählte sich seinen Platz so zwischen den Voyageurs, daß sie nur auf Posten heimlichst miteinander zu sprechen vermochten.

Die Sterne gingen auf; aber es hing — vielleicht infolge des Regens — ein eigentümlicher Duft zwischen ihnen

und dem Boden, so daß ihr Schimmer nicht so hell wie an andern Abenden herabzudringen vermochte. Zwei von den Kaufleuten hatten die erste Wache; sie verlief ohne irgend eine Auffälligkeit; Williams hatte die zweite Wache für sich und den jüngsten Voyageur gewählt. Als die Reihe an sie kam, waren sie noch nicht eingeschlafen. Sie erhoben sich, und jeder patrouillierte seinen Halbkreis ab; ich merkte mir genau die beiden Punkte, an denen sie regelmäßig zusammentrafen. Der eine Punkt lag ganz in der Nähe des Pferdes, welches dem Neger Bob gehörte, und dies erschien mir als ein günstiger Umstand, da nicht anzunehmen war, daß dem Schwarzen ein gutes Prairiepferd anvertraut worden sei, vor dessen Instinkt man sich in acht zu nehmen hatte.

Zu sehen, ob die beiden Männer miteinander sprachen, sobald sie sich berührten, vermochte ich nicht; aber es war mir, als verriete mir der Schall ihre Schritte, daß sie sich einander stets beim Umkehren einige Worte zuraunten. Der Aufenthalt in der Savanne hatte mein Gehör geschärft, und wenn ich mich nicht täuschte, so hatte ich es hier mit zwei außerordentlich abgefeimten Männern zu thun.

Ich kroch vorsichtig in einem Bogen zu dem Pferde heran. Es schien ein höchst geduldiger und zutraulicher Klepper zu sein, denn er verriet mein Nahen weder durch das leiseste Schnauben noch durch die geringste Bewegung, und ich vermochte mich so eng an seinen Körper zu schmiegen, daß ich eine Entdeckung nicht zu fürchten hatte.

Eben kam Williams von der einen und der Voyageur von der andern Seite. Bevor beide sich umdrehten, vernahm ich sehr deutlich die Worte:

„Ich ihn, und du den Neger!“

Williams hatte diese Worte gesprochen. Als sie wiederkehrten, hörte ich:

„Natürlich auch sie!“

Es ſchien mir, als habe der andere drüben am gegenüberliegenden Berührungspunkte eine Frage in Betreff auf mich und Sam ausgeſprochen. Als ſie ſich mir wieder näherten, klang es:

„Pshaw! Der eine iſt klein, und der andere — es geſchieht ja im Schlafe!“

Mit dem ‚Kleinen‘ war jedenfalls Sam und mit dem ‚andern‘ ich gemeint. Es war klar, wir ſollten ermordet werden. Warum, das konnte ich mir nicht erklären. Wieder nahten ſie, und ich vernahm die deutliche Antwort:

„Alle drei!“

Vielleicht war drüben die Frage ausgeſprochen worden, ob die drei Kaufleute unſer Schickſal teilen ſollten oder nicht. Dieſe fünf Voyageurs wollten ſich alſo über uns hermachen, fünf gegen fünf. Das Facit zu dieſer Aufgabe war ſehr leicht zu finden: ſie hätten uns kalt gemacht, ohne ſich ſelbſt nur die Haut zu ritzen, wenn ich nicht auf den Gedanken gekommen wäre, ſie zu belauſchen. Jetzt trafen die beiden Buſchklepper wieder zuſammen.

„Keine Minute eher — und nun gut!“ ſagte Williams.

Die intereſſante Unterhaltung war alſo zu Ende, und ich konnte mir leicht denken, daß ſich die letzten Worte auf den Zeitpunkt bezogen, wann die That geſchehen ſollte. Wann war dies? Im Schlafe ſollte es geſchehen! Heut oder morgen? Ich ging jedenfalls ſicherer, wenn ich das erſtere annahm, und da die beiden Schurken höchſtens noch eine Viertelſtunde zu luſtwandeln hatten, ſo war es hohe Zeit, ihnen zuvorzukommen.

Ich machte mich ſprungfertig. Sie trafen wieder zuſammen, diesmal ohne ein Wort zu ſprechen. Beide drehten ſich zu gleicher Zeit um, und kaum war Williams an mir vorüber, ſo ſchnellte ich hinter ihm in die Höhe, ſchlug ihm die Linke um den Hals, ſo daß er keinen Laut auszuſtoßen

vermochte, und traf ihn mit der geballten Rechten so an die Schläfe, daß er still an mir niederglitt.

Jetzt setzte ich an seiner Stelle den Weg fort und stieß am jenseitigen Berührungspunkte mit dem anderen zusammen. Er war vollständig ahnungslos und hielt mich für Williams. Ich nahm ihn gleich von vorn bei der Gurgel und schlug ihn nieder. Wenigstens zehn Minuten lagen die beiden ohne Besinnung; das wußte ich. Daher schritt ich nun rasch auf die Gruppe der Schlafenden zu. Nur zwei waren wach, Sam natürlich und Bernard, der durch meine ihm zugeflüsterte Weisung in eine solche Unruhe versetzt worden war, daß er nicht hatte schlafen können.

Ich schnallte den Lasso von der Hüfte — Sam that sofort ein Gleiches.

„Die drei Voyageurs bloß," flüsterte ich, und dann rief ich laut: „Hallo, auf, ihr Leute!"

Im Nu fuhren alle empor, sogar Bob, der Neger, aber ebenso schnell saßen auch die Schlingen unserer Lassos zweien der Voyageurs um die Arme und den Oberleib — eine zweite Schlinge, und die Riemen schlossen so fest, daß sie von den Gefangenen nicht gelöst werden konnten. Bernard Marshal hatte, mehr ahnend als begreifend, sich auf den dritten geworfen und hielt ihn fest, bis ich ihn mit seinem eigenen Lasso gebunden hatte. Und dies war so schnell geschehen, daß wir bereits fertig waren, als sich einer der drei Kaufleute ermannte und rief, zu seiner Büchse greifend:

„Verrat, zu den Waffen!"

Sam lachte laut auf.

„Laß deine Feuerspritze in Ruhe, mein Junge; es möchte dir und auch den andern der Zünder fehlen, hihihihi!"

Der vorsichtige Kleine hatte während meines Lauschens von den drei Gewehren die Zündhütchen genommen, ein

Beweis, wie ſcharf er mich verſtand, ohne daß wir ein Wort gewechſelt hatten.

„Seid ohne Sorge, ihr Leute, es wird euch nicht das geringſte geſchehen!“ beruhigte ich ſie. „Dieſe Männer hier wollten uns und euch ermorden; daher haben wir ſie bis auf weiteres unſchädlich gemacht.“

Trotz der Dunkelheit war der Schreck zu bemerken, den meine Worte auf ſie hervorbrachten, und auch Bob trat eilig näher.

„Maſſa, wollen ſie morden auch Bob?“

„Auch dich!“

„Dann ſie ſterben, ſie hängen in Eſtaccad', viel hoch an Pfahl!“

Die Gefangenen gaben keinen Laut von ſich; ſie mochten auf die Hilfe der Wachen rechnen.

„Bob, da drüben liegt Williams, und dort der andere. Bringe ſie herbei!“ gebot ich dem Neger.

„Schon tot ſie?“ fragte er mich

„Nein, aber ohne Beſinnung.“

„Werden holen ſie!“

Der rieſige Schwarze ſchleppte einen nach dem andern auf ſeinen breiten Schultern herbei und warf ſie zu Boden. Sie wurden augenblicklich gebunden. Nun konnten wir endlich ſprechen, und ich klärte die drei Kaufleute über das auf, was wir gethan hatten. Sie gerieten in eine außerordentliche Wut und verlangten den augenblicklichen Tod der Voyageurs. Ich mußte ihnen widerſprechen.

„Auch die Savanne hat ihr Recht und ihre Geſetze. Ständen ſie uns mit den Waffen gegenüber, wo dann unſer Leben an einem Augenblick hing, ſo könnten wir ſie niederſchießen; wie die Dinge aber jetzt ſtehen, dürfen wir keinen Mord begehen, ſondern müſſen eine Jury über ſie bilden.“

„Oh, oh, ja, eine Jury,“ meinte der Neger, erfreut

über ein ſolches Schauſpiel, „und dann Bob aufhängen all' ganz' Fünf!“

„Jetzt nicht! Es iſt Nacht; wir haben kein Feuer und müſſen warten, bis der Tag anbricht. Wir ſind ſieben Männer. Fünf können alſo ruhig ſchlafen, während zwei immer wachen; dabei ſind uns die Gefangenen vollſtändig ſicher, bis die Sonne kommt.“

Ich hatte Mühe, mit meiner Anſicht durchzudringen, brachte es aber endlich doch ſo weit, daß fünf ſich wieder zur Ruhe legten, während ich mit einem der Kaufleute die Wache bezog. Nach einer Stunde wurden wir abgelöſt. Sam übernahm die letzte Wache allein, da um dieſe Zeit der Tag bereits zu dämmern begann und zwei Augen alſo vollſtändig hinreichten, uns die nötige Sicherheit zu bewahren.

Während der ganzen Nacht hatte keiner der Gefangenen einen Laut von ſich gegeben; doch als wir uns erhoben, bemerkte ich, daß Williams und ſein Kumpan die Beſinnung wieder erlangt hatten. Jetzt wurde zunächſt gefrühſtückt; unſere Pferde erhielten ihre Portion Körner, und dann ward zur Verhandlung geſchritten. Sam winkte nach mir und ſagte:

„Das iſt unſer Sheriff; er wird zum Beiſpiel jetzt die Jury beginnen.“

„Nein, Sam, den Vorſitz übernehme ich nicht; das wirſt du thun!“

„Ich? Heigh-ho, wo denkſt du hin? Sam Hawerfield und Sheriff! Wer Bücher ſchreibt, paßt beſſer dazu!“

„Ich bin kein Bürger der Vereinigten Staaten und nicht ſo lange in der Savanne geweſen wie du. Wenn du nicht willſt, ſo muß Bob es thun!“

„Bob? Ein Schwarzer und Sheriff? Das wäre der dümmſte Streich, den wir in dieſem alten Sandloche machen

könnten, und so muß ich wohl ja sagen, wenn du zum Beispiel gar nicht anders willst!"

Er setzte sich in Positur und nahm eine Miene an, aus welcher deutlich zu erkennen war, daß bei diesem Savannengerichte wenigstens dieselbe Sorgsamkeit und Gerechtigkeit obwalten solle, wie bei der Jury einer civilisierten Grafschaft.

„Nehmt Platz im Kreise, Mesch'schurs; ihr alle seid Schöffen, und Bob, der Neger, bleibt stehen, denn er wird der Constabel sein!"

Bob zog den Gurt seines Säbels fester an und suchte auf seinem Gesichte die möglichste Würde hervorzubringen.

„Constabel, nimm den Gefangenen die Fesseln ab, denn wir sind in einem freien Lande, und in einem solchen stehen selbst die Mörder mit freien Gliedern vor ihrem Richter!"

„Aber wenn ausreißen all' fünf, so — — —" wagte der Neger einzuwenden.

„Gehorchen!" donnerte ihn Sans-ear an. „Von diesen Männern wird keiner entfliehen, denn wir haben ihnen die Waffen genommen, und ehe sie zum Beispiel zehn Schritte gethan hätten, wären unsere Kugeln schon bei ihnen!"

Die Riemen wurden abgelöst, und die Gefangenen richteten sich, noch immer kein Wort sprechend, in die Höhe. Jeder von uns anderen hatte seine Büchse zur Hand; an eine Flucht war also wirklich nicht zu denken.

„Du nennst dich Williams," begann Sam. „Ist dies dein richtiger Name?"

Der Gefragte entgegnete mit grimmiger Miene:

„Ich werde euch nicht antworten. Ihr selbst seid Mörder; ihr selbst habt uns überfallen; ihr selbst gehört vor ein Savannengericht."

„Thue, was du willst, mein Junge; du hast deinen freien Willen. Aber ich sage dir, daß Schweigen als ein

Geſtändnis gilt. Alſo — biſt du ein wirklicher Voyageur?"

„Ja."

„Beweiſe es! Wo haſt du deine Briefe?"

„Ich habe keine."

„Gut, mein Junge, das genügt vollſtändig, um zu wiſſen, woran man mit dir iſt! Willſt du mir wohl ſagen, was du geſtern abend während deiner Wache mit deinem Kameraden geſprochen und beſchloſſen haſt?"

„Nichts! Kein Wort iſt geſprochen worden."

„Dieſer ehrenwerte Mann hier hat euch belauſcht und alles deutlich gehört. Ihr ſeid keine Weſtmänner, denn ein echter Savannenläufer würde die Sache viel geſcheiter angefangen haben."

„Wir keine Weſtmänner? All devils, bringt eure Komödie zu Ende, und dann wollen wir euch zeigen, daß wir uns vor keinem von euch fürchten. Wer ſeid denn ihr? Greenhorns, die uns im Schlafe überfallen haben, um uns zu ermorden und zu berauben!"

„Rege dich nicht unnötig auf, mein Sohn! Ich werde dir ſagen, wer die Greenhorns ſind, die hier über Leben und Tod entſcheiden werden. Dieſer Mann hat euch, nachdem er euch belauſcht hatte, ganz allein mit ſeiner Fauſt niedergeſtreckt, und das iſt zum Beiſpiel ſo korrekt geſchehen, daß es kein Menſch gemerkt hat, nicht einmal ihr ſelbſt. Und derjenige, der dieſe ſchöne Fauſt beſitzt, nennt ſich Old Shatterhand. Jetzt ſeht mich einmal an! Darf ſich wohl einer, dem die Navajoes einſt die Ohren genommen haben, Sans-ear heißen laſſen? Wir ſind alſo die zwei, die ſich ganz allein in den Llano eſtaccado wagen dürfen. Und auch das iſt wahr, daß wir es geſtern regnen ließen; wer ſonſt ſollte es denn geweſen ſein? Oder hat man jemals gehört, daß es in dem Eſtaccado freiwillig geregnet hat?"

Es war sichtlich kein ermutigender Eindruck, welchen unsere Namen auf die fünf Männer machten. Williams ergriff zuerst das Wort; er hatte sich die Situation überlegt, und grad unsere Namen mochten den Gedanken in ihm erwecken, daß er eine Vergewaltigung bei uns nicht zu erwarten habe.

„Wenn ihr wirklich diejenigen seid, für welche ihr euch ausgebt, so haben wir Gerechtigkeit zu erwarten. Ich werde euch die Wahrheit sagen. Ich habe früher anders geheißen, als Williams, aber das ist kein Verbrechen, denn ihr heißt eigentlich auch anders, als Old Shatterhand und Sans-ear; ein jeder kann sich heißen lassen, wie es ihm beliebt."

„Well, wegen des Namens bist du aber auch nicht angeklagt!"

„Und wegen eines Mordes könnt ihr uns auch nicht anklagen; wir haben weder einen begangen, noch einen begehen wollen. Ja, wir haben gestern abend miteinander gesprochen, haben von einem Mord gesprochen; haben wir aber eure Namen genannt?"

Der gute Sam blickte lange vor sich nieder und meinte endlich ziemlich verdrießlich:

„Nein, das habt ihr allerdings nicht gethan; aber aus euren Worten ließ sich alles deutlich schließen."

„Ein Schluß ist kein Beweis, ist keine Thatsache. Ein Savannengericht ist ein löbliches Ding, aber auch eine solche Jury darf nur nach Thatsachen und nicht nach Vermutungen urteilen. Wir haben Sans-ear und Old Shatterhand gastfreundlich bei uns aufgenommen, und zum Dank dafür werden sie uns unschuldig töten. Das werden alle Jäger erfahren von der großen See bis zum Mississippi, vom mexikanischen Meerbusen bis zum Sklavenfluß und alle werden sagen, daß die beiden großen Jäger Räuber und Mörder geworden sind."

Ich mußte innerlich gestehen, daß der Schurke sein Verteidigung ganz ausgezeichnet führte. Sam wurde von derselben so überrumpelt, daß er aufsprang.

„'s death, das wird niemand sagen, denn wir werden euch nicht verurteilen. Ihr seid frei, so viel ich meine! Was sagt ihr andern dazu?“

„Sie sind frei; sie sind unschuldig!“ meinten die drei Kaufleute, deren Ueberzeugung von der Schuld der Angeklagten gleich von vornherein nicht groß gewesen war.

„Auch ich kann, nach dem, was ich weiß, nichts auf sie bringen,“ entschied Bernard. „Was sie sind und wie sie heißen, das geht uns nichts an, und für unsere Anklage haben wir nur Vermutungen, keineswegs aber Beweise.“

Bob, der Neger, machte ein höchst verblüfftes Gesicht; er sah sich auf einmal um die Hoffnung betrogen, die Delinquenten aufhängen zu dürfen. Was mich betraf, so war ich mit dieser Wendung der Dinge ziemlich zufrieden; ich hatte sie sogar vorhergesehen und daher nicht nur gestern zum Aufschub geraten, sondern heut auch dem guten Sam den Vorsitz gelassen. Er besaß als Jäger eine seltene Schlauheit; einen Mörder aber durch Kreuzfragen festzunehmen, dazu war er nicht der Mann. In der Prairie ist man niemals seines Lebens sicher; warum also fünf Menschenleben auslöschen, wenn noch nicht einmal die geringste feindselige That vorliegt? Dann müßte überhaupt jeder Feind schon auf seine bloße Gesinnung hin getötet werden. Es lag mir weniger an dem Tode dieser Männer, als vielmehr an unserer Sicherheit, und für dieselbe konnten geeignete Maßregeln sehr leicht getroffen werden. Einen kleinen Stich aber mußte ich Sam doch dafür geben, daß er sich das abringen ließ, was wir besser aus Milde oder Gnade hätten bewilligen sollen. Als er sich daher mit der Frage an mich wandte, was ich dazu sage, antwortete ich:

„Weißt du noch, Sam, was der größte Vorzug deiner Tony ist?“

„Welcher?“

„Daß sie Grütze im Kopfe hat.“

„Egad, ich besinne mich, und auch du scheinst ein gutes Gedächtnis für dergleichen Dinge zu haben. Aber was kann ich dafür, daß ich ein Jäger und kein Rechtsgelehrter bin? Du hättest aus diesen Leuten vielleicht etwas herausgekniffen; warum hast du den Sheriff nicht gemacht? Nun sind sie frei, denn was einmal gesagt ist, das muß auch gelten.“

„Natürlich, denn meine Meinung könnte nun doch nichts mehr entscheiden. Frei sind sie, nämlich von der Anklage auf Mordversuch, doch frei in anderer Beziehung noch nicht. Master Williams, ich werde jetzt eine Frage an Euch richten, und auf Eure Antwort soll es ankommen, was mit Euch weiter geschehen wird. In welcher Richtung erreicht man am schnellsten den Rio Pecos?“

„Grad nach West.“

„In welcher Zeit?“

„In zwei Tagen.“

„Ich halte euch für Stakemen, obgleich ihr uns gestern vor denselben warnen wolltet und obgleich ihr mit eurer Truppe, allerdings nachdem sie gehörig abgeschwächt war, die richtige Richtung eingehalten zu haben scheint. Ihr werdet als unsere Gefangenen zwei Tage lang bei uns bleiben. Sind wir dann noch nicht am Flusse, so ist es um euch geschehen, denn ich selbst werde euch die Kugel oder den Riemen zu kosten geben, oder eine Jury über euch abhalten. Jetzt wißt ihr, woran ihr seid! Bindet sie auf ihre Pferde, und dann vorwärts!“

„Oh, ah, das sein gut!“ meinte Bob. „Wenn nicht kommen an Fluß, Bob werden hängen sie an Baum!“

Bereits nach einer Viertelstunde befanden wir uns unter-

wegs; die auf ihre Pferde gebundenen Gefangenen waren natürlich in der Mitte. Bob schien sein Amt als Constabel nicht niederlegen zu wollen; er wich nicht von ihnen und hielt sie unter der strengsten Beaufsichtigung. Sam befehligte den Nachtrab, und ich ritt mit Bernard Marshall voran.

Natürlich war das gestrige Ereignis der Gegenstand unseres Gespräches, doch hatte ich keine Luft, mich sonderlich darüber zu verbreiten. Endlich meinte er, von den Voyageurs abbrechend:

„Ist es wahr, was Sans-ear behauptete, daß Ihr den Regen gemacht habt?“

„Ja.“

„Mir unbegreiflich, obgleich ich weiß, daß Ihr nicht die Unwahrheit sagt.“

„Ich ließ es regnen, um uns und Euch zu retten.“

Und nun erklärte ich ihm den höchst einfachen Vorgang, mit Hilfe dessen sich die Wettermacher und Medizinmänner mancher wilder Völkerschaften bei ihren Gläubigen in ungeheuren Kredit zu setzen verstehen.

„Dann haben wir alle Euch also das Leben zu verdanken. Wir wären verschmachtet an der Stelle, an welcher Ihr uns traft.“

„Verschmachtet nicht, sondern ermordet worden. Seht Euch nur die Satteldecken dieser sogenannten Voyageurs an; es befinden sich noch volle Wasserschläuche unter denselben. Sie haben nicht den mindesten Durst gelitten. Ich würde sie unbedingt niederschießen, wenn ich mich nicht scheute, Menschenblut zu vergießen. Wie heißt der jüngste von ihnen, der gestern mit Williams zugleich die Wache hatte?“

„Meercroft.“

„Jedenfalls auch ein angenommener Name. Der Bursche kommt mir trotz seiner Jugend am allerverdächtigsten

vor, und es ist mir, als hätte ich ein ähnliches Gesicht bereits einmal unter nicht empfehlenden Umständen gesehen. Wehe ihnen, wenn wir zur angegebenen Zeit das Wasser nicht erreichen! Jetzt erzählt mir doch einmal die näheren Umstände bei der Ermordung und Beraubung Eures Vaters!"

„Nähere Umstände giebt es nicht. Allan war nach Francisco gegangen, um Einkäufe in Gold zu machen; wir waren also mit Bob und der Wirtschafterin nur zu vieren, da die Arbeiter und Gehilfen außerhalb des Hauses wohnten. Der Vater ging abends stets aus, wie Ihr ja wohl wißt, und eines schönen Morgens fanden wir seine Leiche im verschlossenen Hausflur, die Werkstatt und den Laden aber geöffnet und alles Wertvolle geraubt. Er trug stets einen Schlüssel bei sich, welcher alle Thüren öffnete. Man hat ihm nach der Ermordung denselben abgenommen und konnte denn mit Hilfe dieses Hauptschlüssels den Raub ohne alle Mühe vollführen."

„Hattet Ihr keinen Verdacht?"

„Nur einer der Gehilfen konnte den Umstand mit dem Schlüssel wissen, doch alle polizeilichen Nachforschungen sind fruchtlos geblieben; die Gehilfen mußten entlassen werden und sind verschollen. Es befanden sich bedeutende Depositen unter den geraubten Juwelen; ich mußte alles ersetzen und behielt kaum Mittel genug zu der Reise nach Kalifornien übrig, welche ich unternehmen muß, um den Bruder aufzusuchen, dessen Nachrichten so plötzlich unterblieben sind."

„So habt Ihr keine Hoffnung, des Mörders jemals habhaft zu werden und wenigstens teilweise wieder zu Eurem Eigentum zu kommen?"

„Nicht die mindeste. Die Thäter sind mit ihrem Raube jedenfalls längst außer Landes, und obschon ich die That in allen größeren Zeitungen Europas und Amerikas

veröffentlichen ließ und eine genaue Beſchreibung der wertvollſten geraubten Gegenſtände beifügte, ſo wird mir dies doch nichts helfen, denn es giebt für den geriebenen Verbrecher Mittel und Wege genug, ſich ſicher zu ſtellen.“

„Ich möchte wohl einmal eine ſolche Veröffentlichung leſen!“

„Das könnt Ihr. Ich habe die betreffende Nummer des Morning-Herald ſtets bei mir, um für etwaige Fälle bei der Hand zu ſein.“

Er griff in die Taſche und zog das Blatt hervor, um es mir herüberzureichen. Ich las das Verzeichnis während des Reitens und mußte dabei wieder einmal eine jener höheren Fügungen bewundern, welche der Zweifler Zufall zu nennen pflegt. Als ich zu Ende war, faltete ich das Papier zuſammen und gab es ihm zurück.

„Wie nun, wenn ich im ſtande wäre, Euch den Thäter oder wenigſtens einen der Thäter genau zu bezeichnen?“

„Ihr, Charley?“ fragte er ſchnell.

„Und Euch wenigſtens zu einem großen Teile Eures Verluſtes wieder zu verhelfen?“

„Treibt keinen üblen Scherz, Charley! Ihr waret in der Prairie, als die That geſchah; wie ſollte Euch das möglich ſein, was die, welche am nächſten beteiligt waren, nicht zuſtande brachten?“

„Bernard, ich bin ein rauher Geſell; aber wohl dem Menſchen, der ſich aus der glücklichen Jugendzeit ſeinen Kinderglauben hinüber in die Zeit des ernſten Mannesalters gerettet hat. Es giebt ein Auge, welches über alles wacht, und eine Hand, welche ſelbſt die böſeſten Anſchläge für uns zum Guten lenkt, und für dieſes Auge, für dieſe Hand liegen Louisville und die Savanne eng zuſammen. Da ſeht einmal her!“

Ich zog die Beutel hervor und reichte ſie ihm hin. Er

nahm sie mit fieberhafter Aufregung in Empfang, und als er sie öffnete, sah ich seine Hände zittern. Kaum hatte er einen Blick hineingeworfen, so stieß er einen Ruf der freudigsten Ueberraschung aus:

„Herr, mein Gott, unsere Diamanten! Ja, sie sind's, sie sind's wahrhaftig! Wie kommt — — —“

„Stopp!“ unterbrach ich ihn. „Beherrscht Euch, mein Junge! Die da hinter uns brauchen nicht ganz genau zu wissen, welche Art von Unterhaltung wir führen! Wenn es Eure Steine sind, wovon ich allerdings selbst vollkommen überzeugt bin, so behaltet sie, und damit Ihr nicht etwa gar mich selbst für den Spitzbuben haltet, will ich Euch erzählen, wie ich zu ihnen gekommen bin.“

„Charley, was denkt Ihr denn! Wie könnt Ihr meinen — —“

„Sachte, sachte! Ihr schreit ja, als ob sie es drüben in Australien hören sollten, was wir hier miteinander zu verhandeln haben!“

Der gute Bernard befand sich in einem allerdings leicht erklärlichen Freudenrausche; ich gönnte ihm sein Glück von ganzem Herzen und bedauerte nur, daß es nicht möglich war, mit den Steinen ihm auch den Vater zurückzugeben.

„Erzählt, Charley! Ich bin begierig, zu hören, wie meine Steine in Eure Hände gekommen sind,“ bat er mich.

„Ich hatte auch den Thäter beinahe fest. Er war mir so nahe, daß ich ihn mit diesem meinem Fuße von der Lokomotive stieß, auf welcher ich stand, und Sam ist hinter ihm her hergewesen, freilich vergeblich. Aber ich hoffe, ihn wieder zwischen die Hände zu bekommen, und zwar bald, wo möglich da drüben über dem Rio Pecos; er hat sich dorthin gewandt, jedenfalls einer neuen Gaunerei wegen, der wir wohl auch noch auf die Spur kommen werden.“

„Erzählt, Charley, erzählt!“

Ich berichtete ihm den Bahnüberfall durch die Ogellallahs mit allen dabei vorgekommenen Einzelnheiten und las ihm dann auch den Brief vor, welchen Patrik an Fred Morgan geschrieben hatte. Er hörte mit der größten Aufmerksamkeit zu und meinte dann am Schlusse:

„Wir fangen ihn, Charley, wir fangen ihn, und werden dann auch erfahren, wohin das übrige gekommen ist!“

„Fangt nicht wieder an zu schreien, Bernard! Wir sind zwar um einige Pferdelängen voraus, aber hier im Westen muß man selbst beim einfachsten Dinge verschlossen sein, da Unklugheit niemals zu irgend einem Nutzen führt.“

„Und Ihr wollt mir die Steine wirklich überlassen, ohne alle Bedingung, ohne jedweden Anspruch?“

„Natürlich, sie sind ja Euer!“

„Charley, Ihr seid — — — doch hört“ — er griff in den Beutel und zog einen der größeren Steine hervor — „thut mir den Gefallen und nehmt diesen da als Andenken von mir an!“

„Pshaw! Werde mich hüten, Bernard! Ihr habt nichts zu verschenken, gar nichts, denn diese Steine gehören nicht Euch allein, sondern auch Eurem Bruder.“

„Allan wird gutheißen, was ich thue!“

„Das ist möglich, ja, ich bin sogar überzeugt davon; aber bedenkt, daß diese Steine noch lange nicht alles sind, was Ihr verloren habt. Behaltet ihn also, und wenn wir einmal scheiden, so gebt mir etwas anderes, was Euch nichts kostet und mir als Andenken dennoch lieb und teuer ist! Jetzt aber reitet einmal in dieser Richtung fort, ich werde Sam erwarten!“

Ich ließ ihn mit seinem Glück allein und blieb halten, um die Truppe an mir vorüber zu lassen, bis Sans-ear mir zur Seite war.

„Was hatteſt du denn da vorn ſo außerordentliches zu verhandeln, Charley?“ fragte er mich. „Ihr habt ja die Luft mit den Armen geprügelt, daß es zum Beiſpiel ganz ſo ausſah, als ob ihr Ballett reiten wolltet.“

„Weißt du, wer der Mörder von Bernards Vater iſt?“

„Nun? du haſt es doch nicht etwa herausbekommen?“

„Doch!“

„Well done! Du biſt ein Menſch, dem alles glückt. Wenn ein anderer jahrelang vergeblich nach etwas ringt und jagt, ſo greifſt du im Traume in die Luft und haſt es. Nun, wer iſt es? Ich hoffe, daß du dich nicht verrechneſt!“

„Fred Morgan.“

„Fred Morgan — dieſer?! Charley, ich will dir alles glauben, dies aber nicht. Morgan iſt ein Schuft unter den Weſtmännern, doch nach dem Oſten kommt er nicht.“

„Ganz wie du willſt. Die Steine aber gehören Marſhal; ich habe ſie ihm bereits wiedergegeben.“

„Ha, wenn du das gethan haſt, ſo mußt du freilich ganz außerordentliche Ueberzeugung haben. Wird ſich freuen, der arme Junge! Und nun giebt es einen Grund mehr, mit dieſem Morgan einige Worte im Vertrauen zu reden; ich hoffe, ſeine Kerbe bald einſchneiden zu können.“

„Und wenn wir ihn finden und mit ihm fertig ſind, was dann?“

„Was dann? Hm, ich bin nur ſeinetwegen nach dem Süden, und wäre ihm nachgegangen bis nach Mexiko, Braſilien und dem Feuerlande. Finde ich ihn aber hier, ſo iſt es mir ganz gleich, wohin ich gehe. Vielleicht hätte ich zum Beiſpiel Luſt, einmal hinüber in das alte Kalifornien zu laufen, wo es ſo prächtige Abenteuer geben ſoll.“

„Für dieſen Fall gehe ich mit. Ich habe noch einige Monate Zeit und möchte den guten Bernard nicht allein dieſen weiten und gefährlichen Weg machen laſſen.“

„Well, so sind wir einig. Sorge nur dafür, daß wir erst glücklich aus diesem Sande und von dieser Gesellschaft kommen! Sie gefällt mir jetzt viel weniger als heut am Morgen, und besonders will mir das Gesicht des Jungen dort verwünscht schlecht behagen; es ist ein Ohrfeigengesicht, und ich meine, daß ich es bereits einmal bei einer Gelegenheit gesehen habe, bei welcher eine Schlechtigkeit im Werke gewesen ist."

„Geht mir ganz ebenso. Vielleicht besinne ich mich noch, wo ich ihm begegnet bin!"

Der Ritt wurde ohne eine besondere Unterbrechung bis abends fortgesetzt, dann machten wir Halt, versorgten unsere Pferde, aßen einige Bissen hartes Dürrfleisch und begaben uns dann zur Ruhe. Die Gefangenen waren für die Nacht gefesselt worden, und die Wache sorgte dafür, daß sie sich nicht zu befreien vermochten. Als der Morgen anbrach, ging es wieder vorwärts, und bereits am Mittag bemerkten wir, daß der Boden weniger steril wurde. Der Kaktus, welchem wir begegneten, wurde saftiger, und bereits zeigte sich hier oder da im Sande ein Halm oder ein Büschel grüngelben Grases, welches unsere Pferde mit Begierde abweideten. Nach und nach drängten sich die Halme und Büschel zusammen; die Wüste wurde zum wiesenartigen Plane, und wir mußten absteigen, um unsere Tiere zufrieden zu stellen, welche sich mit wahrem Heißhunger an dem Grün erlabten. Zuviel durften wir ihnen freilich nicht gewähren; darum pflockten wir sie an, damit sie nur so weit weiden konnten, als die Lassos reichten. Jetzt konnten wir sicher sein, bald Wasser zu finden, und so gingen wir mit dem Reste des unsrigen nicht eben gar zu sehr sparsam um.

Indem wir uns so freuten, die furchtbare Wüste endlich hinter uns zu haben, trat Williams zu mir.

„Sir, glaubt Ihr nun, daß ich die Wahrheit gesagt habe?“

„Ich glaube es.“

„So gebt uns unsere Pferde und Waffen zurück, und laßt uns frei. Wir haben Euch nichts gethan und können diese Forderung mit allem Rechte stellen.“

„Möglich; da ich aber nicht allein über euch zu entscheiden vermag, so werde ich die anderen fragen.“

Wir setzten uns zur Beratung zusammen, welcher ich eine vorbedächtige Einleitung gab:

„Mesch'schurs, wir haben die Wüste im Rücken und gutes Land vor uns; nun gilt die Frage, ob wir noch beisammen bleiben können. Wohin gedenkt ihr zu gehen?“ wandte ich mich speziell an die Kaufleute.

„Nach dem Paso del Norte,“ lautete die Antwort.

„Wir vier reiten hinauf nach Santa Fé; unsere Wege laufen also auseinander. Jetzt ist noch die Frage, was wir mit diesen fünf Männern thun.“

Diese wichtige Frage ward nach kurzer Besprechung in der Weise gelöst, die Voyageurs freizulassen, und zwar nicht erst morgen, sondern noch heute. Dies war meinem Plane nicht zuwider; sie erhielten also ihr Eigentum zurück und machten sich sofort auf den Weg. Auf die Frage, wohin sie sich zu wenden beabsichtigten, gab Williams zur Antwort, daß sie dem Pecos bis zum Rio Grande folgen würden, um dort Büffel zu jagen. Sie waren kaum eine halbe Stunde fort, so brachen auch die Kaufleute auf, und bald waren beide Gruppen am Horizonte verschwunden.

Wir hatten seit ihrer Entfernung schweigend dagesessen; jetzt brach Sam die Stille:

„Was meinst du, Charley?“ fragte er mich.

„Daß sie nicht nach dem Rio Grande gehen, sondern uns den Weg nach Santa Fé verlegen werden.“

„Well, ist auch meine Ansicht. War doch gescheit von dir, daß du sie belehrtest, wir wollten just da hinauf. Jetzt ist die Frage, ob wir zum Beispiel hier bleiben oder sogleich weitergehen sollen."

„Ich entscheide mich für das Bleiben. Folgen können wir ihnen noch nicht, denn sie vermuten dies und passen also auf, und da wir vielleicht Strapazen vor uns haben, denen unsere Pferde noch nicht gewachsen sind, so ist es geraten, wir lassen dieselben bis morgen Rast und Weide halten."

„Aber wenn diese Menschen heute nacht zurückkehren und uns überfallen?" fragte Marshal.

„So würden wir endlich Grund haben, so mit ihnen zu sprechen, wie sie es verdienen. Uebrigens reite ich auf Spähe aus; ich will dies übernehmen, weil mein Pferd das kräftigste ist. Ihr bleibt natürlich hier, bis ich zurückkehre, was möglicherweise erst am Abend geschehen wird."

Ich stieg auf und ritt, von keinem Einspruch Sams zurückgehalten, den Spuren der Voyageurs nach. Diese führten in südwestlicher Richtung in das grüne Land hinein, während die Fährte der drei Kaufleute mehr nach Süden strich.

Ich folgte im Trabe. Die Voyageurs hatten sich in langsamem Schritte entfernt, mußten sich aber später schneller vorwärts bewegt haben, denn es dauerte wohl eine halbe Stunde, ehe ich sie in die Augen bekam. Ich wußte, daß sie kein Fernrohr hatten, und konnte ihnen also in der Weise folgen, daß ich sie immer vor meinem Glase behielt.

Nach einiger Zeit trennte sich zu meinem Erstaunen einer von ihnen und schlug eine gerade westliche Richtung ein. Dort sah ich in der Ferne Strecken von Buschwerk, welche sich wie Halbinseln in die Prairie hereinzogen; es

mußte auch Bäche und andere Waſſerläufe dort geben. Was thun? Wem ſollte ich folgen? Den vieren oder dem einen? Eine Ahnung ſagte mir, daß dieſer letztere einen Plan habe, der ſich auf uns bezog. Wohin die anderen gingen, konnte mir gleichgültig ſein, da ſie ſich ſtetig von unſerem Lagerplatze entfernten; aber was er vorhatte, das zu wiſſen konnte uns von großem Vorteile ſein. Darum folgte ich ihm.

Nach ungefähr drei Viertelſtunden ſah ich ihn zwiſchen den Büſchen verſchwinden. Jetzt ſetzte ich meinen Muſtang in geſtreckten Galopp und ritt einen Bogen, um mich ihm, wenn er auf demſelben Wege zurückkehren ſollte, nicht zu verraten. Unweit des Punktes, an welchem er in die Büſche gedrungen war, erreichte auch ich dieſelben, ritt aber noch eine ziemliche Strecke zwiſchen ſie hinein, bis ich einen kleinen, freien und rings von Sträuchern umfaßten Platz erreichte, welcher von dem ſaftigſten Grün beſtanden war, weil, wie ich zu meiner großen Freude bemerkte, ein klarer Quell hier entſprang. Ich ſtieg ab und band mein Pferd ſo an, daß es ſaufen und weiden konnte; dann trank ich ſelbſt von dem herrlichen, friſchen Waſſer und ſchritt nachher der Richtung zu, in welcher ich auf die Fährte des Reiters ſtoßen mußte.

Dies geſchah ſehr bald, und zu meinem Erſtaunen bemerkte ich, daß hier mehrere Reiter geritten waren, ja, daß es einen ordentlichen Pfad gab, welcher fleißig benutzt werden mußte. Ich hütete mich wohl, ihn zu betreten; er konnte bewacht ſein, und dann hatte ich jeden Augenblick eine Kugel zu erwarten. Vielmehr pürſchte ich mich, immer parallel mit ihm, durch das Gebüſch, bis mich nach einiger Zeit ein lautes Schnauben aufmerkſam machte.

Eben wollte ich um einen Strauch treten, um zu ſehen, wo das Pferd ſtand, von welchem der Ton hergekommen

war, als ich blitzſchnell wieder zurückfuhr; denn vor mir lag ein Mann, der den Kopf ſo zwiſchen den Zweigen liegen hatte, daß er den Pfad genau beobachten konnte, während es ganz unmöglich war, ihn von demſelben aus zu bemerken. Das war jedenfalls die Wache, welche ich vermutet hatte, und aus ihrer Anweſenheit ließ ſich ſchließen, daß eine ganze Geſellſchaft in der Nähe ſein müſſe.

Der Mann hatte mich weder geſehen noch gehört. Ich kehrte einige Schritte zurück, um ihn zu umgehen, und dies gelang mir ſo vollſtändig, daß ich nach fünf Minuten das ganze Terrain erkundet hatte.

Der Pfad lief nämlich auf eine große, weite Lichtung zu, deren Mitte ein dichtes, rundes Buſchwerk trug, welches von wildem Hopfen ſo um- und durchſchlungen war, daß man nicht hindurchzublicken vermochte. Aus dieſem Gebüſche war das Schnauben gedrungen. Ich ſchlich mich längs des Randes der Lichtung hin, um zu ſehen, ob ſich eine Oeffnung im Gebüſch befinde, konnte aber keine entdecken; ſie mußte maskiert worden ſein, denn eben wurde eine und dann noch eine menſchliche Stimme laut, welche mir die Anweſenheit von Männern verrieten.

Sollte ich es wagen oder nicht, mich anzuſchleichen? Es war gefährlich, aber ich beſchloß dennoch, es zu thun. Mit einigen raſchen Sprüngen ſchnellte ich mich quer über den Lichtungsring hinüber, und zwar an einer Stelle, wo mich der Poſten nicht bemerken konnte, weil ſich das Gebüſch zwiſchen ihm und mir befand. So weit ich gehen durfte, ohne geſehen zu werden, fand ich das Buſchwerk ſo dicht, daß ich nicht hindurchzublicken vermochte; eine einzige Stelle nur gab es, tief unten am Boden, ganz an dem Wurzelwerke, die es mir allenfalls erlaubte, mich, hart an der Erde liegend, einzuſchieben. Es ging zwar langſam, ſehr langſam, aber ich brachte es doch fertig, und nun ge-

wahrte ich, daß das früher ohne Zweifel kompakte Buschwerk ausgehauen worden war, so daß die Mitte desselben einen freien Raum von ungefähr dreißig Ellen im Durchmesser bildete, welche Lichtung durch die dichte Laubwand nach außen vollständig abgeschlossen war. An der einen Seite des Raumes gewahrte ich nicht weniger als achtzehn Pferde, welche eng nebeneinander angebunden waren; ganz in der Nähe meines Verstecks lagen oder saßen siebzehn Männer am Boden, und der übrige Platz zeigte ganze Haufen verschiedener Gegenstände, welche mit ungegerbten Büffelhäuten zugedeckt waren. Ich bekam den Eindruck einer Räuberhöhle, in welcher alles aufgestapelt wird, was man den Ueberfallenen abgenommen hat.

Eben sprach einer der Männer zu den übrigen; es war Williams, in dem ich also denjenigen erkannte, welcher sich von den vier Voyageurs getrennt hatte. Ich konnte jedes Wort vernehmen:

„Der eine mußte uns belauscht haben, denn ich erhielt auf einmal einen Faustthieb an den Kopf, daß ich wie ein Klotz niederfiel — — —“

„Belauscht bist du worden?“ fragte einer, der eine ziemlich reiche mexikanische Kleidung trug, mit strenger Stimme. „Du bist ein Tölpel, den wir nicht mehr brauchen können. Wie kann man sich belauschen lassen, noch dazu in dem Estaccado, der keinen Ort zum Verstecken bietet!“

„Sei nicht streng, Capitano!“ meinte Williams. „Wenn du wüßtest, wer es gewesen ist, so würdest du bekennen, daß selbst du vor ihm nicht sicher bist.“

„Ich? Soll ich dir eine Kugel durch den Kopf jagen? Und nicht nur belauscht, sondern sogar niedergeschlagen bist du worden, niedergeschlagen durch einen Faustschlag, wie ein Kind, wie eine Memme!“

Die Stirnadern Williams' schwollen an.

„Du weißt, Capitano, daß ich keine Memme bin. Der mich niedergeſchlagen hat, ſtreckt auch dich zu Boden mit einem einzigen Hieb.“

Der Capitano lachte hell auf. „Erzähle weiter!“

„Auch Patrik, welcher ſich einſtweilen Mercroft nannte, wurde von ihm niedergeſchmettert.“

„Patrik? Mit ſeinem Stierſchädel? Und was dann?“

William erzählte das Ereignis bis dahin, wo wir die Voyageurs wieder freigegeben hatten.

„Carajo, Schurke, ich ſchieße dich nieder wie einen Hund. Läßt ſich der Kerl mit vier meiner beſten Leute von zwei herzugelaufenen Schuften niederſchlagen und gefangennehmen, wie ein Knabe, der kein Mark in den Knochen hat und noch niemals aus der Schürze der Mutter gekommen iſt!“

„Thunder-storm, Capitano, weißt du, wer die beiden waren, dieſer eine, den ſie Charley nannten, und der andere, der ſich in den erſten Stunden Sam Hawerfield nennen ließ? Wenn ſie jetzt hereinträten, nur dieſe zwei, mit den Büchſen in der Hand und das Meſſer locker im Gürtel, ſo würde es wohl manchen geben, der nicht recht wüßte, ob er ſich wehren oder ſich lieber ergeben ſolle. Es war Old Shatterhand und der kleine Sans-ear!“

Der Anführer fuhr empor.

„Lügner! Du willſt bloß eure Feigheit beſchönigen!“

„Capitano, ſtich mich nieder! Du weißt, daß ich nicht mit der Wimper zucke!“

„So ſprichſt du wirklich die Wahrheit?“

„Ja.“

„Wenn das iſt, per todos los santos, ſo müſſen die beiden ſterben, und der Yankee mit dem Nigger auch, denn dieſe beiden Jäger werden nicht ruhen, bis ſie uns entdeckt und vernichtet haben.“

„Sie werden uns nichts thun, denn sie berieten sich, sofort nach Santa Fé zu gehen.“

„Schweig! Du bist tausendmal dümmer als sie, und doch würdest du ihnen nicht sagen, wohin du wirklich gehest. Ich kenne die Art und Weise dieser nördlichen Waldläufer sehr genau. Wenn sie unsere Spuren suchen wollen, so werden sie dieselben finden, selbst wenn wir durch die Luft fahren könnten; ja, wir sind nicht sicher, daß bereits einer von ihnen hier in den Büschen steckt und alles hört, was wir sprechen.“

Bei diesen Worten war es mir nicht ganz gleichgültig zu Mute, aber der Sprecher fuhr fort:

„Ja, ich kenne ihre Weise sehr genau, denn ich war ein ganzes Jahr mit dem berühmten Florimont zusammen, den sie nur Track-Smeller*) nannten, während er As-kolah**) bei den Indianos hieß; bei ihm habe ich alle ihre Schliche und Eigentümlichkeiten kennen gelernt. Ich sage euch, diese Leute werden nicht nach Santa Fé gehen und auch ihren Lagerplatz heut nicht verlassen. Sie wissen, daß sie auch morgen noch eure Spuren finden, und daß ihre Pferde vor allen Dingen ausruhen müssen. Dann werden sie morgen mit gestärkten Gliedern und scharfem Geiste hinter euch her sein, und wenn wir sie auch sicher erlegen, werden sie doch über die Hälfte von uns niederstrecken. Ich habe erzählen hören, daß dieser Old Shatterhand ein Gewehr hat, mit dem er eine ganze Woche lang schießen kann, ohne daß er zu laden braucht; der Teufel hat es ihm gemacht, und er hat ihm dafür seine Seele verschrieben. Daher müssen wir sie noch heut abend überfallen, wenn sie schlafen, denn da haben sie, weil sie nur vier Personen sind, höchstens einen Mann als Wache aufgestellt. Kennst du den Ort genau?“

*) Fährten-Riecher. **) Bärenherz.

„Ja," antwortete Williams.

„So macht euch bereit. Punkt Mitternacht müssen wir dort sein, aber ohne Pferde. Wir schleichen uns an und fallen über sie her, so daß sie an eine Gegenwehr gar nicht denken können."

Der gute Capitano kannte uns doch nicht so genau, wie er dachte; er hätte sonst noch ganz andere Maßregeln ergriffen. Man begegnet in der Prairie ganz so, wie in den Ortschaften der civilisierten Länder, jener Uebertreibungssucht, welche aus ‚einer Mücke einen Elefanten macht', wie man zu sagen pflegt. Wenn sich der Jäger ein- oder zweimal wacker gegen seine Feinde hält und nebenbei es versteht, seinen Scharfsinn zur Geltung zu bringen, so wird es von Lager zu Lager erzählt; überall kommt etwas dazu, und zuletzt ist er ein Held im Superlativ, dessen Name beinahe dieselbe Wirkung hat wie seine Waffen. Jetzt hatte ich sogar vom Teufel ein Gewehr erhalten, mit welchem ich eine ganze Woche lang zu schießen vermochte, und dieses Wunderwerk war zu reduzieren auf meinen Henrystutzen, mit welchem ich allerdings fünfundzwanzig Schüsse abgeben konnte.

„Wo ist Patrik mit den anderen?" fragte nun der Anführer.

„Nach dem Head-Pik, um seinen Vater zu erwarten, wie er dir ja gemeldet hat. Bei dieser Gelegenheit wird er sich an die drei Kaufleute machen, welche sehr gute Waffen und auch ein hübsches Stück Geld bei sich führen. Vielleicht ist er bereits mit ihnen fertig, denn er wollte keine Zeit mit ihnen verlieren."

„So wird er mir die Beute schicken?"

„Mit zwei Männern; den dritten nimmt er mit."

Die besten Gewehre werden wir von den beiden Jägern bekommen. Man erzählte mir, daß Sans-ear eine Büchse

habe, mit welcher man auf zwölfhundert Schritte weit schießen kann."

In diesem Augenblick ertönte von weitem das Gebell eines Prairiehundes. Dies war jedenfalls ein sehr schlecht gewähltes Zeichen, da es unmöglich hier solche Tiere geben konnte.

„Antonio kommt mit den Pfählen, die er für den Estaccado holen soll," meinte der Capitano. „Er soll sie nicht draußen abladen, sondern hereinkommen. Seit die Jäger in unserer Nähe sind, müssen wir doppelt vorsichtig sein."

Diese Worte überzeugten mich vollends, daß ich es mit einer wohlorganisierten Schar Pfahlmänner zu thun hatte, und die unter den Häuten verborgenen Gegenstände bestanden sicherlich nur aus zusammengetragenem Raub, der den früheren Besitzern das Leben gekostet hatte.

Jetzt öffnete sich grad mir gegenüber die Buschwand. Dieselbe bestand an dieser Stelle nur aus herabhängenden Schlingpflanzen, die leicht emporgehoben oder zur Seite geschoben werden konnten, und es ritten drei Reiter in den Kreis, deren Pferde eine ziemliche Anzahl von Stangen nach sich zogen, welche mittels Riemen zu beiden Seiten der Sättel befestigt waren und ganz in derselben Weise nachgeschleppt wurden, wie die indianischen Reiter ihre Zeltstangen transportieren.

Die Ankunft dieser Männer nahm die Aufmerksamkeit der Versammlung so in Anspruch, daß ich mich am besten unbemerkt zurückziehen konnte; doch that ich dies nicht, ohne ein Zeichen meiner Anwesenheit mitzunehmen. Der Anführer hatte nämlich seinen Gürtel mit dem Messer und zwei messingbeschlagenen Doppelpistolen ab und hinter sich gelegt, so daß ich die eine der Pistolen mit dem ausgestreckten Arm erreichen konnte. Ich zog sie an mich und kroch nun

langsam zurück, indem ich Zoll für Zoll jede Spur meiner Anwesenheit mit größter Sorgfalt verwischte. Dies that ich auch draußen vor der Buschwand, und dann schnellte ich mich über den Lichtungsring wieder hinüber und in die Sträucher hinein. Hier bewegte ich mich, rückwärts kriechend, um meine Fährte wieder zu zerstören, auf den den Fingern und Zehenspitzen weiter, bis ich die gehörige Entfernung erreichte, welche mir erlaubte, nun in aufrechter Stellung fortzuschreiten und zu meinem Pferde zurückzukehren. Ich band es los, setzte mich auf und schlug einen so bedeutenden Umweg ein, daß ich sicher sein konnte, die Stakemen würden meine Anwesenheit nicht entdecken.

Als ich bei den Gefährten anlangte, begann die Dämmerung bereits hereinzubrechen, und ich sah es ihren Mienen an, daß sie besorgt um mich gewesen waren und meine Rückkehr mit Ungeduld erwartet hatten.

„Da sein Massa Charley!“ rief Bob in einem Tone, aus dem ich einen nicht geringen Grad von Zuneigung zu mir entnehmen konnte. „Oh, Angst haben Bob und Angst haben all' wir um Massa Charley!“

Die anderen waren weniger sanguinisch; sie ließen mich absteigen und bei ihnen Platz nehmen, ehe Sam seine Erkundigung begann:

„Nun?“

„Die Kaufleute sind ausgelöscht!“

„Dachte es! Diese Voyageurs, die doch nur Stakemen sind, haben ihren Kurs verändert und werden des Nachts über ihre Opfer herfallen, wenn sie es nicht bereits am hellen Tage gethan haben.“

„Rate, wer dieser Mercroft war!“

„Habe dir schon öfters gesagt, daß ich mich lieber mit einem Bären balge, als daß ich nach etwas rate, was mir gleich gesagt werden kann!“

„Mercroft war ein falſcher Name, und — — —“

„War auch nicht ſo dumm, zu glauben, daß es der richtige ſei!“

„Und,“ fuhr ich in meinem unterbrochenen Satze fort, „der Mann heißt eigentlich Patrik Morgan!“

„Pa — trik — — Mor — gan!“ rief Sam, indem ſein Geſicht zum erſtenmal ſeit unſerer Bekanntſchaft einen Ausdruck der Beſtürzung zeigte. „Patrik Morgan! Iſt das denn auch möglich? O, Sam Hawerfield, altes 'Coon*), was biſt du für ein Eſel, haſt dieſen Schurken bereits zwiſchen den Fingern, machſt den Sheriff bei der Jury über ihn und läſſeſt ihn wieder laufen! Charley, weißt du genau, daß er es iſt?“

„Sehr genau, und nun weiß ich auch, warum er mir ſo bekannt vorkam; er ſieht ſeinem Vater ähnlich.“

„All right, jetzt gehen mir tauſend Lichter auf! Aus ganz demſelben Grunde dachte auch ich, daß ich ihn ſchon geſehen hätte. Wo iſt er? Ich hoffe nicht, daß er uns entgehen wird!“

„Er maſſakriert die Kaufleute und geht dann mit nur einem einzigen Begleiter nach dem Skettel- und Head-Pik, um ſeinen Vater zu finden.“

„Dann auf, ihr Leute, vorwärts! Wir müſſen ihm nach!“

„Stopp, Sam! Jetzt bricht der Abend herein, wo wir ſeine Spur nicht ſehen können, und außerdem haben wir uns auf einen ſehr ehrenvollen Beſuch vorzubereiten.“

„Beſuch? Wer wird kommen?“

„Dieſer Patrik iſt Mitglied einer Bande Stakemen, welche da drüben ihr Lager haben. Ihr Anführer iſt ein Mexikaner, den ſie Kapitän nennen und der beim alten

*) Racoon, Waſchbär, ein beliebter Ausdruck, mit welchem ſich die Trapper gern ſelbſt bezeichnen

Florimont eine gar nicht üble Schule durchgemacht hat. Ich habe die Räuber belauscht, als ihnen Williams unser Abenteuer erzählte. Sie wollen Punkt Mitternacht über uns her."

„Sie nehmen also an, daß wir hier liegen bleiben?"

„Allerdings."

„Well, so sollen sie ihren Willen haben, denn nun bleiben wir erst recht hier und sagen ihnen good evening! Wie viel Köpfe sind es?"

„Einundzwanzig."

„Das ist ein wenig viel für unser vier! Was meinst du, Charley? Wir zünden ein Feuer an und legen unsere Röcke so um dasselbe, daß sie dieselben für uns halten; wir selbst aber nehmen weiter draußen Posto, so daß sie zwischen uns und die Flamme kommen. Auf diese Weise erhalten wir ein sicheres Ziel."

„Der Plan ist gut," stimmte Bernard Marshal bei, „und wohl auch der einzige, dessen Ausführung in unserer Lage möglich ist."

„Schön! So laßt uns gleich nach Material für das Feuer suchen, ehe es vollständig dunkel wird," sagte Sam, indem er sich erhob.

„Bleib' sitzen," entgegnete ich. „Glaubst du wirklich, daß wir es auf diese Weise mit einundzwanzig Männern aufnehmen können?"

„Warum nicht? Sie werden gleich bei den ersten Schüssen davonlaufen, weil sie nicht wissen können, wen sie hinter sich haben."

„Und wenn nun dieser Capitano klug genug ist, den Sachverhalt zu ahnen? Dann bekommen wir einen harten Stand und werden ausgelöscht trotz unserer Gegenwehr."

„So etwas muß der Jäger zum Beispiel immer gewärtig sein!"

„Dann wirſt du auch die beiden Morgans fahren laſſen müſſen!“

„Behold, das iſt ſehr richtig! So meinſt du alſo, daß wir uns leiſe von dannen machen, ohne dieſen Raubmördern das Handwerk zu legen? Das können wir vor Gott und allen braven Männern, welche durch den Eſtaccado ziehen, nicht verantworten!“

„Was du hier ſagſt, fällt mir gar nicht ein! Ich habe einen andern und, wie mir ſcheint, auch beſſern Plan.“

„Heraus damit!“

„Während ſie uns hier ſuchen, machen wir uns über ihr Hide-spot*) und bemächtigen uns all ihrer Pferde und Vorräte.“

„Good-lack, das iſt wahr! Aber, du ſagſt, ihrer Pferde — wollen ſie uns denn zu Fuß angreifen?“

„Ja. Und das läßt mich ſchließen, daß ſie ihr Verſteck bereits zwei Stunden vor Mitternacht verlaſſen werden, weil ſie ſo lange gehen müſſen, um hierher zu kommen.“

„Haſt du es gut gemerkt?“

„Das verſteht ſich! Wenn wir ſie hier erwarten, ſetzen wir unſer Leben auf das Spiel; nehmen wir ihnen aber ihren Proviant, ihre Munition, ihre Pferde, ſo iſt es ihnen, wenigſtens für lange Zeit hinaus, unmöglich, ihr Handwerk fortzuſetzen, und wir brauchen wohl kaum einen Schuß zu thun.“

„Sie werden aber jedenfalls Wachen zurücklaſſen!“

„Ich kenne den Ort, an welchem der Poſten ſich befindet.“

„Sie werden uns verfolgen!“

„Das werden ſie auch thun, wenn wir hier auf ſie warten und dann doch noch fliehen müſſen.“

---

*) Verſteck.

„Nun gut, so sollst du recht haben. Wann brechen wir auf?“

„Wir können es schon in einer Viertelstunde thun; da ist es bereits vollständig finster.“

„Oh, das werden schön!“ meinte der Neger. „Bob reiten mit und nehmen all die Sachen, die liegen bei Räuber. Das besser sein, als bleiben hier und schießen tot Bob!“

Es wurde so dunkel, daß man kaum zehn Schritte weit zu sehen vermochte. Wir brachen auf; ich ritt voran, und die anderen folgten mir, nach Indianerart einer hinter dem anderen.

Natürlich schlug ich nicht die grade zum Versteck führende Richtung ein, sondern machte einen möglichst großen Bogen, welcher uns an eine Stelle des Buschsaumes führte, die wohl eine englische Meile von dem Hide-spot entfernt lag. Hier hobbelten wir unsere Pferde an und schritten dann zu Fuß auf das Versteck zu. Trotzdem sowohl Marshal als auch der Neger keine große Gewandtheit im Anschleichen besaßen, gelangten wir doch unbemerkt an den Rand der Lichtung, genau dem Pfade gegenüber, in dessen Buscheinfassung vorhin die Wache gelegen hatte.

Ein lichter Schein über dem Verstecke bewies, daß ein Feuer oder wenigstens eine Fackel brannte; um uns her aber war es so dunkel, daß ich ohne Sorge aufrecht über die Lichtung gehen konnte. Ich fand die Stelle wieder, an welcher ich das Gespräch belauscht hatte, und hörte, noch ehe ich mich niedergebückt hatte, von innen die Stimme des Anführers. Ich drängte mich zwischen dem Wurzelwerke hindurch und sah nun, daß alle in der Mitte des Platzes standen, wohl bewaffnet und zum Aufbruche bereit. Der Capitano war noch im Sprechen begriffen:

„Wenn wir nur die geringste Spur gefunden hätten,

so dächte ich, es wäre einer von den Jägern hier gewesen und hätte uns belauscht. Wo ist die Pistole hingekommen? Vielleicht ging sie heute am Morgen auf meinem Ritte verloren, und ich habe es nicht bemerkt, als ich den Gürtel ablegte. Also, Hoblyn, du hast sie wirklich alle vier beisammensitzen sehen?"

„Alle viere. Es waren drei Weiße und ein Schwarzer, und ihre Pferde weideten hart daneben. Eines der Tiere hatte keinen Schwanz und sah aus wie ein Ziegenbock ohne Hörner."

„Das ist die alte Stute von Sans-ear, die ebenso berühmt ist wie er selber. Sie haben dich doch nicht bemerkt?"

„Nein. Ich ritt mit Williams nur so weit hinan, als es keine Gefahr brachte, und kroch dann an der Erde weiter, bis ich alles deutlich sehen konnte."

Der Schüler des alten Florimont war also doch so klug und vorsichtig gewesen, eine Patrouille gegen uns auszuschicken; ein Glück für uns, daß dies zu der Zeit geschehen war, in welcher ich bereits wieder bei den Freunden gesessen hatte.

„Dann wird alles gut gehen! Du, Williams, bist ermüdet; du bleibst hier zurück, und du, Hoblyn, nimmst den Posten am Wege. Ihr anderen aber vorwärts!"

Bei dem Scheine des nicht sehr hell brennenden Feuers sah ich, daß der Eingang geöffnet wurde. Neunzehn Männer verließen das Versteck, und nur die beiden anderen blieben zurück. Noch waren nicht alle in dem Pfade verschwunden, so stand ich bereits wieder neben Sam.

„Wie steht's, Charley? Mir scheint, sie brechen jetzt auf!"

„Ja. Zwei bleiben daheim, nämlich einer als Posten dort am Wege und Williams drin im Verstecke. Williams ist nicht bewaffnet, der Posten aber hat bereits das Ge-

wehr in der Hand. Wir dürfen jetzt noch nichts thun, denn man könnte etwas vergessen haben und wiederkommen; aber machen wir uns bereit. Komm, Sam; ihr beiden bleibt hier, bis wir euch rufen oder abholen!"

Wir schlichen uns bis zum Pfade hin und hatten wohl zehn Minuten zu warten, bis der Posten heraustrat. Er schlenderte in einer Weise auf der Blöße hin und her, daß wir überzeugt sein mußten, er hege nicht die mindeste Befürchtung wegen seiner Sicherheit. So mochte im ganzen wohl eine Viertelstunde vergangen sein, als er sich uns näherte. Jetzt war nicht mehr zu befürchten, daß jemand zurückkehren werde, und wir brauchten also nicht länger zu zögern.

Ich drückte mich hüben und Sam sich drüben eng an den Busch; in dem Augenblick, in welchem er zwischen uns vorüber wollte, hatte ihn Sam bei der Kehle gefaßt. Ich riß ihm von seinem alten Tuchwamse einen tüchtigen Fetzen herunter, drehte denselben zu einem Knebel zusammen und steckte ihm diesen zwischen die Zähne. Dann wurde er mittels seines eigenen Lassos, den er um die Hüften trug, an Händen und Füßen gefesselt und an den Busch gebunden.

„Jetzt weiter!"

Wir traten zum Eingange, wo ich die wilden Hopfenranken ein wenig zur Seite schob. Williams saß am Feuer, über welchem er sich ein Stück Fleisch briet. Er hatte mir den Rücken zugewandt; ich konnte mich ihm nähern, ohne daß er es bemerkte.

„Haltet das Stück höher, Master Williams, sonst verbrennt es!" sagte ich.

Er fuhr herum und blieb, als er mich erkannte, vor Schreck starr und bewegungslos sitzen.

„Guten Abend! Fast hätte ich das Grüßen vergessen,

und mit Gentlemen Eures Schlages kann man doch nie zu höflich sein."

„O — O — Old Shat — Shatterhand!" stammelte er, mich mit weit geöffneten Augen anstarrend. „Was wollt Ihr hier?"

„Ich muß doch dem Capitano die Pistole hier wiederbringen, welche ich heute mitnahm, als Ihr ihm Euer Abenteuer erzähltet."

Er zog das eine Bein an, als wolle er sich zum Aufschwingen vorbereiten, und blickte sich um, ob er eine Büchse zu erlangen vermöge. Aber nur sein Bowiemesser lag neben ihm.

„Bleibt ruhig sitzen, Master Stakeman, denn die geringste Bewegung kostet Euch das Leben. Erstens ist die Pistole Eures Hauptmannes geladen, und zweitens dürft Ihr nur nach dem Eingange blicken, um zu sehen, daß es hier noch mehr Kugeln giebt!"

Er sah sich um und erblickte Sam, welcher mit angeschlagener Büchse nach ihm zielte.

„Thunder-storm — ich bin verloren!"

„Vielleicht noch nicht, wenn Ihr Euch ruhig fügt. — Bernard, Bob, herbei!"

Dieser laute Ruf hatte zur Folge, daß die beiden Draußenstehenden unter dem Eingange erschienen.

„Dort an den Sätteln hängen Lassos, Bob. Nimm einen und binde diesen Mann!"

„Tod und Hölle! Lebendig sollt ihr mich nicht nochmals fangen!"

Mit diesen Worten stieß sich der Pfahlmann sein eigenes Bowiemesser ins Herz und brach zusammen.

„Gott sei seiner Seele gnädig!" sagte ich.

„Dieser Schurke hat vielleicht mehr als hundert Menschenleben auf dem Gewissen," meinte Sam in dumpfem Tone. „Nie war ein Messerstich besser angebracht."

„Er hat sich selbst gerichtet," erwiderte ich; „wohl uns, daß wir es nicht zu thun brauchten."

Dann schickte ich Bob hinaus, um Hoblyn zu holen. Bald lag dieser vor uns am Boden. Der Knebel wurde entfernt, und der Gefangene holte tief Atem. Voll Entsetzen haftete nun sein Blick auf der Leiche seines Raubgenossen.

„Du bist ein Mann des Todes, wie dieser da, wenn du dich weigerst, uns Auskunft zu geben."

„Ich werde alles sagen!" versprach der Geängstigte.

„Nun also, wo ist das Gold versteckt?"

„Dort hinten unter den Mehlsäcken ist es vergraben."

Jetzt wurden die Häute entfernt, und es ging an ein Untersuchen der vorhandenen Vorräte. Da gab es nun einen förmlichen Reichtum von allem, was jemals durch den Estaccado transportiert worden war: Waffen von allen Sorten und Arten, Pulver, Blei, Patronen, Lassos, Sättel, Beutel, Decken, vollständige Reise- und Jagdgewänder, Tuch und Callico, unechte Korallenketten und Schmucksachen nebst Perlenschnüren, wie sie von den Indianerinnen so außerordentlich geliebt werden, allerhand Kurzwaren, Instrumente und Werkzeuge, eine Menge Büchsen voll Pemmican*), große Vorräte von anderen Nahrungsmitteln, und bei allem war es nicht schwer, die Spur zu entdecken, daß es geraubt worden sei.

Bob warf die Säcke um sich, als habe er es mit leichten Tabaksbeuteln zu thun. Marshal suchte unter den Werkzeugen Hacke und Schaufel; es wurde nachgegraben, und nach kurzer Zeit waren wir im Besitze von so viel Goldstaub und Goldkörnern, daß wir ein Pferd damit beladen konnten.

Es schauderte mir, wenn ich dachte, wie viele arme

*) Konserviertes Rindfleisch.

Goldſucher den Tod hatten erleiden müſſen, um dieſe Menge deadly dust*) zuſammenzubringen, der dieſen Namen mit vollem Rechte verdient. Die zurückkehrenden Diggers nehmen nur wenig davon mit in die Heimat und wechſeln den Ertrag ihrer Arbeit meiſt in Papiergeld oder Depoſitenſcheine und Anweiſungen um. Die Ermordeten hatten dieſe Papiere ganz ſicher bei ſich getragen. Wo waren ſie hingekommen?

„Wo iſt das Geld, und wo ſind die Papiere, die ihr den Beraubten abgenommen habt?“ fragte ich Hoblyn.

„In einem Verſtecke weit von hier. Der Capitano wollte ſie nicht hier aufbewahren, weil es Mitglieder gab, denen er nicht traute.“

„So weiß er dieſen Verſteck ganz allein?“

„Nur er und der Lieutenant kennen ihn.“

„Wer iſt euer Lieutenant?“

„Patrik Morgan.“

Es blitzte in mir auf. „Reich werden wir auf alle Fälle,“ hatte dieſer Menſch an ſeinen Vater geſchrieben. Sollte er einen Verrat an ſeinen Kameraden vorhaben?

„Haſt du keine Ahnung, wo dieſer Verſteck ungefähr ſein kann?“

„Ich weiß es nicht ſicher; aber der Capitano ſcheint dem Lieutenant nicht zu trauen. Dieſer iſt mit noch einem heut nach dem Head-Pik am Rio Pecos, und morgen ſollte ich mit zweien ihm nach, um ihn zu beobachten.“

„Ah! Der Hauptmann hat dir einen Ort beſchrieben, ganz beſtimmt und deutlich beſchrieben?“

Der Gefragte ſchwieg verlegen.

„Antworte wahr! Schweigſt du, ſo biſt du ein toter Mann; redeſt du aber aufrichtig, ſo ſollſt du Gnade finden, trotzdem ihr alle den Strang verdient habt.“

*) Tödlicher Staub.

„Ihr ratet richtig, Sir!“

„Welches ist dieser Ort?“

„Ich soll ihn sofort von hier weg aufsuchen und den Lieutenant niederschießen, wenn er sich ihm naht. Es ist ein kleines Thal, welches ich sehr genau kenne, weil ich bereits einmal dort gewesen bin; Euch aber kann die Beschreibung desselben wenig nützen, denn Ihr würdet es dennoch nicht finden.“

„Hat er dir nur das Thal bezeichnet, oder wurde dir ein gewisser Punkt genau genannt?“

„Der Capitano wird sich hüten, mir diesen Punkt zu nennen. Sein Befehl lautet, mich zu verbergen und dem Lieutenant eine Kugel zu geben, wenn er das Thal betreten sollte.“

„Gut! Ich schenke dir das Leben, natürlich nur unter der Bedingung, daß du uns zu diesem Thale führst.“

„Ich werde es thun.“

„Doch merke dir, daß du verloren bist, wenn du uns zu täuschen suchst. Du wirst nicht frei, sondern als Gefangener mitreiten.“

„Well,“ meinte Sam, „so wären wir hier mit unserm Forschen zu Ende. Was nun?“

„Wir nehmen nur das Gold mit und was wir von dem übrigen brauchen: Waffen, Munition, Tabak und Proviant, auch einige Kleinigkeiten zu Geschenken für die Indianer, wenn wir mit solchen zusammentreffen sollten. Macht euch an die Auswahl; ich will mir unterdessen die Pferde betrachten.“

Ich fand vier stammhafte Michigantraber, welche sich sehr gut zum Lasttragen eigneten, außerdem verdienten nur noch drei Mustangs das Mitnehmen. Sie waren besser als die Tiere, welche Bernard und Bob ritten; zwei konnten also mit den letzteren vertauscht werden, während ich das dritte für Hoblyn bestimmte.

Packsättel, wie sie die Maultiere tragen, gab es. Ich schnallte jedem der Traber einen auf. Nun wurde alles, was wir mitzunehmen gedachten, in die vorhandenen Decken gebunden, so daß acht Pakete entstanden, von denen ein Pferd je zwei zu tragen bekam. Von allen übrigen Gegenständen bildeten wir einen großen Haufen, an dessen Basis wir das Pulver, welches nicht mitgenommen werden konnte, und alle leicht entzündlichen Gegenstände placierten.

„Was thun wir mit den übrigen Pferden?“ fragte Sam.

„Bob bindet sie los und jagt sie hinaus in die Prairie; es ist zwar unklug, aber es widerstrebt mir, sie zu töten. Führe du den Zug fort; ich werde zurückbleiben, um den Scheiterhaufen anzubrennen.“

„Warum kann denn dies nicht gleich geschehen?“ fragte mich Marshal.

„Das Feuer wird weit hinaus gesehen; die Stakemen werden, wenn sie uns nicht auf unserm Lagerplatze finden, natürlich schleunigst zurückkehren und können uns trotz der Dunkelheit dann möglichenfalls erreichen. Es ist also besser, ich lasse euch erst weit genug fort und komme dann auf einem Pferde schnell nachgeritten.“

„Well, du hast recht, Charley; fort also, Boys!“ befahl Sam.

Er schritt voran, eines der Packpferde am Zügel führend; die andern drei folgten, und Marshal beschloß mit Bob und dem hoch zu Roß gefesselten Hoblyn den kleinen Zug. Ich blieb mit meinem Pferde halten und wartete. Die sich entfernenden Schritte verklangen. So verging über eine Viertelstunde, und ich durfte nicht länger zögern, da die Stakemen sonst zurückkehren und mich überraschen konnten. Ich trat wieder hinein in das Versteck, um den Haufen anzuzünden.

Wir hatten mit Hilfe einer zerrissenen Decke eine Art

von Lunte gemacht, welche mir Zeit gab, mich, ehe das Pulver in Brand geriet, gehörig weit zu entfernen; es war ja, da wir auch eine Menge Patronen mit hinzugelegt hatten, eine Explosion möglich. Ich zündete also an, nahm dann mein Pferd am Zügel und folgte dem Pfad hinaus nach der Prairie. Vor den letzten Büschen schwang ich mich in den Sattel. Da erhob sich im Hide-spot ein Prasseln und Knattern: das Feuer hatte die Decke ergriffen, in welche die Patronen engewickelt worden waren. Ich gab meinem Pferde die Sporen und ritt, so schnell es die Dunkelheit gestattete, von dannen, um aus dem Bereiche des hellen Scheines zu kommen, den die hochlodernden Flammen des brennenden Verstecks warfen. Das Feuer verzehrte das ganze zusammengeraubte Gut der Stakemen. — — —

Drittes Kapitel.

Unter den Comanchen.

Da, wo die Gebiete von Texas, Arizona und Neu-Mexiko zusammenstoßen, also an den Zuflüssen des Rio grande del Norte, erheben sich die Berge der Sierren de los Organos, Rianca und Guadelupe und bilden ein Gebiet von wilden, wirr durcheinander laufenden Höhenzügen. Diese zeigen sich bald als riesige, nackte Bastionen, bald sind sie von dichtem, dunklem Urwalde bestanden und werden hier durch tiefe, fast senkrecht abfallende Cannons und dort durch sanft absteigende Thalrinnen getrennt, welche seit ihrer Entstehung von der Außenwelt abgesondert zu sein scheinen. Und dennoch trägt der Wind Blütenstaub und Samen über die hohen Zinnen und Grate, daß sich eine Vegetation entwickeln kann; dennoch klimmt der schwarze und der graue Bär an den Felsen empor, um in die dort herrschende Einsamkeit hinabzusteigen; dennoch fand der wilde Bison hier einige Pässe, durch und über welche er auf seinen Herbst- und Frühjahrswanderungen in Herden zu Tausenden von Exemplaren zu drängen vermochte; dennoch tauchen hier bald weiße, bald kupferfarbige Gestalten auf, so wild wie die Gegend selbst, und wenn sie wieder abgezogen und verschwunden sind, weiß niemand, was geschehen ist, denn die schroffen Steinriesen sind stumm, der Urwald schweigt, und noch kein Mensch hat die Sprache der Tiere zu verstehen gelernt.

Hier herauf kommt der kühne Jäger, nur allein auf

sich und seine Büchse angewiesen; hier herauf steigt der Flüchtling, welcher mit der Civilisation zerfallen ist; hier herauf schleicht sich der Indsman, der aller Welt den Krieg erklärt, weil alle Welt ihn vernichten will. Da taucht bald die Pelzmütze eines kräftigen Trappers, bald der breitrandige Sombrero*) eines Mexikaners, bald der Haarschopf eines Wilden zwischen den Zweigen auf. Was wollen sie hier? Was treibt sie herauf in diese abgeschlossenen Höhen? Es giebt nur eine Antwort: die Feindschaft gegen Mensch und Tier, der Kampf um ein Dasein, welches dieses Kampfes nicht immer wert zu nennen ist.

Drunten auf der Ebene stoßen die Jagdgründe und Gebiete der Apachen mit denen der Comanchen zusammen; an diesen Grenzen geschehen Heldenthaten, von denen keine Geschichte etwas meldet. Durch die Zusammenstöße dieser reckenhaften Völkerschaften wird mancher Einzelne oder mancher versprengte Trupp heraufgedrängt in die Berge und hat hier von Fuß zu Fuß mit dem Tode oder mit Gewalten zu kämpfen, die zu besiegen eine Unmöglichkeit zu sein scheint.

Der Rio Pecos entspringt auf der Sierra Jumanes, hält erst eine südöstliche Richtung ein und wendet sich dann, in die Sierra Rianca tretend, grad nach Süden. Nahe am Austritte aus derselben schlägt er nach Westen einen gewaltigen Bogen, den rechts und links Berge einfassen; diese weichen zu beiden Seiten seiner Ufer doch so weit zurück, daß hüben und drüben ein bald schmaler, bald breiterer Prairiestreifen Platz findet, der eine üppig grüne Grasvegetation zeigt, die sich in dem von den Höhen bis zum Fuße des Gebirges niedersteigenden Urwalde verliert.

Das ist ein höchst gefährliches Terrain. Die Berge sind langgestreckt, so daß es nur selten einen Spalt, eine Schlucht giebt, die zur Seite führt, und wer hier einem

*) Deutsch: „Schattenmacher", Hut.

Feinde begegnet, vermag nicht auszuweichen, wenn er nicht sein Pferd im Stiche lassen will, ohne welches er vielleicht auch verloren ist.

Wir hatten dieses Flußthal erreicht, welches ich bereits früher, allerdings in zahlreicher und sicherer Gesellschaft, durchritten hatte. Jetzt waren wir nur zu vieren und sahen unsere Kräfte noch dadurch geschwächt, daß wir einen Gefangenen zu überwachen hatten, der sich zwar außerordentlich gehorsam zeigte, aber doch sehr leicht den Verrat im Herzen tragen konnte.

Er ritt in der Mitte neben Bob; Sam war voran, und ich folgte mit Bernard Marshal, der während der Zeit unseres weiten Marsches sich als einen tüchtigen Reiter erwiesen hatte.

Es war am Vormittag, und die Sonne hatte eben die Spitze der jenseits des Flusses liegenden Berge erreicht. Obgleich es Mitte August war, berührten uns ihre Strahlen doch außerordentlich wohlthuend, denn hier zwischen den dunklen Höhen verschwand sie bereits am Nachmittag; die Nächte waren ziemlich kalt, und die Morgen so feucht und frisch, daß wir unsere Decken so lange wie möglich um die Schultern trugen.

Hoblyn war bisher am Tage stets frei in unserer Mitte geritten, nachts aber hatten wir ihn gebunden; er bürgte mit dem Leben für die Wahrheit seiner Mitteilungen.

„Haben wir noch weit bis zum Skettel- und Head-Pik?“ fragte mich Marshal.

„Morgen vielleicht erreichten wir die Berge, wenn wir, nach der Beschreibung von Hoblyn, nicht vorher rechts abgehen müßten.“

„Wäre es nicht besser, erst nach den Bergen zu gehen, da wir Fred Morgan dort treffen werden?“

„Selbst in diesem Falle dürften wir nicht direkt auf

ſie zuhalten, da er uns dann bemerken würde; er iſt ſicher bereits da, denn wir haben heute den vierzehnten Auguſt. Aber ich denke, Patrik ritt nach dem Thale, und wo der Sohn iſt, wird wohl auch der Vater zu treffen ſein. Uebrigens kann Patrik höchſtens einige Stunden Vorſprung haben, da wir ihm ſtets hart auf der Ferſe geblieben ſind. Heute nacht hat er ſechs Meilen von hier gelagert, und wenn er zu gleicher Zeit, das heißt mit Tagesanbruch, mit uns aufgebrochen iſt, ſo iſt er höchſtens drei Stunden vor uns her."

„Have care!" rief in dieſem Augenblick Sam Hawerfield vorn. „Dort liegt am Waldesrande auf dem Boden ein Zweig, der noch grün iſt; er kann alſo noch nicht ſehr lange abgebrochen worden ſein, und folglich iſt jemand vor kurzem hier geweſen."

Wir ritten näher und ſtiegen ab. Sam hob den Zweig empor, beſah ihn und reichte ihn dann mir hin.

„Schau dir doch das Ding zum Beiſpiel einmal an, Charley."

„Hm, ich wollte wetten, daß dieſer Zweig vor kaum einer Stunde abgebrochen wurde!"

„Meine es auch. Siehſt du hier die Stapfen?"

Ich bückte mich zur Erde.

„Zwei Männer. Laß ſehen!"

Ich zog zwei Stäbchen aus der Taſche, die ich mir nach den Fußſpuren geſchnitten hatte, welche am erſten Lagerplatze Patriks und ſeines Gefährten von uns beobachtet worden waren.

„Sie ſind's; das Maß ſtimmt ganz genau! Wir dürfen nicht weiter, Sam."

„Haſt recht! Er darf nicht bemerken, daß jemand hinter ihm iſt. Doch, wenn die Strolche hier vom Pferde geſtiegen ſind, ſo müſſen ſie eine Abſicht dabei gehabt haben. Dort ließen ſie die Pferde ſtehen, die mit den

Hufen geſcharrt haben, und hier gehen die Fußſpuren in das Holz. Wollen ſehen!"

Wir ließen die drei andern warten und drangen, die Spuren verfolgend, in den Wald ein. Wir hatten eine ziemliche Strecke zu gehen, bis Sam, welcher voran war, ſtehen blieb. Grad vor ihm war der Boden zerſtampft und die Moosdecke aufgelockert; es hatte das Anſehen, als habe man unter derſelben gegraben und ſie dann wieder an ihre frühere Stelle gelegt. Ich bückte mich nieder und entfernte das Moos.

„Eine Hacke!" rief Sam.

„Richtig!" antwortete ich überraſcht, „hier hat eine Hacke gelegen."

Unter dem Mooſe zeigte der lockere, moderige Bottomgrund ganz genau den Abdruck einer Hacke, welche hier gelegen hatte.

„Die haben ſie ſich geholt. Aber wer hat ſie hier verſteckt?" fragte Sam.

„Dieſe Frage iſt ſehr leicht zu beantworten. Als der Capitano mit dem Lieutenant ihren Schatz vergraben und das Thal verlaſſen hatten, iſt ihnen nach einiger Zeit dieſes Werkzeug beſchwerlich gefallen, und ſie haben ſich hier desſelben entledigt. Jedenfalls werden wir draußen an den Saumbäumen ein Zeichen finden, welches ſie ſich für den Fall ihrer Rückkehr machten; denn die Hacke wird ja bei der Befreiung des Schatzes wieder gebraucht."

Ich deckte das Moos wieder auf die Spur und ging zurück, um die Bäume draußen zu betrachten. Richtig! An zweien, nämlich an denen, welche rechts und links an der Fährte ſtanden, waren noch die Spuren von drei Kerben zu ſehen, die übereinander eingeſchnitten waren, und außerdem hatte man bei beiden Bäumen die unterſten drei Aeſte abgebrochen.

„Was folgt daraus, Charley? Kannſt du es dir denken?“ fragte mich Sans-ear.

„Ebenſo gut wie du und jeder andere, denn dies zu erraten iſt ja leicht genug: er hat wirklich die Abſicht, nach dem Thale zu gehen.“

„Es iſt notwendig, daß wir ihm dort zuvorkommen, und es fragt ſich alſo, ob er direkt hingeht oder erſt ſeinen Vater ſucht.“

„Das werden wir erfahren und zwar ſofort.“

Ich wandte mich zu Hoblyn:

„Haben wir noch weit bis dahin, wo der Weg nach dieſem Thale hier vom Fluſſe abgeht?“

„Nein; höchſtens noch zwei Stunden, wenn ich mich recht entſinne.“

„So reiten wir bis dorthin. Folgt er dieſem Wege, ſo geht er direkt zu dem Verſtecke; behält er aber die gegenwärtige Richtung bei, ſo will er erſt ſeinen Vater holen, und nach ſeinem Verhalten haben dann auch wir uns zu richten! Uebrigens müſſen ſie ſehr lange hier verweilt haben, da er kaum eine Stunde vor uns iſt. Aus dieſem Grunde iſt es ratſam, ein wenig zu raſten; er könnte um irgend einer Urſache willen vor uns halten bleiben und würde uns dann ſicherlich bemerken.“

„All right, Charley; ſo bleiben wir hier. Aber wir wollen nicht ſo unvorſichtig ſein, wie er, und die Pferde im Freien laſſen. Zieht ſie herein zwiſchen die Bäume und nehmt ein weniges zu eſſen aus den Taſchen, denn ich habe zum Beiſpiel ſeit Sonnenaufgang noch keinen Biſſen zwiſchen die Zähne bekommen!“

Wir thaten nach ſeinem Geheiße und ließen uns auf das weiche Moos nieder. Kaum war dies geſchehen, ſo ſtieß Hoblyn einen ſchwachen Ruf aus und deutete mit der Hand zwiſchen die Bäume hinaus.

„Seht einmal die Schlucht da drüben, Meſch'ſchurs! Es war mir juſt ſo, als hätte ich ganz oben auf ihrem höchſten Punkt etwas ſchimmern ſehen, gleich einer ſtählernen Lanzenſpitze.“

„Unmöglich!“ meinte Sam. „Wie kann man auf ſo weit hin eine Lanzenſpitze bemerken?“

„Und doch, Sam,“ entgegnete ich ihm. „Wenn das Auge zufälligerweiſe grad auf den kleinen Punkt fällt, an dem ſie ſich befindet, ſo iſt es recht gut möglich. Aber ſolche Lanzen tragen nur die Indsmen, und es müßten alſo — — —“ Wahrhaftig, jetzt ſah auch ich es blinken, einmal ganz oben und dann ein Stück weiter herab. „Hört, ihr Leute, das können nur Indianer ſein, und es iſt ein unendliches Glück, daß wir auf den Gedanken gekommen ſind, hier unterzukriechen. Wären wir weiter geritten, ſo hätten ſie uns unbedingt bemerkt, da wir die Sonne grad gegenüber haben.“

Ich nahm mein Fernrohr heraus und richtete es gegen die Schlucht. Was ich ſah, war ganz geeignet, mich höchſt beſorgt zu machen.

„Hier, Sam, ſieh dir die Kerls einmal genauer an! Es ſind ihrer wenigſtens hundertundfünfzig.“

Er nahm das Glas an das Auge und gab es dann Bernard.

„Guckt Euch einmal die Rothäute an, Maſter Marſhal! Habt Ihr vielleicht bereits einmal mit dieſen Comanchen zu thun gehabt?“

„Noch nicht. Es ſind alſo Comanchen?“

„Ja. Der Gegend nach könnten es wohl auch Apachen ſein; aber dieſe tragen den Schopf anders als die Kerls, die dort herabkommen. Seht Ihr die roten und blauen Farben, mit denen ſie ihre Viſagen bemalt haben? Das iſt das ſicherſte Zeichen, daß ſie ſich auf dem Kriegspfade

befinden. Darum haben ſie die Lanzenſpitzen ſo blank geſchliffen, und in jedem Köcher ſtecken einige vergiftete Pfeile, mit denen ich heut zum Beiſpiel noch gar nicht gern zu thun haben mag. Was meinſt du, Charley, wenn ſie hier vorüberkämen?"

„Sie würden uns unbedingt bemerken."

„Wenn man nur hinaus könnte, um den Zweig zu entfernen und unſere Spuren zu verwiſchen; das geht aber nicht!"

„Würde auch nichts helfen, Sam, denn ſie würden weiter oben unſere Fährte doch bemerken und dieſe ſicherlich bis hierher verfolgen."

„Das weiß ich; aber wir könnten dann Zeit gewinnen, hier auszubrechen und uns zu ſalvieren, ehe ſie zurückkämen."

„Das iſt richtig. Die Hufſpuren ſind gleich hier am Rande. Vielleicht geht es, auch ohne daß man hinaustritt."

Hinter mir ſtand ein dürres, dünnes Fichtenſtämmchen. Ich ſchnitt es ab und angelte mit ihm den Zweig herein; dann ſuchte ich mir eine Stelle, an welcher dürre Nadeln auf dem Boden lagen, ſammelte einige Handvoll davon und ſäte ſie über die Spur hinweg, welche allerdings ſo ſchwach war, daß ſie nur von dem ſcharfen Auge eines Indianers bemerkt werden konnte.

„Wollen ſehen, ob es hilft, Charley! Mich würdeſt du damit nicht täuſchen."

„Inwiefern?"

„Hat ein Ahorn Kiefernadeln?"

Allerdings ſtand gerad über den Hufſpuren ein Ahorn, aber die Sache war nun einmal nicht zu ändern. Uebrigens nahmen nun die Indsmen unſere vollſtändige Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Sie hatten eben den unteren Teil der

Schlucht erreicht, blieben dort halten und ſchickten einige Krieger auf Späh aus.

„Heigh-day, ſie kommen nicht hierher!“ rief Sam erfreut.

„Woraus ſeht Ihr das?“ fragte Bernard.

„Erkläre es ihm, Charley, da du dich einmal ſeiner als Lehrmeiſter angenommen haſt!“

„Sehr einfach. Von den drei Männern, welche rekognoszieren, reiten zwei längs der Höhe ſtromab und einer auf das Waſſer zu. Sie wollen alſo überſetzen, werden aber nicht aufwärts kommen, da ſie in dieſem Falle das Terrain nicht ab-, ſondern aufwärts unterſuchen würden. Die zwei ſollen das Terrain nach Spuren, alſo nach ſeiner Sicherheit unterſuchen, während der dritte ſehen ſoll, ob der Pecos hier zum Durchſchwimmen geeignet iſt.“

Bald kehrten alle drei zu den Wartenden zurück; ſie ſchienen befriedigende Kunde zu bringen, denn die Truppe ſetzte ſich direkt auf das Waſſer zu in Bewegung. Wir konnten ſie jetzt mit bloßem Auge zählen, und es ergab ſich, daß ich ſie eher etwas zu niedrig als zu hoch geſchätzt hatte. Es waren lauter junge, kräftige Leute, die zu zwei Stämmen oder Dörfern gehören mußten, da zwei Häuptlinge an ihrer Spitze ritten.

„Die beiden mit den Adlerfedern im Haare ſind die Häuptlinge?“ fragte Bernard.

„Ja.“

„Ich hörte, daß dieſe ſtets Schimmel reiten!“

„Schimmel? Hihihihi!“ lachte Sam beluſtigt vor ſich hin.

„Da ſeid Ihr ſehr falſch berichtet, Bernard!“ meinte ich. „Drüben im alten Lande kommt es wohl vor, daß ein Feldherr einen Lieblingsſchimmel reitet, hier aber nicht. Der Indianer iſt überhaupt kein Freund der hellen Farben beim

Pferde, und kann er ſchon auf der Jagd keinen Schimmel gebrauchen, weil das Weiß das Wild verſcheucht, ſo bei einem Kriegszuge erſt recht nicht. Nur im Winter, wo die Farbe dem Schnee gegenüber als Maske dient, kann es einmal bei einem einzelnen Unternehmen vorkommen, daß man auf einen Schimmel ſteigt, und dann nimmt auch der Reiter einen weißen Kattun über. Ich ſelbſt habe dies einmal droben am Nord-Park verſucht, und zwar mit gutem Erfolge."

Mittlerweile waren ſämtliche Pferde in das Waſſer gegangen, und obgleich der Fluß hier ein ſtarkes Gefälle hatte, hielten ſie ſich doch ſo wacker, daß, als ſie hüben landeten, ſich kaum einige Ellen Abtrift ergaben. Nun wurde wieder rekognosziert, und dann ſetzte ſich der Zug abwärts in Bewegung.

Jetzt konnten wir erleichtert Atem holen, denn die Gefahr war für uns keine geringe geweſen. Sam ſtreichelte ſeiner Stute den Hals.

„Was meinſt du, alte Tony, wenn uns die Roten heut abgeſtutzt hätten, mir die Ohren und dir den Schwanz? Ja ſo, das iſt ja ſchon früher geſchehen! Aber, Charley, was wird nun zum Beiſpiel mit Patrik und ſeinem Stakeman? Denn ſeine Spur bemerken ſie ganz ſicher!"

„Sie werden ihm nichts thun," antwortete Hoblyn.

„Nichts? Warum?"

„Weil ſie ihn kennen. Es ſind Comanchen vom Stamme der Nacurroh, mit denen er und der Capitano die Friedenspfeife geraucht haben, weil wir vieles von dem, was wir übrig hatten, an ſie verhandelten."

„Das iſt ſchlimm, denn dann iſt es ſehr leicht möglich, daß er mit ihnen gegen uns gemeinſchaftliche Sache macht."

„Müſſen auch das abwarten, Sam," tröſtete ich. „Er

wird sich hüten, sie mit in das Thal zu nehmen! Höchstens erfordert es die Höflichkeit, daß er einige Stunden bei ihnen bleibt, um das Calumet*) mit den Häuptlingen zu rauchen; dann ist er wieder sein eigener Herr."

Ich trat an den Saum des Waldes und steckte den Kopf durch die Zweige, um den Wilden nachzusehen. Sie waren bereits hinter der nächsten Krümmung des Flusses und der Berge verschwunden. Ehe ich mich zurückwandte, warf ich meinen Blick ganz unwillkürlich stromauf und — fuhr mit dem Kopfe schnell hinter die Zweige. Sam hatte diese schnelle, beinahe erschrockene Bewegung bemerkt und fragte:

„Was giebt's? Kommen dort oben auch Indsmen?"

„Wie es scheint, ja! Wenigstens hält einer dort am Ausgange der oberen Schlucht."

Sans-ear hatte das Fernrohr noch neben sich liegen und setzte es an.

„Zounds, es ist richtig! Aber es ist bloß einer, wenn nicht vielleicht noch andere weiter hinten halten. Was seh' ich! Das ist doch zum Beispiel gar ein Apache!"

„Wirklich?"

„Ja, und zwar ein Häuptling. Er trägt das Haar lang herab; es hängt ihm bis auf den Rücken des Pferdes nieder. Jetzt reitet er auf das Wasser zu."

„Laß mir einmal das Rohr!"

Er gab es mir, leider aber konnte ich nichts mehr sehen, da der Mann sich bereits im Wasser befand und durch eine Erhöhung des diesseitigen Ufers verdeckt wurde.

„Weißt du, wie das ist, Charley? Diese Comanchen werden, ohne daß sie es ahnen, von den Apachen verfolgt, und dieser Häuptling ist vorangegangen, um sie stets im Auge zu behalten. Er fängt das ganz verwünscht klug an,

*) Friedenspfeife.

denn er ist ihnen nicht auf ihrer Fährte gefolgt, sondern oberhalb von ihnen in der nächsten Schlucht über die Berge gegangen. Tretet zurück, denn diese Kerls haben scharfe Augen! Er kommt auf alle Fälle hier vorüber, drum haltet euren Pferden die Nüstern zu; sie sind es gewohnt, zu schnauben, wenn ein Indianer in die Nähe kommt. Meine Tony hat allerdings etwas mehr Grütze im Kopfe. Nun, stille!"

Wir konnten ihn nicht kommen sehen, da wir uns am oberen Teile einer Thalkrümmung befanden, aber kaum waren fünf Minuten seit den letzten Worten verflossen, so vernahmen wir den Huftritt seines Pferdes.

Die anderen hatten sich zurückgezogen, ich jedoch lag hinter einem ziemlich dichten Gesträuch. Er kam, langsam und den Boden musternd. Hatte er vielleicht einige niedergetretene Grashalme oder eine andere Spur bemerkt? Es mußte so sein, und sieh, jetzt hielt er mir gerad gegenüber an und richtete den Blick auf die Nadeln, welche ich vorhin hinausgeworfen hatte. Im Nu stand er am Boden, mit dem Tomahawk in der Faust, denn er hatte Verdacht gefaßt.

„Feuer, Charley!" kommandierte Sam leise.

Ich aber drang ebenso schnell, als er vom Pferde gesprungen war, durch den Busch ihm entgegen. Sein muskulöser Arm holte aus zum fürchterlichen Hiebe.

„Winnetou! Will der große Häuptling der Apachen seinen Bruder töten?"

Er ließ den Arm sinken, und sein dunkles Auge leuchtete hell auf.

„Shar-lih!"

Er rief nur dies eine Wort, aber es lag in dem Tone eine Freude, die ein stolzer Indsman lieber beherrscht, als laut erklingen läßt. Dann schlang er die Arme um mich

und drückte mich an sich. Ich freute mich natürlich außerordentlich über dieses Zusammentreffen und fragte: „Was thut mein Bruder an dieser Stelle des Pecos?“

Er steckte den Tomahawk in den Gürtel.

„Die Flöhe der Comanchen haben ihr Lager verlassen, um dem Apachen ihr Blut zu geben. Der große Geist sagt, daß Winnetou ihre Skalps nehmen wird. Was thut mein meißer Bruder in diesem Thale? Sagte er nicht vor vielen Monden, daß er wieder über das große Wasser ziehen werde zum Wigwam seines Vaters und seiner Schwestern? Wollte er nicht dann hinüber in die große Wüste, welche fürchterlicher ist, als die Mapimi und der Estaccado?“

„Ich habe das Wigwam des Vaters gesehen und bin in der Sahara gewesen; aber der Geist der Savanne hat mich gerufen im Lichte des Tages und im Traume der Nacht; ich bin seiner Stimme gefolgt.“

„Mein weißer Bruder hat recht gethan! Das Herz der Prairie ist groß und weit; es faßt das Leben und den Tod, und wer seinen Puls gefühlt hat, der darf wohl gehen, aber er kommt immer wieder zurück. Howgh!“

Er nahm sein Pferd beim Zügel und trat mit mir unter die Bäume. Hier erst erblickte er meine Begleiter; aber obgleich ich mit keinem Worte derselben gedacht hatte, zeigte er sich nicht im mindesten überrascht, vielmehr that er, als habe er sie gar nicht bemerkt. Er griff in die Satteltasche, zog Pfeife und Tabaksbeutel hervor und setzte sich mit würdevoller Haltung nieder.

„Winnetou ist weit im Norden am großen See gewesen, um den heiligen Thon für sein Calumet zu graben, und Shar-lih ist der erste, welcher mit ihm rauchen wird.“

„Es werden heut noch andere mit meinem roten Bruder rauchen.“

„Winnetou raucht nur mit tapferen Männern, in deren Herzen kein Falsch ist, und auf deren Lippe die Wahrheit wohnt; doch er weiß, daß sein weißer Bruder auch nur mit solchen Männern redet."

„Hat der große Häuptling der Apachen gehört von Sans-ear, dem tapferen, klugen Jäger?"

„Winnetou kennt ihn, aber er hat ihn noch nicht gesehen. Sans-ear ist listig wie die Schlange, klug wie der Fuchs und tapfer wie der Jaguar. Er trinkt das Blut der roten Männer und hat ihren Tod eingegraben auf dem Kolben seiner Büchse; aber sie haben ihm getötet sein Weib und sein Kind; er tötet nur die Bösen. Ich sehe sein Pferd; warum kommt er nicht zu Winnetou, um mit ihm zu rauchen die Pfeife des Friedens?"

Sam erhob sich und trat herbei, aber ich sah es ihm an, daß er sich einigermaßen verlegen fühlte in der Gegenwart des Mannes, der als der größte, tapferste und gerechteste Krieger aller Savannen bekannt war.

„Mein roter Bruder hat recht gesagt; ich töte nur die Bösen, den Guten aber gehört meine Hilfe," sagte er in bescheidenem Tone.

Ich winkte auch Bernard herbei.

„Der Häuptling der Apachen möge sein Auge leuchten lassen auch über diesen Krieger. Er war ein sehr reicher Mann; die weißen Mörder aber haben ihm seinen Vater getötet und seine Diamanten und Dollars geraubt. Der Mörder ist hier am Rio Pecos; er wird sterben von seiner Hand!"

„Winnetou ist sein Bruder; er wird ihm helfen, den Mörder seines Vaters zu ergreifen. Howgh!"

Dieses letzte Wort galt bei Winnetou stets als eine Beteuerung, die er sicherlich erfüllte. Ich hatte also für Bernard eine Kraft, eine Hilfe gewonnen, wie wir uns

keine beſſere wünſchen konnten. Der Apache hatte jetzt ſeine Pfeife geſtopft und ſteckte ſie in Brand. Nachdem er den Rauch dreimal empor zum Himmel und dreimal nieder zur Erde geblaſen hatte, ſtieß er ihn nach den vier Himmelsrichtungen aus und gab dann mir das Calumet. Ich that ebenſo und gab es Sam. Nachdem auch Marſhal die Ceremonie beendet hatte, ging es in die Hände Winnetous zurück. Dann erkundigte ſich Sam bei dem Apachen:

„Mein roter Bruder hat viele Krieger in der Nähe?“

„Uff!“

Dies war bei Winnetou ſtets ein Ausruf des Erſtaunens. Sam konnte die Gewohnheiten des Apachen noch nicht, und da er nur dies eine Wort zur Antwort bekam, ſo glaubte er, falſch verſtanden worden zu ſein; daher wiederholte er:

„Ich fragte, ob mein roter Bruder ſeine Krieger in der Nähe hat?“

„Uff! Mein weißer Bruder mag mir ſagen, wie viele Bären ſein müſſen, um tauſend Ameiſen zu zertreten!“

„Nur einer.“

„Und wie viele Krokodile, um hundert Kröten zu verſchlingen?“

„Nur eines.“

„Und wie viele Häuptlinge der Apachen, um dieſe Mücken von Racurroh zu töten? Wenn Winnetou den Kriegspfeil ausgräbt, ſo nimmt er nicht ſeine Männer mit, ſondern er geht allein; er kennt keinen einzelnen Stamm, deſſen Häuptling er iſt, ſondern er iſt der König aller Apachen; er mag die Hand ausſtrecken hier oder dort, ſo eilen tauſend Krieger herbei, um ſeine Befehle zu vollbringen. Er hat viele Zungen, die ihm erzählen, was die Söhne der Comanchen thun, und er hat viele Meſſer und Tomahawks, um ſeine Feinde zu vertilgen von der Erde.“

Dann wendete er ſich mir zu:

„Der Mann ſoll ſprechen mit der Fauſt; aber mein Bruder erzähle mir, was er mit dieſen Männern will, die bei ihm ſind!“

Ich gab ihm einen kurzen, aber genauen Bericht über die Ereigniſſe, welche uns an den Rio Pecos geführt hatten. Er hörte aufmerkſam zu und blickte dann eine Weile zu Boden. Den letzten Rauch aus ſeiner Pfeife blaſend, erhob er ſich und ſteckte das Calumet wieder in die Taſche.

„Meine weißen Brüder mögen mir folgen!“

Er nahm ſein Pferd, führte es hinaus und ſchwang ſich auf; ich hielt mich ihm zur Seite, und im ſcharfen Schritte ſetzten wir unſern Ritt fort. Er ritt einen braunen, ſtarkknochigen Klepper, den ich ſchon von früher her kannte. Dieſes Tier hatte ganz das Ausſehen eines abgetriebenen Karrengaules, und nur ein Kenner, wie Winnetou, konnte ſich entſchloſſen haben, es als Reitpferd zu gebrauchen. Es war unerreichbar im Galopp, ruhig im Trabe, ausgiebig und unermüdlich im Schritte und kerngeſund auf der Lunge. Seine Klugheit ſtand keineswegs hinter derjenigen von Sams Stute zurück, und mit ſeinen ſcharfen, ſtahlharten Hufen hatte es nicht nur einmal den gefährlichen grauen Wolf oder gar den Puma in die Flucht geſchlagen. Wenn Winnetou auffaß, ſo ſchien Roß und Reiter ein Leib und eine Seele, ein Wille und ein Entſchluß zu ſein, und niemals kam es vor, daß ihm die Kraft und Ausdauer, der Mut und die Gewandtheit dieſes unvergleichlichen Tieres verſagten.

Als wir die Spuren der Comanchen erreichten, erkannten wir, daß ſich die Horde ganz und gar ſicher gefühlt haben mußte, denn man hatte ſich auch nicht die geringſte Mühe gegeben, die Fährte weniger kenntlich werden zu laſſen. So ritten wir wohl eine Stunde weit, bei jeder Biegung des

Weges haltend, um das vor uns liegende Terrain zu überblicken. Eben waren wir wieder an eine Ecke des Waldes gekommen und ſtanden ſchon im Begriffe, dieſelbe zu umreiten, als der Apache plötzlich ſein Pferd zurückriß.

Er deutete mit dem rechten Arme vorwärts, während die geſchloſſene Linke das Zeichen zur Schweigſamkeit und Vorſicht geben ſollte. Ich ſtreckte den Kopf vor und ſtrengte meine Augen an, konnte aber nicht das Mindeſte bemerken.

Winnetou hing ſeine Büchſe an den Sattelknopf, zog das Bowiemeſſer, ſtieg ab und verſchwand zwiſchen den Bäumen, ohne ein Wort zu verlieren.

„Was mag es geben, Charley?“ fragte Sam.

„Weiß es nicht.“

„Iſt ein närriſcher Kauz, dieſer Apache! Konnte er uns nicht erſt ſagen, was er vorhat?“

„Haſt du nicht gehört, daß er ſagte, der Mann ſoll mit Thaten ſprechen? Er hat etwas Verdächtiges bemerkt und iſt gegangen, um ſich zu überzeugen. Das haſt du aus ſeinem Thun erkannt, und darum brauchte er keine Rede zu halten.“

„Aber ſagen konnte er, welcher Art dieſer Gegenſtand war!“

„Das werden wir bald ſehen.“

„Aber wir wüßten doch zum Beiſpiel, wonach wir uns zu richten und wie wir uns zu benehmen hätten!“

„Das wiſſen wir ohnedies. Wir haben hier hinter der Ecke zu warten, bis er zurückgekehrt oder uns ein Zeichen giebt, vorwärts zu gehen; das iſt doch einfach.“

„Maſſa, oh, ah, haben hören Maſſa?“ unterbrach Bob den kleinen Wortwechſel.

„Was?“

„Haben ſchreien ein Mann!“

„Wo?“

„Da, hinter Ecke!“

Ich blickte die andern fragend an, aber keiner hatte etwas gehört, doch konnte der Neger trotzdem recht haben.

Da erscholl — und jetzt hörten wir es alle — der Lockruf des Spottvogels. Jeder andere hätte diese Töne wirklich für die Stimme des Wipp-por-will gehalten, ich aber wußte, daß sie vom Munde des Apachen kamen, denn diesen Ruf hatten wir während unserer früheren Fahrten miteinander verabredet und sehr oft in Anwendung gebracht.

„Ein Wipp-por-will hier,“ meinte Sam. „Möchte zum Beispiel wissen, wo diese Art von Kreatur nicht anzutreffen wäre!“

„Diese Art von Kreatur hast du heut zum erstenmal gesehen und gehört: es ist Winnetou, der uns ruft. Vorwärts, dort steht er am Waldesrande!“

Ich nahm das Pferd des Apachen beim Zügel, und die andern folgten. Winnetou stand einige hundert Schritte weit von uns am Saume des Forstes, in welchem er verschwand, sobald er bemerkte, daß seinem Rufe Folge geleistet wurde. An der Stelle angekommen, stieg ich ab und trat unter die Bäume. Dort stand der Apache, und zu seinen Füßen lag ein junger Mensch, gebunden mit seinem eigenen Gürtel. Er hielt die Augen in unendlicher Angst auf Winnetou gerichtet und stöhnte leise.

„Memme!“

Nur dies eine Wort sprach der Apache, dann wandte er sich verächtlich ab. Der Gefangene war ein Weißer. Als er mich erblickte, hellte sich sein Gesicht etwas auf; er mochte, da ich zu seiner Rasse gehörte, einige Hoffnung fassen, die sich vergrößerte, als jetzt auch Sam hinzutrat.

„Ein Weißer, ein Yankee!“ rief dieser. „Warum behandelt ihn mein roter Bruder als Feind?“

„Böses Auge!“ antwortete Winnetou kurz.

Hinter uns erscholl jetzt ein lauter Ruf, und als ich mich umwandte, sah ich Marshal mit einem unbeschreiblichen Gesichtsausdrucke den Gefangenen betrachten.

„Holfert! Um Gottes willen, wie kommen Sie hieher?“

„Marshal! Master Marshal!“ antwortete der Angeredete, der also ein Bekannter Bernards sein mußte; aber es wollte mir scheinen, als ob er durch die Anwesenheit meines Freundes nicht sehr angenehm berührt werde.

„Wer ist dieser Mann?“ fragte ich.

„Er ist aus Knoxville, heißt Holfert und war ein Gehilfe in unserm Geschäft,“ antwortete Bernard.

Ein Gehilfe bei Marshal und hier in der Nähe des Ortes, an welchem wir Morgan zu treffen hofften? Es kam mir ein Gedanke.

„War er noch bei Euch, als sich Euer Geschäft auflöste?“

„Ja.“

Ich wandte mich an den Gefangenen:

„Master Holfert, wir haben Euch bereits seit langer Zeit gesucht. Wollt Ihr mir wohl sagen, wo sich Euer guter Freund, der sich Fred Morgan nennt, befindet?“

Er erschrak.

„Seid Ihr ein Detektive, Sir?“ fragte er.

„Was ich bin, das werdet Ihr seiner Zeit ganz genau erfahren, doch will ich Euch sagen, daß ich nicht gerne in einer amtlichen Eigenschaft mit Euch verfahren möchte, denn ich bin sehr geneigt, anzunehmen, daß Ihr nur verführt worden seid. Also antwortet! Wo ist Morgan?“

„Bindet mich los, Sir; dann werde ich alles sagen!“

Bernard machte ein Gesicht als ob er etwas ganz Unglaubliches vernehme.

„Vom Losbinden kann keine Rede sein, doch wollen wir Eure Fesseln ein wenig lockern. Bob, schnalle ihn lockerer!“

Der Angeredete trat vor und bückte sich nieder.

„Bob, auch du!“ rief Holfert erstaunt.

„Bob auch da, yes! Oh, wo sein Massa Bern', da auch immer sein Nigger Bob. Warum nicht bleiben Massa Holfert in Lu'ville, sondern gehen in Berge? Warum werden Massa Holfert binden?“

Er lockerte ihm den Gürtel, so daß er aufrecht sitzen konnte. Ich setzte das Verhör fort:

„Also zum drittenmal: Wo ist Morgan?“

„Am Head-Pik.“

„Wie lange ward Ihr jetzt mit ihm beisammen?“

„Ueber einen Monat.“

„Wo traft Ihr ihn?“

„Er hatte mich nach Austin bestellt.“

„Bestellt? Ah? So kanntet Ihr ihn früher?“

Der Gefangene schwieg. Ich zog den Revolver.

„Seht Euch einmal dieses kleine Ding hier an, Master Holfert! Ich weiß sehr genau, woran ich mit Euch bin, aber ich wünsche doch, daß Ihr mir über den Tod Eures Prinzipals und über das Verschwinden seines Eigentums etwas Näheres erzählt. Redet Ihr nicht, oder bringt Ihr die Unwahrheit vor, so erhaltet Ihr die Kugel. Im Westen pflegt man mit einem Raubmörder noch weniger Federlesens zu machen, als da drüben in den ‚Staaten'!“

„Ich bin kein Mörder!“ stammelte der Mann in höchster Angst.

„Ich habe Euch bereits gesagt, daß ich ganz genau weiß, was ich von Euch zu halten habe! Es kommt nun allerdings darauf an, ob wir Euch als einen verstockten oder reumütigen Menschen behandeln sollen. Also, Ihr kanntet Morgan schon früher?“

„Er ist ein Verwandter von mir.“

„Und hat Euch in Louisville besucht?“

„Ja.“

„Weiter! Ich habe nicht Luſt, eine Menge Fragen zu thun, da Ihr auch ohne dieſelben reden könnt. Denkt an den Revolver!“

„Wenn Maſter Marſhal weggeht, werde ich alles erzählen!“

Ich mußte die Gefühlsregung des ſo unerhofft entdeckten Verbrechers berückſichtigen.

„Ihr ſollt Euern Willen haben!“

Ich winkte Bernard, welcher ſich entfernte, aber, wie ich wohl bemerkte, in einem Bogen wieder zurückkehrte und ſich im Rücken des Gefangenen hinter den Stamm eines Baumes ſtellte. Ich hätte in dieſem Augenblick in ſein Herz blicken mögen.

„Nun alſo!“

„Morgan beſuchte mich öfters, und ich ließ mich überreden, mit ihm zu ſpielen.“

„Er beſuchte Euch in Eurer Privatwohnung?“

„Ja, nie im Geſchäfte. Ich gewann und ſpielte leidenſchaftlich weiter. Dann verlor ich, mehr und mehr, bis ich ihm mehrere tauſend Dollars ſchuldig wurde. Ich konnte ſie nicht bezahlen, und da drohte er mir mit der Anzeige, denn ich hatte ihm Wechſel mit der falſchen Unterſchrift meines Prinzipals gegeben. Ich konnte mich nicht anders retten, ich mußte ihm mitteilen, wo ſich der Schlüſſel zum Laden befand.“

„Ihr wußtet, was er dort wollte?“

„Ja. Wir wollten teilen und dann nach Mexiko gehen. Vorher aber mußten wir uns trennen, aus Vorſicht wegen der Verfolgung, und er beſtimmte mir die Zeit, in welcher ich ihn in Auſtin treffen würde.“

„Ihr ſagtet ihm, daß Euer Prinzipal ſtehts einen Hauptſchlüſſel bei ſich trage?“

„Ja; aber ich dachte nicht, daß er ihn ermorden werde.

Er ſagte, daß er ihn nur betäuben wolle. Wir lauerten den Prinzipal ab, doch anſtatt ihn nur zu ſchlagen, ſtach er ihn nieder. Dann öffneten wir die Hausthür und legten den Toten in den Flur. Was wir fanden, teilten wir gleich an Ort und Stelle."

„Er nahm die Diamanten, und Ihr erhieltet das übrige?"

„Ja. Da ich Fachmann war, fiel es mir nicht ſchwer, meinen Anteil, allerdings unter Verluſt, in Geld umzuſetzen — —"

„Und nun — ah, ich errate! Dieſes Geld hat Euch Morgan jetzt abgenommen?"

„So iſt es."

„Waret Ihr wirklich thöricht genug, zu glauben, daß ein ſo ſchlechter Menſch ehrlich gegen Euch handeln werde? Ihr konntet es Euch doch denken, daß er Euch in die Wildnis führte, nur um ſich ungeſtraft in den vollſtändigen Beſitz des Raubes zu ſetzen! Auf welche Weiſe nahm er Euch das Geld ab?"

„Er hatte geſtern abend die Wache. Ich ſchlief feſt. Da fühlte ich eine Berührung und wachte auf. Morgan hatte mir bereits die Waffen und die Brieftaſche genommen und ſtand im Begriffe, mir ſein Meſſer in die Bruſt zu ſtoßen. Die Angſt gab mir Kräfte; ich warf ihn zur Seite, ſprang auf und rannte fort. Er verfolgte mich, aber weil es dunkel war, glückte es mir, zu entkommen. Ich bin während der ganzen Nacht fortgelaufen, denn ich konnte mir denken, daß er meinen Spuren nachgehen werde, ſobald der Tag anbrach. Erſt vor kurzer Zeit habe ich es gewagt, mich hier zu verſtecken, um ein wenig zu ſchlafen; aber ich kam nicht dazu, denn die Indianer ritten vorüber. Darum wollte ich ſogleich wieder fort. Da erblickte ich dieſen Roten, und verkroch mich wieder — er hat mich dennoch gefunden!"

Der Mann war fürchterlich abgespannt. Vielleicht trug dieser Zustand das meiste dazu bei, daß er alles so offen bekannte; denn im Tone seiner Stimme war nicht viel von Reue und innerer Bewegung zu hören.

Ich fragte Bernard:

„Dieser Mann ist Euer. Was werdet Ihr mit ihm thun?“

Er schwieg; es mochte in seinem Herzen die Rache mit dem Mitleid kämpfen. Dann legte er dem Gefangenen noch einige Fragen vor und wandte sich endlich zu uns:

„Der Schurke hat vielleicht den Tod verdient, doch wollen wir ihn laufen lassen. Gott wird ihn richten!“

„Das ist schlimmer als ein schneller Tod, Bernard. Ohne Waffen, Pferd und alle Hilfe und Erfahrung würde er nicht weit kommen.“

„So nehmen wir ihn mit uns, bis sich eine Gelegenheit bietet, ihn los zu werden!“

„Er würde uns ungemein belästigen, da wir bereits einen Gefangenen bei uns haben. Es wäre leicht möglich, daß beide gemeinschaftliche Sache machten.“

„Dann wären wir immer vier gegen zwei.“

„Hier handelt es sich nicht darum, daß sie uns körperlich gefährlich werden könnten, ich denke vielmehr an andere Möglichkeiten, durch die wir in bedeutende Fatalitäten kommen würden. Auch ich will sein Richter nicht sein. Wir könnten ihm eines unserer Packpferde geben und einige Waffen dazu. Frage Winnetou!“

Dieser hatte, seitwärts stehend, die ganze Verhandlung mit angehört. Jetzt trat er herzu und löste den Gürtel von den Armen Holferts.

„Aufstehen!“

Der Gefangene erhob sich. Winnetou zeigte auf dessen Hand.

„Hat der weiße Mann gewaſchen ſeine Hand vom Blute des Gemordeten?“

„Ja,“ antwortete der Gefangene verzagt bei dem Tone dieſer Stimme.

„So iſt Blut geweſen an dieſer Hand, und Blut wird nicht gewaſchen mit Waſſer, ſondern wieder mit Blut: ſo will es Manitou, und ſo will es der große Geiſt der Savanne. Sieht der weiße Mann dort den Zweig am Rande des Fluſſes?“

„Ja.“

„Er gehe hin und hole ihn. Wenn er ihn abzubrechen vermag, ſo ſoll er leben dürfen, denn der Zweig iſt das Zeichen des Friedens und der Gnade.“

Wir alle waren einigermaßen überraſcht über dieſe ſonderbare Bedingung. Holfert ging auf das Ufer zu, welches ungefähr vierhundert Schritte entfernt war. Die ihm gemachte Bedingung war ſehr leicht zu erfüllen, denn der Zweig befand ſich nicht im Waſſer, ſondern hart am Ufer. Er erreichte ihn und ſtreckte ſeine Hand darnach aus. Da erhob Winnetou ſeine ſilberbeſchlagene Büchſe; der Schuß krachte, und Holfert ſtürzte, mitten durch den Kopf getroffen, vornüber in die Fluten.

Winnetou lud den abgeſchoſſenen Lauf kaltblütig wieder.

„Der weiße Mann hat den Zweig nicht gebracht; er muß ſterben! Der Geiſt der Savanne iſt gerecht und barmherzig; er giebt nicht Gnade, die in das Verderben führt. Der weiße Mörder wäre getötet worden von den Comanchen, von den Stakemen und aufgefreſſen von den Coyoten!“

Dann beſtieg er ſein Pferd und ritt davon, ohne ſich nach uns umzuſehen.

Schweigend und in ernſter Stimmung folgten wir.

Die Spuren der Comanchen blieben in gleicher Weiſe kenntlich. Daß ſie einen Kriegszug vorhatten, zeigte ihre

Bemalung, doch mußte ihr Ziel ein entferntes sein, sonst hätten sie sich vorsichtiger benommen. Winnetou kannte jedenfalls ihr Vorhaben, doch war er viel zu schweigsam, als daß er ohne genügende Veranlassung eine Bemerkung darüber hätte fallen lassen sollen. Eben wollte ich mich an seine Seite begeben, als wir vor uns einen — zwei — drei Schüsse knallen hörten.

Sofort hielten wir an. Winnetou winkte zurück und ritt vorwärts bis zur nächsten Biegung. Wir blieben halten. Er stieg ab und huschte in die Sträucher, aus denen er bald zurückkehrte, um uns durch eine Bewegung seiner Hand herbeizurufen.

„Comanchen und zwei Bleichgesichter!“

Mit diesen Worten kroch er wieder in die Büsche, und wir drei folgten, während Bob bei Hoblyn und den Pferden blieb.

Vor uns erweiterte sich das Thal des Flusses zu einem breiten Kessel, in welchem sich uns ein überraschender Anblick bot. Hart am rechten Ufer des Flusses hatten die beiden Häuptlinge der Comanchen ihre Lanzen in die Erde gesteckt und an die Schäfte derselben die Schilde gelehnt. Sie selbst saßen dabei am Boden und rauchten ihre Calumets mit zwei Weißen, welche zu beiden Seiten von ihnen Platz genommen hatten. Die Tiere dieser vier Männer weideten in der Nähe. Vor ihnen entwickelte sich eine kriegerisch wilde und dennoch friedliche Scene: die Comanchen führten eines jener Kampfspiele auf, bei denen sie ihre ganze Meisterschaft im Reiten und Gebrauch der Waffen zu beweisen pflegen. Die Entfernung war zu groß, als daß man die Züge der meisten zu erkennen vermochte, und ich griff darum zu meinem Fernrohr. Dann sagte ich zu Sans-ear:

„Holla, wer ist das! Sam gucke einmal hindurch!“

Sans-ear ergriff das Rohr und richtete es.

„'s death, das ist dieser Fred Morgan mit seinem Sohn! Wie kommen sie hier zusammen und unter die Indsmen?"

„Das ist sehr leicht zu erklären; Patrik war ja immer kurz vor uns, und Morgan ist vom Head-Pik her diesem Holfert nach; da haben sie sich getroffen. Und vor den Indsmen brauchen sie sich nicht zu verstecken, wie du auch gehört hast."

„So wird es sein, aber unlieb genug ist es mir dennoch!"

„Warum?"

„Wie werden wir uns die beiden zwischen den Roten herausholen können?"

„Ich hoffe, sie werden nicht beisammen bleiben, denn es kann keineswegs die Absicht der zwei Spitzbuben sein, den Indianern etwas von dem Schatze, den sie heben wollen, wissen zu lassen."

„Dann ist es am besten, wir bleiben hier, um sie zu beobachten."

„Sicher scheinen wir hier zu sein, denn es ist nicht anzunehmen, daß einer von den Roten zurückkehren wird."

„Kann nicht Morgan kommen, der doch Holfert verfolgen will?" fragte Marshal.

„Er wird von seinem Sohne und den Comanchen erfahren, daß diese ihm nicht begegnet sind, und also annehmen, daß er einen andern Weg eingeschlagen hat," antwortete ich ihm. „Ziehen wir die Pferde in ein Versteck?"

Winnetou nickte zustimmend mit dem Kopfe, und ich trat hinaus, um dies zu besorgen. Die Packpferde wurden, da sich ein mehrstündiger Aufenthalt vermuten ließ, abgeladen und mit unsern anderen Tieren etwas tiefer hinein in den Wald gebracht.

Als Hoblyn den Thalkeſſel erblickte, ſtreckte er den Arm aus:

„Sir, dort rechts hinauf geht die Schlucht, welche wir verfolgen müſſen.“

„Dort? Das iſt fatal!“

„Warum, Charley?“ fragte Sam.

„Weil wir nicht hin und dieſen beiden alſo nicht zuvor kommen können. Du kannſt dir doch denken, daß ſie ſofort nach Abzug der Comanchen ſich auf den Weg machen werden!“

„Da habt keine Sorge, Sir!“ fiel Hoblyn ein. „Dieſen Weg kennt nur der Capitano und ich; der Lieutenant aber geht einen andern, der weiter unten am Bette eines Nebenfluſſes emporführt.“

„Dann mag es ſein, und wir können dieſen Leuten da ruhig und unbeſorgt zuſchauen!“

Die Comanchen hatten ſich in zwei Parteien geteilt, welche ſich gegenſeitig zu bekämpfen ſchienen, bald in geſchloſſener Truppe, bald aufgelöſt im Einzelkampfe, und zeigten dabei eine Ausdauer und Behendigkeit, welche einen europäiſchen Zuſchauer in das höchſte Erſtaunen verſetzen mußten. Bei ihnen gab es keinen Sattel und auch nicht das gewöhnliche Zaumzeug. Sie binden eine Decke, ein Fell oder eine Matte auf den Rücken ihres Tieres. An jeder Seite dieſes Felles iſt ein breiter und ſehr ſtarker Riemen befeſtigt, welcher über den Nacken des Pferdes gelegt iſt und dazu dient, den Arm hindurchzuſtecken, wenn der Reiter ſich auf die eine oder andere Seite des Pferdes legen will, während er mit einem Fuße an dem Rücken desſelben hängen bleibt. Dieſe eigentümliche Sattelung und die große Uebung macht es den wilden Reitern möglich, das Tier als Schild zu gebrauchen, es zwiſchen ſich und den Feind zu bringen und doch Freiheit und Bewegung

genug zu haben, um über den Rücken des Pferdes hinweg oder unter dem Halſe desſelben hindurch den Pfeil auf den Gegner zu ſchnellen oder ihm, falls ſie mit einem Feuergewehre bewaffnet ſind, eine Kugel zuzuſchicken. Dieſe Krieger ſind dabei ſo außerordentlich gewandt, daß ſie ſich, je nachdem es erforderlich iſt, bald auf die rechte und bald auf die linke Seite des Tieres werfen und zugleich eine Leichtigkeit und Schnelligkeit entwickeln, die einem Kunſtreiter Ehre machen würden. Die Pferde gehen dabei ſo ſicher, daß ſelten eine Kugel oder ein Pfeil das Ziel verfehlt. Der Riemen, in welchem der Arm ganz nahe an der Schulter hängt, iſt an die Mähne des Tieres auf dem Widerriſt befeſtigt, ſo daß ſelbſt dann, wenn die Satteldecke losginge, dieſer Stützpunkt nicht verloren gehen kann. Hat der gewandte Reiter dieſe Schlinge gut befeſtigt, ſo bedarf er zur Ausführung ſeiner Kunſtſtücke überhaupt keiner Decke und keines Sattels, denn ſeine mit Mokaſſins bekleideten Füße haften mittels der Ferſe mit gleicher Sicherheit auf dem nackten Pferdsrücken wie auf der Büffelhaut, welche denſelben bedecken könnte. Wenn dieſe außerordentlichen Reiter über den Rücken des Pferdes wegſchießen, zielen ſie natürlich von oben; ſchießen ſie aber unter dem Halſe desſelben hindurch, ſo legen ſie den Pfeil unten an, was ihnen bei ihrer außerordentlichen Uebung ebenſo leicht wird, als wenn ſie in der gewöhnlichen Weiſe zielen.

Unſere ganze Aufmerkſamkeit war dem Kampfſpiele der Comanchen, welches einer arabiſchen Phantaſia' ſehr ähnelte, zugewendet, und nur ein einziges Mal blickte ich durch die Büſche in der Richtung zurück, aus welcher wir gekommen waren — zu unſerm Glück, denn mit Schrecken ſah ich längs des Waldrandes zwei Reiter herabkommen, welche die Fährte der Comanchen ſehr ſorgfältig beobachteten.

„Have care, ihr Männer; dort kommen Leute!“

Alle ſahen zurück, und Hoblyn rief:

„Der Capitano mit Conchez!“

„Wahrhaftig, er iſt's! Schnell weiter in den Wald hinein, und die Spuren verwiſcht!“

In zwei Minuten war dies geſchehen. Alle wichen zurück, und nur ich blieb mit Winnetou an einer etwas weiter vorgeſchobenen Stelle, in welcher es uns möglich war, die Nahenden zu beobachten, ohne von ihnen bemerkt zu werden.

Schon waren ſie ſehr nahe, und ſicher wären ſie um die Biegung geritten, wenn nicht grad jetzt die Comanchen ein Kampfgeſchrei erhoben hätten, welches wie ein Geheul von wilden Tieren klang. Sie ſtutzten, lugten ſorgfältig um die Ecke und führten dann ihre Pferde auf dieſelbe Stelle, wo die unſrigen geſtanden hatten. Wir wichen zu unſern Gefährten zurück.

Hart hinter den Ankömmlingen ſtanden zwei Ahornbäume eng beiſammen; es gelang mir, mich bis zu ihnen anzuſchleichen, um ihre halblaute Unterhaltung zu belauſchen. Ich hatte dabei den Tomahawk für unvorhergeſehene Fälle in der Hand.

„Es ſind Comanchen,“ meinte der Capitano. „Wir haben alſo nichts von ihnen zu befürchten. Nur müſſen wir zuvor wiſſen, wer die beiden Weißen ſind.“

„Es iſt zu weit; man kann ſie nicht erkennen.“

„Man könnte ſich nach der Kleidung richten. Den vorderen kenne ich nicht, und der andere wird von den Häuptlingen verdeckt.“

„Capitano, ſeht Euch einmal von den vier Pferden den Goldfuchs an! Er hat einen Stutz, was in der Savanne und auf den Bergen eine Seltenheit iſt. Was meint Ihr dazu?“

„Carajo, das iſt der Fuchs des Lieutenant!“

„Denke es auch! Dann wird der zweite Weiße kein anderer sein als er.“

„Richtig! Jetzt beugt er sich vor. Siehst du die bunte Serape? Er ist es! Was ist zu thun?“

„Ja, wenn ich nur wüßte, was Ihr eigentlich mit ihm vorhabt, dann ließe sich vielleicht über die Sache sprechen.“

„Jetzt wird es allerdings notwendig, daß ich es dir sage, Ich habe nämlich das Beste von unsern Schätzen hier in dieser Gegend vergraben, weil ich es nicht im Hide-spot aufbewahren wollte, da es einige unter uns giebt, denen ich nicht trauen kann. Den Ort, an welchem die Sachen liegen, kennt niemand, als ich und der Lieutenant. Er hat seinen Vater erwartet und ihn — statt in unser Lager — hieher an den Rio Pecos bestellt; dies machte meinen Verdacht rege, und da er nach seinem letzten Ritt durch den Estaccado direkt hierherging, ohne mich erst aufzusuchen, so hatte ich die Ueberzeugung, daß er sich vorgenommen hat, uns den Schatz zu rauben. Mit den Indsmen ist er nur zufälligerweise zusammengekommen. Nun fragt es sich, ob wir gleich jetzt zu ihnen gehen und ihn bestrafen, oder ob wir ihm folgen und ihn auf der That ertappen.“

„Das letztere ist jedenfalls das Beste. Suchen wir ihn da unten auf, so ist es gar nicht möglich, ihm eine böse Absicht zu beweisen. Er wird ganz einfach sagen, daß er nur hergekommen sei, um seinen Vater zu holen, und wer weiß, was ihm dann noch für Wege offen bleiben, zum Ziele zu gelangen. Wir sind zu zweien, er mit seinem Vater auch, und auf die Indsmen ist nie ein sicherer Verlaß.“

Conchez gab sich sichtlich Mühe, seinen Hauptmann von dem ersten Punkte abzubringen; es mußte ihm natürlich daran liegen, das Versteck kennen zu lernen.

„Recht hast du. Die Racurroh befinden sich auf einem Kriegszuge und werden sich nur einige Viertelstunden hier

aufhalten; dann bricht Patrik ſicherlich ſofort auf. Er hat noch eine ziemliche Strecke zu reiten, ehe er zur Seite einbiegen kann, auf welcher ſich der Ort befindet; ich aber weiß einen näheren Weg, auf dem wir vor ihm hingelangen. Er ſoll ſicherlich nichts bekommen, wenn — wenn der Schatz überhaupt noch da iſt."

„Noch da iſt? Wer ſollte ihn denn weggenommen haben, da nur ihr beide ihn kennt!"

„Hm, Sans-ear und Old Shatterhand, denen wir unſere letzte große Schlappe verdanken."

„Die? Wie ſollten denn dieſe beiden hinter das Geheimnis gekommen ſein?"

„Auf eine ſehr einfache Weiſe. Ich wollte Hoblyn dem Lieutenant nachſchicken und war ſo unvorſichtig, ihm ſchon die nötigen Inſtruktionen zu geben. Er iſt ſpurlos verſchwunden, und ich kann den Gedanken nicht los werden, daß er gemeinſchaftliche Sache mit den Jägern gemacht hat, um ſich das Leben zu retten."

„Hm, dann wäre es vielleicht am beſten, wenn — —"

„Nun, wenn — —?"

„Wenn wir uns an die Comanchen wendeten."

„Und ihnen unſer Geheimnis mitteilten, ſo daß ſie uns den Schatz abnehmen? Nein. Uebrigens haben wir Zeit, uns die Sache noch zu überlegen, denn wie ich ſehe, ziehen die Roten ihre Proviantſäcke hervor. Auch wir können einen Biſſen eſſen. Hole das Fleiſch!"

Wenn Conchez aufſtand, um zu den Pferden zu gehen, mußte er mich unbedingt ſehen; ich kroch alſo ſo ſchnell wie möglich zurück und kam auch wirklich kaum eine Sekunde zu früh aus dem Bereiche ſeiner Augen.

Bei den Gefährten angekommen, teilte ich ihnen das Ergebnis meines Lauſchens mit.

„Von den drei Voyageurs, die mit dem Lieutenant den

Kaufleuten nachritten, haben sie zum Beispiel nichts gesagt?“ fragte Sam. „Es müßte doch wohl einer davon bei Patrik sein!“

„Nichts. Vielleicht hat er diesen einen ermordet, um freie Hand zu haben. Was aber thun wir mit diesen beiden da!“

„Ruhig gehen lassen, Charley.“

Winnetou schüttelte den Kopf.

„Meine weißen Brüder mögen bedenken, daß sie nur einen einzigen Skalp haben!“

„Wer wollte uns ihn nehmen?“ entgegnete Sam.

„Die Schlangen von Nacurroh.“

„Wird ihnen nicht gelingen. Sie werden sich überhaupt bald davonmachen, denn sie befinden sich auf dem Kriegspfade.“

„Mein weißer Bruder ist ein kluger Jäger und tapferer Krieger, doch kennt er nicht die Wege der Comanchen. Diese roten Männer werden in die Berge gehen zum Grabe ihres Häuptlings Tschu-ga-chat*), wie sie es jedes Jahr thun an dem Tage, an welchem er getötet wurde von Winnetou, dem Häuptling der Apachen.“

Jetzt war es auf einmal erklärt, warum er diesen Trupp Comanchen verfolgte.

„Das ist ganz dasselbe,“ meinte Sam. „Wenn sie auf einem solchen Wege gehen, werden sie sich zum Beispiel den Kuckuck um uns und die Stakemen kümmern.“

„Auch ich möchte mich nicht unnötigerweise mit Blut beflecken,“ stimmte ich bei.

„Meine weißen Brüder mögen thun, was ihnen beliebt,“ sprach der Apache. „Sie schonen den Feind, der ein Räuber und Mörder ist, und werden dafür ihr eigenes Blut geben. Der Apache hat gesprochen. Howgh!“

*) „Der dunkle Rauch.“

Es that mir eigentlich leid, ihm entgegentreten zu müssen; aber es war heute bereits das Blut eines Menschen geflossen, und es widerstrebte meinen innersten Gefühlen, selbst gegen Mörder die Waffe zu richten, wenn dies nicht von erlaubter Notwehr geboten war.

Noch hing ich diesen Gedanken nach, als vom Lagerplatz der Comanchen her Rufe erschollen, welche auf ein plötzlich eingetretenes, unvorhergesehenes Ereignis schließen ließen. Wir bemerkten, daß auch der Capitano mit seinem Begleiter höchst aufmerksam wurde, und so pürschte ich mich in einem Bogen an den Waldessaum, um die Ursache zu erfahren.

Als ich einen Punkt erreicht hatte, der mir einen sichern Durchblick bot, sah ich die Comanchen dicht gedrängt am Ufer des Flusses stehen und einen Gegenstand betrachten, denn ich nicht erkennen konnte. Dieser wurde nach einiger Zeit wieder in den Fluß gestoßen, und sämtliche Krieger bildeten einen Kreis um die zwei Häuptlinge und die beiden Weißen. Dann saßen alle plötzlich auf und setzten ihren Weg fort. Ich kehrte zurück.

„Was war es?“ fragte Bernard.

„Sie haben etwas im Flusse gefunden, vielleicht gar Holferts Leiche.“

Winnetou horchte auf. Dann wäre unsere Anwesenheit ja verraten gewesen!

„Glaubt mein weißer Bruder, daß ein toter Mann so weit zu schwimmen vermag?“

„Unter Umständen, ja. Der Fluß ist hier tief und reißend und hat glatte Ufer, so daß sich nicht leicht etwas ansetzen kann.“

Ohne weiter ein Wort zu sagen, erhob er sich und verschwand nach links hinauf zwischen den Bäumen. Ich wußte, was er thun wollte. Er ging jedenfalls im Schutze des

Waldes so weit stromauf, bis er nicht mehr gesehen werden konnte, und begab sich dann in das Wasser, um an Ort und Stelle zu schwimmen, und sich zu überzeugen, welcher Gegenstand den Comanchen aufgefallen war.

Obgleich er der vortrefflichste Schwimmer war, den ich kannte, mußte ich mir doch sagen, daß dieses Unternehmen kein ungefährliches sei. Erstens konnte der Capitano mit Conchez aufbrechen und, von derselben Wißbegierde getrieben, an den Fluß gehen; zweitens konnten, was als sehr wahrscheinlich anzunehmen war, die Comanchen Verdacht geschöpft haben und schließen, daß, wo eine frische Leiche mit einer Schußwunde vorhanden ist, auch jemand da sein muß, der diese Wunde verursacht hat. In diesem Falle war anzunehmen, daß ihre Entfernung nur eine scheinbare wäre, und sie zurückkommen würden, um sich Gewißheit zu holen. Wenn es während eines Feldzuges bestimmte Regel ist, keine Festung unerobert oder wenigstens cerniert hinter sich zu lassen, so ist es im ‚wilden Westen' ebenso gefährlich, nicht genau zu wissen, wen man im Rücken hat.

Die Strecke, welche Winnetou erst stromab und dann wieder aufwärts zu durchschwimmen hatte, mochte eine halbe Meile lang sein; er als guter Schwimmer konnte höchstens eine halbe Stunde brauchen, um diese Strecke zurückzulegen; zehn Minuten für den zu durchlaufenden Landweg dazu gerechnet. Noch aber war er keine Viertelstunde fort, so brach der Capitano mit seinem Begleiter auf. Wir konnten sie nicht zurückhalten.

Was ich vermutet hatte, geschah: sie ritten bis zum Rastplatz der Comanchen und wandten sich dann nach dem Flusse. Jetzt galt es, Winnetou, welcher jedenfalls da, wo er in das Wasser gegangen war, seine Kleider und Waffen abgelegt und höchstens nur das Messer bei sich

hatte, zu beſchützen; natürlich ohne mich dabei ſehen zu laſſen. Ich ergriff meine Büchſe.

„Bleibt hier!“

Bei dieſen Worten verließ ich unſer Verſteck und eilte, ſo ſchnell es mir der Wald geſtattete, innerhalb des Saumes desſelben abwärts, bis ich eine Stelle erreichte, von welcher aus ich den Ort beſtreichen konnte, wo der fragliche Gegenſtand wieder in das Waſſer geworfen worden war. Noch aber hatte ich dieſen Platz nicht eingenommen, als der Capitano ſeine Büchſe erhob und in das Waſſer feuerte. Er hatte nicht getroffen. Ich kannte die Behendigkeit Winnetous im Tauchen. Keine fünf Sekunden nach dem Schuſſe ſah ich ihn wie einen Fiſch emporſchnellen, das Ufer erreichen und ſich auf den Capitano ſtürzen. Da erhob Conchez den Karabiner. Ich konnte nicht anders, ſchießen mußte ich; aber ſein Leben mußte ich ſchonen. Mit einer blitzſchnellen Bewegung wandte ſich Winnetou von dem Capitano ab, warf ſich zu Conchez hinüber und ſchlug dieſem in dem Augenblick, als er abdrücken wollte, den Lauf des Karabiners in die Höhe. Der Schuß ging in die Luft. Winnetou entriß ihm das Gewehr, nahm es beim Laufe, um es als Keule zu gebrauchen, und that gerad zur rechten Zeit einen gewaltigen Seitenſprung, denn der Capitano hatte bereits ausgeholt, um ihm von hinten einen Kolbenſchlag zu verſetzen.

Eben ſtand er im Begriffe, ſich gegen beide zugleich zu wenden, als von abwärts her ein lautes Geheul erſcholl. Auch in Betreff des zweiten Punktes beſtätigte ſich meine Vermutung: die Comanchen waren nicht allzuweit fortgeritten und hatten daher den Schuß des Capitano vernommen; ſie kamen im Galoppe zurück.

Kaum hatte Winnetou ſie bemerkt, ſo ſchlug er dem Capitano die Büchſe, welche zum Glück nur einläufig ge-

weſen war, aus der Hand, ſchleuderte den Karabiner weit in das Waſſer hinüber und ſprang in Sätzen, welche denen eines gehetzten Panthers glichen, ſtromaufwärts.

Ich wußte, daß er in dieſer Weiſe volle zehn Minuten lang mit dem ſchnellſten Renner um die Wette zu laufen vermochte; er hatte mich dieſe Sprünge gelehrt, bei denen man, nicht laufend, ſondern ſich in weiten Sätzen durch die Luft werfend, den Schwerpunkt immer nur auf das eine Bein legt, welches gleichſam als Spannfeder dient, und dann, wenn dieſes müde wird und zu zittern beginnt, auf das andere überwechſelt. Er brauchte keine zehn Minuten, um zu ſeinen Kleidern zu gelangen, und dann war er ſicherlich ſo klug, noch eine Strecke weiter zu fliehen, ehe er ſich in den Wald wandte und unter dem Schutze desſelben zu uns zurückkehrte.

Ich rannte ſo ſchnell wie möglich nach unſerem Verſteck.

„Raſch auf! Wir müſſen fliehen!“

„All devils! Wohin zum Beiſpiel?“ fragte Sam. „Dort kommen die Comanchen; die beiden Weißen ſind auch dabei!“

„Das iſt ein Glück! Sie werden an uns vorüberjagen und da oben genug zu thun haben, um die Fährte Winnetous zu finden. Schnell, die Pferde an den Rand! Sobald ſie vorüber ſind, jagt ihr aus allen Kräften flußab, und zwar auf ihrer eigenen Spur, daß ſie ſpäter die eurige nicht zu unterſcheiden vermögen. Ich bleibe zurück, um den Rückzug zu decken und den Apachen zu erwarten.“

„Du allein?“ fragte Sam.

„Natürlich,“ antwortete ich mit einem erklärenden Seitenblick auf Hoblyn, dem doch immerhin nicht zu trauen war. „Die anderen ſind nicht erfahren genug; ich muß ſie dir übergeben!“

„Well, dann vorwärts; ſie ſind vorüber!“

Wirklich ſprengte eben jetzt der letzte Comanche an

uns vorbei; und nun befand sich die Waldecke zwischen uns und ihnen, so daß wir von ihnen nicht gesehen werden konnten. Während Sam mit den andern davonritt, vertilgte ich unsere Spuren, so gut es sich thun ließ. Eben war ich damit fertig, als es im Unterholze raschelte. Winnetou stand vor mir.

„Uff! Die Schakals der Comanchen suchen die Spur des Apachen. Wo sind die Gefährten meines weißen Bruders?“

„Sie sind vorangeritten.“

„Die Gedanken meines Bruders sind stets klug. Die Bleichgesichter sollen nicht lange auf uns warten!“

Er legte eiligst seine Kleider an, die er bisher in der Hand getragen hatte, und zog dann sein Pferd in das Freie. Ein Blick nach aufwärts belehrte mich, daß wir vor den Comanchen jetzt noch sicher waren, und darum fragte ich:

„Was hat mein roter Bruder im Flusse gefunden?“

„Die Leiche des Bleichgesichtes. Winnetou hat heut zweimal gehandelt wie ein Knabe, der keine Gedanken hat; aber er fürchtet sich nicht, und seine weißen Brüder werden ihm verzeihen!“

Das war ein Eingeständnis, welches der stolze Apache sicher keinem anderen als nur mir allein gemacht hätte. Ich antwortete nicht darauf, denn er brauste auf seinem Renner bereits wie ein Sturmwind dahin, so daß ihm mein Mustang kaum zu folgen vermochte.

Da, wo unser Weg rechtsab in die Berge führte und also von der Fährte der Comanchen abzweigte, hielten die Unsrigen. Sam war abgestiegen, um unter Mithilfe der übrigen die Füße der Pferde zu umwickeln. Es mußten zu diesem Zwecke einige aus dem Hide-spot der Stakemen mitgenommene Decken zerschnitten werden. Dann ging es vorwärts, in die Schlucht hinein, Winnetou hinterher zu Fuße, um die ja noch entstehenden Spuren zu verwischen.

Als wir die erste Krümmung der Schlucht hinter uns hatten, blieb ich halten.

„Bernard, nehmt mein Pferd beim Zügel, bis ich nachkomme!“

„Was willst du thun, Charley?“ fragte Sam.

„Hier bleiben, um abzuwarten, was die Roten anfangen werden.“

„Well, das ist gut! So werden wir ja erfahren, ob sie hinter unsere Schliche kommen.“

Die Gefährten ritten weiter, während ich in die Büsche kroch. Ich hatte noch nicht lange dagelegen, so vernahm ich schon Hufschlag. Die Comanchen kamen zurück, aber es war nicht der ganze Trupp, sondern nur die Hälfte. Wo waren die andern? Ich sah auch die beiden Morgans; der Capitano und Conchez fehlten. Die Indsmen kamen sehr langsam geritten und hielten den Blick auf den Boden gerichtet. Da, wo wir abgestiegen waren, um die Hufe zu umwickeln, hielten sie an. Der eine Häuptling, welcher sich bei ihnen befand, sprang plötzlich vom Pferde, bückte sich nieder und nahm einen Gegenstand von der Erde auf, den ich nicht erkennen konnte. Er zeigte ihn vor; der Boden wurde genauer untersucht. Man hielt eine Beratung, und dann trennten sich die beiden Weißen und der Häuptling von dem Trupp, um zu Fuß in die Schlucht einzudringen.

Mit scharfen Augen selbst das scheinbar Bedeutungslose untersuchend kamen sie näher; es waren sehr gefährliche Augenblicke für mich. Doch, dank unserer Vorsicht, bemerkten sie nicht das geringste Zeichen von unserer Anwesenheit. Im Vorübergehen erblickte ich den fraglichen Gegenstand in der Hand des Häuptlings. Es war ein wollener Faden, der beim Zerschneiden der Decken von einem der Unsrigen achtlos zur Erde geworfen worden war; es hing also hier ganz wörtlich unser aller Leben nur an einem Faden.

Sie ſchritten noch ein Stück in die Schlucht hinein; dann kehrten ſie um. Sie hatten die Ueberzeugung gewonnen, daß hier kein Menſch geritten oder gegangen ſei, und hielten alſo ein Schweigen nicht mehr für unbedingt geboten.

„Hier war niemand,“ hörte ich Fred Morgan ſagen; „die Pferdeſpuren waren alſo wohl unſere eigenen.“

„Aber wer war die Rothaut, und wer waren die beiden Weißen, die wir noch nicht gefunden haben?“ fragte ſein Sohn.

„Das werden wir bald erfahren, denn entgehen können ſie uns unmöglich. Der Rote war nackt, drum konnte man nicht erkennen, zu welchem Stamme er gehört.“

„Er hat uns keinen ſchlechten Dienſt erwieſen, wenn die Leiche wirklich dieſer Holfert war, von dem du mir erzählt haſt.“

„Er war's. Aber wie kam der Indianer an die Stelle, wo wir ſo lange lagerten? War er bereits vorher dort, oder kam er ſpäter hin? Ich glaube — — —“

Mehr konnte ich nicht hören, denn ſie waren nun wieder an mir vorüber. Aus dem Gehörten aber konnte ich entnehmen, daß wir uns zunächſt in Sicherheit befanden, und daß der Capitano es vorgezogen hatte, ſich den Comanchen nicht zu zeigen. Dies geſchah jedenfalls aus dem Grunde, weil es nur in dieſem Falle ihm möglich war, den Lieutenant auf der That zu ertappen. Freilich ſchien es mir ſehr fraglich, ob es ihm und Conchez gelingen werde, den ſcharfen Augen der Comanchen zu entgehen.

Jetzt erreichten die drei Späher ihren Trupp wieder, welcher auf einen kurzen Befehl des Häuptlings umſchwenkte und hinter den Bäumen verſchwand. Ich hatte ſomit meine Abſicht erreicht und eilte den Gefährten nach, welche bereits eine ſolche Strecke zurückgelegt hatten, daß ich erſt nach einer

halben Stunde zu ihnen stieß. Winnetou sah mich fragend an, und ich berichtete, was ich gesehen hatte.

„Well," meinte Sam, „so ist es uns zum Beispiel gelungen, ihnen ein Schnippchen zu schlagen."

„Die Söhne der Comanchen haben Augen und sehen nicht, und ihre Ohren sind verstopft, daß die Schritte ihrer Feinde sie nicht hören. Meine weißen Brüder mögen den Pferden ihre Mokassins abnehmen!"

Dieser Mahnung Winnetous wurde gern Folge geleistet, da es den Tieren außerordentlich hart ankam, mit den umwickelten Hufen die Beschwerden des Weges zu überwinden.

Es war ein böser Ritt, eine ungebahnte, von Felstrümmern übersäete Schlucht entlang, worin Bäume lagen, welche das Alter oder der Sturm von beiden Seiten herabgestürzt hatte. Je weiter wir kamen, desto wilder ward die Gegend, bis wir gegen Abend die Höhe des Gebirgszuges erreichten, welcher sich parallel mit der Sierra von Nord nach Süd erstreckt. Wir ritten jenseits desselben hinab und erreichten, als die Sonne sank, einen vortrefflichen Lagerplatz.

Der Abend und die Nacht verflossen in ungestörter Ruhe, und ein kurzer Rekognitionsritt, welchen ich am Morgen nach rückwärts unternahm, bestärkte mich in der Ueberzeugung, daß wir unverfolgt geblieben seien.

Jetzt ging es weiter, und zwar auf einer Bodengestaltung, wie ich sie früher am Colorado getroffen hatte. Der Wald hörte nach und nach auf, da es an Wasser zu mangeln begann. Es gab eine Menge trockener Flußbetten. Alle waren gewaltig tief eingeschnitten und gaben von der Gewalt der Wasser, die früher hier geflossen waren, ein redendes Zeugnis. Sobald man sich einem dieser netzförmig unter sich verbundenen Flußbetten näherte, gewahrte man das gegenüberliegende Ufer als eine Abschattung desjenigen Bodens, auf welchem man sich befand. Je weiter man kam,

deſto deutlicher trat der vorher bemerkte Strich hervor, bis man beinahe urplötzlich vor einem tiefen Abgrunde ſtand, deſſen Furchtbarkeit zwar dadurch gemildert wurde, daß es auf ſeiner Sohle ebenſo wie oben tageshell war, der aber vermöge der Steilheit ſeiner Wände den Reiſenden ein ſehr ſchwer zu überwindendes Hindernis bot.

Betrachtet man dieſe Thäler genauer, ſo findet man, daß während der Regenzeit ihre ganze Breite mit Waſſer angefüllt ſein muß; denn zu beiden Seiten iſt der Waſſerſtand unverkennbar in verſchiedenen Höhen markiert. Hier ſieht man prachtvoll übereinander gelagerte Felſen mit ſo maleriſchen oder grotesken Umriſſen, daß man den Bleiſtift gar nicht aus der Hand legen möchte. Es türmen ſich Pyramiden und kubiſche Maſſen, es bauen ſich gewaltige Säulen und Bogen auf- und übereinander, und das Waſſer hat ſtellenweiſe ſo eigentümliche Rundungen ausgehöhlt, ſo wunderbare Konturen, man möchte ſagen Verzierungen, ausgewaſchen, daß man ſich kaum des Gedankens erwehren kann, dieſelben ſeien von Menſchenhänden gemacht.

Der Boden dieſer Flußbetten muldet ſich nach der Mitte zu nur ſehr wenig aus, und nur ſelten iſt es möglich, von dem hohen Ufer hinabzugelangen, man müßte denn ein ſehr guter Kletterer ſein. Aber das Hochland iſt nach allen Richtungen hin ſo durchfurcht, daß man, an dem Ufer eines ſolchen trockenen Flußbettes fortgehend, ſehr bald zu einem Seitenthale gelangt, durch welches man in das Hauptbett zu kommen vermag. Da ſich nun dasſelbe gewöhnlich in einer beſtimmten Richtung fortzieht, ſo kann es recht gut als Straße dienen und bietet vermöge ſeiner tiefen Lage dem Reiſenden den Vorteil, daß er von keinem anderen Punkte als nur vom Ufer aus bemerkt werden kann. Natürlich iſt damit zugleich der Nachteil verbunden, daß auch er einen Feind nicht eher bemerkt, als bis er ihn unmittelbar vor ſich hat.

Wir folgten einem ſolchen Thale in ſtets weſtlicher Richtung. Je weiter wir darin vorwärts kamen, deſto mehr verlor es ſeine urſprüngliche Tiefe, deſto weniger mündeten Seitenthäler ein, und endlich ſahen wir vor uns die bewaldeten Höhen der Sierra Rianca aufſteigen.

Am Fuße des Gebirges trafen wir wieder auf zahlreiche Waſſerläufe, welche alle dem Rio Pecos zuſtrömten, und unter ihnen befand ſich auch der, der in dem von uns geſuchten Thale ſeinen Urſprung nahm.

Am ſpäten Nachmittag erreichten wir dieſes Thal. Es hatte die Länge von ungefähr anderthalb engliſchen Meilen und die durchſchnittliche Breite von einer halben Stunde. Rings war es von waldbeſetzten Höhen eingefaßt und zeigte längs des Waſſers auf ſeiner Sohle eine ſaftig grüne Trift. Leider durften wir unſere Tiere hier nicht weiden laſſen, ſonſt wäre unſere Anweſenheit ſofort verraten geweſen.

„Iſt dieſes Thal auch ganz ſicher das geſuchte?“ fragte ich Hoblyn, da ein Irrtum ſehr leicht möglich war.

„Ich bin meiner Sache ſicher, Sir. Da oben unter jener Wintereiche habe ich mit dem Capitano mein erſtes Nachtlager gehalten.“

„Ich ſchlage vor, eines der nächſten Thäler aufzuſuchen, um unſere Pferde dort weiden zu laſſen; es könnte eine Wache bei ihnen zurückbleiben, und wir hätten hier freie Hand.“

„Klingt ganz gut,“ meinte Sam; „aber kann nicht der Fall eintreten, daß wir unſere Tiere plötzlich brauchen? Ich gebe meine Tony nicht ſo weit weg!“

„Well, ſo müſſen wir im Walde nach einem verſteckten Plätzchen ſuchen. Ich will mit Bob dieſe Seite abſuchen, während Winnetou die andere Seite begeht. Ihr übrigen wartet, bis wir zurückkommen.“

Ich ſtieg ab, nahm meine Büchſe und ſchritt mit dem

Neger in den Wald hinein. Dieſer ſtieg ziemlich ſteil an der Seite des Thales empor, und es war wegen der umgeſtürzten Bäume und der zahlreich zerſtreuten Felsblöcke nicht leicht, die Pferde hier heraufzubringen. Wir gingen nicht nahe, ſondern in einiger Entfernung parallel miteinander fort und hatten wohl die zurückzulegende Strecke bereits halb hinter uns, als ich plötzlich Bob einen lauten Schrei ausſtoßen hörte.

„Maſſa, oh, ah, Maſſa kommen ſchnell, ſchnell!“

Ich wandte mich zu ihm und ſah, wie er zum Stamm einer niedrigen Blutbuche ſprang, den unterſten Aſt derſelben erfaßte und ſich emporſchwang.

„Was giebt's, Bob?“

„Maſſa kommen ſchnell, helfen Nigger Bob! O nein, nicht kommen, ſondern laufen und holen all, viel' ganz' Leute, um machen tot das Ungetüm!“

Ich brauchte nicht zu fragen, welches Ungetüm er meinte, denn ich ſah es eben jetzt durch das Unterholz brechen. Es war ein grauer Bär, einer von der liebenswürdigen Sorte, welche der Jäger Grizzly nennt.

Ich habe den Löwen in der Wildnis jene Laute ausſtoßen hören, welche der Araber mit dem Worte ‚Rad‘, d. i. Donner, bezeichnet; ich habe den bengaliſchen Tiger brüllen hören, und das Herz iſt mir, wenn auch die Hand nicht zittern durfte, dabei unruhig geworden; aber das tiefe, heiſere, heimtückiſche, dämoniſche Brummen des grauen Bären ſchneidet durch Mark und Bein und verurſacht ſelbſt dem Beherzten ein Gefühl, als wenn ihm die Zähne ‚eilig‘ würden, nur daß einem dieſe Empfindung nicht bloß durch die Zähne, ſondern durch den ganzen Körper läuft.

Vielleicht noch acht Schritte von mir entfernt, richtete er ſich auf den Hinterfüßen empor und riß den Rachen auf. Er oder ich — einer mußte ſterben. Ich zielte auf das

Auge und drückte ab, hielt in demſelben Augenblick auf das Herz und gab den zweiten Schuß. Die Büchſe wegwerfend, zog ich das Meſſer und ſprang zur Seite, um ſo beſſer ſtoßen zu können. Das rieſige Tier ſchritt kerzengrad auf mich zu, als ſeien beide Kugeln an ihm vorübergegangen — zwei, drei, fünf, ſechs Schritte, und eben holte ich zum Stoße aus, als er die erhobenen Vordertatzen ſinken ließ, ein beinahe heulendes Grunzen ausſtieß, wohl eine Minute lang regungslos ſtehen blieb und dann wie unter einem gewaltigen Keulenſchlage zuſammenbrach. Die eine Kugel war ihm in das Gehirn und die andere in das Herz, alſo beide mitten in das Leben hineingedrungen. Ein Panther oder Jaguar wäre unter gleichen Verhältniſſen wie eine Katze zuſammengezuckt. Mein Grizzly war ruhig weitergegangen — nur noch zwei Schritte, und ich wäre verloren geweſen.

„Oh, ah, gut, ſchön!“ rief Bob vom Baume herunter. „Bär richtig tot ſein, Maſſa?“

„Ja; komm herunter!“

„Aber auch gewiß tot ſein, Maſſa? Nicht freſſen Nigger Bob?“

„Er iſt ganz tot.“

So ſchnell, wie er hinaufgekommen war, kam Bob wieder herab; doch als er näher trat, zögerte ſein Fuß. Ich ſelbſt beugte mich mit aller Vorſicht zu dem Tiere nieder und ſtieß ihm mein Meſſer wiederholt zwiſchen die bekannte zweite und dritte Rippe.

„Oh, ah, groß Bär, ſein mehr groß als ganz Bob! Kann Bob eſſen Bär?“

„Ja; die Tatzen und die Schinken ſind delikat.“

„Oh, Maſſa, geben Bob auch Tatzen und Schinken, denn Nigger Bob ſein ſehr ganz viel gern delikat.“

„Bekommſt dein Teil wie jeder andere. Doch warte hier; ich komme gleich wieder!“

„Bob warten hier? Oh, wenn nun Bär bekommen wieder Leben!“

„Dann ſpringſt du wieder auf den Baum!“

„Wenn Maſſa gehen, dann Bob lieber gleich ſpringen auf Baum!“

Wirklich ſaß er einen Augenblick ſpäter abermals oben auf dem Aſte. Der gute Bob war kein Haſenfuß; er hielt menſchlichen Feinden gegenüber recht wacker Stand; einem Grizzly aber war er noch nicht begegnet, und ſo konnte ich ihm ſeine weiſe Vorſicht auch nicht übel deuten.

Ich ſuchte zunächſt die Umgebung ab, um zu ſehen, ob ich es nur mit einem einzelnen Bären, oder mit einer Familie zu thun hatte. Ich fand die Spuren nur dieſes einen Tieres und konnte alſo ruhig ſein. Uebrigens blieben Bob und ich nicht lange allein. Man hatte natürlich meine Schüſſe gehört und war, da man nicht wußte, wen ich gegen mich hatte, dem Orte zugeeilt, an welchem ſie gefallen waren.

Alle erklärten das Tier für eines der größten, die man bisher geſehen hatte, und Winnetou bog ſich nieder, um ſeinen Medizinbeutel*) in das Blut desſelben zu tauchen.

„Mein weißer Bruder hat gut getroffen; die Seele des Bären wird ihm danken, denn ſie iſt nicht gemartert, ſondern ſchnell erlöſt worden und darf nun gehen in die ewigen Jagdgründe ihrer Väter!“

Die Indianer glauben nämlich, daß in jedem grauen Bären die Seele eines berühmten Jägers wohne, die hier eine Läuterung, eine Art Fegfeuer zu erleiden habe. Er half mir, das Tier aus dem Felle zu bringen und die wertvollſten Fleiſchteile desſelben abzulöſen. Das übrige wurde ſo mit Zweigen, Steinen, Moos und Erde bedeckt, daß wir hoffen konnten, es werde kein Geier angezogen werden, der uns ſehr leicht verraten konnte.

*) Talisman, von den indianiſchen Zauberern gefertigt.

Der Apache hatte drüben auf der andern Seite des Thales bereits ein für uns und unsere Pferde geeignetes Versteck entdeckt, welches wir jetzt aufsuchten. Da es noch heller Tag war, so konnten wir es wagen, ein Feuer anzumachen und an demselben die saftigen Bärentatzen zu braten. Trefflich war denn auch die Mahlzeit.

Als es dunkel wurde, wickelten wir uns in unsere Decken und suchten, nachdem die Wachordnung bestimmt war, die Ruhe. Diese erlitt keine Störung, und selbst der größte Teil des nächsten Vormittags verging, ohne daß unsere Aufmerksamkeit durch irgend etwas Besonderes in Anspruch genommen ward.

Wir hatten am Eingange des Thales einen Posten aufgestellt; um die angegebene Zeit war Sam mit diesem Amte betraut. Er hatte noch nicht lange seinen Vordermann abgelöst, als er wieder zurückkehrte.

„Sie kommen!“ meldete er.

„Wer?“ fragte ich.

„Ja, das kann ich zum Beispiel noch nicht genau sagen, weil sie erst näher kommen müssen.“

„Wie viele sind es?“

„Zwei, zu Pferde.“

„Laß sehen!“

Ich eilte der bezeichneten Stelle zu und erkannte mit Hilfe meines Fernrohres die beiden Morgans, welche allerdings noch eine Viertelstunde zu reiten hatten, bis sie das Thal erreichten. Alle Spuren unserer Anwesenheit waren bereits sorgfältig vertilgt worden, und da wir ihnen außerdem an der Zahl überlegen waren, so konnten wir ihre Ankunft in aller Gemütsruhe erwarten.

Eben wollte ich mit Sam zurückkehren, als ich es über uns in den Büschen krachen hörte. War es vielleicht wieder ein Bär? Ein sorgfältigeres Horchen über-

zeugte uns, daß es zwei Weſen ſein mußten, die ſich bergabwärts uns näherten.

„All devils, Charley, wer mag das ſein?“

„Werden es gleich ſehen. Schnell, zwiſchen die Sträucher!“

Wir verbargen uns, ſo daß uns die Zweige zwar vollſtändig deckten, wir aber ſofort wehrfertig waren, wenn es ſich ja um wilde Tiere handeln ſollte. Einige Minuten ſpäter erkannten wir, daß wir es mit keinem Wild, ſondern mit zwei Männern zu thun hatten, welche ihre Pferde nach ſich zogen. Und dieſe zwei waren — der Capitano und Conchez. Ihre Tiere ſahen außerordentlich mitgenommen aus, und auch die Reiter zeigten in ihrem ganzen Aeußern, daß ſie eine ſchlimme Reiſe hinter ſich haben mochten.

Unweit unſeres Verſteckes blieben ſie halten; ſie hatten da eine freie Ausſicht hinaus in die Weite.

„Endlich!“ rief der Capitano mit einem Seufzer der Erleichterung. „Das war ein Ritt, wie ich ihn nicht bald wieder machen möchte. Aber wir kommen noch zur rechten Zeit; es iſt noch niemand hier geweſen.“

„Woran ſeht Ihr es?“ fragte Conchez.

„Mein Verſteck iſt noch unberührt. Die Morgans ſind alſo noch nicht hier geweſen, und wie ſollte ein anderer grad hierher in dieſe abgelegene Gegend kommen?“

„Ihr habt wahrſcheinlich recht. An dieſen Sans-ear und Old Shatterhand denkt Ihr alſo nicht mehr?“

„Nein; denn wären ſie den Morgans gefolgt, ſo hätten ſie unbedingt auf die Comanchen ſtoßen müſſen, und da wäre ihnen das Weitergehen wohl verleidet worden.“

„Aber wer iſt jener nackte Indianer im Rio Pecos geweſen, und die weiße Leiche dort im Waſſer?“

„Geht uns jetzt nichts an. Schaden kann uns nie-

mand, denn wir haben die Comanchen zwiſchen uns und einem jeden, dem es etwa in den Sinn gekommen ſein ſollte, uns zu folgen.“

„So denkt Ihr alſo, daß wir die Roten ganz ſicher hinter uns haben?“

„So ſicher, wie ich dich neben mir ſehe. Sie haben den Indianer niedergemacht, wenn es ein Feind von ihnen geweſen iſt — was ich aber nicht glaube, denn ein Apache wagt ſich jetzt nicht hierher — und ſind uns dann gefolgt. Wir mußten ja ſolche Eile brauchen, daß wir eine Spur zurückgelaſſen haben, wie ſie keine Biſonherde deutlicher macht.“

„Und wenn ſie uns hier finden?“

„Schadet uns nichts; wir ſind Freunde. Sie werden ſich höchſtens wundern, daß wir uns ihnen nicht zu erkennen gegeben haben, und das werde ich ihnen ſchon erklären, indem ich ihnen von dieſem Lieutenant erzähle, der — carajo, ich laſſe mich hängen, wenn er da draußen nicht bereits kommt!“

„Er iſt's!“

„Gut, ſo haben wir ihn endlich feſt, und er ſoll erfahren, was es heißt, ſeinen Hauptmann und ſeine Kameraden zu betrügen!“

„Sie kommen allein, und das iſt allerdings ein Beweis, daß die Comanchen uns auf dem Fuße ſind. Aber ſagt, Capitano, wollt Ihr den Schatz heut wirklich heben — in meiner Gegenwart?“

„Ja.“

„Für wen?“

„Für uns.“

„Für uns? Wie meint Ihr das? ‚Für uns‘, das kann heißen für die ganze Compagnie oder auch nur für uns beide.“

„Was wäre dir lieber?“

„Das ist leichter zu denken als zu sagen, Capitano. Aber wenn Ihr Euch vergegenwärtigt, wie es jetzt im Hide-spot steht, so ist es jedenfalls besser, gar nicht dorthin zurückzukehren. Wenn man sich seine gute Zeit lang abgemüht hat, verlangt es einen auch einmal nach Ruhe und Bequemlichkeit, und ich denke, was Ihr dazu braucht, das habt Ihr hier in Eurem Verstecke reichlich beisammen, so reichlich, daß für mich auch ein weniges abfällt.“

„Du sprichst wie ein Buch, und ich will dir auch nicht Unrecht geben. Aber jetzt gilt es vor allen Dingen, diesen zwei Schurken auf die Finger zu klopfen. Komm weiter aufwärts! Dort giebt es einen Platz, wie wir ihn gar nicht besser für uns finden können, und der Schatz, den sie heben wollen, ist ganz in der Nähe.“

Meinte der ahnungslose Capitano vielleicht den Ort, an welchem wir unser Lager genommen hatten? Sie schritten allerdings ganz in dieser Richtung mit den Pferden davon, und wir folgten ihnen. Sie waren so unbesorgt und achtlos, daß sie nicht einmal die Fußspuren bemerkten, welche ich und Sam hinterlassen hatten. Allerdings gehörte auch ein gutes Auge dazu, sie zu erkennen.

Die Unsrigen hörten natürlich, daß sich etwas Ungewöhnliches nahe, und hatten sich erhoben. Noch heut kann ich mir den Gesichtsausdruck der beiden Ehrenmänner vergegenwärtigen, als sie, durch die letzten Büsche tretend, den Indianer erkannten, dem sie am Rio Pecos nachgesprungen waren. Beinahe mußte ich hell auflachen.

„Hoblyn!“ rief Conchez, seinen früheren Gefährten erkennend.

„Hoblyn?“ fragte der Capitano. „Wahrhaftig! Wie kommst du in die Sierra Rianca, und wer sind diese Leute hier?“

Ich trat von hinten an ihn heran und klopfte ihm auf die Achsel.

„Bekannte, lauter Bekannte sind's, Capitano. Tretet nur näher, nehmt Platz, und macht es Euch bequem!"

„Wer seid Ihr, Sennor?" fragte er mich.

„Ich werde Euch diese Männer vorstellen und komme also zuletzt daran. Dieser schwarze Master heißt Bob und war der beste Freund eines gewissen Master Williams, den Ihr ja wohl gekannt habt. Dieser weiße Gentleman ist ein Herr Marshal aus Louisville, der einige Worte mit den Morgans zu reden hat, die Euch die Eier aus dem Neste nehmen wollen. Dieser braune Monseigneur heißt Winnetou; Ihr habt den Namen wohl schon einmal gehört, und ich will also über ihn keine lange Rede halten. Dieser Gentleman hier wird gewöhnlich Sans-ear genannt, und mich heißt man zuweilen Old Shatterhand."

Der Mann war vor Schreck so verblüfft, daß er keine Worte fand und nur den Ruf zu stammeln vermochte:

„Ist's — möglich?"

„Sehr! Setzt Euch, und macht es Euch so bequem, wie ich es mir machte, als ich Euch im Hide-spot belauschte. Ich lag hart hinter Euch und nahm mir Eure Pistole als Andenken mit. Vorgestern lag ich wieder bei Euch, als Ihr die Comanchen belauscht und Eure Herzen gegeneinander ausgeschüttet habt. Bob, nimm diesen beiden Mesch'schurs einmal die Waffen ab, und binde ihnen die Hände und Füße ein wenig zusammen!"

„Sennor — —!" fuhr der Capitano auf.

„Schon gut! Wir sprechen mit Euch, wie man mit Stakemen zu reden hat. Gebt Euch keine unnütze Mühe, denn ich sage Euch: ehe die Morgans das Thal vollends erreichen, seid Ihr gefesselt und geknebelt oder — tot."

Das alles war so schnell und unerwartet über sie

gekommen, daß sie gar nicht Zeit fanden, eine Gegenwehr zu versuchen.

„Sagt einmal, Sennor Capitano, wo sich das Versteck befindet, nach welchem es den Morgans so gelüstet!“ fragte ich ihn.

„Die Sachen gehören nicht Euch!“

„Ganz wie Ihr wollt; sie werden aber doch vielleicht unser. Ich will Euch gar nicht zwingen, Euer Geheimnis auszuplaudern, aber eine andere Frage werdet Ihr mir wohl beantworten: Was ist aus den sogenannten Voyageurs, die mit Eurem Lieutenant gingen, und aus den Kaufleuten geworden, welchen sie folgten?“

„Die Kaufleute — hm, ich weiß es nicht — — —“

„Well, ich weiß es nun. Und die Voyageurs?“

„Zwei werden zum Hide-spot zurückgekehrt sein, den dritten ermordete der Lieutenant unterwegs. Wir haben seine Leiche gefunden.“

„Dachte es! Jetzt laßt Euch ruhig den Knebel geben! Es geschieht, damit Ihr uns den beiden ‚Carajos‘ nicht verratet.“

Wir waren gerade mit ihnen fertig, als Fred Morgan mit seinem Sohne am Eingange des Thales erschien. Sie blieben eine Minute halten und überblickten das Terrain. Dann gab Patrik seinem Pferde die Sporen und kam im Trabe herbei; sein Vater folgte ebenso schnell. Sie schienen nicht die Absicht zu haben, sich lange hier aufzuhalten. Grad uns gegenüber, etwa zwanzig Schritte von unserem Lager aus, stand ein junges Brombeerengeranke; dahin wandten sich die beiden.

„Hier ist es, Vater!“

„Hier? Ein wohlfeiler Platz, an dem man einen Schatz nicht sucht!“

„Heraus damit, und dann fort! Man weiß nicht,

wer die beiden Weißen gewesen sind, und ob es den Comanchen gelungen ist, sie festzunehmen."

Beide sprangen ab und pflockten ihre Pferde an das Ufer des Baches. Während die durstigen Tiere tranken, knieten die Spitzbuben nieder, legten ihre Waffen beiseite und begannen, das Gestrüpp mit Hilfe ihrer Messer zu entfernen. Es kam eine lockere Humuserde zum Vorschein, welche aufgewühlt wurde.

„Hier!" rief Patrik nach einiger Zeit und brachte ein Paket zum Vorschein, welches sehr sorgfältig in behaarte Büffelhaut eingenäht war.

„Ist das alles?"

„Alles, aber genug; Banknoten, Depositen und so weiter. Jetzt das Loch zu und dann fort!"

„Vielleicht bleibt ihr auch ein wenig länger da!"

Diese Worte wurden von Sam gesprochen, während ich mit einem Sprunge zwischen ihnen und ihren Waffen stand und die andern ihre Büchsen auf sie anlegten. Sam stand vor den beiden Männern wie der Tiger, der sich auf seine Beute stürzen will. Sie waren im ersten Augenblick vollständig überrascht, besannen sich aber schnell und wollten ihre Waffen ergreifen. Ich streckte ihnen den Revolver entgegen.

„Bleibt stehen, wo ihr jetzt haltet, denn jeder Versuch, einen Schritt hinwegzuthun, kostet euch das Leben!" sagte ich.

„Wer seid Ihr?" fragte Fred Morgan.

„Fragt diesen sogenannten Master Mercroft, Euren Sohn."

„Wer giebt Euch das Recht, uns hier anzufallen?"

„Wir selbst, ebenso wie ihr euch das Recht gegeben habt, andere anzufallen, wie zum Beispiel den Master Marshal in Louisville, den Bahnzug später und früher

noch die Farm eines gewiſſen Sam Hawerfield, der jetzt hier vor euch ſteht. Thut uns doch einmal den Gefallen, und legt euch platt auf die Erde!"

„Werden es bleiben laſſen!"

„Werdet es dennoch thun, wenn ich euch unſere Namen nenne. Hier ſteht Winnetou, der Häuptling der Apachen; dieſer iſt Sans-ear, der frühere Sam Hawerfield, und wer ich bin, wird Euch Euer Sohn bereits erzählt haben. Ich zähle bis drei; liegt ihr dann noch nicht, ſo ſeid ihr des Todes. Eins — zwei — —"

Mit zuſammengekniffenen Zähnen und geballten Fäuſten gehorchten ſie.

„Bob, binde ſie!"

„Bob werden binden ſehr ſchön, ganz feſt, Maſſa!" meinte der Schwarze, und er that ſein möglichſtes, dieſes Verſprechen wahr zu machen.

Bernard war bisher bei den andern Gefangenen geblieben; jetzt löſte ihn der Neger ab, und er trat herzu. Als Fred Morgan ihn erblickte, riß er die Augen auf, als ob er ein Geſpenſt vor ſich habe.

„Marſhal!"

Dieſer warf ihm einen kurzen Blick zu, ſprach aber kein Wort; doch der Blick ſagte mehr als Worte; es lag in ihm der kalte, ruhige Entſchluß der gerechten Vergeltung.

„Bob, bringe die andern heraus!" meinte Sam. „Auch wir haben zum Beiſpiel keine Urſache, uns hier lange aufzuhalten, und wollen kurz und bündig über dieſe Leute richten."

Der Neger brachte nun Conchez und den Hauptmann herbei. Auch Hoblyn kam nach. Er hatte ſich bisher beſſer gehalten, als es einem Stakeman zuzutrauen geweſen war.

„Wer soll sprechen?“ fragte Bernard.

„Charley, du!“ meinte Sam.

„Nein. Wir sind hier alle Partei, nur Winnetou ist unberührt. Er ist ein Häuptling der Prairie und soll das Wort haben!“

Alle waren einverstanden. Der Apache neigte zustimmend sein Haupt.

„Der Häuptling der Apachen hört reden den Geist der Savanne; er wird sein ein gerechter Richter über die Söhne der Bleichgesichter. Meine Brüder mögen nehmen ihre Waffen, denn nur Männer dürfen richten über die Gefangenen!“

Das war so indianische Sitte, und wir folgten ihm. Er begann:

„Wie ist der Name dieses Weißen?“

„Hoblyn,“ antwortete Sam.

„Was hat er gethan?“

„Er war ein Stakeman.“

„Haben meine Brüder gesehen, daß er tötete einen ihrer Männer?“

„Nein.“

„Hat er freiwillig gesagt, daß er ein Mörder ist?“

„Nein.“

„Wem hat er bisher geholfen, den Stakemen oder meinen Brüdern?“

„Uns.“

„So mögen meine Brüder richten mit dem Herzen und nicht mit der Büchse. Winnetou wünscht, daß dieser Mann frei sei, aber nicht wieder gehe zu den Stakemen!“

Wir stimmten alle bei, und der Ausspruch des Apachen hatte so sehr meine eigene Ansicht getroffen, daß ich die Büchse und das Messer Fred Morgans ergriff und beides Hoblyn hinreichte.

„Nehmt! Ihr seid frei und dürft also wieder Waffen tragen.“

„Ich danke Euch, Sir!“ meinte er freudig. „Ihr sollt Euch in mir nicht täuschen!“

Es war ihm anzusehen, daß er den guten Willen hatte, dieses Versprechen zu erfüllen. Winnetou fuhr fort:

„Wer ist dieses Bleichgesicht?“

„Der Anführer der Stakemen.“

„Das ist genug; er soll sterben! Denken meine Brüder anders?“

Keiner sagte ja; das Urteil war also bestätigt.

„Und wie heißt dieser Mann?“

„Conchez.“

„Das ist ein Name, wie ihn tragen die falschen Männer des Südens. Was war er?“

„Ein Stakeman.“

„Was wollte er hier? Er wollte betrügen seine eigenen Gefährten um den Schatz; er hat zwei Seelen und zwei Zungen; er möge sterben!“

Auch jetzt erhob sich keiner zur Verteidigung des Angeklagten. Winnetou fuhr fort:

„Aber nicht von der Hand eines braven Mannes sollen sie sterben, sondern von der Hand dessen, der selbst gerichtet wird. Wie heißt dieser Mann?“

„Patrik.“

„Man nehme ihm die Fesseln ab. Er mag werfen die Stakemen in das Wasser, denn keine Waffe soll berühren ihren Körper, sondern sie mögen im Wasser ertrinken.“

Bob band ihn los, und während wir ihn vor den Läufen unserer Büchsen behielten, vollbrachte er den ihm gewordenen Befehl mit einer Bereitwilligkeit, wie sie nur der wirklich hartgesottene Sünder zeigen kann. Er sah sich

verloren, und es war ihm ganz ſichtlich eine Genugthuung, vorher an ſeinen früheren Gefährten den Henkerdienſt zu verrichten. Dieſe waren ſo feſt gebunden, daß ſie ſich nicht im mindeſten zu wehren vermochten. Sie verſuchten dies auch gar nicht, und dennoch mußte ich mich abwenden; ich konnte den Blick unmöglich auf die Stätte richten, welche zwei Menſchen eines zwar zehnfach verdienten, aber immerhin gewaltſamen Todes ſterben ſehen ſollte.

In zwei Minuten war es vorüber. Patrik ließ ſich wieder binden; es gab ja keine andere Wahl für ihn.

„Wer ſind nun dieſe zwei Bleichgeſichter?“ fragte Winnetou.

„Sie ſind Vater und Sohn.“

„Weſſen klagen meine Brüder ſie an?“

„Ich klage ſie an des Mordes an meinem Weibe und meinem Kinde,“ antwortete Sam.

„Ich klage den Vater an des Raubmordes an meinem Vater,“ fügte Bernard hinzu.

„Und ich klage an den Vater des Raubüberfalles eines Bahnzuges und des Mordes eines Bahnbeamten,“ beendigte ich. „Ich klage den Sohn an des Mordverſuches an mir und Euch. Es iſt genug, wir brauchen das übrige gar nicht zu rechnen!“

„Mein weißer Bruder hat recht geſagt: es iſt genug. Sie ſollen ſterben. Der ſchwarze Mann möge ſie töten!“

„Halt!“ rief da Sam. „Das gebe ich nicht zu. Ich bin ihnen gefolgt ſeit vielen Jahren; das, was ſie mir gethan haben, iſt ihr älteſtes Verbrechen; ſie ſind mein, und ich laſſe ſie keinem andern. Ihr Leben gehört mir, und ihre Kerben kommen auf meine Büchſe. Dann iſt Sans-ear zufrieden, und er und ſeine alte Tony mögen Ruhe finden in irgend einer Kluft des Gebirges oder draußen in der Prairie, wo die Gebeine von tauſend Jägern bleichen!“

„Das Verlangen meines Bruders iſt gerecht; er möge die Mörder nehmen aus den Händen der andern!“

„Sam,“ — ſagte ich leiſe, indem ich mich zu ihm neigte, damit die andern meine Worte nicht hörten — „beflecke dich nicht mit dem Blute der Mörder, indem du ſie als Wehrloſe kaltblütig niederſchießeſt. Solche Rache entehrt einen Chriſtenmenſchen und iſt Sünde. Ueberlaß ſie dem Neger!“

Der harte Jäger ſtarrte finſter vor ſich nieder und ſchwieg. Um ihm Zeit zum Ueberlegen zu geben, trat ich mit Bernard zu dem Pferde Fred Morgans. Wir fanden in den Satteltaſchen einige Perlen, welche der Juwelier als die ſeinigen erkannte; weiter nichts. Wir unterſuchten nun ihn ſelbſt und fanden endlich ein Päckchen, welches mit Hirſchſehne an die innere Seite ſeines Büffelhemdes angenäht war. Es enthielt Banknoten in nicht unbedeutendem Werte; dies war jedenfalls der Anteil, den er Holfert abgenommen hatte. Bernard ſteckte das Päckchen zu ſich.

In dieſem Augenblick vernahm ich von dem Platze her, an welchem unſere Pferde ſtanden, ein ängſtliches Schnaufen. Es war mir, als könne dies nur mein Muſtang geweſen ſein. Ich ſchritt alſo hinzu und ſah, wie das Pferd mit geſträubter Mähne und funkelnden Augen am Riemen zerrte, um ſich zu befreien. Entweder gab es ein Raubtier in der Nähe, oder es waren Indianer da. Ich ſtieß einen Warnungsruf aus; dieſer aber wurde nicht vernommen, denn in demſelben Augenblick erſcholl draußen von der Wieſe her ein entſetzliches Geheul.

Schnell war ich am Rande des Buſchwerkes und blickte durch die Zweige. Was ich ſah, war fürchterlich. Der ganze Platz wimmelte von Wilden. Drei oder vier knieten über Sam, den ſie niedergeriſſen hatten; zwei hatten zu gleicher Zeit miteinander den Laſſo über Winnetou ge-

worfen und ſchleiften ihn an der Erde hin; Hoblyn lag mit zerſchmettertem Schädel am Boden, und Bernard konnte ich gar nicht erkennen, ſo viele hatten ihn gefaßt. Wo Bob ſtak, konnte ich nicht ſehen.

Die Racurroh waren alſo dem Kapitän wirklich gefolgt, hatten ſich während der Gerichtsſcene unbemerkt herangeſchlichen und waren nun ſo unerwartet über die Gefährten hergefallen, daß eine Gegenwehr der reine Wahnſinn geweſen wäre. Was konnte ich für ſie thun? Nichts, als mich retten. Es wäre mir möglich geweſen, ein halbes Dutzend der Indsmen niederzuſchießen, aber wem war damit geholfen? Getötet war außer Hoblyn noch keiner, und ſo weit ich die Comanchen kannte, ließ ſich erwarten, daß ſie die Ueberrumpelten als Gefangene mit ſich führen würden, um ſie daheim einen langſamen Martertod ſterben zu laſſen. Ich kehrte alſo zu meinem Pferde zurück, band es los und kletterte, es hinter mir herziehend, ſo ſchnell wie möglich zur Höhe empor. Etwas anderes mit mir zu retten, dazu gab es keine Zeit, denn die Wilden hatten mich jedenfalls in das Geſträuch treten ſehen und ließen es ſich ſicher angelegen ſein, mich zu fangen.

Die bedeutende Steilung machte es mir außerordentlich ſchwer, mit dem Pferde vorwärts zu kommen; aber als ich die Höhe erreicht hatte, hörte das hindernde Unterholz auf. Ich ſtieg in den Sattel und verfolgte den lang ſich hindehnenden Bergesrücken mit einer Haſt, als ob die ganze Indianerhorde hinter mir her ſei. Drüben ging es wieder in ein Thal hinab. Ich gab mir nicht die mindeſte Mühe, meine Spur zu verbergen, im Gegenteil, ich wußte, daß ſie ſicher gefunden und verfolgt würde, und wollte die Verfolger irre leiten.

So ritt ich, ohne anzuhalten, einen großen Teil des Tages immer nach Weſt, bis ich einen Waſſerlauf erreichte,

der meinem Zwecke dienlich war. Ich lenkte mein Pferd in das Waſſer, welches über ein felſiges Bett hinfloß, in dem die Hufe keine Eindrücke hinterlaſſen konnten, und ritt in demſelben ſo lange aufwärts, bis ich glaubte, daß die Verfolger ermüden würden; dann band ich ihm die Lappen um die Füße und kehrte auf einem Umwege nach dem Ausgangspunkte meines Fluchtrittes zurück.

Die Sonne war bereits untergegangen, als ich den Höhenzug erblickte, hinter welchem das verhängnisvolle Thal lag. Weiter durfte ich mich heute nicht nähern, und ſo ſuchte ich mir im Walde eine mooſige Stelle, welche ſich zum Lager eignete. Mein Pferd war durch die Umhüllung ſeiner Füße ſo ermüdet worden, daß es keine Luſt zum Freſſen verſpürte, ſondern ſich ſofort neben mich auf den Boden warf.

Wie ſo ſchnell hatten ſich die Verhältniſſe geändert! Aber ich war nicht aufgelegt zu ſentimentalen Betrachtungen; hier konnten nur Thaten retten, und um zu dieſen befähigt zu ſein, bedurfte ich vor allen Dingen der Ruhe und des Schlafes. Ich empfahl mich dem Schutze Gottes, ſchloß die Augen und — — öffnete ſie wieder, als die Sonne bereits hoch am Himmel ſtand; ſo lange hatte ich geſchlafen.

Jetzt ſuchte ich zunächſt einen verborgenen Platz, an welchem es ein wenig Weide gab; da band ich mein Pferd an und machte mich dann auf, den Schauplatz der geſtrigen Kataſtrophe zu beſuchen. Es war ein außerordentlich gefährliches Unternehmen, aber es mußte gewagt werden, wenn ich den Gefährten nützlich ſein wollte. Schritt um Schritt pürſchte ich mich zur Höhe empor; um eine Strecke zurückzulegen, welche ein langſamer Fußgänger in zehn Minuten durchgeht, brauchte ich zwei volle Stunden; dann aber ging es, und nun mit verzehnfachter Vorſicht, bergab. Eben wollte ich an einer ziemlich alten Steineiche vorüber, als ich einen ganz eigentümlichen Laut vernahm.

„Pſt!“

Ich blickte mich um, konnte aber nichts bemerken.

„Pſt!“

Jetzt hörte ich, daß der Laut von oben kam, und ſchaute empor.

„Pſt, Maſſa!“

Ah, da droben über dem erſten Aſte des Baumes war ein Loch ausgefault und aus demſelben grinſte mir das ſchwarze Geſicht Bobs freundlich lachend entgegen.

„Wart, Maſſa; Bob kommen!“ flüſterte er von oben herab.

Dann hörte ich ein Geräuſch, ähnlich demjenigen, welches ein im Zimmer Sitzender vernimmt, wenn ein Schornſteinfeger in der nebenan emporführenden Eſſe arbeitet, und gleich darauf bewegten ſich die Haſelruten, welche rund um den Stamm des Baumes aufgeſchoſſen waren.

„Maſſa kommen herein in Zimmer; kein Indian' finden dann klug Bob und Maſſa!“

Ich kroch hinein und befand mich im Innern des hohlen Baumes, deſſen Oeffnung durch die Haſeln vollſtändig verdeckt wurde.

„Lack-a-day, wie haſt du dieſen Aufenthalt entdeckt?“ fragte ich.

„Viehzeug reißen aus vor Bob, kriechen in Baum und gucken oben durch Fenſter. Bob können machen auch ſo.“

„Was war es für ein Tier?“

„Bob wiſſen nicht. Waren ſo groß, haben vier Beine, zwei Augen und einen Schwanz.“

Infolge dieſer ebenſo genauen wie geiſtreichen Schilderung kam ich auf die Idee, daß es ein Waſchbär geweſen ſei.

„Wann haſt du den Baum entdeckt?“

„Gleich als Indian' kommen.“

„Also seit gestern hast du hier gesteckt! Was hast du alles gehört und gesehen?“

„Bob haben hören und sehen viel Indian'.“

„Weiter nichts?“

„Sein das nicht genug?“

„Waren keine Wilden hier?“

„Waren hier, haben suchen, aber nicht finden Bob. Dann machen Feuer, als Abend sein und braten Schinken von Bär, den Massa haben schlachten. Warum dürfen fressen unsern Bär?“

Die Indignation des guten Schwarzen war jedenfalls eine sehr gerechtfertigte, konnte aber leider das Faktum nicht ändern.

„Weiter!“

„Dann werden es Morgen, und sein Indian' fort.“

„Ah, fort! Wohin?“

„Bob nicht wissen, denn nicht können gehen mit, aber sehen viel Indian' fort aus Thal. Klein Fenster droben können sehen alles. War auch dabei Massa Winnetou und Massa Sam und Massa Bern'. Haben viel Strick und Riemen um Leib.“

„Und dann?“

„Dann? Dann schleich Indian' hierher und dorther: wollen Bob fangen, aber Bob sein klug.“

„Wie viele sind noch da?“

„Nicht wissen Bob, aber wo sind, das wissen.“

„Nun, wo?“

„Drüben bei Bär. Bob kann sehen durch Fenster.“

Ich blickte in die Höhe. Es war möglich, sich im Innern des hohlen Baumes emporzuarbeiten; Bob hatte das bewiesen. Ich versuchte es ebenso, und es gelang. Oben bei dem Loche angekommen, welches Bob Fenster nannte, konnte ich wirklich einen Blick hinüber nach der jenseitigen

Thalwand werfen; es war so ziemlich ein Blick aus der Vogelschau. Und wahrhaftig, am Stamme der Blutbuche, auf welche sich Bob vor dem Bären gerettet hatte, sah ich die Gestalt eines Indianers hocken. Man hatte die Gefangenen weggeführt und eine heimliche Besatzung im Thale zurückgelassen, um, wenn wir zurückkehrten, was doch auf alle Fälle zu erwarten war, uns festzunehmen.

Was war zu thun? Ich kletterte wieder hinab.

„Es ist nur einer da drüben, Bob!“ sagte ich.

„Wo anders sein noch einer und noch einer, aber Bob nicht wissen.“

„Erwarte mich hier!“

„Massa wollen gehen? Oh, Massa lieber bleiben hier bei Bob.“

„Wir müssen sehen, daß wir unsere Freunde retten können.“

„Retten? Retten Massa Bern'? Oh, oh, das sein schön und sein sehr viel gut! Bob auch mit retten Massa Bern' und Massa Sam und Massa Winnetou!“

„So verhalte dich ruhig, daß du nicht erwischt wirst!“

Ich verließ den hohlen Baum. Es war mir ein höchst wohlthuendes Gefühl, wenigstens einen außer mir noch verschont zu wissen, wenn dieser eine auch grad der Neger war. Uebrigens mußte ich es sehr schlau nennen, daß man bei den Ueberresten des Bären eine Wache gesetzt hatte. Das Fleisch konnte ja für uns eine Anziehungskraft besitzen, die uns in das Verderben führte.

Eine Stunde später befand ich mich auf der andern Seite des Thales, keine drei Ellen von dem Indianer entfernt, welcher unbeweglich wie eine Statue saß und kein anderes Glied rührte, als zwei Finger der rechten Hand, welche mit einer kleinen Geierpfeife spielten, die an seinem Halse hing. Ich wußte, daß die Töne dieser Pfeifen oft

als Signale verwendet werden; sollte hier vielleicht etwas Aehnliches verabredet sein?

Der Indianer war noch jung, kaum achtzehn Jahre alt; vielleicht war der gegenwärtige Kriegszug sein erster. Er hatte einen sehr interessanten Kopf, und die Sauberkeit seiner Kleidung ebenso wie die feine Arbeit seiner Waffen ließ mich vermuten, daß er der Sohn eines Häuptlings sei. Sollte ich ihn töten? Sollte ich dies junge, hoffnungsvolle Leben zerstören? Nein.

Ich schob mich leise, ganz leise vorwärts, packte mit der Linken seine Kehle und gab ihm mit der Rechten einen vorsichtigen Hieb, der einem älteren Manne nicht das mindeste gethan haben würde, diesen Jüngling aber auf der Stelle betäubte; dann fesselte und knebelte ich ihn und befestigte ihn so an den Stamm eines Baumes, daß er rings von Büschen umgeben war und also nicht gesehen werden konnte. Die Geierpfeife hatte ich ihm abgenommen. Ich versteckte mich, setzte sie an den Mund und stieß einen kurzen, halblauten Pfiff aus. Sofort raschelte es mir gegenüber in den Büschen: ein alter Indianer trat hervor und kam eiligen Laufes herübergesprungen. Ein Kolbenschlag meiner Büchse streckte ihn nieder. Er war nicht tot, sondern nur bewußtlos; ich hatte ihn ja nicht töten, sondern unschädlich machen wollen.

Es mußten mehr als drei oder vier Indianer vorhanden sein, und alle diese Leute auf dieselbe Weise herpfeifen und niederschlagen, das wäre ja die schändlichste Metzelei gewesen; aber sie war auch ein Ding der Unmöglichkeit. Vor allem mußte ich erfahren, wo sich die Pferde der Indsmen befanden; es war das eine gefahrvolle Sache. Ich ahmte das kurze Wiehern eines Hengstes nach und siehe da, eben dort, wo der Indianer herausgekommen war und wo unsere Pferde gestanden hatten, ertönte eine mehrstimmige Antwort.

Jetzt mußte ich auf mein gutes Glück vertrauen; ich band den alten Indianer mit seinen eigenen Riemen fest, nahm den jungen auf meine Achsel und eilte unter dem Schutze der Bäume um die kurze Krümmung, welche den Hintergrund des Thales bildete, der Stelle zu, an welcher die Pferde standen. Es waren ihrer sechs, ein sicherer Beweis also, daß sich noch vier Indsmen auf der Lauer befanden; diese standen jedenfalls weiter vorn nach dem Eingange zu, so daß ich hinten genugsam Zeit zu meinen Vorbereitungen hatte.

Ich stieg zunächst hinauf zu Bob. Er war im Innern des Baumes in die Höhe geklettert und blickte durch sein Fenster von oben herab. Als er mich nahen sah, kam er herabgerutscht und blickte zwischen den Haselruten hindurch.

„Massa, oh, haben fangen ein Indian'! Massa machen wohl tot Indian'?"

„Nein; ich will ihn nur gefangen halten. Willst du Massa Bernard mit retten?"

„Oh, Bob werden retten gern lieb' gut' Massa Bern'. Wie es müssen machen Bob?"

„Du nimmst hier diesen Indianer und trägst ihn hier in gerader Richtung immer bergab, bis du an den großen Hickory kommst. Da legst du ihn ab und warteſt auf mich."

„Bob werden es machen so, Massa!"

„Aber du rührst seine Fesseln nicht an. Wenn er frei wird, bist du verloren!"

„Bob nicht werden sein verloren!"

„Gut, also vorwärts!"

Der riesige Neger warf sich den Indianer über die Achsel und stieg jenseits von der Höhe hinab. Ich kehrte zu den Pferden der Comanchen zurück. Es war gewiß eine schwere Aufgabe, alle sechs Tiere bei diesem Terrain zu entführen, das heißt, sie aus dem Thale empor und

drüben wieder hinabzubringen. Allein jedoch brachte ich es wohl besser fertig als mit Hilfe des Negers, da alle indianischen Pferde einen unüberwindlichen Abscheu gegen die schwarze Rasse hegen, deren Ausdünstung den Tieren zuwider ist. Aufsteigen lassen sie den Neger, aber wenn er, vor ihnen hergehend, sie führen will, so weigern sie sich, ihm zu folgen.

Was ich bereits vorhin bemerkt hatte, bewährte sich jetzt: unsere Schätze — sowohl jene von uns aus dem Hide-spot mitgebrachten, als auch das den beiden Morgans abgenommene Paket — waren verloren: — das Geld ist deadly dust, tödlicher Staub; es bringt unter hunderten, die ihm in den Diggins und dem wilden Westen nachjagen, neunzig in den Tod. Der Glanz und Klang des verführerischen Metalls weckt finstere Dämonen, und nur unter dem Gesetze bewährt es seine segensreiche Macht.

Ich nahm die Bauchriemen der Pferde und band damit den Kopf je eines an den Schwanz des andern, so daß die sechs Tiere eine fortlaufende Reihe bildeten; dann faßte ich das vorderste beim Zügel, und fort ging es, die steile Berglehne hinan. Ich hatte meine liebe Not mit den widerspenstigen Tieren, und die übrigen vier Indianer mußten weit entfernt stehen, daß sie das Schnauben und Stampfen der Pferde nicht vernahmen; doch gelangte ich glücklich hinauf und drüben wieder hinab — die Wilden hatten keine Pferde mehr und waren also nicht mehr imstande, die Ihrigen einzuholen. Ebenso war ihr Hauptzweck, mich und Bob nachträglich zu fangen oder zu töten, verfehlt.

Der Neger saß unter dem ihm bezeichneten Hickory und bewachte den Indsmen. Es mochte ihm, so allein mit dem Feinde, doch etwas bänglich zu Mute gewesen sein, und er war sichtlich erfreut und erleichtert durch mein Erscheinen.

„Oh, schön, daß kommen Massa. Indian' machen Augen wie Teufel, haben auch brummen und grunzen wie Vieh, aber Nigger Bob haben geben ihm einen Klaps auf Maul, daß er sein stille!"

„Du darfst ihn nicht schlagen, Bob, denn das ist nicht ritterlich und außerdem eine Beleidigung, die ein Indianer nur mit dem Tode vergilt. Wenn er ja wieder frei werden sollte und dich einmal trifft, so bist du verloren!"

„Nigger Bob verloren? Oh, ah, Massa! Dann lieber gleich schlagen tot Indian', daß nicht er werden wieder frei!"

Er zog wirklich seinen Bowiekneif und setzte die Spitze desselben auf die Brust des Comanchen.

„Halt, Bob, keinen Mord! Wenn wir ihn leben lassen, wird er uns großen Nutzen bringen. Hilf mir ihn auf das Pferd binden!"

Ich nahm dem Indianer den Knebel aus dem Munde.

„Mein roter Bruder mag atmen, aber er darf nicht sprechen, außer wenn ich ihn frage!"

„Ma-ram wird reden, wenn es ihm beliebt," antwortete er. „Das Bleichgesicht wird mich töten und meinen Skalp nehmen, auch wenn ich nicht spreche."

„Ma-ram wird leben und seinen Skalp behalten, denn Old Shatterhand tötet seinen Feind nur im Kampfe."

„Das Bleichgesicht ist Old Shatterhand? Uff!"

„Ich sage die Wahrheit. Ma-ram ist nicht mehr mein Feind, sondern mein Bruder. Old Shatterhand wird ihn bringen in das Wigwam seines Vaters."

„Der Vater von Ma-ram ist To-kei-chun*), der große Häuptling der Comanchen, welcher über die Krieger der Nacurroh gebietet; er wird Ma-ram töten, weil er der Gefangene des Bleichgesichtes ist."

*) Der gehörnte Stier.

„Will mein Bruder frei sein?“

Der Indianer blickte mich verwundert an.

„Kann Old Shatterhand den Krieger freigeben, dessen Leben und Skalp ihm gehört?“

„Wenn mein junger roter Bruder mir verspricht, nicht zu fliehen, sondern mich in die Wigwams seines Stammes zu begleiten, so werde ich ihn losbinden und ihm ein Pferd geben; auch seine Waffen, die dort am Sattel hängen, darf er behalten.“

„Uff! Old Shatterhand hat eine starke Faust und ein großes Herz; er ist nicht wie die andern Bleichgesichter. Aber hat er nicht eine doppelte Zunge?“

„Ich rede stets die Wahrheit. Will mein roter Bruder mir gehorchen, bis wir vor dem Angesichte To-kei-chuns stehen?“

„Ma-ram will es!“

„So nehme er das Feuer des Friedens aus meiner Hand; es wird ihn verzehren, wenn er sein Wort nicht hält!“

Das Versteck meines Pferdes befand sich in der Nähe. Ich holte das Tier herbei und nahm aus der Satteltasche zwei von den Strohcigaretten, die ich mir aus den Vorräten des Hide-spot angeeignet hatte. Ein Streichholz gab es auch, und so wurden die dünnen ‚Habanos‘, nachdem ich den Indianer von seinen Fesseln befreit hatte, in Brand gesteckt und unter den gebräuchlichen Formalitäten geraucht.

„Haben die Bleichgesichter keinen großen Geist, der ihnen Thon zu einem Calumet wachsen läßt?“ fragte Ma-ram.

„Sie haben einen Geist, der größer ist, als alle Geister; er hat ihnen viel Thon gegeben, aber sie rauchen die Pfeife nur in ihrem Wigwam, denn er lehrte sie, den ‚Rauch des Friedens zu essen‘ aus diesen Cigarren, die nicht so viel Platz brauchen, wie die Pfeife.“

„Uff! Si-karr? Der große Geist der Bleichgesichter ist

klug! Dieſe Si-karr kann leichter getragen werden, als das Calumet."

Bob zog ein ſehr verwundertes Geſicht darüber, daß ich jetzt ſo gemütlich und ganz in der Nähe ſo furchtbarer Feinde Cigarren mit einem Indianer rauchte, den er erſt auf das Pferd hatte binden ſollen.

„Maſſa, auch Bob wollen rauchen mit Frieden!" ſagte er.

„Hier, haſt du eine Cigarre, aber rauche ſie zu Pferd, denn wir müſſen aufbrechen!"

Der Comanche ſuchte ſich ſein Pferd aus und ſchwang ſich auf. Wie ich die Indianer bisher hatte kennen gelernt, brauchte ich nicht die mindeſte Sorge zu haben, daß er mir entfliehen werde. Ein zweites Pferd beſtieg Bob, allerdings nach vieler Mühe. Die übrigen band ich auseinander und koppelte ſie dann mit den Zügeln zuſammen, ſo daß ich ſie gut an der Hand zu führen vermochte. Dann ſtieg auch ich auf meinen Muſtang, und der Marſch begann.

Zwiſchen der Tiefe, in welcher wir uns befanden, und dem für unſere Geſellſchaft ſo verhängnisvoll gewordenen Thale dachte ſich die Höhe nach der Ebene zu immer weiter ab. Wir folgten ihr und ritten dann um ſie herum, um auf dieſe Weiſe auf die Fährte der Comanchen zu kommen, die wir auch erreichten; allerdings nicht, ohne vom Thale aus bemerkt zu werden. Die Indianer erhoben ein Wutgeheul, welches weithin erſchallte. Wir kümmerten uns natürlich nicht darum, und auch Ma-ram hatte ſo viel Selbſtbeherrſchung, daß er mit keiner Wimper zuckte und nicht die geringſte Abſicht verriet, ſich nach ihnen umzublicken.

Ohne daß ein Wort geſprochen wurde, folgten wir der Fährte bis zum Abend, wo wir den Rio Pecos erreichten und einen zum Nachtlager paſſenden Ort fanden. In den Decken der indianiſchen Pferde war ein ziemlicher Vorrat getrockneten Fleiſches vorhanden, ſo daß wir weder zu

hungern noch ein Wild zu schießen brauchten. Wir waren so weit von den vier Comanchen entfernt, daß sie uns während der Nacht sicherlich nicht erreichten.

Ma-ram legte sich sofort schlafen; ich wechselte mit Bob in der Wache ab. Als es Tag zu werden begann, nahm ich den vier übrigen Pferden die Decken, Zügel und alles, was sie trugen, ab und jagte sie in den Fluß. Sie schwammen über ihn und verschwanden bald jenseits desselben im Walde. Der Indianer hatte dabei zugesehen, ohne ein einziges Wort über die Lippen zu bringen.

Die Spur, welcher wir nun folgten, war sehr deutlich; die Comanchen mußten sich also wieder sicher wissen. Sie hatten sich immer an der rechten Seite des Rio Pecos gehalten und waren dem Flusse abwärts gefolgt bis dahin, wo er in die obere Sierra Guadelupe tritt. Hier teilte sich zu meinem Erstaunen die Fährte. Die zahlreichere Hälfte der Wilden hatte sich in das Gebirge gewendet, während die anderen der bisherigen Richtung treu geblieben waren.

Ich stieg ab, um die Spuren zu untersuchen. Inmitten der letzteren Fährte sah ich ganz deutlich die Hufeindrücke der alten Tony, welche ich zu genau kannte, als daß ich sie hätte verkennen können. Kurz vorher hatten wir die Spur eines Nachtlagers gefunden. Ich wandte mich zu Ma-ram:

„Die Söhne der Comanchen sind in die Berge gegangen, um das Grabmal ihres großen Häuptlings zu besuchen?"

„Mein Bruder sagte es."

„Und diese hier" — ich deutete dabei auf die andere Fährte — „wollen ihre Gefangenen nach den Wigwams der Comanchen bringen?"

„So befahlen die beiden Häuptlinge der Racurroh."

„Die Kinder der Racurroh haben auch die Schätze der Bleichgesichter bei sich?"

„Sie haben ſie behalten, weil ſie nicht wiſſen, welchem von den Bleichgeſichtern ſie gehören.“

„Und wo haben die Comanchen ihre Wigwams aufgeſchlagen?“

„In der Savanne, welche an dieſem Waſſer hier und dem Fluſſe liegt, den die Bleichgeſichter den Rio grande nennen.“

„Alſo in der Savanne zwiſchen den zwei Gebirgen?“

„So iſt es.“

„Dann werden wir dieſe Fährte nicht verfolgen, ſondern grad nach Mittag reiten.“

„Mein Bruder mag thun, was er will; aber er möge wiſſen, daß dort kein Waſſer für ihn und ſeine Pferde iſt!“

Ich blickte ihm ſcharf in die Augen.

„Hat mein roter Bruder einmal Berge geſehen, welche nahe an einem großen Fluſſe liegen und dennoch kein Waſſer haben? Jeder Fluß bekommt ſein Waſſer aus den Bergen.“

„Mein Bruder mag ſehen, wer recht hat, er oder der Comanche!“

„Ich weiß, warum der Comanche nicht in die Berge will!“

„Mein Bruder ſage es mir!“

„Die Söhne der Racurroh reiten mit ihren Gefangenen am Fluſſe hin, der einen großen Bogen macht; wenn ich grad nach Süden reite, ereile ich ſie, noch ehe ſie ihre Wigwams erreichen.“

Er ſchwieg, denn er ſah ein, daß ich ihn durchſchaut hatte. Ich zählte die vorhandenen Hufſpuren und fand, daß es ihrer ſechzehn waren; Winnetou, Sam und Bernard wurden alſo von dreizehn Feinden eskortiert. Sie waren jedenfalls ſehr ſorgfältig gefeſſelt, und ſelbſt wenn ich ſie erreichte, ſo konnte ich ſie eher durch Liſt als mit Anwendung von Gewalt retten.

So lenkte ich nach Süden ein und ließ die Pferde so viel wie möglich ausgreifen. Es war ein böser und sehr beschwerlicher Ritt, da ich die Gegend nicht kannte und von Ma-ram auch keine genügende Auskunft erlangen konnte. Es glückte aber, und schon am nächsten Vormittag hatten wir die Berge überwunden und sahen die weitgedehnte Savanne vor uns liegen. Von links her glänzten die Wasser des Rio Pecos, dem wir jetzt wieder zuhielten, zu uns herüber.

Der Wald stieg mit uns von den Bergen herab und begleitete uns eine Strecke weit längs des Flusses in die Prairie hinein. An einem Bache, welcher in den Pecos mündete, trafen wir wieder die Spuren der Comanchen. Sie stammten wohl von gestern mittag her, und gar nicht weit davon, an einem zweiten Bache, hatten die Roten gerastet, wohl um die größte Tageshitze vorüberzulassen.

Auch ich beschloß, hier ein wenig auszuruhen, wählte aber eine Stelle, welche sich nicht so sehr nahe am Flusse, sondern mehr rückwärts im Gebüsche befand nnd infolgedessen mehr Sicherheit vor Entdeckung gewährte. Diese Vorsichtsmaßregel sollte sich gar bald bewähren, denn ich hatte kaum mit Ma-ram Platz genommen, so kam Bob, der sich und sein Pferd im Flusse baden wollte, wieder zurück und rief:

„Massa, oh, oh, Reiter kommen — ein, zwei, fünf, sechs Reiter. Reißen aus, Massa, oder schlagen tot Reiter?“

Ich sprang an den Rand des Gebüsches vor und gewahrte allerdings sechs Pferde, welche in zwei Gruppen von je dreien von fern her stromaufwärts auf uns zugesprengt kamen; die zwei hintersten von den je dreien schienen Pakete zu tragen, während auf dem vordersten ein Reiter saß. Wir hatten es also mit nur zwei Feinden zu thun, wenn es wirklich Feinde waren, denn ich erkannte trotz der Entfernung, daß es keine Indianer, sondern Weiße seien.

Aber hinter ihnen jagten fünf Gestalten, die nichts anders als Indsmen sein konnten und die beiden Flüchtlinge in höchstens fünf Minuten erreichen mußten. Es konnte sich hier nur um eine Verfolgung handeln, und um zu sehen, wie ich mich zu verhalten habe, nahm ich mein Fernglas zur Hand.

„Zounds!“ entfuhr es mir unwillkürlich, denn der vorderste war Fred Morgan und der andere sein Sohn Patrik.

Sollte ich sie töten oder lebendig fangen? Nein, mit dem Blute dieser Raubmörder wollte ich meine Hand nicht besudeln. Ich nahm meine Büchse und wartete. Sie kamen hart am Flusse herauf, die Indianer keine fünfhundert Schritte hinter ihnen. Schon hörte ich das Schnauben ihrer Pferde — jetzt waren sie da und wollten an uns vorüber — ich drückte zweimal ab. Ich hatte auf die Köpfe der beiden Reittiere gezielt; sie brachen zusammen. Die Saumtiere waren an ihnen befestigt und versuchten, durch die Schüsse erschreckt, sich loszureißen. Die Reiter waren weit fort zur Erde geschleudert worden. Ich wollte mich auf sie werfen.

„O—hi—hi—hiii!“ erscholl da der Schlachtruf der herbeigekommenen Wilden, in welchen auch Ma-ram mit einstimmte, und in demselben Augenblick war ich umzingelt. Drei Tomahawks und zwei Messer blitzten über meinem Kopfe.

„Cha!“ rief da Ma-ram, indem er die Hand abwehrend ausstreckte. „Dieses Blaßgesicht ist der Freund von Ma-ram!“

Sie ließen von mir ab, aber die Folgen ihres Angriffes waren nicht mehr zu verbessern: die beiden abgeworfenen Reiter hatten Zeit gehabt, sich aufzuraffen und in die Büsche zu entfliehen, und die Pferde, bei dem fürchterlichen Geheul der Indianer wild aufbäumend, hatten sich

losgeriſſen und waren in das Waſſer des Fluſſes geſtürzt. Ich hatte gleich von vornherein in ihnen unſere vier Laſtpferde erkannt; ſie waren ſehr ſchwer beladen und deshalb ſofort nach ihrem Sturze untergegangen.

Vier der Indianer ſprengten den beiden Flüchtlingen nach; den fünften hielt ich zurück.

„Mein roter Bruder möge mir ſagen, warum die Krieger der Comanchen ihre weißen Freunde verfolgen!“

„Die weißen Männer haben einen Mund wie die Schlangen; ihre Zunge hat zwei Spitzen. Sie haben während der Nacht die Wache getötet und ſind mit ihren Schätzen entflohen.“

„Mit dem Golde?“

„Sie nahmen das Metall und die vielen Medizinzettel, welche in dem Felle waren.“

Er ließ uns ſtehen und eilte ſeinen Kameraden nach. Die beiden Morgans hatten alſo Sorge gehabt, daß ſie ihre Schätze von den Comanchen nicht bekommen würden, und ſich mit denſelben davongemacht. Unter den ‚Medizinzetteln‘ waren die Depoſitenſcheine und Banknoten zu verſtehen, welche wir ihnen hatten abnehmen wollen. Grad da, wo die Pferde in das Waſſer geſtürzt waren, machte der Fluß eine Krümmung, ſo daß ein Wirbel entſtand, der uns alle Hoffnung nehmen mußte, das von den Fluten Verſchlungene je wieder herauszubekommen, deadly dust, tödlicher Staub!

Was war jetzt zu thun? Die Sorge um die Freunde war natürlich größer als das Verlangen, der beiden Feinde habhaft zu werden. Uebrigens waren hinter dieſen die fünf Comanchen her, denen wir die Verfolgung recht gut überlaſſen konnten.

„Warum ſchießt mein weißer Bruder auf das Pferd und nicht auf den Reiter?“ fragte Ma-ram. „Hat Old Shatterhand nicht zielen gelernt?“

„Weshalb tötete Old Shatterhand nicht Ma-ram, den Comanchen, über dessen Herzen schon das Messer war? Er tötete die Pferde, weil er mit den Reitern reden wollte.“

„Er wird mit ihnen reden, denn er wird sie verfolgen mit seinen roten Brüdern!“

Ich mußte beinahe lächeln über das Bestreben des Indianers, mich soviel wie möglich von der Verfolgung der Fährte zurückzuhalten. Ich antwortete:

„Er wird sie nicht verfolgen. Die Krieger der Comanchen sind weise und tapfer; sie werden die bösen Bleichgesichter fangen und in ihre Wigwams bringen. Ma-ram möge sein Pferd besteigen und mir folgen!“

Das Ereignis hatte mir alle Lust zur Rast benommen, und hierzu kam eine Betrachtung, welche sich mir aufdrängen mußte: Unsere Freunde waren von dreizehn Reitern begleitet worden; die beiden Morgans, fünf Comanchen und die ermordete Wache mußten jetzt abgerechnet werden, und so ergab sich, daß sie nur noch von fünf Indianern bewacht wurden. Unter diesen Verhältnissen war es leichter, sie zu befreien.

Ich ließ also die Pferde schärfer ausgreifen, als vorher. Bis zur Abenddämmerung hatten wir eine so bedeutende Strecke zurückgelegt, daß, als ich die Fährte sorgfältig untersuchte, ich zu der Ueberzeugung kam, der kleine Trupp sei erst am Mittag hier vorübergekommen. Die Flucht der Morgans, die Ermordung des Wachtpostens und die Annahme, daß sie nicht verfolgt würden, hatten ihre sonstige Eile gemindert.

Obgleich Ma-ram sich sehr angelegentlich nach einem Nachtlager umsah, mußte er mir doch noch fast vier englische Meilen folgen, bis es so dunkel wurde, daß es absolut unmöglich war, die Spuren noch zu erkennen. Dann erst gab ich den Befehl, abzusteigen. Kaum graute der Morgen, so wurde wieder aufgebrochen.

Jetzt führte die Fährte vom Fluſſe abwärts in die Savanne hinein, immer nach Süden. Wir trafen hier und da auf Büffelwege, in denen wir uns vorwärts bewegten, und dabei bemerkte ich, ſo oft ich die Fährte beobachtete, daß wir den Verfolgten immer näher rückten. Schon hegte ich die Hoffnung, ſie um die Mittagszeit einzuholen, als mich ein einziger Augenblick enttäuſchte. Wir kamen nämlich auf einen Platz, der von zahlreichen Pferden zerſtampft war, und von hier aus führten wenigſtens vierzig Hufſpuren nach Süden.

„Uff!“ rief Ma-ram.

Weiter ſagte er nichts, aber ſein Auge leuchtete vor Vergnügen, während ſeine Züge unbeweglich blieben. Und ich verſtand ihn recht gut. Die Eskorte unſerer Gefährten war auf eine Comanchentruppe geſtoßen, unter deren Schutze ſie dem Lagerplatze zueilte.

„Wie weit iſt es noch bis zum Lagerdorfe der Comanchen?“ fragte ich den Indianer.

„Die Nacurroh haben kein Lager; ſie bauten ſich ein Dorf, welches größer iſt als die Städte der Bleichgeſichter, in die Savanne. Wenn mein weißer Bruder ſchnell reitet, wird er es erreichen, noch ehe die Sonne hinter den Gräſern verſchwindet.“

Um Mittag wurde eine kurze Raſt gemacht, und wirklich tauchten gegen Abend mehrere dunkle Linien am Horizont auf, die ich bei Betrachtung durch das Fernrohr als lang geſtreckte Zeltreihen erkannte.

Die Comanchen hatten jedenfalls der nahen Büffeljagd wegen hier eine ſo bedeutende Niederlaſſung errichtet und ſchienen durch die Ankunft der Gefangenen außerordentlich in Anſpruch genommen zu ſein, da wir niemand antrafen und uns dem Lager ſo weit zu nähern vermochten.

Ich parierte mein Pferd.

„Dort ſind die Wigwams der Comanchen?“ fragte ich.

„Sie ſind es,“ antwortete Ma-ram.

„Wird dort To-kei-chun, der große Häuptling, anweſend ſein?“

„Der Vater Ma-rams iſt ſtets bei ſeinen Kindern.“

„Will mein roter Bruder hinreiten und ihm ſagen, daß Old Shatterhand ihn beſuchen wird?“

Er blickte doch ein wenig überraſcht zu mir empor.

„Fürchtet ſich Old Shatterhand nicht vor ſo vielen Feinden? Er tötet den Büffel und den grauen Bären, aber er kann nicht töten die Comanchen, welche zählen wie die Bäume des Waldes.“

„Old Shatterhand will töten die Tiere des Waldes, aber nicht ſeine roten Brüder. Er fürchtet ſich nicht vor den Sioux, den Kioways, den Apachen und Comanchen, denn er iſt aller tapfern Krieger Freund und giebt ſeine Kugel nur dem Böſen und dem Verräter. Er wird hier warten. Mein Bruder gehe!“

„Aber Ma-ram iſt ſein Gefangener; wenn er ihn nun verliert?“

„Ma-ram iſt jetzt nicht mehr mein Gefangener; er hat den Rauch den Friedens mit mir gegeſſen; er iſt frei!“

„Uff!“

Mit dieſem Worte gab er ſeinem Tiere die Ferſen zu fühlen und ritt im Galopp davon. Ich ſtieg mit Bob ab; wir ſetzten uns nieder und ließen die Pferde graſen. Der gute Neger machte ein höchſt bedenkliches Geſicht.

„Maſſa, was werden Indian' machen mit Nigger Bob, wenn Maſſa nehmen Bob mit zu Indian'?“

„Das müſſen wir abwarten.“

„Abwarten ſein bös' ſchlimm' ſchlecht' Ding. Werden Bob abwarten, daß Indian' braten Bob am Pfahl?“

„Es wird vielleicht nicht ſo ſchlimm, wie du denkſt.

Wir müſſen zu den Comanchen, wenn wir deinen Maſſa Bernard erretten wollen.“

„Oh, ah, ja, Nigger Bob werden retten gut' Maſſa Bern'; werden laſſen ſich braten und kochen und freſſen, wenn nur Indian' geben frei Maſſa Bern'!“

Er begleitete dieſen heroiſchen Entſchluß mit einem Grinſen, welches den Indianern ſicher allen Appetit, ihn zu verſpeiſen, benommen hätte, und nahm dann ein Stück Dürrfleiſch vor, um vor ſeinem Martertode wenigſtens noch in etwas des Lebens Reize zu genießen.

Wir brauchten nicht ſehr lange auf den Erfolg unſerer Anmeldung zu warten, denn nach einiger Zeit kam ein ſehr zahlreicher Reitertrupp auf uns zu, welcher ſich auflöſte, einen weiten Kreis bildete, in den wir eingeſchloſſen wurden, und dieſen im Galopp und unter Heulen und Waffenſchwenken plötzlich ſo verengte, daß es ſchien, als ob wir niedergeritten werden ſollten. Eine Gruppe von vier Häuptlingen kam wirklich ventre à terre grad auf uns zu und ſetzte über uns hinweg. Bob fiel hintenüber zur Erde, ich aber blieb ruhig ſitzen und regte den Kopf kein Haar breit nach rechts oder links.

„Oh, ah, Indian' reiten tot Bob und Maſſa!“ brüllte der Neger, indem er den Kopf erhob, um ſich über den neueſten Stand der Dinge vorſichtig zu unterrichten.

„Fällt ihnen nicht ein! Sie wollen nur probieren, ob wir Mut haben oder uns vor ihnen fürchten.“

„Probieren? Oh, Indian' mögen nur kommen; Bob haben Mut, ſehr ganz viel groß Mut!“

Er ſetzte ſich mit ſeiner fürchterlichſten Miene wieder aufrecht, und zwar grad zur rechten Zeit, denn die Häuptlinge waren abgeſtiegen und kamen auf uns zu. Der älteſte von ihnen nahm das Wort:

„Warum erhebt ſich der weiße Mann nicht, wenn die Häuptlinge der Comanchen zu ihm treten?“

„Er will ihnen damit zeigen, daß sie ihm willkommen sind," antwortete ich. „Meine roten Brüder mögen an meiner Seite Platz nehmen!"

„Die Häuptlinge der Comanchen setzen sich nur an die Seite eines Häuptlings. Wo hat der weiße Mann seine Wigwams und seine Krieger?"

Ich nahm den Tomahawk in die Rechte.

„Ein Häuptling muß stark und tapfer sein. Wenn die roten Männer nicht glauben, daß ich ein Häuptling bin, so mögen sie mit mir kämpfen; dann werden sie erfahren, ob ich die Wahrheit sage."

„Wie ist der Name des Bleichgesichtes?"

„Die roten und weißen Krieger und Jäger nennen mich Old Shatterhand."

„Der weiße Mann wird sich diesen Namen selbst gegeben haben!"

„Wenn die Häuptlinge der Comanchen mit mir kämpfen wollen, so dürfen sie den Tomahawk und das Messer nehmen; ich aber nehme nur meine Hand. Howgh!"

„Der weiße Mann spricht stolze Worte; er wird zeigen dürfen, ob er Mut hat. Er steige auf sein Pferd und komme mit den Kriegern der Nacurroh!"

„Werden diese Krieger das Calumet mit mir rauchen?"

„Sie werden beraten, ob sie es thun dürfen."

„Sie dürfen es, denn ich komme in Frieden zu ihnen!"

Ich stieg auf, und auch Bob krabbelte sich auf sein widerspenstiges Pferd. Um ihn schien man sich gar nicht zu bekümmern; der Indianer ist gegen die schwarze Rasse noch stolzer als der Weiße. Ich aber wurde von den Häuptlingen in die Mitte genommen, und fort ging es in rasendem Galopp auf das Lagerdorf zu, in dasselbe hinein und zwischen den Zeltreihen hinauf, bis wir an ein großes Zelt

gelangten, vor welchem sie anhielten und absprangen. Ich that dasselbe.

Bob war nicht zu sehen; ich war umgeben von den sämtlichen Kriegern, welche mich geholt hatten. Der Häuptling, welcher bereits vorhin das Wort geführt hatte, griff nach meiner Büchse.

„Das Bleichgesicht möge uns seine Waffen geben!"

„Ich behalte meine Waffen, denn ich bin freiwillig zu euch gekommen und nicht euer Gefangener."

„Der weiße Mann wird uns aber dennoch seine Waffen geben, bis die roten Männer wissen, was er bei ihnen will."

„Fürchten sich die roten Männer vor ihm? Wer verlangt, daß ich meine Waffen von mir geben soll, hat Angst vor mir."

Er fühlte sich bei seiner Kriegerehre angegriffen und warf den anderen dreien einen fragenden Blick zu; in ihrem Auge mußte er eine beruhigende Antwort gelesen haben, denn er meinte:

„Die Krieger der Comanchen wissen nicht, was Angst und Furcht ist; der weiße Mann mag seine Waffen behalten."

„Welchen Namen führt mein roter Bruder?"

„Old Shatterhand spricht mit To-kei-chun, vor dem die Feinde zittern."

„Ich bitte meinen Bruder To-kei-chun, mir eine Hütte zu geben, in welcher ich warten kann, bis die Häuptlinge der Comanchen mit mir reden werden!"

„Deine Worte sind gut; das Bleichgesicht soll ein Zelt bekommen, bis die Krieger der Nacurroh sich beraten haben, ob sie mit ihm das Calumet rauchen werden."

Er winkte mit der Hand und schritt voran; ich nahm meinen Mustang beim Zügel und folgte ihm. Die Indianer bildeten eine Gasse, welche wir durchschritten, und dabei bemerkte ich manches alte und junge Frauengesicht, das

heimlich aus dem oder jenem Zelte lugte, um sich den Weißen anzusehen, der es gewagt hatte, die Höhle der Löwen zu betreten. Glücklicherweise war dieser Comanchenstamm nicht derjenige, mit welchem Winnetou damals bei der Mapimi gekämpft hatte.

Diese Zelte oder Hütten waren ganz in der Weise aufgeführt, wie ich sie bereits auch bei den nördlichen Indianern gefunden hatte. Die Arbeit ihrer Errichtung wird nur von den Frauen besorgt, wie denn der Indianer keine Beschäftigung als Krieg, Jagd und Fischfang kennt und alles übrige den Schultern des Geschlechtes aufbürdet, welches bei uns gewöhnlich das schwächere genannt wird.

Die Frauen holen die Häute, welche die Zelt- oder Hüttenwände bilden sollen, herbei, breiten sie in der Sonne aus und zeichnen mit einem Stücke Kohle die Form darauf, welche nötig ist; dann schneiden sie diese Formen zu und nähen mit feinen Riemen die Felle zusammen. Nun werden auch die Stangen herbeigeholt, und man schafft alles an den Platz, welcher für die Wohnung ausgewählt wurde. Hier wird mit Hilfe der primitivsten Werkzeuge ein Kreis etwa zwei Fuß tief ausgeworfen, innerhalb dessen man mehr oder weniger Pfähle, je nach der beabsichtigten Größe der Wohnung, aufstellt. Die Pfähle oder Stangen müssen zum mindesten so lang sein, wie der Durchmesser der ausgeworfenen Grube. Sie werden oben zusammengeneigt und mit jungen Weiden oder Haseln verbunden. Diese Arbeit ist aber nicht leicht, da die Frauen und Mädchen an den Stangen emporklettern müssen und sich während des Bindens nur mit den Füßen festhalten können. Ist das Gerüst auf diese Weise festgestellt, so beginnt der schwierigste Teil des Baues, nämlich die Bekleidung des Zeltgerippes mit den schweren Häuten. Die Stangen dieses Gerippes sind in der Mitte ihrer Länge durch andere Stangen

geschützt, welche oben eine Gabel haben und durch Riemen mit ihnen verbunden sind; es entsteht demnach innerhalb des ersten Kreises ein zweiter, durch welchen der ganze Raum in zwei Abteilungen geschieden wird. Beide Stangenkreise werden nun dachziegelähnlich mit Häuten belegt, und zwar so, daß oben ein Loch übrig bleibt, um dem Rauche des in der Mitte des Zeltes brennenden Feuers einen Ausweg zu lassen. Die zwei kreisrunden Abteilungen können nun vermittelst Häuten oder durch Flechtwerk in beliebige Unterabteilungen zerlegt werden, je nachdem der Besitzer es für nötig hält.

Das Zelt, nach welchem ich geführt wurde, war nur klein und augenblicklich unbewohnt. Ich band mein Pferd außen an, öffnete die Thürvorhänge, welche aus zwei halben Fellen bestanden, und trat ein, ohne mich weiter um den Häuptling zu bekümmern, welcher mir auch gar nicht folgte.

Noch befand ich mich nicht zwei Minuten lang im Innern des Raumes, als der Eingang geöffnet wurde und eine uralte Indianerin eintrat, um ein dickes Gebund Reisholz von ihrem Rücken auf den Boden zu werfen. Sie verschwand wieder und kam nach einiger Zeit mit einem großen, aber halb zerbrochenen irdenen Topf zurück, in welchem sich Wasser und noch etwas anderes zu befinden schien. Jetzt schürte sie ein Feuer an und setzte den Topf mitten in die Glut hinein.

Ich hatte mich auf dem Boden ausgestreckt und sah ihr, ohne ein Wort zu sprechen, zu. Ich wußte, daß ich nach indianischen Begriffen meiner Ehre außerordentlich viel vergeben würde, wenn es mir einfallen sollte, ein Gespräch mit ihr anzufangen. Auch konnte ich mir sehr leicht denken, daß ich mich hier, sozusagen, auf einer Beobachtungsstation befand und daß, ungesehen von mir, wohl verschiedene Augen durch irgend welche Löcher oder Lücken auf mir ruhten.

Das Wasser im Topfe begann zu kochen, und nun sagte mir der Geruch, daß ich Rindfleich zu essen bekommen solle. Wirklich setzte mir die Alte nach Verlauf von vielleicht einer Stunde den glühend heißen Topf grad zwischen die ausgestreckten Beine hin und überließ es mir, sich hierauf entfernend, ganz nach meinem Gusto zu speisen. Ich that es und will gestehen, daß ich dem großen Stücke Büffellende, welches ich vorfand, ganz gehörig zusprach und schließlich auch die Fleischbrühe nicht verschmähte, obgleich die Reinlichkeit des Gefäßes alles zu wünschen übrig ließ und das Mahl ganz ohne Salz zubereitet war, von dem der Indianer überhaupt nichts wissen mag.

Gerecht betrachtet, mußte ich mir sagen, daß man mir eine ganz außerordentlich noble Behandlung angedeihen ließ, und noch heut würde ich hundert gegen eins wetten, daß mein Kochtopf der einzige war, den es im ganzen Lager gab.

Nach beendigter Mahlzeit streckte ich mich wieder aus, legte mir meine Decke unter den Kopf und gab mich gewissen Betrachtungen hin, die sehr geeignet waren, mich wach zu erhalten. Daher merkte ich, daß auch mein Pferd gefüttert wurde, und daß zwei Wachtposten unabläßig und leise um meine Hütte patrouillierten. Später brannte das Feuer nieder, und ich schlief ein. Ich stand — oder richtiger — ich lag jedenfalls am Vorabend wichtiger Ereignisse; aber eine schlaflos durchbrachte Nacht konnte mir nichts nützen. Daher wurde ich erst am Morgen durch ein prasselndes Geräusch erweckt, und als ich die Augen aufschlug, sah ich die Alte wieder, welche ein neues Feuer angefacht und den bekannten Topf abermals in die Flamme gesetzt hatte.

Sie verrichtete ihre Obliegenheiten, ohne mir einen besonderen Blick zuzuwerfen, und ich hatte auch gar keine Veranlassung, mich über diese Achtlosigkeit gekränkt zu

fühlen. Ich verzehrte mein Fleisch mit demselben Appetit wie am vorigen Abend und beschloß dann, ein wenig vor die Hütte zu treten. Kaum aber hatte ich den Kopf durch die Thür gesteckt, so fuhr einer der beiden Wächter mit seiner Lanze auf mich zu, als ob er mich von oben bis unten durchspießen wolle.

Das durfte ich mir nun allerdings nicht gefallen lassen, wenn ich mir nicht meinen Kredit ein für allemal untergraben wollte; ich faßte also die Lanze unweit ihrer Spitze mit beiden Händen an, stieß sie von mir und zog sie dann so plötzlich und so kräftig wieder an mich zurück, daß der rote Krieger nicht festzuhalten vermochte; er ließ los und stürzte gerade zu meinen Füßen nieder.

„Uff!“ brüllte er, sich emporraffend und nach seinem Messer greifend.

„Uff!“ machte auch ich, indem ich mein Messer zog und dabei mit der Linken die eroberte Lanze in die Hütte warf.

„Das Bleichgesicht mag mir meinen Speer geben!“

„Die Rothaut mag sich ihren Speer holen!“

Das schien ihm, wie ich aus seiner Miene entnehmen konnte, denn doch nicht ganz ratsam zu sein, aber er bekam Hilfe, denn der andere Posten kam um das Zelt herum auf mich zu.

„Der weiße Mann gehe hinein!“ befahl er mir barsch.

Auch er hielt mir die Spitze seiner Lanze so dicht vor das Gesicht, daß ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, das so wohl gelungene Experiment zu wiederholen; im nächsten Augenblick lag er genau da, wo der andere gelegen hatte, und seine Lanze flog in das Zelt, wie die vorige. Das schien den beiden zu viel; sie stießen einen Ruf aus, infolgedessen das ganze Lager in Alarm geriet.

Gerade meiner Hütte gegenüber lag eine bedeutend

größere, vor deren Thür drei Schilde angelehnt waren. Auf den Ruf der Wächter wurden die Vorhänge zurückgeschlagen, und ein dunkler Mädchenkopf erschien, um nach der Ursache des Lärmes auszuschauen; zwei schwarze, feurige Augen ruhten auf mir, und dann verschwand das Köpfchen wieder. Zwei Sekunden später aber traten die vier Häuptlinge hervor und auf uns zu. Auf einen gebieterischen Wink To-kei-chuns wichen die Wächter zurück.

„Was thut das Bleichgesicht hier vor der Hütte?“

„Ich höre wohl nicht recht? Mein roter Bruder will wohl fragen, was die zwei roten Krieger hier vor meiner Hütte thun!“

„Sie merken auf, daß dem Bleichgesicht nichts Uebles geschehe, und darum soll der weiße Mann in seiner Hütte bleiben.“

„Hat To-kei-chun so schlimme Männer unter seinen Kriegern, oder gilt sein Befehl so wenig, daß er seinen Gast mit Wächtern schützen muß? Old Shatterhand braucht keinen Wächter, denn seine Faust wird jeden Kopf zerschmettern, der Böses sinnt und Lügen denkt. Meine roten Brüder können ruhig wieder in ihr Wigwam treten; ich werde mir ihr Dorf ansehen und dann kommen, um mit ihnen zu reden.“

Ich trat in die Hütte zurück, um meine Schießgewehre, die ich natürlich nicht zurücklassen durfte, mit mir zu nehmen; als ich aber wieder ins Freie wollte, starrte mir wohl ein Dutzend Lanzen entgegen. Also gefangen! Sollte ich mich wehren oder nicht? Ich ging zur hinteren Seite des Zeltes, holte mit dem Tomahawk aus und schlug durch das harte Leder ein Loch, durch welches ich das Zelt verlassen konnte. Als ich jetzt hinten erschien, während sie vorn Wache hielten, bekam ich zunächst außerordentlich verdutzte Gesichter zu sehen, und dann erhob sich ein Geschrei,

als ob sich hundert Bären von ihren Ketten losgerissen hätten. Die Häuptlinge waren wieder in ihr Zelt zurückgekehrt; jetzt kamen sie abermals hervor und zwar mit einer Eile, die sich sehr wenig mit ihrer gewöhnlichen Würde vereinbaren ließ. Sie drängten sich durch die Krieger hindurch, und es schien, als ob sie mich fassen wollten.

Mich mit den Waffen zur Wehr setzen, das ging nicht, denn ich wäre verloren gewesen, und die Gefährten mit mir; ich riß also mein Fernrohr aus der Tasche, zog es in zwei Teilen auseinander und hielt ihnen dieselben mit drohender Miene entgegen.

„Halt, sonst sind alle Söhne der Comanchen verloren!"

Sie prallten wirklich zurück. Sie kannten wohl diese Art von Instrument noch gar nicht; hatten sie aber wirklich schon eines gesehen, so konnten sie ja nicht wissen, was für unheilvolle Wirkungen außerdem mit seinem Gebrauche verbunden waren.

„Was will der weiße Mann thun?" fragte To-kei-chun. „Warum bleibt er nicht in seinem Wigwam?"

„Old Shatterhand ist ein großer Medizinmann unter den Bleichgesichtern," antwortete ich; „er wird den roten Männern zeigen, daß er alle Seelen der Comanchen töten kann."

Ich steckte das Fernrohr wieder zu mir und nahm den Henrystutzen vor.

„Die roten Männer mögen sehen den Pfahl dort vor dem Zelte!"

Ich deutete auf eine Stange, welche vor einem der entfernteren Zelte stand. Dann erhob ich das Gewehr und schoß. Der Pfahl war oben an seiner Spitze durchlöchert, und ein Gemurmel des Beifalls ließ sich hören. Der Wilde erkennt Mut und Geschicklichkeit selbst bei seinen ärgsten Feinden an. Beim zweiten Schusse drang die Kugel einen halben Zoll unter der ersten ein; beim nächsten Schusse

ſchlug die dritte in gleicher Entfernung unter der zweiten ein; aber Beifall ließ ſich nicht hören, denn die Indsmen wußten nur von Doppelgewehren und hatten keine Ahnung von der Beſchaffenheit eines Henryſtutzens. Beim vierten Schuſſe ſtand die ganze Menge regungslos; beim ſechſten und ſiebenten wurde das Erſtaunen noch größer, dann ging dieſes Erſtaunen in eine Beſtürzung über, die ſich auf den Geſichtern aller malte. So verſandte ich zwanzig Kugeln, eine jede einen halben Zoll unter der vorherigen, dann aber hörte ich auf. Ich hing das Gewehr mit ruhiger Miene über die Schulter und ſagte gelaſſen:

„Sehen nun die roten Männer, daß Old Shatterhand ein großer Medizinmann iſt? Wer ihm ein Leid thun will, der muß ſterben. Howgh!“

Jetzt ſchritt ich durch die Menge hindurch, ohne daß nur einer den Verſuch gewagt hätte, mich anzuhalten. Zu beiden Seiten der Zeltgaſſe ſtanden die Frauen und Mädchen vor den Thüren und ſtaunten mich an, wie ein höheres Weſen; ich konnte ſehr zufrieden ſein mit dem Eindruck, den meine kleine Spiegelfechterei hervorgebracht hatte.

Vor einem der nächſten Zelte ſtand eine Wache. Drinnen befand ſich jedenfalls ein Gefangener. Wer konnte es ſein? Ich ging noch mit mir zu Rate, ob ich den Poſten fragen ſolle oder nicht, als ich aus der Thürlücke eine wohlbekannte Stimme vernahm:

„Maſſa, oh, oh, laſſen heraus Nigger Bob! Indian' haben fangen Bob und werden ſchlachten und freſſen Bob.“

Ich trat hinzu, öffnete die Thür und ließ ihn heraus. Die Wache war ſo eingeſchüchtert, daß ſie keinen Widerſtand leiſtete, und auch unter den Wilden, welche mir folgten, erhob ſich kein Einſpruch.

„Biſt du gleich hier hereingeſteckt worden, als wir in das Dorf kamen?“ fragte ich den Schwarzen.

„Ja, Massa. Indian' nehmen Bob von Pferd und führen ihn in Hütte; dort stecken bis jetzt."

„So hast du keine Ahnung, wo dein Massa Bernard sein mag?"

„Von Massa Bern' nichts sehen, nichts hören Bob!"

„Komm, und halte dich eng hinter mir!"

Wir waren nur um einige Zelte weitergegangen, so kamen uns schon die vier Häuptlinge mit einer zahlreichen Begleitung entgegen. Die vorsichtigen Leute waren uns hinter den Zelten vorausgeeilt, um mich in meinem Spaziergange zu unterbrechen. Ich legte die Hand an den Kolben meines Stutzens, doch To-kei-chun gab mir schon von weitem durch einen Wink zu verstehen, daß er in keiner feindseligen Absicht komme. Ich blieb stehen und erwartete ihn.

„Wohin will mein weißer Bruder gehen? Er komme mit zum Platze der Beratung, wo die Häuptlinge der Comanchen mit ihm sprechen werden!"

Vorher war ich der ‚weiße Mann' oder das ‚Bleichgesicht'; jetzt nannte er mich seinen ‚weißen Bruder', ich mußte mich also doch bei diesen Leuten einigermaßen in Respekt gesetzt haben.

„Werden meine roten Brüder das Calumet mit mir rauchen?"

„Sie werden mit ihm reden, und wenn seine Worte gut sind, wird er sein, wie ein Sohn der Comanchen."

„So mögen meine Brüder gehen; Old Shatterhand wird ihnen folgen!"

Es ging wieder rückwärts, an meinem Zelte vorüber. Etwas weiter oben, ja wirklich, da sah ich Sams alte Tony angehängt stehen und daneben Winnetous und Bernards Pferd. Die drei Gefangenen selbst aber befanden sich nicht in der Nähe, sonst hätte ich ihre Wache bemerken müssen.

Endlich kamen wir an eine Stelle, an welcher sich

die Zeltreihe erweiterte und einen beinahe kreisförmigen Platz bildete, der von mehreren Reihen von Indianern eingefaßt war. Dies war sicherlich der Ort der Beratung.

Die Häuptlinge schritten auf die Mitte desselben zu und ließen sich nieder; eine Anzahl Wilder, gewiß aus irgend einem Grunde Bevorzugte, näherte sich und setzte sich den Häuptlingen gegenüber in einem Halbkreise zur Erde. Ich machte wenig Federlesens, setzte mich auch und gab sogar Bob einen Wink, hinter mir Platz zu nehmen. Dies schienen die Häuptlinge sehr mißfällig zu bemerken.

„Warum setzt sich der weiße Mann, da doch Gericht über ihn gehalten werden soll?“ fragte To-kei-chun.

Ich machte eine Bewegung der Geringschätzung.

„Warum setzen sich die roten Männer, da doch Old Shatterhand über sie Gericht halten wird?“

Trotz der Regungslosigkeit ihrer Mienen bemerkte ich doch, daß diese Art der Antwort sie überraschte.

„Der weiße Mann hat eine scherzhafte Zunge, doch er mag sitzen bleiben. Aber warum befreit er den schwarzen Mann und bringt ihn mit in die Versammlung? Weiß er nicht, daß der Nigger nie sitzen darf, wenn der rote Mann dabei ist?“

„Der schwarze Mann ist mein Diener; wenn ich es ihm gebiete, so setzt er sich, und wenn viele Tausend Häuptlinge dabei stehen. Ich bin bereit, man beginne die Beratung!“

Ich wußte sehr genau, daß nur in dieser unverfrorenen Weise ein Heil für mich zu finden sei. Je schroffer ich auftrat, natürlich ohne sie direkt zu beleidigen, desto mehr imponierte ich ihnen; ein passiver Gehorsam wäre mein sicheres Verderben gewesen.

To-kei-chun brannte das Calumet an und gab es herum; mir wurde es nicht gereicht. Als diese einleitende

Ceremonie beendet war, erhob er ſich und begann ſeine Rede. Gegen Fremde ſind die Indianer außerordentlich ſchweigſam; wo es aber gilt, da entwickeln ſie eine Redſeligkeit, die derjenigen einer deutſchen Verſammlung keineswegs nachſteht. Es giebt unter ihnen Häuptlinge, die wegen ihrer Rednertalente weithin berühmt ſind und mit ganz derſelben rhetoriſchen Geſchicklichkeit zu Werke gehen, wie die großen Redner der civiliſierten Völker alter und neuer Zeit. Ihre blumenreiche Sprache erinnert ſehr an die Ausdrucksweiſe der orientaliſchen Völkerſchaften. Der Häuptling begann mit der gewöhnlichen Einleitung, wenn es gilt, gegen einen Weißen zu ſprechen, nämlich mit einer Anklage gegen die ganze Raſſe der Bleichgeſichter:

„Der weiße Mann möge hören, denn To-kei-chun, der Häuptling der Comanchen, wird ſprechen! Es ſind nun viele Sonnen her, da wohnten die roten Männer ganz allein auf der Erde zwiſchen den beiden großen Waſſern. Sie bauten Städte, ſie pflanzten Bäume, ſie jagten den Biſon. Ihnen gehörte der Sonnenſchein und der Regen; ihnen gehörten die Flüſſe und Seen; ihnen gehörte der Wald, das Gebirge und alle Savannen des weiten Landes. Sie hatten ihre Frauen und Töchter, ihre Brüder und Söhne und waren glücklich. Da kamen die Bleichgeſichter, deren Farbe iſt wie der Schnee, deren Herz aber iſt wie der Ruß des Rauches. Es waren ihrer nur wenige, und die roten Männer nahmen ſie auf in ihre Wigwams. Doch ſie brachten mit die Feuerwaffen und das Feuerwaſſer; ſie brachten mit andere Götter und andere Prieſter; ſie brachten mit den Verrat, viele Krankheiten und den Tod. Es kamen immer mehr von ihnen über das große Waſſer; ihre Zungen waren falſch und ihre Meſſer ſpitz; die roten Männer glaubten ihnen und wurden betrogen. Sie mußten das Land hergeben, wo die Gräber ihrer Väter lagen;

ſie wurden aus ihren Wigwams und ihren Jagdgebieten verdrängt, und wenn ſie ſich wehrten, ſo tötete man ſie. Um ſie zu beſiegen, ſäten die Bleichgeſichter Zwietracht unter die Stämme der roten Männer, die nun getötet werden und ſterben müſſen, wie die Coyoten in der Wüſte. Fluch den Weißen, Fluch ihnen, ſo viel Sterne am Himmel ſind und Blätter auf den Bäumen des Waldes!“

Ein lauter Beifallruf belohnte dieſe Interjektion des Häuptlings, der ſo laut ſprach, daß er rundum deutlich gehört werden konnte. Er fuhr fort:

„Eines von dieſen Bleichgeſichtern iſt in die Wigwams der Comanchen gekommen. Dieſer Weiße hat die Farbe der Lügner und die Sprache der Verräter. Die roten Krieger werden aber ſeine Worte hören und mit Gerechtigkeit über ihn richten. Er mag ſprechen!“

Er ſetzte ſich wieder nieder, und nun erhoben ſich die andern drei Häuptlinge, einer nach dem andern. Jeder hielt eine Rede in demſelben Sinne und ſchloß daran die Forderung an mich, zu ſprechen. Ich hatte während dieſer Vorträge mein kleines Skizzenbuch hervorgezogen und bemühte mich, die vor mir ſitzenden Häuptlinge mit dem Hintergrunde der Krieger und der Zelte zu ſkizzieren.

Als die vierte Rede unter Beifall vollendet war, winkte To-kei-chun mit der Hand zu mir herüber:

„Was thut der weiße Mann, während die Häuptlinge der Comanchen ſprechen?“

Ich riß das Blatt aus dem Buche, erhob mich und gab es ihm.

„Der große Häuptling der Racurroh mag ſelbſt ſehen, was ich thue!“

„Uff!“ rief er beinahe überlaut, als er einen Blick auf das Blatt warf.

„Uff! Uff! Uff!“ klang es noch dreimal, als die drei

andern Häuptlinge das Blatt ergriffen, und To-kei-chun fügte hinzu:

„Das ist eine große Medizin! Der weiße Mann zaubert die Seelen der Comanchen auf dieses weiße Fell. Hier sitzt To-kei-chun, hier sind seine drei Brüder und dort stehen ihre Krieger und Zelte! Was will das Bleichgesicht damit thun?“

„Das soll der rote Mann gleich sehen!“

Ich nahm ihm das Blatt aus der Hand und ließ auch die hinter mir sitzenden Krieger einen Blick auf dasselbe werfen, die ebenso erstaunt waren, wie die Häuptlinge selbst. Dann knitterte ich es zusammen, rollte es zwischen den Händen zu einer Kugel und steckte diese in den Lauf meiner Büchse.

„To-kei-chun, du selbst hast gesagt, daß ich eure Seelen auf dieses Papier gezaubert habe; jetzt stecken diese Seelen in dem Laufe meines Gewehres. Soll ich sie hinausschießen in die Luft, daß sie von den Winden zerrissen werden und niemals in die ewigen Jagdgründe gelangen?“

Der Eindruck dieses Streiches war drastischer, als ich erwartet hatte. Alle vier Häuptlinge sprangen empor, und ringsumher ertönte ein einziger Schrei des Entsetzens. Ich beeilte mich, sie zu beruhigen:

„Die roten Männer mögen sich setzen und das Calumet mit mir rauchen; wenn sie meine Brüder sind, werde ich ihnen ihre Seele zurückgeben!“

Sie nahmen sehr schnell wieder Platz, und To-kei-chun griff zur Pfeife. Es kam mir ein lustiger Einfall, durch den ich diese Leute vielleicht noch willfähriger machen konnte. Einer der drei Häuptlinge hatte nämlich auf seinem büffellebernen Jagdrocke als besondere Zierde zwei thalergroße Messingknöpfe. Ich trat nahe zu ihm heran.

„Mein roter Bruder, leihe mir einmal diesen Schmuck; er wird ihn gleich wieder bekommen!“

Ehe er ſich weigern konnte, hatte ich ihm beide Knöpfe abgedreht und trat um einige Schritte zurück, ohne mich um ſeine Beſtürzung zu bekümmern.

„Meine roten Brüder ſehen hier dieſe Knöpfe zwiſchen meinen Fingern, einen in jeder Hand; ſie mögen genau aufmerken!“

Ich that, als ſchleuderte ich die Knöpfe in die Luft, und hielt ihnen dann die leeren Hände entgegen.

„Meine Brüder mögen herſchauen! Wo ſind die Knöpfe?“

„Fort!“ rief ihr Beſitzer mit aufſteigendem Zorne.

„Ja; ſie ſind fort, weit hinauf gegen die Sonne. Mein roter Bruder mag ſie herunterſchießen!“

„Das kann kein roter und kein weißer Mann, auch kein Zauberer!“

„So werde ich es thun! Meine roten Brüder mögen aufmerken, wenn die Knöpfe herabkommen!“

Ich nahm nicht meine Büchſe, weil in derſelben die Skizze ſtak, ſondern das alte, geladene Doppelgewehr, welches neben To-kei-chun lag, richtete den Lauf desſelben kerzengerade empor und drückte ab. Einige Sekunden ſpäter ſchlug etwas hart neben uns in den Boden. Der Beſitzer des koſtbaren Knopfes fuhr hinzu und grub ihn mit Hilfe ſeines Meſſers aus der Erde.

„Uff, er iſt's!“

Während alle den wunderbaren Gegenſtand betrachteten, legte ich den zweiten Knopf auf die Mündung des zweiten Laufes und richtete das Gewehr empor. Der Schuß krachte, und jedermann blickte in die Höhe. Da ſtieß Bob einen lauten Schrei aus, ſprang vom Boden auf und rieb ſich, auf einem Beine umherſpringend, die Achſel.

„Oh, ah, Maſſa mich treffen, Nigger Bob auf Achſel ſchießen!“

Der Knopf war ihm wirklich auf die Schulter gefallen und lag neben ihm am Boden. Der Häuptling hob ihn auf und steckte die beiden wiedererlangten Wertobjekte mit einer Miene zu sich, in welcher der feste Entschluß lag, sie nicht wieder in die Sonne werfen zu lassen. Dieses kleine Taschenspielerstückchen machte, so leicht es ist, einen außerordentlichen Eindruck. Ich hatte zwei Knöpfe in die Sonne geworfen und sie wieder heruntergeschossen; sie waren wirklich oben gewesen, sonst hätte der eine nicht so tief in die Erde geschlagen und der andere dem Schwarzen, der vor Schmerzen die fürchterlichsten Gesichter schnitt, eine so respektable Beule verursacht. Die Häuptlinge saßen still am Boden, sichtlich nicht wissend, wie sie sich jetzt zu benehmen hätten, und ihre Umgebung wartete mit Spannung der Dinge, die nun kommen würden. Ich versuchte, die Spannung in einer allerdings etwas gewagten Weise zu lösen. Neben To-kei-chun lag noch die Pfeife nebst dem Opossumbeutel, in dem sich der nach indianischer Sitte mit Hanfblättern vermischte Tabak befand. Ich ergriff das Calumet, stopfte es, nahm meine stolzeste Haltung an und begann:

„Meine roten Brüder glauben an einen großen Geist, und sie haben recht, denn ihr Manitou ist auch mein Manitou; er ist der Herr des Himmels und der Erde, der Vater aller Völker und will, daß alle Menschen in Frieden und Eintracht bei einander wohnen. Die roten Männer sind wie das Gras zwischen diesen Zelten; die Bleichgesichter aber haben eine Zahl wie die Halme aller Prairien und Savannen. Sie sind herübergekommen über das große Wasser und haben vertrieben die roten Männer von ihren Jagdgründen; das ist nicht gut von ihnen. Aber warum hegen da die roten Männer Feindschaft gegen alle Bleichgesichter? Wissen die roten Männer nicht, daß sehr viele Nationen der Bleichgesichter auf Erden wohnen und daß es

nur drei von ihren Stämmen sind, welche die roten Krieger vertrieben haben? Wollen die Krieger der Comanchen ungerecht sein und den Unschuldigen mit dem Schuldigen hassen? Old Shatterhand gehört zu dem mächtigen und weisen Stamme der Germani; hat dieser Stamm den roten Männern jemals ein Leid gethan? Die großen Häuptlinge der Germani zürnen den Häuptlingen der drei bösen Stämme, also sind die Krieger der Germani Freunde und Brüder der roten Männer. Meine roten Brüder mögen anblicken Old Shatterhand, der vor ihnen steht! Sehen sie in seinem Gürtel den Skalp eines roten Mannes? Finden sie an seiner Lanze, seinen Leggins und Mokassins die Haare eines ihrer Brüder? Wer kann sagen, daß er seine Hand tauche in das Blut der roten Männer? Er hat mit seinen Freunden im Walde gelegen, als die Krieger der Racurroh mit seinen beiden Feinden das Calumet rauchten, und keinem ein Haar gekrümmt. Er hat Ma-ram, den Sohn des großen Häuptlings To-kei-chun, gefangen genommen; aber er hat ihn nicht getötet, sondern ihm seine Waffen gegeben und ihn in das Wigwam seines Vaters geführt. Hat er nicht sechs Krieger der Racurroh töten können und ihnen nichts gethan, sondern nur den einen gebunden, damit ihn seine Brüder finden und losbinden können? Konnte er nicht folgen den Kriegern, welche in die Berge gezogen sind, viele von ihnen töten und das Grabmal des toten Häuptlings entweihen? Hat er nicht mit seiner Büchse geschossen auf die beiden Bleichgesichter, welche die Wache der Comanchen töteten und dann mit dem Golde entflohen? Hat er nicht die Seelen der Comanchen in seinem Rohre und will sie dennoch nicht verderben? Kann er nicht alle Medizinen der Racurroh in die Sonne werfen, ohne daß er sie wieder herunterschießt, und dennoch begehrt er, der Bruder der Comanchen zu sein und das

Calumet mit ihnen zu rauchen? Die Häuptlinge der Comanchen ſind tapfer, weiſe und gerecht; wer das nicht glaubt, den wird Old Shatterhand töten mit dem Rohre, aus welchem tauſend Kugeln kommen, und darum wird er jetzt mit ihnen den Rauch des Friedens eſſen!"

Ich ſteckte den Tabak in Brand, that zwei Züge nach dem Himmel und der Erde, vier nach den Weltgegenden und gab dann To-kei-chun die Pfeife. Es gelang mir wirklich, ihn zu überrumpeln; er nahm das Calumet, that ſeine ſechs Züge und gab es dann weiter; der letzte Häuptling gab es mir zurück, und jetzt erſt ſetzte ich mich, und zwar mitten unter ſie hinein.

„Wird mein weißer Bruder uns nun unſere Seelen wiedergeben?" fragte einer der Häuptlinge beſorgt.

Ich mußte ſehr vorſichtig antworten:

„Bin ich nun unter den roten Männern wie ein Sohn der Comanchen?"

„Old Shatterhand iſt unſer Bruder; er iſt frei. Er wird eine Hütte erhalten und kann thun, was er will?"

„Welche Hütte werde ich bekommen?"

„Old Shatterhand iſt ein großer Krieger; er wird das Zelt erhalten, welches er ſich wählt."

„So mögen meine roten Brüder mit ihm kommen, damit er wählen kann!"

Sie erhoben ſich, um mir zu folgen. Ich ſchritt die Zeltreihe noch weiter aufwärts, bis ich eine Hütte bemerkte, vor welcher vier Männer Wache hielten. Ich legte die Hände an den Mund und ſtieß das Geheul des Coyoten aus, und ſofort wurde mir aus dem Innern des Zeltes die erwartete Antwort. Ich that einen Sprung bis an die Thür.

„Hier iſt die Wohnung von Old Shatterhand!"

Die Häuptlinge ſahen einander höchſt verblüfft an,

denn dieſen ſo leicht denkbaren Fall hatten ſie gar nicht vorgeſehen.

„Dieſes Zelt kann mein weißer Bruder nicht bekommen!“

„Warum?“

„Es gehört den Feinden der Comanchen.“

„Wer ſind dieſe Feinde?“

„Zwei Bleichgeſichter und ein roter Mann.“

„Wie ſind die Namen dieſer Männer?“

„Der rote Mann iſt Winnetou, der Häuptling der Apachen, und einer der Weißen iſt Sans-ear, der Indianertöter.“

Wußten ſie noch gar nicht, daß ich der Gefährte der Gefangenen geweſen war? Ich hatte allerdings zu Maram kein Wort darüber geſprochen, aber es mußte doch durch Patrik zur Sprache gekommen ſein.

„Old Shatterhand will dieſe Männer ſehen!“

Mit dieſem Worte trat ich ein; ſie folgten augenblicklich.

Die Gefangenen lagen, an Händen und Füßen gebunden, an der Erde und waren außerdem noch an die Zeltſtangen gefeſſelt. Sie hatten jedenfalls bereits meine Stimme erkannt, aber keiner von ihnen ſprach ein Wort, keiner verriet durch eine Miene die frohe Empfindung, welche meine Anweſenheit hervorrufen mußte.

„Was haben dieſe Männer gethan?“ fragte ich.

„Sie haben getötet die Krieger der Comanchen.“

„Hat mein roter Bruder dies geſehen?“

„Die Krieger der Racurroh wiſſen es.“

„Die Krieger der Racurroh werden es beweiſen müſſen! Dieſes Zelt iſt mein, und dieſe drei Männer ſind meine Gäſte!“

Ich zog das Meſſer, um die Bande der Gefangenen zu löſen; da ergriff einer der Häuptlinge meinen Arm.

„Dieſe Männer müſſen ſterben. Mein weißer Bruder wird ſie nicht zu ſeinen Gäſten machen!“

„Wer kann mir das verbieten?“

„Die vier Häuptlinge der Racurroh!“

„Sie mögen es wagen!“

Ich ſtellte mich zwiſchen ſie und die Gefangenen. Außer ihnen war nur Bob eingetreten.

„Bob, ſchneide die Stricke entzwei; zuerſt bei Winnetou!“

Der Neger hatte ſich bereits zu ſeinem Herrn geſchlichen; doch folgte er meinem Befehle, da auch er den Gedanken haben mochte, daß Winnetou uns mehr nutzen könne, als Bernard.

„Der ſchwarze Mann mag ſein Meſſer einſtecken!“ gebot derſelbe Häuptling, aber bereits war Winnetou frei von ſeinen Feſſeln.

„Uff!“ rief der Häuptling, als er ſeinen Befehl mißachtet ſah, und wollte ſich auf Bob werfen, der bereits über Sam kniete, um ihn zu befreien.

Ich trat ihm entgegen; er zuckte das Meſſer auf mich und traf mich, da ich mich ſchnell zur Seite wandte, in den Oberarm. Er hatte nicht Zeit, das Meſſer aus der Wunde zu ziehen; ein Fauſtſchlag von mir ſtreckte ihn zu Boden; ein zweiter traf mit derſelben Wucht ſeinen Nebenmann; dann faßte ich den dritten bei der Kehle, während Winnetou trotz ſeiner geſchwollenen Handgelenke ſeine Finger bereits um den Hals To-kei-chuns gelegt hatte.

Nur das einzige „Uff!“ war erſchollen; draußen ſtanden die Wächter, dennoch waren wir in zwei kurzen Minuten Herren der Hütte, und die Häuptlinge lagen gebunden und geknebelt am Boden.

„Haevens, war das Hilfe in der Not!“ meinte Sam, indem er ſich die vor Schmerz und der Stockung des Blutes

beinahe bewegungslosen Glieder rieb. „Charley, wie hast du das nur zum Beispiel fertig gebracht?“

„Später erkläre ich euch das. Jetzt aber bewaffnet euch vor allen Dingen; diese vier Männer tragen genug Waffen bei sich!“

Auch ich öffnete, um allen Eventualitäten begegnen zu können, den an meinem Gürtel hängenden Munitionsbeutel und lud meinen Stutzen wieder. Während dieser kurzen Arbeit gab ich ihnen meine Verhaltungsmaßregeln, welche darauf hinausliefen, die vier Häuptlinge augenblicklich zu töten, wenn man einen Angriff auf uns unternehmen sollte. Dann trat ich aus der Hütte. Die Wachen hatten sich aus Respekt vor den Häuptlingen etwas von derselben zurückgezogen, und weiterhin stand eine bedeutende Anzahl von Comanchen, welche uns gefolgt waren, neugierig auf den Verlauf des gegenwärtigen Abenteuers. Ich ging zunächst zu den Wachen.

„Meine Brüder haben vernommen, daß Old Shatterhand ein Häuptling der Comanchen geworden ist?“

Das Senken ihrer Augen bedeutete eine bejahende Antwort.

„Die roten Krieger werden die Hütte gut bewachen und keinen hineinlassen, bis die Häuptlinge anders befehlen!“

Nun trat ich zu den anderen.

„Meine Brüder mögen gehen und alle Krieger nach dem Ort der Beratung rufen!“

Sie zerstreuten sich, und ich schritt allein der angegebenen Stelle zu. Wer mit den Gebräuchen der Wilden nicht vertraut ist, wird in meinem Verhalten eine fürchterliche Waghalsigkeit suchen, doch mit Unrecht. Der Indianer ist keineswegs der ‚Wilde‘, für den er ausgegeben wird. Er hat seine unumstößlichen Gesetze und Gebräuche. Wer sich dieselben nutzbar zu machen versteht, läuft wenig

Gefahr. Uebrigens handelte es sich hier ja gleich von vornherein um Leben oder Tod, und mehr als das Leben konnte ich also durch kein Wagnis auf das Spiel setzen.

Es gelang mir unterwegs, die Spuren des unbedeutenden Stiches zu verwischen; dann setzte ich mich da nieder, wo ich vorhin gesessen hatte. In zehn Minuten war der ganze Platz von Kriegern angefüllt. In der Mitte blieb ein freier Raum, in welchem sich jene Bevorzugten niedergelassen hatten, die bereits vorhin gegenwärtig gewesen waren. An andern Orten geht eine Versammlung nie ohne Lärm ab; hier aber unter diesen sogenannten Wilden wurde kein einziges Wort gesprochen. Jeder kam ernst und still, suchte sich seinen Platz und stand dann bewegungslos wie eine Statue, um das Kommende zu erwarten.

Ich winkte die vorhin erwähnten Ausgezeichneten zu mir heran; sie nahmen vor mir in einem Halbkreise Platz und ich begann:

„Old Shatterhand ist Häuptling der Comanchen geworden. Meine Brüder haben es gehört?“

„Wir wissen es,“ antwortete einer für sie alle.

„Er sollte sich eine Hütte auslesen und wählte das Zelt der Gefangenen. War es nun sein Eigentum?“

„Es gehörte ihm!“

„Und dennoch wurde es ihm verweigert. Sind die Häuptlinge der Comanchen Lügner? Die Gefangenen begehrten den Schutz von Old Shatterhand. Durfte er ihnen denselben verweigern?“

„Nein.“

„Er nahm sie in seinen Schutz und sagte, sie seien seine Gäste. Durfte er das thun?“

„Er hatte das Recht und die Pflicht dazu. Aber er darf sie dem Gerichte nicht entziehen; er darf nur sie beschützen und mit ihnen sterben.“

„Und er darf ihre Feſſeln löſen, wenn er ſich für ſie verbürgt?“

„Das darf er.“

„So hat er nur gethan, wozu er das Recht hatte; dennoch wollte ihn einer der Häuptlinge töten. Das Meſſer traf nur ſeinen Arm. Was darf ein Comanche thun, wenn ein anderer Mann ihn in ſeinem eigenen Zelte töten will?“

„Er darf ihn töten.“

„Und alle, die dem Mörder helfen wollen?“

„Alle!“

„Meine Brüder ſind weiſe und gerecht. Die vier Häuptlinge der Racurroh wollten mich ermorden; ich tötete ſie aber nicht, ſondern meine Hand ſchmetterte ſie zu Boden; ſie liegen gebunden in meiner Hütte und werden von meinen Gäſten bewacht. Blut um Blut, Gnade um Gnade. Ich verlange die Freiheit meiner Gäſte gegen die Freiheit meiner Mörder! Meine Brüder mögen ſich beraten, und ich werde warten; aber ſie mögen meine Gäſte nicht beunruhigen, denn dieſe werden die Häuptlinge töten, wenn ein anderer als Old Shatterhand in die Hütte tritt!“

Kein Zug ihres Geſichtes verriet den gewaltigen Eindruck, den dieſe Rede auf ſie machen mußte. Ich zog mich ſoweit von ihnen zurück, daß ich ihre Worte nicht hören konnte. Sie bildeten, wie ich mir gleich beim erſten Zuſammentreffen mit ihnen gedacht hatte, ſozuſagen ein unter den Häuptlingen ſtehendes Ratskollegium. Auf ihre Winke kamen von jeder Seite des Platzes einige Männer herbei, denen ſie den Sachverhalt zur Weiterbeförderung an die Umſtehenden mitzuteilen ſchienen. Dieſe Maßregel brachte einige Bewegung in der Verſammlung hervor, aber ohne daß mir irgend welche Beläſtigung daraus erwuchs. Dann wurde lange, ſehr lange beraten, bis ſich drei von ihnen erhoben und zu mir traten. Einer nahm das Wort:

„Unſer weißer Bruder hält die Häuptlinge der Racurroh gefangen in ſeiner Hütte?“

„So iſt es.“

„Er wird ſie den Kriegern der Comanchen ausliefern, damit dieſe über ſie Gericht halten.“

„Meine Brüder vergeſſen, daß die Krieger nie über ihren Häuptling Gericht halten können, außer wenn er im Kampfe feig iſt. Die Häuptlinge der Racurroh wollten Old Shatterhand töten; ſie ſind in ſeinem Wigwam, und er allein kann ſie beſtrafen.“

„Und was wird er mit ihnen thun?“

„Er wird ſie töten, wenn er nicht die Freiheit ſeiner Gäſte bekommt?“

„Kennt er dieſe Gäſte?“

„Ja.“

„Es iſt Sans-ear, der Indianertöter.“

„Haben meine Brüder geſehen, daß er einen Comanchen getötet hat?“

„Nein. Und Winnetou, der Pimo*), der Hunderte von Comanchen tötete!“

„Hat er einen Racurroh getötet?“

„Nein. Wer iſt der dritte?“

„Ein Mann aus dem Norden, der noch niemals den Sohn einer roten Mutter tötete.“

„Wenn unſer Bruder die Häuptlinge tötet, ſo wird auch er mit ſeinen Gäſten erſchlagen!“

„Meine Brüder treiben Scherz! Wer will Old Shatterhand töten? Hat er nicht die Seelen der Comanchen in dem Laufe ſeines Gewehres?“

Sie befanden ſich in Verlegenheit und beſannen ſich. Unmöglich konnten ſie ihre Häuptlinge preisgeben.

„Mein Bruder möge warten, bis wir wiederkehren!“

*) Unter den Comanchen Schimpfname der Apachen.

Sie entfernten ſich, und die Beratung begann von neuem. Soweit ich blicken konnte, verriet kein Angeſicht eine Spur von Haß oder Wut gegen mich. Ich wehrte mich mutig und vertraute ihnen; es war alſo keine Schande für ſie, mit mir zu unterhandeln. Nach beinahe einer halben Stunde kehrten die drei Abgeſandten wieder zu mir zurück.

„Old Shatterhand ſoll haben ſeine Freiheit und die Freiheit ſeiner Gäſte den vierten Teil einer Sonne lang!“

Ah, alſo gerieten ſie auf das alte Indianervergnügen, ihre Gefangenen freizulaſſen, um eine intereſſante Jagd abhalten zu können, und verbanden damit den Vorteil, alle Gefahr von ihren Häuptlingen abzuwenden. Sechs Stunden gaben ſie uns Vorſprung; das war wenig; aber wenn wir grad ſechs Stunden vor abends aufbrachen, ſo dehnte ſich dieſe Friſt zugleich über die ganze Nacht aus, während welcher ſie uns doch nicht folgen konnten. Ich wäre unter den gegenwärtigen Verhältniſſen ein Thor geweſen, wenn ich nicht zugegriffen hätte; doch mußte das allerdings mit der nötigen Zurückhaltung geſchehen.

„Old Shatterhand ſagt ja, wenn ſeine Gäſte die Waffen zurückerhalten, die man ihnen abgenommen hat.“

„Sie werden ſie bekommen.“

„Auch alles andere, was ihnen gehörte?“

Ich zielte damit beſonders auf die Wertſachen, welche Bernard bei ſich getragen hatte, und von denen ich nicht wußte, ob er ihrer beraubt worden ſei.

„Alles!“

„Meine weißen Gäſte ſind gefangen worden, obgleich ſie den Racurroh nichts Böſes gethan hatten; die Häuptlinge aber ſollen freigelaſſen werden, trotzdem ſie mich töten wollten; der Tauſch iſt nicht gleich!“

„Was verlangt mein Bruder noch?“

„Dieſer Stich im Arme ſoll koſten den Häuptlingen drei Pferde, die ich mir unter ihren Tieren auswähle; ich gebe ihnen dafür drei von den unſrigen.“

„Mein Bruder iſt klug wie der Fuchs; er weiß, daß ſeine Tiere müde ſind. Aber er ſoll haben, was er begehrt. Wann wird er die Häuptlinge gehen laſſen aus ſeinem Wigwam?“

„Wenn er fortreitet von ſeinen roten Brüdern.“

„Und wird er geben die Seelen aus dem Laufe ſeiner Büchſe?“

„Er wird ſie nicht in die Winde ſchießen.“

„So möge er ziehen, wohin er will. Er iſt ein großer Krieger und ein liſtiger Schakal; die Sinne der Häuptlinge der Comanchen ſind verdunkelt geweſen, daß ſie mit ihm geraucht haben das Calumet des Friedens. Howgh!“

Der Handel war gemacht, und ich konnte gehen. Die Umſtehenden ließen mich unbehelligt durch, und langſam, ohne mich zu beeilen, ſchritt ich meinem Wigwam zu. Ich war natürlich mit der außerordentlichſten Spannung erwartet worden, und als ich allein eintrat, war dies ihnen ein Zeichen, daß die Sache nicht ſehr ſchlimm abgelaufen ſein könne.

„Nun?“ fragte Bernard, den die Wißbegierde keinen Augenblick warten ließ.

„Wurden Euch Eure Diamanten oder Papiere abgenommen?“

„Nein. Warum?“

„Weil Ihr ſie ſonſt wieder erhalten müßtet. Wir ſind auf ſechs Stunden frei!“

„Frei, Maſſa?“ rief Bob. „Oh, ah, frei ſein Bob und Maſſa Bern'. Aber bloß ſechs Stunden, dann wieder fangen Indian' Maſſa Bern' und Bob!“

„Well,“ meinte Sam, „das iſt alles, was wir nur

wünſchen können. Das war ja eine ganz verteufelte Patſche, in die wir da zum Beiſpiel hineingeraten ſind! Aber, wie ſteht es mit der Tony?"

„Die bekommſt du, und dazu alles, was dir gehört. Auch Winnetou erhält ſein Pferd. Die andern Tiere aber ſind zu angegriffen, und obgleich ich meinen braven Muſtang nicht gern fortgebe, habe ich mir doch ausbedungen, unter den Pferden der Häuptlinge drei für uns auswählen zu dürfen."

„Heigh-day, Charley," lachte Sam; „ſechs Stunden Vorſprung und fünf gute Pferde, das iſt genug für ſolche alte Seekers, wie wir ſind. Denn daß du dir keine Ziegenböcke ausſuchen wirſt, das will ich ganz gewißlich meinen!"

Jetzt ging es nicht anders, ich mußte ihnen wenigſtens kurz erzählen, was ich ſeit unſerer gewaltſamen Trennung erlebt hatte. Noch war ich damit nicht fertig, ſo ertönte draußen ein Ruf. Ich trat hinaus und ſah die Alte, aus deren Topf ich zweimal gegeſſen hatte.

„Das Bleichgeſicht mag kommen!"

„Wohin?"

„Zu Ma-ram."

Das war eine ſonderbare Botſchaft. Ich verſtändigte erſt meine Gefährten und folgte ihr dann. Sie führte mich zu der Hütte, welche meiner geſtrigen Wohnung gegenüber lag. Vor derſelben hielten zwei Pferde, auf deren einem Ma-ram ſaß.

„Mein weißer Bruder möge ſich ſeine Pferde wählen!"

Alſo das war es! Ich ſtieg auf, und ſchnell ging es durch die Straße hinaus in die Prairie, wo wir eine ziemliche Anzahl von Pferden angehobbelt fanden. Der junge Indianer führte mich geradeswegs zu einem Rapphengſte.

„Das beſte Roß der Racurroh! Ma-ram erhielt es von ſeinem Vater; er ſchenkt es Old Shatterhand für den Skalp, den er ihm gelaſſen hat!"

Ich war überraſcht über dies reiche und beinahe großmütige Geſchenk, denn auf einem ſolchen Roſſe konnte ich nicht eingeholt werden. Natürlich nahm ich es an und ſuchte für Bernard und Bob zwei andere aus, mit denen ſie zufrieden ſein konnten.

Nun ging es wieder zurück. Ma-ram hielt vor ſeinem Zelte.

„Mein weißer Bruder ſteige ab und komme herein!“

Dieſe Einladung konnte ich nicht ausſchlagen. Ich wurde in das Innere des Zeltes geführt und erhielt ein Stück Kammaskuchen zu koſten, den die Comanchen ganz vortrefflich zuzubereiten verſtehen. Dann verabſchiedete ich mich. Als ich aus der Hütte trat, ſah ich das dunkeläugige Mädchen, welches ich bereits am Morgen bemerkt hatte, bei meinen Pferden beſchäftigt. Sie packte Proviant auf und errötete, als ich ſie dabei überraſchte.

„Wer iſt dieſe Tochter der Racurroh?“ fragte ich Ma-ram.

„Es iſt Hi-lah-dih*), die Tochter des Häuptlings To-kei-chun. Sie bittet dich, zu nehmen, was ſie dir bietet, weil du verſchont haſt ihren Bruder Ma-ram.“

Ich reichte dem Mädchen die Hand.

„Manitou gebe dir Glück und viele Sonnen, du Blume der Savanne. Dein Auge iſt hell, und deine Stirn iſt rein; möge auch dein Leben ſo licht und ungetrübt bleiben!“

Ich ſchwang mich auf und brachte meine drei Pferde zu den Freunden. Dieſe und namentlich Sam gerieten in Entzücken beim Anblick des Rapphengſtes.

„Charley,“ meinte er, „der iſt beinahe ſo viel wert wie meine alte Tony, nur daß dieſe einen kürzeren Schwanz und längere Ohren hat. Uebrigens iſt nun alles bei-

*) „Die reine Quelle“.

ſammen, denn dieſe roten Kerls haben uns alles gebracht, was uns fehlte. Jetzt iſt es grad ſechs Uhr vor Abend. Laß uns aufbrechen und dann zum Beiſpiel ſehen, ob ſie uns nochmals bekommen werden!“

Wir packten auf, was wir mitzunehmen hatten, und löſten dann die Feſſeln unſerer Gefangenen.

„Maſſa, nun fort,“ mahnte Bob, „ſehr viel ſchnell fort, daß nicht kommen nach Indian' und fangen wieder all' ganz Maſſa Bern', Sam, Charley und Winnetou!“

Die Häuptlinge rührten ſich nicht, ſo lange wir uns noch im Zelte befanden. Wir ſtiegen auf; fort ging es! Die Zeltſtraße war leer; kein Indianer war zu ſehen; jedenfalls aber wurde unſer Abzug von allen beobachtet. Nur beim Zelte To-kei-chuns war es mir, als ob vier Augen durch die Ritze des Vorhanges lugten. Hundert Herzen klopften in der Erwartung, uns einzuholen; hier aber gab es ſicherlich zwei, welche wünſchten, daß wir entkommen möchten. — — —

Viertes Kapitel.

In Californien.

Wir waren über den Rio Colorado gegangen, hatten das Gebiet des Pahutas glücklich hinter uns und dachten, nun bald die östlichen Ausläufer des Nevada-Gebirges zu erreichen, wo wir am Mona-See einige Tage Rast halten wollten. Von dem Gebiete der Comanchen bis hierher ist es ein wenig weit. Man hat unendlich scheinende Savannen, himmelhohe Gebirge und dann salzige, weite Wüstenflächen zu überwinden, und so kräftig Pferd und Reiter auch sein mögen, es machen sich die Folgen solcher Strapazen doch bei Mensch und Tier geltend.

Und was trieb uns, diesen weiten Weg zurückzulegen, auf welchem wir Californien vor uns liegen hatten? Erstens wollte Bernard Marshal dort seinen Bruder suchen; zweitens nahmen wir an, die beiden Morgans seien in das Land des Goldes gegangen, nachdem sie am Rio Pecos ihren Raub auf eine so plötzliche Weise verloren hatten.

Zu dieser Vermutung war aller Grund vorhanden.

Als wir damals das Zeltdorf der Comanchen verließen, ritten wir den Nachmittag und die ganze Nacht hindurch, so daß wir bereits am nächsten Mittag die obere Sierra Guadelupe vor uns sahen. Sams Stute und Winnetous Klepper hielten sich trotz der gewaltigen Anstrengung außerordentlich gut, und die andern Pferde waren ja so frisch, daß wir um sie keine Sorge hatten. Auch die Guadelupe wurde überwunden, ohne daß wir eine Spur von Ver-

folgung bemerkten, und als wir einige Tage später den Rio grande überschritten hatten, brauchte es uns wegen der Comanchen nicht mehr bange zu sein.

Westlich vom Rio grande schieben die Cordilleren von Sonora zahlreiche Höhenzüge nach Norden vor, welche wir ohne besondere Abenteuer erreichten. Hier aber trat ein wichtiges Ereignis ein.

Wir hatten uns nämlich um die Mittagszeit auf der Höhe eines Passes gelagert, und Winnetou stand als Ausguck an einem Felsen über uns, von wo aus sein Blick den ganzen Weg vor und hinter uns beherrschen konnte.

„Uff!“ rief er da plötzlich in jenem Gutturaltone, der den Indianern eigen ist, legte sich auf den Boden und glitt schnell zu uns herab.

Wir griffen natürlich sofort zu unsern Waffen und erhoben uns.

„Was giebt es?“ fragte Marshal.

„Rote Männer.“

„Wie viel?“

„So!“

Er hielt die fünf Finger der Rechten und drei der Linken in die Höhe.

„Acht! Von welchem Stamme?“

„Winnetou konnte es nicht sehen, denn die Männer haben alle Zeichen abgelegt.“

„Sind sie auf dem Kriegspfade?“

„Sie haben keine rote und blaue Erde im Gesicht, aber sie tragen Waffen.“

„Wie weit sind sie noch?“

„Im vierten Teile der Zeit, welche die Bleichgesichter eine Stunde nennen, werden sie hier sein. Meine Brüder mögen sich teilen. Winnetou geht mit Sans-ear vorwärts, und Marshal mit dem schwarzen Manne rückwärts, um

ſich hinter die Felſen zu verſtecken. Mein Bruder Charlih wird hier bleiben bei ſeinem Pferde.“

Er nahm die andern vier Pferde bei den Zügeln und führte ſie hinter das Geſtein, wo ſie nicht bemerkt werden konnten; dann wurde von ihm und den drei Gefährten die angegebene Stellung eingenommen. Ich blieb ſitzen, der Richtung, aus welcher die Erwarteten kommen ſollten, halb zugewandt; meine Büchſe lag bereit.

Die Viertelſtunde war kaum vergangen, ſo vernahm ich Pferdegetrappel; ich that, als hätte ich es nicht gehört, hielt aber das halbe Auge ſcharf auf die acht Geſtalten gerichtet, welche mich bereits bemerkt hatten und einen Augenblick lang ihre Pferde parierten. Sie wechſelten einige Worte und kamen dann auf mich zu. Der Boden war hier ſo felſig, daß er keine Spuren annahm; ſie konnten alſo nicht ſehen, daß ich nicht allein war.

Ich ſtand jetzt ruhig auf und nahm meine Büchſe zur Hand; ſie blieben wohl zehn Schritte vor mir halten, und der vorderſte fragte:

„Was thut das Bleichgeſicht hier in den Bergen?“

„Der weiße Mann hält Raſt von einem weiten Wege.“

„Woher kommt er?“

„Vom Ufer des Rio grande.“

„Und wo will er hin?“

„Uff!“ rief da ein anderer, noch ehe ich die letzte Frage beantworten konnte. „Die Krieger der Comanchen haben dieſen weißen Mann am Waſſer des Pecos geſehen. Er war da mit Ma-ram, dem Sohn des Häuptlings, und ſchoß auf die beiden Bleichgeſichter, denen meine Brüder nachgejagt ſind!“

Dieſer Mann gehörte alſo zu den fünf Comanchen, welche durch ihren Angriff auf mich das Entkommen der Morgans verſchuldet hatten. Ich hatte ihn nicht erkannt,

weil er damals die Kriegsmalerei im Gesichte trug und mir nur ein kurzer Blick auf die Leute ermöglicht gewesen war.

„Wohin ist das Bleichgesicht mit Ma-ram gegangen?“ fragte mich nach dieser Erklärung der Anführer.

„Nach den Wigwams der Comanchen.“

„Wie kam der weiße Mann mit Ma-ram zusammen?“

„Ich nahm ihn gefangen in dem Thale, in welchem er zurückgeblieben war, als die Krieger der Comanchen Winnetou, Sans-ear, ein Bleichgesicht und einen Neger überfielen.“

Bei dieser Antwort griffen die Comanchen zu ihren Messern.

„Uff!“ rief der Anführer. „Er hat Ma-ram gefangen genommen! Wo blieben die andern roten Männer?“

„Ich that ihnen kein Leid. Den einen band ich, und die vier anderen hatten keine Augen und Ohren, um zu sehen und zu hören, daß ich den Sohn des Häuptlings mit mir nahm.“

„Aber Ma-ram war nicht gebunden, als wir ihn bei dem Bleichgesichte sahen,“ bemerkte der frühere Sprecher.

„Ich gab ihn wieder frei, denn er versprach, mir ruhig nach den Wigwams der Comanchen zu folgen.“

„Uff! Was wollte der weiße Mann dort?“

„Den Häuptling der Apachen und Sans-ear befreien. Ich nahm die vier Häuptlinge der Racurroh gefangen und gab sie nur gegen ihre Gefangenen wieder los. Ich durfte mit ihnen gehen, und die Comanchen gaben uns den vierten Teil einer Sonne Zeit, zu entkommen.“

„Und die Gefangenen sind entkommen?“

„So ist es!“

Es machte mir Spaß, sie durch Darstellung dieser Verhältnisse in Harnisch zu bringen.

„Dann muß das Bleichgesicht sterben!“

Er ergriff sein Gewehr; es war das einzig vorhandene; die andern hatten nur Bogen und Pfeile als Schußwaffen.

„Die roten Männer würden tot sein, noch ehe sie ihre Waffen erhoben haben, denn ich fürchte mich nicht vor acht Indsmen. Aber die Krieger der Comanchen werden mir nichts thun, wenn ich ihnen sage, daß sie Sans-ear, Winnetou und die beiden übrigen heut wieder fangen können."

„Uff! Wo?"

„Hier!" Ich deutete nach rechts und nach links. „Dort steht Winnetou mit Sans-ear, dem Indianertöter, und hier der Weiße mit dem schwarzen Manne!"

Hüben und drüben waren die Genannten einige Schritte vorgetreten und hielten ihre Büchsen im Anschlage. Zu gleicher Zeit war ich um einige Schritte zurückgesprungen und richtete die meinige auf den Anführer.

„Die roten Männer sind unsere Gefangenen; sie mögen von ihren Pferden steigen!" gebot ich ihnen.

Sie waren drei Männer mehr als wir, unsere fünf Büchsen aber waren ihnen überlegen. Zur Flucht gab es weder vor- noch rückwärts eine Gelegenheit, und so wunderte ich mich nicht, als der Anführer die Hand von seinem Schießeisen nahm und fragte:

„Sieht mein weißer Bruder nicht, daß sich die roten Männer nicht auf dem Kriegspfade befinden?"

„Und dennoch wollten sie mich töten! Aber der weiße Mann will nicht das Blut seiner roten Brüder; sie mögen absteigen und mit uns das Calumet des Friedens rauchen!"

Sie zögerten, dieser Aufforderung, hinter welcher eine Kriegslist stecken konnte, zu folgen.

„Wie heißt mein weißer Bruder?" fragte der Rote.

„Man nennt mich Old Shatterhand."

„Uff! Dann dürfen wir seinen Worten glauben. Meine Brüder mögen von ihren Pferden steigen!"

Er nahm die Pfeife vom Sattel und setzte sich neben mir nieder. Seine Gefährten folgten ihm. Meine Kameraden kamen auch herbei und nahmen Platz. Die Pfeife wurde gestopft und herumgereicht. Bernard beging den Fehler, sie auch Winnetou anzubieten. Dieser wehrte ab.

„Der Häuptling der Apachen sitzt bei den Comanchen, weil sein Bruder Frieden mit ihnen wünscht, aber er raucht nicht das Calumet aus ihren Händen. Sie mögen sprechen mit meinen weißen Freunden, aber wenn sie gesprochen haben, so dürfen sie nicht wieder begegnen Winnetou, sonst versammelt er sie zu den toten Schakalen der Wüste!"

Bernard hätte das voraussehen können. Die Comanchen thaten, als hätten sie diese Worte gar nicht gehört. Ich wandte mich an ihren Anführer:

„Die roten Männer sind nachgejagt den beiden weißen Verrätern?"

„Mein Bruder hat es bereits gehört!"

„Und haben sie nicht erreicht?"

„Nein. Die Verräter kamen auf das Gebiet der Feinde der Comanchen, wo diese umkehren mußten."

„Wie konnten sie entkommen, da sie doch keine Pferde hatten?"

„Sie stahlen sich die Tiere der Comanchen."

„Ah! Haben die Comanchen keine Augen, den Dieb zu sehen, und keine Ohren, seine Schritte zu hören?"

„Sie waren versammelt um das Grabmal ihres Häuptlings, und als sie zu den Pferden zurückkehrten, war die Wache getötet, und die zwei besten Tiere fehlten."

Dies war wirklich der einzige Weg für die Morgans gewesen, sich zu retten; aber es hatte eine nicht geringe Verwegenheit dazu gehört, sich — die Verfolger im Rücken — in das Gebirge der Comanchen zu wagen, um ihnen ihre Pferde zu rauben. Die beiden Räuber waren wirklich kühne

Männer, die als Gegner nicht unterſchätzt werden durften. In unſere Hände mußten ſie aber doch kommen, und wenn wir ihnen rund um die Erde folgen ſollten; darum war mir das Zuſammentreffen mit dieſen Comanchen willkommener als jede andere Begegnung.

Sie hielten nur kurze Raſt, und erſt beim Aufbrechen fragte ich ſie:

„Wo haben meine roten Brüder die Spur der weißen Männer zuletzt geſehen?“

„Zwei Sonnen von hier. Will mein Bruder ihnen folgen?“

„Ja. Wenn wir ſie treffen, ſo ſind ſie verloren!“

„Uff! Der weiße Mann ſpricht aus dem Herzen der Comanchen. Er reite immer nach Sonnenuntergang, bis er nach einer Sonne ein großes Thal erreicht, welches von Mittag nach Mitternacht geht. Er folge dieſem nach Mitternacht, wo er die Stelle ihres Feuers finden wird. Dann reite er über die Höhe bis an das Waſſer, welches nach Weſten fließt und folge ihm; er wird finden zweimal die Aſche von ihrem Feuer. Hier mußten die Krieger der Comanchen umkehren, weil dort das Jagdgebiet der Navajoas beginnt.“

„Wie nahe waren meine Brüder, als ſie umkehren mußten, den Verfolgten?“

„Nicht ganz eine halbe Sonne. Die roten Krieger wären ihnen doch gefolgt, aber ſie erblickten in den Thälern die Wigwams der Feinde, bei denen ſie den Tod gefunden hätten.“

„Die Krieger der Comanchen können To-kei-chun und den drei Häuptlingen ſagen, daß Winnetou, Sans-ear und Old Shatterhand die beiden Verräter ereilen werden. Maram mag ſehr oft an Old Shatterhand denken, denn dieſer denkt auch an ihn!“

„Wird Winnetou, der Apache, die Krieger der Comanchen verfolgen?“

„Nein; er ist ihr Feind, aber sie haben das Calumet des Friedens mit seinen Brüdern geraucht; er wird sie ziehen lassen!“

Sie stiegen auf und ritten fort. Wir thaten dasselbe. Sie trugen nach Osten die Kunde, daß sie uns getroffen hatten, und wir nahmen mit nach Westen die Gewißheit, daß wir die Morgans fangen würden.

Wir fanden alles genau nach ihrer Beschreibung. Da die Apachen mit den Navajoas in Freundschaft lebten, so konnten wir mit Winnetou bei ihnen einkehren. Hier erfuhren wir, daß die Gesuchten sich da nur einige Stunden aufgehalten und nach den nächsten Pfaden zum Colorado gefragt hatten. Auch den Mona-See hatten sie erwähnt, und obgleich wir etliche Tageslängen hinter ihnen waren, hatten wir ihre Spuren bisher doch so deutlich gefunden, daß wir überzeugt waren, sie endlich doch noch zu treffen.

Also jetzt hielten wir auf die Sierra Nevada zu und ritten auf einer weiten Ebene mit zahlreichen Büffelspuren. Wir wünschten sehr, eines dieser Tiere zu treffen; wir hatten sehr lange Zeit nur Dürrfleisch genossen, und wenn unser Vorrat auch noch auf einige Tage reichte, so wäre uns die frische Lende oder Keule eines Rindes doch höchst willkommen gewesen.

Aus diesem Grunde schweifte ich mit Bernard, der noch bei keiner Büffeljagd gewesen war, von unserer Richtung nach rechts ab, wo allerlei Strauchwerk auf Wasser und infolgedessen auf die Anwesenheit von Rindern schließen ließ. Es war jetzt die heiße Mittagsstunde, in welcher das Rind sich gern im Wasser kühlt oder in der Nähe desselben wiederkäut.

Wirklich sollte auch meine Hoffnung in Erfüllung gehen,

denn am Horizonte tauchte eine Gruppe von vier Tieren auf, gegen welche wir uns sofort in Bewegung setzten. Leider hatten wir den Wind mit uns, so daß wir sehr bald bemerkt wurden; dadurch sahen wir uns gezwungen, unsere Pferde so weit wie möglich ausgreifen zu lassen. Hier bewährte sich mein Rapphengst auf das glänzendste. Er flog mit einer Leichtigkeit dahin, als ob ich ein ausgetrockneter Jokey von 0,10 spezifischem Gewichte sei, und ließ das Pferd Bernards weit hinter sich zurück. Diese wertvolle Seite des Pferdes bewog mich, es auch auf eine andere Eigenschaft zu prüfen, auf welche im Westen ein außerordentlicher Wert gelegt wird. Ich beschloß nämlich, nicht die Büchse, sondern den Lasso zu gebrauchen. Der meinige hatte kein Oehr, sondern einen Ring, durch welchen die Schlinge viel sicherer und besser läuft, als durch die bei den Indianern gebräuchliche Lederöse.

Unweit eines Weidengestrüppes erreichte ich die Tiere. Es war ein sehr starker Bulle mit drei Kühen, von denen ich mir diejenige auswählte, deren glattes Aussehen auf ein zarteres Fleisch schließen ließ. Ich schnitt sie von den anderen Tieren ab, hielt mich ihr nahe zur Seite und warf die Schlinge. Mein Pferd bewährte sich glänzend. Sobald der Lasso durch die Luft sauste, warf der Hengst sich ganz von selbst herum und stemmte die Beine mit weit nach vorn gebeugtem Körper auf die Erde. Die Schlinge zog sich um den Hals der Kuh zusammen — ein gewaltiger Ruck riß mein Pferd beinahe auf die Hinterschenkel nieder, aber es hielt sich fest und strengte den am Sattelknopfe befestigten Riemen so straff wie möglich an. Die Kuh war niedergerissen worden; ich sprang vom Pferde, zog das Messer und fing sie mit einem kräftigen Stoße in das Genick ab. Der Hengst war mir mit den Augen gefolgt und ließ den Lasso jetzt locker. Ich trat zu dem braven Tiere und

ſtreichelte liebkoſend ſeinen Nacken, wofür es dankbar ſeinen Kopf an meiner Achſel rieb.

Jetzt nahm ich die Schlinge vom Halſe der Kuh und wollte mich eben an das Aufbrechen derſelben machen, als Bernard herbeikam.

„Zu ſpät!“ klagte er. „Soll ich weiter?“

„Nein. Wir haben genug, und Ihr könnt hier mithelfen!“

Er ſtieg ab, und ich warf das Rind auf die andere Seite. Dabei bemerkte ich, daß demſelben ein Zeichen eingebrannt war.

„Ah, es gehört zur Herde einer Eſtancia, einer Hacienda oder eines Rancho.“

„Durften wir die Kuh denn töten?“

„Ja. Die Rinder haben in dieſen Gegenden nur den Wert, den ihre Haut beſitzt. Jeder Reiſende — ſo iſt es gebräuchlich — darf eines derſelben zu ſeinem Bedarfe töten, muß aber die Haut an den Beſitzer abliefern.“

„Dann müſſen wir dieſen aufſuchen?“

„Wieder nein. Sollte ja ein Meierhof hier in der Nähe liegen, ſo brauchen wir nur zu melden, wo das Fell zu finden iſt. Bei dem großen alljährlichen Schlachten kann es gar nicht umgangen werden, daß der eine Herdenbeſitzer eines oder auch mehrere Tiere eines andern mit tötet; dieſem andern geht es ebenſo, und man wechſelt dann die Felle gegenſeitig aus.“

Die Kuh lag höchſtens fünf Schritte von dem erwähnten Gebüſch. Ich hatte meine Auseinanderſetzung kaum beendet, ſo hörte ich ein ſcharf ſauſendes Geräuſch, und Bernard ſtieß einen Schrei aus. Von meiner Arbeit aufblickend, gewahrte ich noch, daß er mit einem Laſſo quer durch den ſchmalen Gebüſchſtreifen geſchleift wurde. Ich raffte die neben mir liegende Büchſe auf, ſprang durch die Sträucher

vor und gewahrte einen Reiter in mexikaniſcher Tracht, welcher mit Marſhal am Riemen davon galoppierte.

Hier gab es kein Zaudern, ſonſt wurde Bernard zu Tode geſchleift. Ich erhob die Büchſe, zielte nach dem Pferde des Reiters und drückte ab. Es that noch einige Schritte und brach dann zuſammen. Ich eilte hinzu. Der Reiter war abgeworfen worden; er erhob ſich, und als er mich erblickte, ließ er alles im Stiche und ergriff die Flucht.

Ich durfte ihm nicht folgen, ſondern mußte zunächſt nach Bernard ſehen. Die Schlinge hatte ihm die Arme ſo feſt an den Leib gezogen, daß er ſich nicht zu rühren vermochte; ich löſte ſie, und er zeigte ſich glücklicherweiſe ſo wenig beſchädigt, daß er ſich ſofort mit heiler Haut zu erheben vermochte.

„Alle Wetter, war das eine Rutſchpartie, Charley! Was wollte dieſer Kerl?“

„Weiß es nicht!“

„Warum habt Ihr die Kugel nicht ihm ſtatt dem Pferde gegeben?“

„Erſtens iſt er ein Menſch und das Pferd ein Tier, und zweitens hätte Euch ſein Tod gar nicht viel genützt, denn der Laſſo iſt, wie Ihr ſeht, an den Sattel befeſtigt, und das Pferd hätte Euch alſo auch ohne Reiter weiter geſchleift.“

„Konnte dieſen Gedanken auch haben!“ meinte er, ſeine Glieder unterſuchend, ob ſie noch in gutem Zuſtande ſeien.

„Kommt zurück zur Kuh! Wir wollen machen, daß wir mit ihr fertig werden, denn hier ſcheint es nicht recht geheuer zu ſein.“

„Ich denke, wir ſind hier ähnlichen Gefahren gar nicht mehr ausgeſetzt, da das Gebiet der Indsmen hinter uns liegt!“

„Da irrt Ihr Euch ſehr. Wir befinden uns bereits auf jenem gefährlichen Terrain, wo ſtatt der Indianos bravos,

wie der Spanier die Wilden nennt, die mexikanischen Straßenräuber und Yankeegauner ihr Unwesen treiben. Ihr werdet bald von ihnen zu sehen und zu hören bekommen!"

Wir nahmen nur die besten Stücke von dem Rinde, packten sie hinter uns auf den Sattel und suchten den Unsern nachzukommen. Dieses wurde uns nicht schwer, da sie inzwischen Halt gemacht hatten. Als Bob unsern Fleischvorrat bemerkte, rief er schon von weitem:

„Oh, ah, da kommen Massa mit Beefsteak! Nigger Bob gleich holen Holz, daß machen Feuer und braten Schinken von Büffel!"

Wir ließen ihn gewähren und besprachen, während er emsig als Koch beschäftigt war, unser Abenteuer. Als der Braten die richtige Bräune zeigte, war es zum Verwundern, welche gewaltige Stücke davon hinter den dicken Lippen des Negers verschwanden. Er war so in seine Beschäftigung vertieft, daß er gar nicht auf den Ruf Sams merkte:

„Behold, kommen da drüben Reiter, oder sind es nur Pferde?"

Ich sah durch das Fernrohr.

„Reiter — drei, fünf, acht, ja — acht."

„Ob sie uns sehen werden?"

„Natürlich. Sie müssen den Rauch längst bemerkt haben."

„Welche Sorte von Menschen ist es?"

„Mexikaner, nach den breiten Hüten und hohen Sätteln zu schließen."

„Dann wollen wir zum Beispiel die Waffen zwischen die Finger nehmen, denn dieser Besuch könnte mit eurem Lassoreiter in Verbindung stehen!"

Die Truppe kam immer näher, bis sie in einiger Entfernung von uns halten blieb. Es waren lauter Mexikaner, ein Herr und sieben Knechte, wie es schien, und ich erkannte in einem der Knechte den Mann, dessen Pferd

ich erschossen hatte. Sie berieten sich augenscheinlich, schwenkten dann nach zwei Seiten ab und bildeten dann einen Kreis, in welchem wir eingeschlossen waren.

„Scheinen mit uns reden zu wollen, diese Männer, hihihihi!“ kicherte Sam der Kleine in jenem Tone, der stets ein Zeichen war, daß er sich belustigt fühle. „Nehme es zum Beispiel ganz allein mit allen auf!“

Der Kreis wurde enger gezogen, so daß sein Halbmesser höchstens zwanzig Pferdelängen betrug; dann ritt der Anführer einige Schritte vor. Er redete uns in dem in jenen Gegenden landläufigen Gemisch von Englisch und Spanisch an.

„Wer seid ihr?“

Sam antwortete für uns:

„Wir sind Mormonen aus der großen Salzseestadt und kommen als Missionare nach Californien.“

„Werdet schlechte Geschäfte machen, sage ich euch! Wer ist der Indianer bei euch?“

„Das ist kein Indianer, sondern ein Eskimo aus Neuholland, den wir für Geld sehen lassen werden, wenn unsere Geschäfte wirklich schlecht gehen sollten.“

„Und der Nigger?“

„Ist auch kein Nigger, sondern ein Lawyer*) aus Kamtschatka, der in San Francisco einen Prozeß zu verhandeln hat.“

Der gute Mexikaner war in der Geographie wohl nicht heimischer als seine Landsleute. Er antwortete:

„Saubere Gesellschaft! Drei mormonische Missionare und ein fremder Advokat stehlen mir eine Kuh und machen einen Mordversuch auf meinen Vaquero!**) Ich werde euch lehren, was das zu bedeuten hat. Ihr seid meine Gefangenen und begleitet mich nach meinem Rancho!“

*) Advokat. **) Rinderhirt.

Sam drehte ſich mit pfiffigem Geſichtsausdruck zu mir herum.

„Wollen wir, Charley? Vielleicht giebt es in dem Rancho ein wenig mehr zu eſſen, als hier!“

„Können es probieren! Wenn der Mann kein Hacienderо mit mehreren hundert Untergebenen, ſondern ein kleiner Ranchero iſt, kann er uns nichts anhaben.“

„Well, werden uns alſo den Spaß machen!“

Er wandte ſich wieder zu dem Mexikaner:

„Wollt Ihr Euch wirklich wegen ſolcher Kleinigkeiten mit uns beläſtigen, Sennor?“

„Ich bin kein Sennor, ich bin ein Don, ich bin ein Grande, und man nennt mich Don Fernando de Venango e Colonna de Molynares de Gajalpa y Roſtredo, merkt Euch das!“

„Heigh-day, ſeid Ihr ein großer Herr! Wir werden Euch alſo gehorchen müſſen, doch hoffe ich, daß Ihr gnädig mit uns ſeid!“

Wir hatten keine Miene gemacht, uns zu widerſetzen. Jetzt erhoben wir uns, löſchten das Feuer aus und ſtiegen zu Pferde. Dabei lachte Bob vergnügt:

„Oh, ah, ſchön! Nigger Bob ſein Lawyer aus — aus — Bob nicht mehr wiſſen! In Rancho werden ſein viel gut Speiſ' und Trank, und Bob werden wohnen da ſehr viel ganz ſchön!“

Wir wurden in die Mitte genommen, und fort ging es im ſauſenden Galopp, wie es dieſe Mexikaner gar nicht anders gewohnt ſind. Dabei hatte ich reichlich Gelegenheit, die Kleidung dieſer Leute in Augenſchein zu nehmen.

Dieſelbe iſt ſo romantiſch ſchön, wie man ſie wohl kaum in einem anderen Lande findet. Das Haupt iſt beſchattet von einem niedrigen Hut mit ſehr breiter Krempe, dem ſogenannten Sombrero, welcher entweder aus ſchwarzem

oder braunem Filz oder aus jenem weichen, feinen Grasgeflechte gefertigt ist, das wir auch in Europa kennen, da Kopfbedeckungen dieser Art unter dem Namen Panamahüte auch zu uns herüberkommen. Der Hut eines Sennors, also eines Herrn, mag dieser nun Haciendero, Ranchero oder Räuber sein, ist immer an der einen Seite aufgeschlagen, und eine Agraffe von Gold oder Messing, mit Edelsteinen oder buntem Glas besetzt, hält die Krempe in die Höhe und befestigt zugleich die Schmuckfeder, welche je nach dem Reichtume des Besitzers in der Höhe des Preises wechselt, aber niemals fehlen darf.

Der Mexikaner trägt eine kurze, offene Jacke mit weit aufgeschlitzten Aermeln. An diesen Aermeln sowohl als auch auf den Nähten des Rückens und auf den beiden Bruststücken ist sie mit möglichst reichen Stickereien versehen, welche von feinen Schnüren aus Wolle, Baumwolle oder Seide, aus unedlen Metallen oder aus Gold und Silber bestehen.

Um den Hals wird ein schwarzes Tuch geschlungen und vorn in einem kleinen Knoten vereinigt. Die Zipfel dieses Tuches würden lang genug sein, um bis über den Gürtel herabzureichen; doch ist es nicht Mode, dieselben in dieser Weise zu tragen, sondern sie werden über die Schultern geschlagen, was dem Träger ein höchst malerisches Aussehen giebt.

Das Beinkleid ist von ganz besonderem Stile; es schließt um den Gürtel fest an, liegt stramm und glatt auf den Hüften und dem übrigen Teil des Oberkörpers, den es bedeckt. Die Hose aber wird von ihrer Beinteilung an nach unten immer weiter; sie ist unten doppelt so weit als an dem dicksten Teile der Lenden. Ueberdies ist das Beinkleid an den äußeren Seiten aufgeschlitzt, mit breiten Treffen und Stickereien geschmückt und der Schlitz mit Seidenzeug

gefüllt, deſſen Farbe ſo gewählt wird, daß ſie ſehr lebhaft gegen diejenige der eigentlichen Hoſe abſticht.

Auch die aus fein lackiertem Leder gefertigten Stiefel ſind ſtets mit Stickereien geziert. Zu ihnen gehören unbedingt zwei Sporen von ungeheueren Dimenſionen. Sie beſtehen entweder aus Silber oder aus ſchönem, durchbrochenen Stahl oder aus ſchlechtem Meſſing, vielleicht gar aus Horn, mit einer Knochenſpitze, die ganz geeignet iſt, dem armen Pferde tiefe Wunden in die Seiten zu bohren. Die Größe dieſer Sporen übertrifft alles, was jemals die gepanzerten Ritter im Mittelalter trugen. Sie ſind mit dem Gabelteile reichlich zehn Zoll lang, wovon alſo mindeſtens ſechs auf die Stange kommen, welche das ‚Rad‘ trägt. Was wir bei uns ‚Rädchen‘ nennen und dann die ungefähre Größe eines Groſchens hat, iſt bei dem Mexikaner ein zwölfſtrahliger Stern von ſechs Zoll Durchmeſſer. Der ganze Sporn wiegt zwei Pfund und oft noch beträchtlich darüber.

Die Mexikaner ſind immer beritten — mit wohl dreſſierten, höchſt gelenkigen und jeder Strapaze gewachſenen Pferden. Und dabei beſitzen ſie eine außerordentliche Geſchicklichkeit im Gebrauche aller von ihnen geführten Waffen. Sie legen dieſelben kaum des Nachts von ſich und ſind bei der geringſten Veranlaſſung bereit, ſich derſelben zu bedienen.

Beſondere Fertigkeit entwickeln ſie in der Führung einer ſehr langen Reiterpiſtole mit gezogenem Rohre, welche ſtets ſo eingerichtet iſt, daß man mit einem einzigen Drucke einen Gewehrkolben damit verbinden kann, wodurch die Piſtole in eine kurzrohrige Büchſe umgewandelt wird. Dieſes Gewehr trägt in der Hand eines Mexikaners den ſicheren Tod auf eine Entfernung von hundertfünfzig Schritten hin, denn die Züge ſind ſehr kurz gewunden, das Geſchoß bekommt folglich eine ſtarke Achſendrehung und kann nicht leicht von der vorgeſchriebenen Bahn abweichen; das Kammergeſchütz aber

fordert, der gedachten Einrichtung wegen, nur eine geringe Menge Pulver und stößt und schlägt nicht. Ein solches Gewehr ist in der Hand des Geübten ein wahrer Schatz, und die Pferde sind so gut dressiert, daß man auf ihnen sowohl dem Feinde zugewendet als auch ihm abgewendet schießen kann. Während des Reitens wird nämlich niemals seitwärts, sondern stets entweder vor- oder rückwärts geschossen. Steht das Pferd aber ruhig, so kann man das Gewehr nach jeder beliebigen Richtung hin brauchen; es genügt, dasselbe dem Pferde zu zeigen, um das kluge Tier für zehn Sekunden so unbeweglich zu machen, als ob es aus Stein gemeißelt oder aus Bronze gegossen wäre.

Eine beinahe noch gefährlichere Waffe als dieses sicher treffende Schießeisen ist der Lasso, jene furchtbare Lederschlinge, mittels deren der Geübte den wilden Stier im Laufe, den schwarzen Tiger im Sprunge und den Menschen sowohl bei der Attacke als auch während der Flucht fängt und tötet. Der Lasso, ein wohl dreißig Ellen langer und mit einer Schlinge versehener Riemen, wird auf Mensch oder Tier meist während des Galoppierens geworfen, und es kommt vielleicht unter zehntausendmalen erst einmal vor, daß der zum Tode bestimmte Feind nicht getroffen wird. Mit dem Lasso üben sich schon die Kinder, und endlich scheint es, als ob er mit dem Menschen vollkommen verwachsen wäre; er gehorcht nicht bloß der Hand; man möchte sagen, er gehorcht dem Gedanken, denn die tödliche Schlinge fliegt dahin, wohin der Mensch sie haben will, gleichviel ob dieses im Spiel und Scherz, auf der Arena oder im ernsten Vernichtungskampfe sei.

Sitzt der Mexikaner zu Pferde, so hängt über dem Sattelknopf noch der Poncho, eine Decke, welche den ganzen Körper verhüllen kann und in der Mitte einen Schlitz hat, durch den man den Kopf steckt, so daß die eine Hälfte

des Poncho über den Rücken und die andere über die Bruſt herabfällt.

Die Kleidung des Reiters und das Sattelzeug des Pferdes ſind gleich koſtſpielig. An Sattel und Zaum befindet ſich überall Silber und mitunter auch Gold. Bei reichen Leuten iſt das Gebiß des Pferdes immer von ſchwerem, gediegenem Silber, und die Ketten, welche das Zaumzeug verzieren, ſind nicht etwa hohl gearbeitet, ſondern von maſſivem Golde; mitunter koſtet ein ſo verziertes Gebiß nur fünfzig Escudos*), aber ſehr häufig iſt ein bloßes Gebiß mit dem Zaumzeuge fünfhundert Escudos de oro wert.

Die Pferde tragen alle den berühmten, oder auch berüchtigten ſpaniſchen Sattel von ganz ungewöhnlicher Höhe, ſo daß man kaum aus demſelben fallen kann, wenn man einmal feſt ſitzt; und wenn der Reiter nur einiges Geſchick hat, ſo dürfte es für das Pferd ſehr ſchwer werden, ihn abzuwerfen. Die Lehne ſchließt ſich bis da, wo die kurzen Rippen beginnen, vollſtändig an den Rücken; der Vorderteil geht ebenſo hoch hinauf, und da er in dem meſſingenen Sattelknopfe, welcher gewöhnlich einen Pferdekopf vorſtellt, eine ſechszöllige Verlängerung hat, ſo reicht er bis an das Bruſtbein.

Von dem Sattel geht bis nach dem Schwanzriemen hin ein Panzer von Sohlenleder, welcher die Kruppe und die Flanken des Tieres ſchützt. Die modernen Reiter laſſen ihn immer weg; zu einer Reiſe aber wird er gewöhnlich hervorgeholt, beſonders ſchon deshalb, weil er eine beträchtliche Menge von Taſchen und andern ſehr praktiſch angebrachten Behältern birgt. Dieſer Panzer führt den drolligen Namen Cala de Pato**).

Die Steigbügel, häufig an ſilbernen Ketten hängend, ſind doch gewöhnlich von Holz und waren in alten Zeiten

*) Ein Escudo iſt 7½ Mark. **) Entenſchwanz.

wirkliche, eigentliche Schuhe, welche den Fuß bedeckten und gegen jede Verletzung oder Beschädigung beschützten. Die Holzschuhe hat man abgelegt, dagegen die hölzernen Bügel beibehalten; um aber den Fuß dennoch gegen eine Verletzung zu schützen, trägt der vordere Teil des Bügels lederne Decken (Tapageres), die schön mit Drahtstickereien verziert sind und den Vorderfuß umschließen. Sehr reiche Leute haben wohl Steigbügel von durchbrochenem Eisenblech, kostbar gearbeitet, ganz so, wie wir sie in alten Rüstkammern zu sehen bekommen. Da sich der Reiter gegen alles mögliche schützen will, so hat er auch noch die Armas de Pelo an jeder Seite des Sattelknopfes hängen. Das sind derbe Ziegenfelle, mit der Haarseite nach außen, welche bei Regenwetter über die Lenden und die Kniee gedeckt werden. Auch wenn man durch dorniges Gestrüpp reitet, gewähren sie einen sehr guten Schutz für die Beine. — —

Nach ungefähr einer halben Stunde tauchte ein Gebäude vor uns auf, in welchem wir den Rancho vermuteten. Wir sprengten in den geräumigen Hof und stiegen ab.

„Sennora Eulalia, Sennorita Alma, kommt, kommt, und seht, wen ich bringe!“ rief der Ranchero, gegen das Hauptgebäude gewendet, mit lauter Stimme.

Auf diesen Ruf kamen zwei Wesen mit solcher Hast und Eile aus der Thür gerannt, daß ich unwillkürlich an Schillers Wort dachte:

„Da speit das doppelt geöffnete Haus
Zwei — Damen auf einmal aus.“

Ja, Damen waren es, eine Sennora und eine Sennorita, wie wir gehört hatten, aber die Stallmagd eines Lüneburger Heidebauern hätte gegen sie wie eine Donna ausgesehen. Beide waren barfuß und barhäuptig; ob das seltsame Gewirr, welches sie auf dem Kopf trugen, Haare sein sollten, konnte ich nicht unterscheiden. Ein kurzer Rock

deckte die oberen Beine, während die unteren einen Schmutzüberzug zeigten, den man sehr leicht für Stulpenstiefel hätte halten können. Den Oberkörper schützte nur ein Hemd, welches vor Jahren vielleicht einmal weiß gewesen war, nun aber aussah, als sei es zum Ausputzen des Kamins benutzt worden.

Also sie kamen aus der Thür heraus geschossen und starrten uns mit weit aufgerissenem Munde an.

„Wen bringt Ihr uns da, Don Fernando de Venango e Colonna?“ kreischte die ältere der beiden Frauen. „Was wird das für Arbeit geben, wenn fünf stockfremde Gäste essen, trinken, spielen, rauchen und schlafen wollen! Das kann ich nicht leiden; das kann ich nicht dulden; lieber laufe ich auf der Stelle fort und lasse Euch mit Eurem ganzen Gesindel in diesem unglückseligen Rancho allein. Ich wollte, ich hätte mich niemals von Euch bereden lassen, mein schönes San Jose zu verlassen und — —“

„Aber Mutter, siehst du denn nicht, daß dieser Don unserm guten Don Allano so ähnlich sieht!“ meinte die jüngere, indem sie auf Marshal deutete.

„Mag er ihm ähnlich sehen, er ist es nicht!“ antwortete die andere, sichtlich erbost über die Unterbrechung ihres ausgezeichneten Redeflusses. „Wer sind diese Männer, und wer wird die Arbeit mit ihnen haben? Ich, sonst kein anderer Mensch. Und das will etwas sagen, wenn man so schon für eine unendliche Wirtschaft zu sorgen hat, wie die unsrige ist. Ich weiß oftmals gar nicht, ob ich einen Kopf habe oder nicht, und wenn ich nun gar noch für fünf fremde Gäste zu — —“

„Aber Sennora Eulalia, es sind ja gar keine Gäste!“ fiel jetzt der Ranchero in die Rede.

„Keine Gäste? Was denn, Don Fernando de Venango e Colonna?“

„Gefangene, Sennora Eulalia.“

„Gefangene? Weshalb ſind ſie gefangen, Don Fernando de Venango de Molynares?“

„Sie haben uns eine Kuh und drei Vaqueros getötet, meine liebe Sennora Eulalia.“

Es war wirklich intereſſant, mit welcher Unverfrorenheit er unſere Unthaten multiplizierte.

„Eine Kuh und drei Vaqueros!“ rief ſie, die rußfarbenen Hände zuſammenſchlagend, daß unſere Pferde erſchrocken die Ohren ſpitzten. „Das iſt ja ſchrecklich — gräßlich — himmelſchreiend! Habt Ihr ſie auf der That ertappt, Don Fernando e Colonna de Gajalpa?“

„Nicht bloß auf einer, ſondern auf allen Thaten, Sennora Eulalia. Und ſie haben ſie nicht nur getötet, ſondern auch gebraten und verzehrt.“

Die Augen der Donna wurden noch einmal ſo groß.

„Gebraten und verzehrt? Die Kuh oder die drei Vaqueros, Don Fernando de Gajalpa y Roſtredo?“

„Zuerſt die Kuh, Sennora Eulalia.“

„Zuerſt! Und dann, Don Fernando Roſtredo y Venango?“

„Dann? Weiter nichts, denn wir haben ſie geſtört und von allem weiteren abgehalten. Wir haben ſie arretiert und herbeigeſchleppt, Sennora Eulalia.“

„Arretiert und herbeigeſchleppt! O, alle Welt weiß, was für ein tapferer Ritter Ihr ſeid! Wer ſind denn dieſe Menſchen, Don Fernando de Molynares e Colonna?“

„Dieſe drei Weißen ſind Miſſionare aus der Mormonenſtadt, welche nach San Francisco wollen, um Californien zu bekehren.“

„Hilfe, Hilfe! Miſſionare, welche Kühe ſtehlen und töten und Vaqueros freſſen wollen! Weiter, Don Fernando de Roſtredo y Venango!“

„Dieſer Schwarze, der grad wie ein Nigger ausſieht, iſt ein Advokat aus — aus — aus, wo die Feuerländer wohnen. Er will in San Francisco eine Erbſchaft erſchleichen, Sennora Eulalia!“

„Erſchleichen! O, da iſt es kein Wunder, daß er auch Kühe und Vaqueros erſchleicht! Und der letzte, Don Fernando de Colonna y Gajalpa?“

„Der ſieht aus grad wie ein Indiano bravo, iſt aber ein Hottentott aus — aus — aus Grönland. Er will die Miſſionare für Geld ſehen laſſen, Sennora Eulalia!“

„O! O! O! Was werdet Ihr mit dieſen Leuten thun, Don Fernando de Molynares y Gajalpa e Venango?“

„Ich werde ſie aufhängen und erſchießen laſſen. Ruft alle meine Leute herbei, Sennora Eulalia!“

„Alle Eure Leute? Sie ſind ja alle da, außer der alten Negerin Betty, und auch die kommt dort geſchlichen. Aber, da fällt mir eben ein, daß niemand fehlt, und doch haben dieſe Männer drei von Euren Vaqueros getötet, Don Fernando e Roſtredo de Colonna!“

„Das wird ſich ſchon noch finden, Sennora Eulalia. Macht alle Thore und Thüren zu, Sennores, damit die Gefangenen nicht entfliehen können! Ich werde ſofort ein ſtrenges Gericht über ſie halten.“

Es war nur ein einziges Thor vorhanden; dieſes wurde durch einen ſtarken Riegel ſo feſt verſchloſſen, daß wir den guten Don mit allen ſeinen Sennores ſicher hatten.

„So!“ meinte der Ranchero. „Jetzt bringt mir einen Stuhl herbei; die Pferde, auch die der Gefangenen, werden an die Balken gebunden, und dann können wir beginnen.“

Wir ſtörten die Leute nicht im mindeſten in der Vollziehung dieſer Befehle; durch die Entfernung der Pferde erhielten wir den nötigen Raum, und natürlich hatten wir

nicht die mindeſte Angſt vor dem zu beginnenden Gerichtsverfahren.

Es wurden aber drei Stühle gebracht. Auf dem mittelſten nahm Don Fernando Platz, und ihm zur Seite ſetzten ſich Sennora Eulalia und Sennorita Alma in ihrem vorhin beſchriebenen amtsrichterlichen Talare nieder. Wir ſelbſt hatten uns in eine Gruppe zuſammengezogen und wurden von den Vaqueros in das Centrum genommen.

„Ich werde euch zunächſt nach euren Namen fragen,“ begann der Ranchero. „Wie heißeſt du?“

„Bob,“ antwortete der Neger, an den die Frage gerichtet war.

„Ein richtiger Spitzbubenname. Und du?“

„Winnetou.“

„Winnetou? Ein geſtohlener Name, denn ſo heißt der größte und berühmteſte Indianerhäuptling, den es nur geben kann. Und du?“

„Marſhal.“

„Siehſt du, daß er auch ſeinen Namen hat!“ ſchaltete ſchnell die Sennorita ein, indem ſie ſich zu ihrer Mutter wandte.

„Ein Yankeename,“ meinte der Ranchero, „und dieſe taugen alle nichts. Und du?“

„Sans-ear.“

„Auch ein geſtohlener Name, denn ſo heißt ein alter Jäger, der weit und breit als der tapferſte Jäger und berühmteſte Indianerfeind bekannt iſt. Und du?“

„Old Shatterhand.“

„Wieder geſtohlen. Ihr ſeid nicht nur Räuber, ſondern auch freche Lügner!“

Ich trat ein wenig vor, ſo daß ich hart neben den rohen Vaquero zu ſtehen kam, der Bernard mit dem Laſſo geſchleift hatte und einen Denkzettel verdiente.

„Wir lügen nicht. Soll ich es Euch beweisen?“

„Beweise es!“

Im Nu fuhr meine geballte Faust dem Vaquero an den Kopf, daß er lautlos niederstürzte.

„Ist diese Faust nicht eine Schmetterhand?“

„Halte mich, Alma; ich falle in Ohnmacht; ich habe die Vapeurs; ich bekomme den Starrkrampf!“ rief Sennora Eulalia, breitete die Arme aus und sank dem guten Don Fernando an das Herz.

Dieser wollte aufspringen, konnte sich aber seiner süßen Bürde, die ihn fest gepackt hielt, nicht entledigen. Er schrie Zeter und Mord, und Sennorita Alma stimmte kräftig ein. Der Mexikaner ist zu Pferde ein sehr guter, zu Fuße aber ein desto schlechterer Kämpfer; die Vaqueros waren von dieser Regel nicht ausgenommen, denn als wir fünf sofort nach meinem Jagdhiebe die Büchsen gegen sie erhoben, gerieten sie sichtlich in Verlegenheit. Ich nahm das Wort:

„Fürchtet Euch nicht, Sennores; es wird Euch kein Leid geschehen, wenn Ihr verständig seid. Wir wollen Euch nur auf einen kleinen Irrtum aufmerksam machen, und dann steht es Euch frei, ganz nach Belieben mit uns zu verfahren.“

Jetzt trat ich etwas näher an die Stühle heran und machte meine tiefste und respektvollste Verbeugung.

„Donna Eulalia, ich bin ein Verehrer der Schönheit und ein leidenschaftlicher Bewunderer der weiblichen Tugenden. Darf ich Euch bitten, zu erwachen und mir einen Blick aus Euren holden Augen zu schenken?“

„Ahhh!“

Mit diesem langgedehnten Seufzer der Erleichterung öffnete sie ihre kleinen Basiliskenaugen und gab ihrem gelben Gesichte einen Ausdruck, welcher schmachtend sein sollte, aber mehr angstvoll und verlegen war.

„Schöne Donna, Ihr habt gewißlich gehört von den cours d'amour, von den Liebeshöfen früherer Zeiten, in welchen die bewundertste der Damen zu Gerichte saß und ein jeder sich ihrem Ausspruche fügen mußte. Das Gericht, welches Don Fernando über uns halten will, kann kein gerechtes sein, da er selbst Partei ist. Wir bitten ihn, seine Gewalt in Eure zarten Hände zu legen, und sind überzeugt, daß Euer Urteil nur den wirklichen Missethäter treffen wird!"

„Ist das wirklich Euer Wunsch, Sennor?" flötete sie mit einer Stimme, welche genau so klang, als ob ihre Stimmritze zwischen zwei Scheuerbürsten angebracht sei.

„Es ist unser voller Ernst, Donna Eulalia! Zwar sind wir eigentlich nicht in der Lage, einer Dame von Euren Vorzügen unsere Aufwartung zu machen, denn wir befinden uns bereits seit Monaten im wilden Westen; aber die Güte ist ja der schönste Schmuck des weiblichen Geschlechtes, und so hoffen wir, daß Ihr unsere Bitte erhören werdet!"

„Seid Ihr wirklich die Männer, deren Namen Ihr Euch gegeben habt?"

„Wirklich!"

„Hört Ihr es, Don Fernando de Venango y Gajalpa? Diese berühmten Sennores haben mich zur Richterin über sie gesetzt. Ihr wißt, daß ich keinen Widerstand dulde. Seid Ihr's zufrieden?"

Er machte eine sehr saure Miene, schien aber seiner Donna keineswegs gewachsen zu sein und war wohl auch froh, wieder freien Atem schöpfen zu können.

„Uebernehmt das Amt, Sennora Eulalia! Ich bin überzeugt, daß Ihr die Burschе hängen werdet."

„Je nach ihren Verdiensten, Don Fernando de Colonna e Molynares!"

Dann wandte ſie ſich zu mir:

„Sprecht, Sennor; ich gebe Euch das Wort!“

„Ich ſetze den Fall, Donna Eulalia, Ihr wäret ein hungriger, müder Reiſender und fändet in der Savanne eine Kuh, deren Fleiſch Euren Hunger ſtillen könnte. Dürftet Ihr dieſe Kuh töten, wenn Ihr das Fell derſelben Ihrem Beſitzer laſſen wolltet?“

„Natürlich; ſo iſt es ja überall der Brauch!“

„Nein, ſo iſt es nicht überall der — — —“ wollte der Ranchero einfallen; ſie aber unterbrach ihn ſchnell:

„Still, Don Fernando! Ich habe jetzt hier zu befehlen, und Ihr dürft nur dann ſprechen, wenn ich Euch dazu auffordere!“

Er legte ſich mit Reſignation in den Stuhl zurück. Auch aus den Mienen der Vaqueros ließ ſich ſchließen, daß Sennora Eulalia die eigentliche Gebieterin des Rancho ſei.

„Das war unſer ganzes Verbrechen, Donna,“ fuhr ich fort. „Da kam dieſer Vaquero, welcher hier am Boden liegt, warf den Laſſo über Sennor Marſhal, der hier vor Euch ſteht, und riß ihn mit ſich fort. Er hätte ihn getötet, wenn ich das Pferd des Vaquero nicht niedergeſchoſſen hätte!“

„Marſhal! Dieſer Name iſt mir teuer. Ein Sennor Marſhal, Allano Marſhal, wohnte bei meiner Schweſter in San Francisco.“

„Allan Marſhal? Vielleicht aus Louisville in den Vereinigten Staaten?“ rief ich verwundert.

„Natürlich, natürlich; dieſer und kein anderer iſt es! Kennt Ihr ihn?“

„Freilich! Dieſer Sennor Bernard Marſhal, Juwelier aus Louisville, iſt ſein Bruder.“

„Santa Lauretta! Ja, das ſtimmt! Juwelier war er,

und er hatte einen Bruder, welcher Bernardo heißt. Alma, dein Herz hat dich nicht getäuscht. Kommt in meine Arme, Sennor Bernardo, denn Ihr seid mir willkommen!"

Dieser plötzliche Freudenerguß entbehrte allerdings ein wenig der Erklärung, und obgleich Bernard hoch erfreut war, so unerwartet eine Kunde von dem Gesuchten zu erhalten, zog er es doch vor, nur die Hand der Sennora leise in die Gegend zu bringen, in welcher sich seine Lippen befanden, die Umarmung aber zu unterlassen.

„Ich bin hierher gekommen," meinte er dann, „nur um meinen Bruder zu suchen. Wo befindet er sich jetzt, Donna Eulalia?"

„Alma, meine Tochter, war bei meiner Schwester. Als sie hierher zurückkehren mußte, bereitete er sich vor, nach den Minen zu gehen. Sind diese alle Eure Freunde, Sennor Bernardo?"

„Alle! Ich habe ihnen viel, sehr viel, sogar die Freiheit und das Leben zu verdanken. Dieser Sennor Old Shatterhand hat mich vom Tode des Verschmachtens, aus der Hand der Pfahlmänner und aus der Gefangenschaft der Comanchen befreit."

Sie schlug aufs neue ihre Hände zusammen.

„Ist's möglich! Solche Abenteuer habt Ihr erlebt? O, die müßt Ihr uns erzählen! Aber, wie kommt es, daß Ihr ein Mormone seid, und Euer Bruder nicht?"

„Wir sind keine Mormonen, Donna Eulalia! Wir machten nur einen Scherz."

Schnell drehte sich die Dame zu dem Ranchero herum.

„Hört Ihr's, Don Fernando de Venango e Gajalpa, sie sind keine Mormonen und keine Räuber und Mörder! Ich spreche sie frei. Sie werden unsere Gäste sein und bei uns bleiben, solange es ihnen gefällt. Alma, laufe schnell

in die Küche, und hole die Flasche mit Basilikjulep! Wir müssen den Willkomm trinken."

Bei dem Worte Basilikjulep heiterte sich die Miene des Ranchero augenblicklich auf. Es schien, als ob er nur bei besonders festlichen Angelegenheiten mit dieser Flasche in Berührung käme, und daher war es ihm auch nicht zu verargen, daß er sich freute, unser Erscheinen als eine solche Angelegenheit behandelt zu sehen. Ich erkannte bereits jetzt in dem Julep das beste Mittel zur Versöhnung zwischen ihm und uns.

Sennorita Alma sprang fort — fast möchte ich sagen, daß der Schmutz an ihren Füßen platzte — und kehrte in eben diesem Laufe mit einer großbauchigen Flasche und einem Glase von entsprechender Größe zurück. Wer da weiß, welch elenden Fusel die Yankees unter dem Titel Julep in jene Gegenden bringen, der wird sicher der Ueberzeugung sein, daß wir von dem Zeuge höchstens genippt, die Damen von demselben gar nicht getrunken haben. In Beziehung auf uns müßte ich ihm recht geben; von den Damen aber trank jede ihr Glas mit einem Behagen aus, als ob sie Lunel vor sich hätten. Winnetou genoß nicht einen Tropfen, wie er überhaupt niemals ‚Feuerwasser' trank. Der Ranchero schenkte sich jedoch solange ein, bis ihm seine resolute Wirtschafterin die Flasche entriß.

„Nicht zuviel, Don Fernando de Venango e Rostredo y Colonna! Ihr wißt, daß ich nur noch zwei Flaschen von dieser Sorte habe. Führt die Sennores in das Zimmer. Die Damen werden zunächst Toilette machen und dann den Hunger stillen, den ihr alle gewiß haben werdet. Komm, Alma! A dios, Sennores!"

Die ‚Damen' verschwanden in einem Mauerloche, hinter welchem entweder ihre Garderobe oder die Küche, vielleicht auch beides zugleich liegen mußte; wir aber wurden

von dem Ranchero in den Raum geleitet, welchen Sennora Eulalia mit dem Namen ‚Zimmer' beehrt hatte, der aber anderorts mit dem Worte ‚Tenne' bezeichnet worden wäre. Einen Tisch gab es da, einige aus rohen Stangen zusammengenagelte Bänke auch; wir konnten also Platz nehmen. Dabei bemerkten wir, daß sich die Vaqueros sehr eilfertig über unsere Pferde machten, um den Inhalt unserer Satteltaschen zu untersuchen. Ich ging daher hinaus, um den Inhalt mit den Taschen selbst in Sicherheit zu bringen, denn ich kannte die vielbewährte Ansicht, daß der beste Vaquero unbedingt auch der größte Spitzbube ist. Bob mußte bei den Pferden bleiben, um sie bei der Weide, die sie vor dem Thore fanden, zu beaufsichtigen. Er beklagte sich bitter über diese Maßregel.

„Massa jetzt essen viel' gut' schön' Sachen in Zimmer. Warum da Nigger Bob bleiben müssen bei Pferden?"

„Weil du stärker und tapferer bist, als Winnetou und Sans-ear, und ich dir also unsere guten Pferde ruhig anvertrauen kann."

„Oh, ah, das sein richtig! Bob sein stark und mutig und werden aufpassen, daß niemand angreifen Pferde!"

Er war zufriedengestellt. In das Zimmer zurückgekehrt, fand ich eine sehr einsilbige Unterhaltung vor, bis endlich die Damen erschienen. Sie waren gegen vorhin jetzt allerdings äußerlich gänzlich umgewandelt und trugen sich wie Damen auf der Alameda zu Mexiko.

Die Kleidung der mexikanischen Damen ist nur hin und wieder die europäisch moderne. Hüte und Hauben sind selbst bei den größten Putznärrinnen etwas Unbekanntes; eine allen gemeinsame Tracht dagegen besteht in dem Rebozo, einem vier Ellen langen Shawl, welcher zugleich als Kopfputz dient. Die Damen tragen ihn in Gesellschaft gewöhnlich über die Schulter gehängt, so ungefähr, wie man

ihn bei uns zu tragen pflegt. Wenn man aber ausgehen, nach der Sieſta ſeine Freundinnen beſuchen oder abends promenieren will, ſo wird der Rebozo über den Kopf genommen; er bedeckt nach hinten zu die Friſur, läßt aber das Geſicht frei. Da er nun in der Regel fein und ſchleierartig iſt, ſo kann er auch als Schleier benützt werden, und in dieſem Falle bedeckt er nicht nur den Kopf, das Geſicht und die Schultern, ſondern er hüllt die ganze Figur ein.

Der Rebozo einer vornehmen Mexikanerin muß von indianiſchen Händen gewebt ſein — geflochten könnte man vielmehr ſagen, und da er die Arbeit zweier Jahre verlangt, ſo iſt der Preis von achtzig Piaſtern gewiß ein ſehr mäßiger. Es giebt übrigens ſolche, welche das Doppelte dieſer Summe koſten.

In einem ſolchen Rebozo präſentierten ſich jetzt unſere Damen. Sie hatten Geſicht und Hände gewaſchen; die Füße ſtaken in Strümpfen und Schuhen. Wenn ich ſie nicht vorher in ihrem Haus- oder vielmehr Ranchokleide geſehen hätte, würde wenigſtens die jüngere einen recht befriedigenden Eindruck hervorgebracht haben.

Sie nahmen am Tiſche Platz, um die ‚Honneurs zu machen‘, überließen aber die Beſchickung der Tafel bis in das kleinſte der alten Negerin. Auffällig war, daß ſie unausgeſetzt von ‚Sennor Allano‘ ſprachen, und es ſtellte ſich infolgedeſſen bei mir der Verdacht ein, daß die kleine Sennorita Alma auf den ſchmucken Juwelier ein wenig Jagd gemacht habe und ihn auch heute noch nicht vergeſſen könne.

Die Gerichte, welche es gab, waren echt mexikaniſch: Rindfleiſch mit Reis, der durch ſpaniſchen Pfeffer ziegelrot gefärbt war; Mehlſpeiſen mit Knoblauch, trockene Gemüſe mit Zwiebeln, Hammelfleiſch, durch gewöhnlichen Pfeffer

ſchwarz gefärbt, junge Hühner mit Zwiebeln und Knoblauch und zuletzt ein Rippenbraten mit ſpaniſchem Pfeffer und Zwiebeln und gewöhnlichem Pfeffer und Knoblauch. Mir war der Mund ſo gepfeffert, der Schlund ſo gezwiebelt und der Magen ſo geknoblaucht, daß ich hätte improviſieren mögen:

„Und hab ich das Zeug hinuntergedruckt,
So iſt's mir ganz zum Verzweifeln,
Als hätt' ich die Hölle hinuntergeſchluckt
Mit Millionen von Teufeln."

Die zarten Damen indeſſen waren weniger empfindlich als ‚Old Shatterhand' und ſteigerten den Genuß durch fleißige Schlücke Baſilikjulep, denen dann die unvermeidliche Cigarette folgte, und damit unſer Bob nicht zu kurz kam, mußte ihm einer der Vaqueros auf einer alten, abgetretenen Strohmatte ſeine Portion hinaus zu den Pferden tragen, zu welcher auch ein Julep gehörte, der in einer leeren Pomadebüchſe beigefügt wurde. Vielleicht verwandelte ſich der Fuſel unterwegs mit den in der Büchſe noch befindlichen kosmetiſchen Reſten in eine heilſame und empfehlungswerte Karfunkelſalbe!

Von einer Fortſetzung unſerer Reiſe war für heute keine Rede. Sennorita Alma kam nicht von der Seite meines guten Bernard fort, und ich unglückſeliger Weſtmann hatte meine wohlberechnete Höflichkeit mit der unzertrennlichen Geſellſchaft der Sennora Eulalia zu büßen. So ſehr ſich dieſe bei ihrem erſten Auftreten — gut bayeriſch geſprochen — als eine echte ‚Zuwiderwurzen' gezeigt hatte, ſo viele Liebenswürdigkeit träufelte jetzt aus jedem ihrer Worte. Ich avancierte in ihrer Titulatur von Old Shatterhand über Sennor Carlos zu Don Carlos, und als Bernard ſeine Schickſale erzählte, erlitt ich eine ſchnelle Metamorphoſe zum braven und wackeren Carlos.

Schließlich, als wir uns von der Tafel erhoben, fragte sie ihren lieben Carlos, was er seiner Braut als Reise-Andenken mit nach Deutschland nehmen werde. Ich konnte natürlich diese so schlau versteckte Erkundigung nicht mit einer Unwahrheit beantworten und sagte ihr, daß ich nicht das mindeste Recht habe, ein Souvenir de voyage mitzubringen, da ich in den Personalstandsregistern als ‚eine ledige Mannsperson' zu verzeichnen sei. Um sie ihren häuslichen Pflichten nicht weiter zu entziehen, teilte ich ihr mit, daß ich unsere Pferde inspizieren müsse, und ging hinaus zu Bob.

Dieser lag mit seinem Bauche auf der Erde, machte mit Händen und Füßen allerlei mir unverständliche Bewegungen und stieß dabei so fabelhafte Töne aus, daß es mir schien, als studiere er auf einem japanesischen Anklony*) die Richard Wagnersche Zukunftsmusik.

„Bob!"

Bei diesem Rufe hob er den Kopf empor.

„Oh Massa — Massa — Massa!"

„Was giebt es?"

„Oh, oh, oh, Massaaaah! Bob haben essen all' ganz' Zeug, und nun brennen Feuer in Bob, als sein Bob ein Ofen. Massa helfen Bob, sonst sterben Bob!"

Das waren die Folgen von Doppelpfeffer, Zwiebeln und Knoblauch! Auch die Pomadebüchse war vollständig leer. Hier war schnelle Hilfe notwendig, denn der brave Bob schnitt ein Gesicht, als ob er bereits im Sterben liege.

„Du mußt etwas trinken, das die Schmerzen stillt, sonst bist du verloren, mein armer Bob! Was hältst du für besser: Milch, Wasser oder Basilikjulep?"

Er schnellte sich empor und blickte mir mit dankbarer,

*) Ein aus 24 Bambusstücken bestehendes, wohl 50 Pfund schweres Musikinstrument.

verſtändnisinniger Miene in mein höchſt beſorgtes Angeſicht.

„Maſſa, oh, ah, Milch und Waſſer nicht helfen; bloß Julep können retten arm' Nigger Bob!“

„So laufe ſchnell hinein zu Donna Eulalia, und ſage ihr, daß du ſterben mußt, wenn du nicht augenblicklich Baſilikjulep bekommſt!“

Er rannte ſpornſtreichs davon und kehrte wirklich nach einiger Zeit mit — ich erſtaunte, als ich es ſah — mit einer halben Flaſche Julep zurück; er hatte den Reſt des ganzen Vorrats erhalten.

„Miß Eula' nicht wollen geben Julep, aber Bob ſagen, daß haben ſchicken Maſſa Charley, dann geben Miß Eula' gleich her ganz Julep!“

„So trink; er wird helfen!“

Das Abendeſſen wurde wieder im ‚Zimmer‘ eingenommen. Die Sennora ſaß neben mir. Während der Unterhaltung raunte ſie mir zu:

„Don Carlos, ich habe Euch ein Geheimnis zu offenbaren!“

„Welches?“

„Nicht hier! Kommt gleich nach Tiſche zu den drei Platanen draußen!“

Ein Stelldichein! Ich durfte es ihr nicht abſchlagen, da immerhin die Möglichkeit vorhanden war, daß ſie mir eine beachtenswerte Mitteilung zu machen hatte. Während der Mahlzeit waren die Pferde in den Hof hereingeſchafft worden, doch fand ich das Thor noch offen. Ich ging hinaus und ſtreckte mich unter den Platanen nieder. Ich mußte mich aber aus dieſer bequemen Lage ſehr bald erheben, denn Eulalia ließ nicht lange auf ſich warten. Sie begann:

„Don Carlos, ich danke Euch! Ich mußte Euch um

dieſe Unterredung bitten, weil ich Euch ein Geheimnis mitzuteilen habe. Ich hätte die Sache auch andern ſagen können, aber ich habe juſt Euch allein gewählt, weil——"

„Weil wir nebeneinander ſaßen und Ihr mich alſo am allerleichteſten hierherbeſcheiden konntet, nicht wahr, Donna Eulalia?"

„Allerdings! Nämlich: Sennor Bernardo erzählte von den zwei Räubern, welche Ihr verfolgt. Dieſe ſind hier auf unſerm Rancho geweſen."

„Ah! Wann?"

„Sie gingen vorgeſtern früh wieder fort."

„Wohin?"

„Ueber die Sierra Nevada nach San Francisco. Ich ſprach viel mit ihnen von Sennor Allano, und ſie wollen ihn beſuchen."

Das war allerdings eine mir wertvolle Mitteilung, und ich erriet ſehr leicht den ganzen Zuſammenhang. Die Sennora ſprach mit jedermann gern von Allan; ſie hatte ihn auch gegen die Morgans erwähnt, und von dieſen war die treffliche Gelegenheit, ſich an Bernard zu rächen und ſeinen jedenfalls mit bedeutenden Mitteln ausgerüſteten Bruder zu berauben, ſofort mit Freuden ergriffen worden.

„Wißt Ihr genau, daß es dieſe beiden waren, Donna Eulalia?"

„Sie waren es, denn alles ſtimmt, obgleich ſie andere Namen nannten."

„Ihr ſeid von ihnen über Eure Schweſter und Sennor Allan ſehr genau ausgefragt worden?"

„Ja. Ich mußte ihnen ſogar ein Zeichen mitgeben, daß ſie bei mir geweſen waren."

„Worin beſtand dieſes Zeichen?"

„Aus einem Briefe, den mir der Mann meiner Schweſter einmal nach San Joſe ſchrieb."

„Lebt dieſer noch?“

„Ja. Es iſt der Beſitzer vom Hotel Valladolid in der Sutterſtreet und heißt Henrico Gonzalez.“

„Seit wann iſt Sennorita Alma von ihm fort?“

„Seit drei Monaten.“

„Wollt Ihr mir einmal die beiden, welchen Ihr dieſen Brief gegeben habt, recht genau beſchreiben?“

Sie that es, und ich gewann die Ueberzeugung, daß es allerdings die beiden Morgans geweſen waren. Sie hätte dieſe Mitteilung ganz offen bei Tafel machen können, doch konnte ich ihr bei der Wichtigkeit ihrer Mitteilung nicht zürnen, daß ſie mir Veranlaſſung zu dem gegenwärtigen kleinen Spaziergang gegeben hatte. Darum dankte ich ihr verbindlichſt, worauf ſie wieder dem Thore zuſchritt.

Als auch ich ein wenig ſpäter in das Zimmer trat, war ich bereits erwartet worden. Die Gefährten wollten ſich zur Ruhe legen, und es ſollte die Wache ausgeloſt werden, da wir dieſe Maßregel ſelbſt hier im Rancho für notwendig hielten. Als dies geſchehen war, ſuchten wir unſer Lager auf.

Um die Beſchaffenheit desſelben beurteilen zu können, muß man mit dem Innern eines Rancho bekannt ſein. Ein ſolches Gebäude hat meiſt nur einen einzigen wirklichen Wohnraum, denjenigen, welchen Sennora Eulalia ‚Zimmer‘ genannt hatte. Hier wohnt und ſchläft alles, was zum Hauſe gehört, nebſt den etwaigen Gäſten in patriarchaliſcher Weiſe beiſammen. Unter — ‚was zum Hauſe gehört‘ — ſind oft auch die milchenden Kühe, zugerittenen Pferde, Schafe, Schweine, Hühner, Hunde und Katzen gemeint. Der Boden beſteht aus ſteinfeſt geſchlagenem Lehm, und auf demſelben iſt etwas Gras oder Moos ausgebreitet, welches ein permanenter Aufenthaltsort von Skorpionen, Spinnen, Tauſendfüßen und anderem Gewürm iſt und des

Nachts als Unterbett gebraucht wird. Der Poncho dient dabei als Decke.

So war es auch in unserem Rancho. Don Fernando de Venango, Sennora Eulalia, Sennorita Alma, die alte Negerin, sämtliche Vaqueros und endlich auch wir lagen dicht nebeneinander wie in einer deutschen Herberge, in welcher man für drei Pfennige das Recht erhält, auf der Streu zu schlafen und sich der Lehne eines umgelegten Stuhles als Kopfkissen zu bedienen. Ich hätte mir lieber draußen im Freien einen Platz gesucht, durfte aber diesen Verstoß gegen die Gastpflichten nicht wagen, da hierin eine außerordentliche Beleidigung gelegen hätte.

Am andern Morgen brachen wir auf, gefolgt von den freundlichen Wünschen aller Bewohner des Rancho; selbst der Vaquero, welchen ich niedergeschlagen hatte, mußte uns — Sennora Eulalia zu Gefallen — wohl oder übel eine glückliche Reise wünschen.

Don Fernando de Venango e Colonna de Molynares de Gajalpa y Rostredo begleitete uns eine bedeutende Strecke Weges zu Pferde und kehrte erst gegen Mittag wieder um. Er schien die Mormonenmissionare ungern scheiden zu sehen, trotzdem er durch sie um seinen ganzen Basilikjulep gekommen war.

Infolge der geheimnisvollen Mitteilung Sennora Eulalias brauchten wir unsern früheren Reiseplan nicht streng einzuhalten, und als wir den Mona-See erreichten, hielten wir dort eine viel kürzere Rast, als vorher geplant gewesen war; unsere Pferde hatten ja im Rancho beinahe einen vollen Tag ausgeruht.

Dann ging es in raschen Tagemärschen über die Sierra Nevada, hinab nach Stockton und endlich von da nach San Francisco, dem Ziele unserer Wanderung.

Die Stadt liegt auf der äußersten Spitze einer Land-

zunge, hat das große Weltmeer im Westen, die herrliche Bai im Osten und den Eingang zu dieser Bai im Norden. Der Hafen von San Francisco ist vielleicht der schönste und sicherste der Erde und hat zugleich eine Ausdehnung, welche gestatten würde, die Flotten aller Länder darin zu versammeln. Allüberall sieht man das geschäftigste Treiben, ein unbeschreiblich wirres Durcheinanderlaufen der buntesten Bevölkerung, die man sich nur vorstellen kann. Zu den Europäern aller Nationalitäten gesellen sich die wilden oder halbcivilisierten Rothäute, welche ihr Wild hier zu Markte bringen und dafür vielleicht zum erstenmal einen Preis erhalten, der nicht geradezu ein betrügerischer genannt werden kann. Hier geht der stolze, malerisch gekleidete Mexikaner neben dem schlichten Schwaben, der langweilige Engländer neben dem beweglichen Franzosen; der indische Kuli im weißen Baumwollenkleide begegnet dem schmutzigen polnischen Juden, der elegante Dandy dem rauhen Hinterwäldler, der handelnde Tiroler dem Goldsucher, dessen Haut gebräunt, dessen Haar ungekämmt und unter dessen wirrem Barte alles verschwunden ist, was man gewöhnlich mit dem Ausdruck ‚Physiognomie‘ zu bezeichnen pflegt. Hier ist zu treffen der Mongole aus den Hochebenen Asiens, der Parsi aus Kleinasien oder Indien, der Malaye der Sunda-Inseln und der Chinese vom Strande des Yang-tse-kiang.

Diese ‚Söhne aus dem Reiche der Mitte‘ bilden den hervorragendsten fremdländischen Typus der hiesigen Bevölkerung. Sie scheinen alle samt und sonders über einen Kamm geschoren und über einen Leisten geschlagen zu sein. Bei allen ist die Nase kurz und gestülpt; bei allen ragt der Unterkiefer über den Oberkiefer hervor; alle haben die häßlich aufgeworfenen Lippen, die eckig hervorstehenden Backenknochen, die schief geschlitzten Augen, die nämliche Gesichtsfarbe, bräunlich grün ohne alle Schattierung, ohne

eine Spur von dunklerer Färbung der Wangen, hellerer Farbe der Stirne; überall sieht man in den häßlichen, nichtssagenden Zügen den Ausdruck, den man mit dem Worte leer bezeichnen möchte und der infolgedessen nicht einmal ein Ausdruck wäre, wenn nicht aus den zugeblinzten Augen ein Etwas blickte, welches sie alle kennzeichnet: die List.

Die Chinesen sind die fleißigsten, man möchte sagen, die einzigen Arbeiter San Franciscos. Diese kleinen, runden, wohlgenährten und dabei doch außerordentlich beweglichen Gestalten besitzen eine seltene Anlage für alle nur erdenkliche Art von Verrichtung und besonders eine ebenso große Fertigkeit in allen erdenklichen Arbeiten, bei denen es auf Geschicklichkeit der Hände und auf Geduld ankommt. Sie schnitzen in Elfenbein oder Holz, drechseln in Metall, sticken auf Tuch, Leder, Baumwolle, Leinen und Seide; sie stricken und weben, zeichnen und malen, klöppeln und posamentieren; sie flechten die scheinbar unschmiegsamsten Dinge zusammen und bringen seltsame, bewundernswerte Arbeiten hervor, die ihnen die Kundschaft aller Kuriositätensammler sichern.

Dazu kommt, daß sie bescheiden sind und mit dem kleinsten Profit fürlieb nehmen. Sie fordern zwar unverschämt, aber man weiß, daß sie mit sich handeln lassen und zuschlagen werden, wenn man ihnen ein Drittel oder gar ein Viertel ihrer Forderung bietet. Auch der Taglohn, welchen man ihnen zahlt, ist geringer, als derjenige, welchen man einem Weißen giebt; allein derselbe ist doch noch zehnmal höher, als in ihrem Vaterlande, und da sie wenig ausgeben, weil sie über alle Begriffe genügsam und sparsam leben, so kommen sie sehr gut voran. Die sämtlichen kleinen Handwerke sind in ihren Händen, und sowohl die Wäsche, als auch die Bedienung des Hauses und der Küche wird von ihren Weibern besorgt.

Aber nicht bloß die Chineſen ſind thätig, ſondern fabelhaft iſt überhaupt die Geſchäftsthätigkeit aller Bewohner der Stadt. Die Leute haben alle nur einen Zweck: ſie wollen Geld verdienen, und zwar möglichſt viel und ſchnell. Alle wiſſen, daß Zeit Geld iſt, und daß, wer den andern aufhält, ſich ſelbſt hinderlich iſt. Aufgehalten aber will niemand ſein, und darum geht ſtets alles ohne Stockung ab. Jeder bemüht ſich ſo viel wie möglich, dem andern aus dem Wege zu gehen, um für ſich ſelbſt freie Bahn zu haben.

So iſt es in den Häuſern und Höfen, ſo iſt es auch auf den Straßen und Plätzen der Stadt. Die blaſſe, ſchmächtige Amerikanerin, die ſtolze, ſchwarzäugige Spanierin, die blonde Deutſche, die elegante Franzöſin, die farbigen ‚Damen‘ alle, ſie gehen, ſchweben, eilen, trippeln hin und her; der reiche Bankier mit Frack, Handſchuh und Cylinder trägt in der einen Hand einen Schinken und in der andern einen Gemüſekorb; der Ranchero ſchwingt ein Netz mit Fiſchen über die Schulter, um damit den Feſttag zu feiern; ein Milizoffizier hält einen gemäſteten Kapaun gefangen; ein Quäcker hat einige mächtige Hummern in die gleich einer Schürze aufgerafften Schöße ſeines langen Rockes verpackt — und das alles bewegt ſich neben-, vor-, hinter- und durcheinander, ohne ſie zu ſtören.

Wir kamen bei unſerem Einzuge in die Metropole des Goldlandes unbehelligt und unbeläſtigt durch dieſes Gewimmel und Getümmel bis in die Sutterſtreet, wo wir ſehr bald das Hotel Valladolid fanden. Es war ein Hotel im californiſchen Stile und beſtand aus einem langen, tiefen und einſtöckigen Brettergebäude, ganz ähnlich den Eintags-Trinkbuden, welche man auf unſeren Schützenfeſten findet.

Wir übergaben unſere Pferde dem Horſekeeper, welcher ſie in einen kleinen Schuppen brachte; wir ſelbſt aber traten in die Gaſtſtube, die trotz ihrer ungeheuren Größe doch ſo

voll war, daß wir kaum einen Tisch für uns zu erobern vermochten. Ein Baarkeeper hatte uns bemerkt und kam herbei. Wir bestellten — jeder nach seinem Appetite und als das Verlangte gebracht wurde, begannen auch sofort meine Erkundigungen:

„Ist Master oder Sennor Henrico Gonzalez zu sprechen?“

„Yes, Sir. Wünscht Ihr ihn?“

„Ja, wenn ich bitten darf!“

Ein hoher, ernster Spanier kam auf uns zu und stellte sich als Sennor Henrico vor.

„Könnt Ihr uns nicht sagen, ob ein gewisser Allan Marshal noch bei Euch boardet?“ fragte ich ihn.

„Weiß nicht, Sennor, kenne ihn nicht, kenne keinen, bekümmere mich überhaupt ganz und gar nicht um die Namen meiner Gäste. Das gehört zum Ressort der Sennora.“

„Ist diese zu sprechen?“

„Weiß auch nicht. Müßt einmal eins der Mädchen fragen!“

Damit wandte er sich ab. Er schien zur Sennora in ganz demselben Verhältnisse zu stehen, wie der Ranchero Fernando de Venango zu Donna Eulalia, ihrer Schwester. Ich erhob mich also und steuerte derjenigen Himmelsrichtung zu, aus welcher sich ein höchst einladender Bratenduft über das ganze Etablissement verbreitete. Dabei traf ich wirklich auf eine kleine, schlanke Frauensperson, welche mit irgend etwas in der Hand vorbeihuschen wollte. Ich ergriff sie beim Arm und hielt sie fest.

„Wo ist die Sennora, meine Kleine?“

Ihre dunklen Augen blitzten mich zornig an.

„Vous êtes un âne!“

Aha, eine Französin! Sie riß sich höchst indigniert los und eilte fort. Ich steuerte weiter. An der Ecke eines Tisches traf ich mit einer zweiten Hebe zusammen.

„Mademoiſelle, wollen Sie mir wohl ſagen, ob die Sennora zu ſprechen iſt?“

„I am not mademoiselle!“

Weg war ſie. Alſo eine Engländerin oder Amerikanerin! Aber wenn ich ſo der Reihe nach alle Nationalitäten durchzugehen hatte, ehe ich zu meiner Sennora gelangen konnte, ſo kam ich vor abends nicht zu ihr! Doch da drüben ſtand eine, die mir mit den Augen folgte und — ja wirklich, dieſes Geſicht mußte ich ſchon geſehen haben! Ich ſtach von neuem in See und hielt direkt auf ſie zu; aber noch hatte ich ſie nicht ganz erreicht, ſo ſchlug ſie die Hände zuſammen und ſprang auf mich los, als ob ſie es darauf abgeſehen habe, mich in den Sand zu rennen.

„Herr Nachbar, iſt's möglich? Faſt hätte ich Sie gar nicht erkannt, ſo einen Bart laſſen Sie ſich hier ſtehen!“

„Alle Wetter! Guſtel, Eberbachs Guſtel! Beinahe hätte auch ich Sie nicht erkannt, ſo herausgewachſen ſind Sie! Aber wie kommen Sie von daheim herüber nach Amerika, nach Californien?“

„Die Mutter ſtarb, kurz nachdem Sie wieder einmal in alle Welt gegangen waren; da kam ein Agent, und der Vater ließ ſich bereden. Es ging anders, als er dachte. Er iſt jetzt mit den Brüdern da oben, wo ſo viel Gold liegen ſoll, und hat mich hier gelaſſen, wo ich es gut habe und warten werde, bis ſie zurückkehren.“

„Wir werden uns noch weiter ſprechen; jetzt aber ſagen Sie mir einmal, wo die Sennora zu finden iſt! Ich habe zwei Ihrer Kolleginnen nach ihr gefragt und nur Grobheiten als Antwort erhalten.“

„Das iſt leicht erklärlich, denn die Madame darf nur Donna genannt werden, am liebſten Donna Elvira.“

„Werde es beherzigen! Alſo, iſt ſie zu ſprechen?“

„Ich will einmal nachſehen. Wo ſitzen Sie?“

„Dort am zweiten Tiſche.“

„Gehen Sie hin; ich werde Sie benachrichtigen, Herr Nachbar!“

Das war wieder eines jener wunderbaren Zuſammentreffen, deren ich ſo viele zu verzeichnen habe. Ihr Vater und der meinige waren Nachbarn und beide hatten ſich gegenſeitig Gevatter geſtanden. Jetzt ſtak der alte Tiſchlermeiſter droben in den Goldminen; ſeine beiden Söhne, von denen der ältere mein Schulkamerad war, befanden ſich bei ihm, und im erſten Wirtshauſe, welches ich hier in San Francisco betrat, mußte ich ſeine jüngſte finden, die Guſtel, die mir, als ich ſie noch auf den Armen trug, immer das dicke, dichte Haar zerzauſte, daß es kerzengerad in die Höhe ſtand. Dann lachte ſie und pinſelte mir mit dem kleinen Näschen im Geſichte herum — ich hätte damals nicht gedacht, daß wir uns einmal in Californien ſehen würden!

Sie kam bereits nach kurzer Zeit zu mir.

„Die Sennora will Sie ſehen, obgleich ſie eigentlich jetzt ihre Sprechſtunde nicht hat.“

„Sprechſtunde? Eine Wirtin?“

Guſtel zuckte die Achſel.

„Sie hat ſie aber, und zwar täglich zweimal: morgens von elf bis zwölf und nachmittags von ſechs bis ſieben. Wer außer dieſer Zeit kommt, muß warten, wenn er nicht gut empfohlen iſt.“

„Aha, danke ſchön!“ lachte ich. „Man glaubt gar nicht, was eine freundliche Nachbarin zu bedeuten hat!“

„Nicht wahr? Na, da kommen Sie!“

Die Sache hatte ganz den Anſtrich, als ob ich eine Audienz bei einer hervorragenden politiſchen oder ſonſtigen Größe haben ſollte. Ich wurde in einen anſtoßenden kleinen Raum geführt, welcher ganz à la Vorzimmer ausgeſtattet war, und in dem ich nach Guſtels Weiſung ſo lange warten

ſollte, bis hinter der daſelbſt befindlichen Portière eine Klingel ertönen werde.

Das war höchſt intereſſant, zumal ich beinahe eine halbe Stunde warten mußte, bis das Zeichen gegeben wurde. Ich trat ein und befand mich in einem Zimmer, welches mit einer Sammlung von allen möglichen Mobiliar- und Ausſtattungsgegenſtänden förmlich überladen war. Donna Elvira mußte unbedingt ein Zimmer haben, ein ſchön und reich möbliertes Zimmer, und ſie hatte es ſich auch möbliert und ausgeſtattet, daß man von der Wand nicht die Breite eines Zolls zu finden vermochte. Sie ſaß auf einem Sofa, ſich mit der Hand auf eine Landkarte ſtützend, welche über die Seitenlehne herunterhing; auf ihrem Schoße lag eine Guitarre, neben ihr eine angefangene Stickerei, und vor ihr ſtand eine Staffelei, nota bene zwiſchen ihr und dem Fenſter, ſo daß von Licht keine Rede war, und auf dem aufgeklebten weißen Bogen bemerkte ich zwei angefangene Skizzen; die eine ſollte, wenn ich nicht irre, den Kopf eines Katers oder einer alten Frau vorſtellen, der die Morgenhaube noch fehlte; und die andere war jedenfalls eine zoologiſche, nur konnte ich den Gegenſtand nicht ſo recht klaſſifizieren. Entweder ſollte dieſe Zeichnung einen Pottwal in homöopathiſcher Verdünnung oder einen Bandwurm in hydrooxygengas-mikroſkopiſcher Verdickung darſtellen.

Ich verbeugte mich ſehr tief und ſehr devot. Sie ſchien dies nicht zu bemerken, ſondern hielt ihr Auge ſtarr auf einen Punkt des Plafond gerichtet, an welchem ich nicht das mindeſte entdecken konnte. Plötzlich aber warf ſie den Kopf mit einem ſchnellen Ruck herum und fragte:

„Wie weit iſt der Mond von der Erde entfernt?“

Dieſe Frage überraſchte mich nicht; ich hatte eine ſolche Extravaganz erwartet. Aber — kommſt du mir ſo, ſo komme ich dir ſo:

„Zweiundfünfzigtausend Meilen, nämlich Montags; Sonnabends aber, in der Erdnähe, nur fünfzigtausend.“

„Richtig!“

Sie studierte den betreffenden Punkt von neuem; dann erfolgte derselbe plötzliche Ruck zu mir herum, und sie fragte:

„Woraus werden die Rosinen gemacht?“

„Aus Weintrauben!“

„Sehr richtig!“

Der unglückliche Punkt mußte zum drittenmal herhalten, dann schleuderte sie mir die Frage entgegen:

„Was ist Poil de chèvre?!“

„Ein Kleiderstoff, fünfzehn Ellen für den Escudo d'oro, wird aber jetzt nicht mehr viel getragen.“

„Richtig! Und nun seid mir willkommen, Sennor! Augusta bat mich um meine Gunst für Euch; ich bin aber damit nicht sehr verschwenderisch und pflege jeden, der sich um dieselbe bewirbt, einem Examen zu unterwerfen. Ihr Deutschen seid wegen eurer Gelehrtheit bekannt, darum habe ich Euch aus verschiedenen Gebieten des menschlichen Wissens die schwierigsten Fragen hervorgesucht, und Ihr habt trefflich bestanden, obgleich Ihr eher das Aussehen eines Bären als eines Gelehrten habt. Aber Augusta sagte mir, daß Ihr viele Schulen besucht und alle Länder und Völker kennen gelernt habt; setzt Euch nieder, Sennor!“

„Danke, Donna Elvira de Gonzalez,“ antwortete ich, sehr bescheiden auf der Ecke eines Stuhles Platz nehmend.

„Ihr wünscht, in meinem Hause zu logieren?“

„Ja.“

„Ihr dürft es, denn Ihr seid ein sehr höflicher Mann, wie ich sehe, und auch Euer Aeußeres wird ein anständigeres werden, wenn Ihr Euch ein wenig Mühe gebt. Wart Ihr in Spanien?“

„Ja.“

„Was sagt Ihr zu dieser Karte, die ich über mein Vaterland entworfen habe?“

Sie reichte mir das Blatt hin. Es war durch Seidenpapier nachgezeichnet und zwar nach einem schlechten Originale.

„Sehr genau, Donna Elvira de Gonzalez!“

Sie nahm mein Lob als ein höchst selbstverständliches entgegen.

„Ja, wir Damen haben uns endlich emanzipiert, und unser größter Triumph ist es, in die Tiefen der Wissenschaft einzudringen und es auch in den schönen Künsten den Männern zuvorzuthun. Seht Euch diese beiden Gemälde an; sie sind unübertrefflich in der Grandiosität des Objektes. Diese Feinheit der Linien, diese Schattierung, dieser Reflex des Lichtes! Ihr seid ein Kenner, aber dennoch muß ich Euch prüfen. Was stellt hier dieses vor?“

Ich hätte eine schmähliche Niederlage erlitten, wenn mir nicht die ‚Grandiosität des Objektes‘ einen deutlichen Fingerzeig gegeben hätte. Darum antwortete ich mit kalter Verwegenheit:

„Die Seeschlange natürlich!“

„Richtig! Zwar hat sie noch niemand deutlich gesehen, aber wenn der Geist des Forschers Räume mißt, in die er niemals eindringen kann, so ist es auch dem Auge des Künstlers gegeben, Gestalten zu erfassen, die er noch nicht erblicken konnte. Und diese Zeichnung?“

„Ist der Gorilla des berühmten Du Chailly.“

„Richtig! Ihr seid der gelehrteste Mann, der mir vorgekommen ist, denn noch keiner hat vor Euch die Seeschlange und den Gorilla sofort erkannt; Ihr seid zu jeder akademischen Würde reif!“

Der gerechte Stolz, den diese Anerkennung in mir erweckte, hatte beinahe dieselbe Wirkung wie der Knoblauch

und die Zwiebeln der guten Donna Eulalia. Deren geniale Schweſter zeigte auf den Tiſch, der am Eingange ſtand.

„Ich beherrſche auch mein Haus, ohne in nähere Berührung mit den materiellen Dingen der Wirtſchaft zu kommen. Dort iſt Tinte, Feder und das Buch. Schreibt Euren Namen ein!“

Ich that es und fragte darauf:

„Darf ich vielleicht auch gleich die Namen meiner Gefährten eintragen?“

„Ihr habt Gefährten?“

„Ja.“

„Wer ſind ſie?“

Ich fing bei den Farbigen an:

„Bob, mein ſchwarzer Diener.“

„Natürlich, denn ein Mann, der meine Seeſchlange auf den erſten Blick erkennt, kann nur mit Domeſtiken reiſen. Aber dieſe trägt man nicht ein. Weiter!“

„Winnetou, der Häuptling der Apachen.“

Sie machte eine Bewegung der Ueberraſchung.

„Der berühmte Winnetou?“

„Derſelbe!“

„Den muß ich ſehen; den ſtellt Ihr mir vor! Schreibt ihn ein!“

„Sodann ein gewiſſer Sans-ear, der — — —“

„Der Indianertöter?“

„Ja.“

„Tragt ihn ein, tragt ihn ein! Ihr reiſt ja in ganz außerordentlicher Geſellſchaft. Weiter —“

„Der vierte und letzte iſt ein Maſter Bernard Marſhal, Juwelier aus Louisville, Kentucky.“

Jetzt wäre ſie beinahe von ihrem Sitze aufgeſprungen.

„Was Ihr da ſagt! Ein Juwelier Marſhal aus Louisville!“

„Er hat einen Bruder, Namens Allan, welcher so glücklich war, bei Euch logieren zu dürfen, Donna Elvira de Gonzalez.“

„So vermutete ich also richtig! Schreibt auch ihn sofort ein, Sennor! Ihr sollt den besten Schlafraum haben. Zimmer giebt es natürlich im Hotel Valladolid nicht, aber Ihr sollt dennoch mit meinem Hause vollständig zufrieden sein, und für heute abend seid ihr alle in mein Privatspeisezimmer zur Tafel geladen!“

„Danke, Donna Elvira! Ich gebe Euch die Versicherung, daß ich eine solche Auszeichnung sehr wohl zu schätzen weiß. Ich pflege die Erfahrungen, welche ich mir auf meinen Reisen sammle, im Drucke der Oeffentlichkeit zu übergeben und werde nicht unterlassen, Hotel Valladolid sehr warm zu empfehlen.“

„Thut dies, Sennor, obgleich ich mir Eure Erscheinung nicht gut beim Schreibtische denken kann. Habt Ihr vielleicht eine Bitte? Ich werde sie Euch gern erfüllen!“

„Eine Bitte nicht, aber eine Erkundigung möchte ich mir gestatten.“

„Welche?“

„Allan Marshal wohnt nicht mehr bei Euch?“

„Nein. Er hat mein Haus vor wohl drei Monaten verlassen.“

„Wohin ging er?“

„Nach den Diggins am Sacramento.“

„Erhieltet Ihr einmal Nachricht von ihm?“

„Ja, einmal. Er gab mir den Platz an, wohin ich ihm etwaige Briefe nachsenden sollte.“

„Könnt Ihr Euch desselben entsinnen?“

„Sehr gut, denn der Betreffende ist ein Bekannter meines Hauses. Master Holfey, Yellow-water-ground, ein Kaufmann, bei dem die Goldsucher alles bekommen können.“

„Sind seit seiner Abreise von hier Briefe an Allan angekommen?“

„Einige, die ich ihm stets mit der nächsten Gelegenheit nachgeschickt habe. Und dann — ja, kürzlich waren zwei Männer da, welche nach ihm fragten — Geschäftsfreunde, die notwendig mit ihm zu verhandeln hatten; auch ihnen habe ich seine Adresse gegeben.“

„Wann sind sie fort?“

„Wartet einmal, ja — gestern früh ritten sie fort.“

„Es war ein älterer und ein jüngerer?“

„Allerdings. Sie schienen Vater und Sohn zu sein. Sie waren mir von meiner Schwester empfohlen, bei welcher sie Gastfreundschaft genossen hatten.“

Ich nickte und sagte:

„Ihr meint den Rancho von Don Fernando de Venango e Colonna de Molynares de Gajalpa y Rostredo!“

„Was, Ihr kennt diesen Mann?“

„Sehr gut, und ebenso auch Eure Schwester Donna Eulalia, bei welcher wir gewesen sind, ohne daß ich sie gebeten habe, mir einen Brief als Legitimation mitzugeben.“

„Ist das möglich? Erzählt, Sennor, erzählt!“

Ich stattete ihr den gewünschten Bericht ab, wobei ich allerdings nicht an allzu großer Offenherzigkeit litt. Sie hörte mir mit regem Interesse zu und meinte, als ich fertig war:

„Ich danke Euch, Sennor! Ihr seid der erste Deutsche, welcher mit einer spanischen Donna in der rechten Weise zu verkehren versteht. Ich freue mich auf das heutige Souper und werde Euch zeitig benachrichtigen lassen. A dios!“

Ich that eine ehrfurchtsvolle Verbeugung, welche mit meinem äußeren Habitus gewiß im lebhaftesten Zwiespalt gestanden hat, und bewegte mich rückwärts zur Portière hinaus. Als ich in die Gaststube trat, richteten sich die Blicke der bedienenden Geister mit sichtbarer Achtung auf

mich. Guſtel Eberbach war gleich vorhanden und kam eilig herbei.

„Nein, Herr Nachbar, ſind Sie ein Glückskind! So lange hat noch kein Menſch Audienz bei der Donna gehabt, nicht einmal halb ſo lang. Sie müſſen ihr ſehr gefallen haben!“

„Im Gegenteile!“ erwiderte ich lachend. „Sie will mich nur unter der Bedingung hier behalten, daß ich mich beſſere. Sie meinte, ich ſähe leibhaftig wie ein Bär aus.“

„Hm, ſo ganz unrecht hat ſie nicht; aber da kann ich helfen. Ich werde ſie hinauf in meine Kammer führen und Ihnen alles beſorgen, was Sie brauchen: Raſierzeug, Waſſer, Seife, alles, alles!“

„Das wird nicht nötig ſein, denn wir werden bald unſer Logis angewieſen bekommen.“

„Glauben Sie das nicht. Die Befehle in Beziehung der Logis habe ich erſt Punkt acht zu holen, keine Minute eher.“

„Wir ſollen das beſte Logis bekommen, ſagte die Donna. Wo wird das ſein?“

„Die Logiments ſind alleſamt droben unter dem Dache. Sie werden alſo denjenigen Verſchlag erhalten, welcher ſich durch die friſcheſte Luft auszeichnet.“

In dieſem Augenblick ertönte der laute Schall einer Glocke.

„Das iſt ſie, Herr Nachbar. Ich muß hinein, denn wenn ſie zur ungewöhnlichen Zeit ruft, muß etwas paſſiert ſein.“

Sie eilte davon, und ich ſetzte mich zu den Gefährten, welche, trotzdem hier in San Francisco das Erſcheinen eines Weſtmannes oder Indianers etwas ganz gewöhnliches iſt, dennoch die Blicke der Gäſte auf ſich zogen. Beſonders war es die majeſtätiſche Geſtalt und das ganze charaktervolle

Aeußere Winnetous, welches die Aufmerksamkeit erregte, und daß Sam, dem Kleinen, die Ohren fehlten, mußte einen jeden zu der Ueberzeugung bringen, daß er manches erlebt haben müsse, was keinem von ihnen widerfahren war.

„Nun?“ fragte Bernard.

„Er ist bereits vor drei Monaten fort und hat nur ein einzigesmal vom Yellow-water-ground Nachricht von sich gegeben. Eure Briefe sind ihm dahin nachgeschickt worden.“

„Wo ist dieser Ort?“

„Es ist, so viel ich mich besinne, ein Nebenthal des Sacramento, in welchem viel Gold gefunden worden ist. Es soll dort von Diggers*) förmlich gewimmelt haben, jetzt aber scheinen sie sich noch weiter am Flusse hinaufgezogen zu haben.“

„Hat er hier irgend etwas deponiert?“

„Habe wirklich Donna Elvira nicht danach gefragt.“

„Müssen sie aber dennoch danach fragen!“

„Dazu wird sich bald die Gelegenheit geben. Wir sind nämlich alle zum Souper geladen.“

„Ah, das ist freundlich! Uebrigens werde ich mich bei unserm Bankhause erkundigen, ob er dagewesen ist.“

Jetzt kam meine freundliche Nachbarin auf uns zu.

„Herr Nachbar, ich wurde Ihretwegen gerufen. Das Souper ist um neun, und Ihre Zimmer soll ich Ihnen schon jetzt anweisen.“

„Zimmer? Ich denke, solche sind gar nicht da!“

„Es giebt da hinten einen Anbau, welcher einige Räume enthält. Dabei sind zwei Stuben, welche die Donna nur benutzt, wenn Besuch von Verwandten kommt.“

„Dort hat wohl auch Donna Alma gewohnt?“

„Ja, ich habe davon gehört, obgleich ich damals noch nicht hier gewesen bin.“

*) Goldsucher.

„Haben Sie nicht gehört, ob diese Dame einen gewissen Allan Marshal kannte, der damals hier logiert hat?“

„O ja. Man hat darüber viel gesprochen und gelacht. Sie hat diesem Herrn förmlich nachgestellt, so daß er sich ihrer kaum erwehren konnte. Doch kommen Sie; ich habe bereits die Schlüssel!“

Wir standen auf und folgten ihr. Die beiden Stuben, welche wir erhielten, waren gegen die übrige Ausstattung des ‚Hotels‘ kostbar zu nennen; die eine bekam Winnetou mit Sans-ear und die andere ich mit Bernard. Bob erhielt einen eigenen Raum angewiesen.

Die gefällige Nachbarstochter versorgte uns mit allem, was nötig war, unserem äußeren Menschen ein mehr civilisiertes Aussehen zu geben, und so waren wir bald in der Lage, ausgehen zu können. Winnetou blieb zurück; er war zu stolz, um den Menschen auf den Straßen und Plätzen der Stadt als Gegenstand der Schaulust zu dienen. Auch Sam streckte sich auf sein Lager.

„Was soll ich mit?“ meinte er. „Laufen kann ich, das brauche ich hier zum Beispiel nicht erst zu üben, und Häuser und Menschen habe ich bereits genug gesehen. Macht, daß wir aus diesem unruhigen Neste bald wieder hinauskommen in die Savanne, sonst wachsen mir vor lauter Langweile die Ohren wieder, und dann hat es mit ‚Sans-ear‘ ein Ende!“

Der gute Sam befand sich erst einige Viertelstunden hier und empfand doch bereits Sehnsucht nach der freien Prairie. Wie muß es den ‚Wilden‘ zu Mute sein, wenn sie, um ‚gebessert‘ zu werden, in die enge einsame Zelle einer Philadelphischen oder Aumburnschen Zwingburg gesteckt werden, weil sie sich wehren, hinausgeworfen zu werden aus den Gründen, die ihre Heimat sind, ihnen Nahrung geben und die Grabhügel ihrer Väter und Brüder bergen!

Wir gingen, nämlich ich und Marshal, zu dem Banquier, mit welchem dieser in Geschäftsbeziehung gestanden hatte, und erfuhren nur, daß Allan einigemale vorgesprochen habe und dann nach einem kurzen Abschiede in die Minen gezogen sei. Er hatte alle Geldmittel flüssig gemacht und mitgenommen, um damit Nuggets zu kaufen.

Nach diesem erfolglosen Besuche schlenderten wir durch die Stadt, bis mich Bernard plötzlich in einen Store*) zog, in welchem alle möglichen Arten und Größen von Kleidungsstücken zum Verkaufe hingen. Hier konnte man sich die feinste mexikanische Tracht auswählen, ebenso wie den leinenen Arbeitskittel des Kuli. Jede Tracht dieser verschiedenen Gewänder hatte ihren besondern Platz, und jeder einzelne Anzug war vollständig.

Die Absicht Bernards war sehr leicht zu erraten. Unsere Anzüge, aus so festem Stoffe sie auch bestanden, hatten während der langen Reise so gelitten, daß wir wirklich nicht nur ein wenig, sondern sogar recht sehr schäbig aussahen. Rasiert waren wir; das Haar hatten wir einander auch geschnitten, aber das Habit, mit dem sah es gewaltig schlimm aus. Ich merkte beim Einkaufe, daß der gute Bernard Geschmack besaß. Er kaufte sich einen halb Indianer- und halb Trapperanzug, der ihm ganz nett stand; nur war der Preis auch den Verhältnissen San Franciscos angemessen.

„Nun kommt, Charley; auch für Euch einen!“ meinte er, als er vollständig ausstaffiert war. „Ich werde Euch aussuchen helfen.“

Hm, ich brauchte allerdings so etwas höchst notwendig, aber für diese Art von Preis war meine Kassa nicht ganz eingerichtet. Ich habe niemals zu denjenigen unglücklichen Leuten gehört, welche überall, wo sie hingreifen, einen Hundertmarkschein zwischen die Finger bekommen und überall, wo

*) Laden.

sie hingehen, über einen Sack mit Sovereigns stolpern; sondern ich gehöre zu jenen beneidenswerten Menschen, welche das süße Bewußtsein haben, heut zu verdienen, was sie morgen brauchen, und darum mag ich wohl ein etwas resigniertes Gesicht gemacht haben, als sich Marshal gleich nach seinen Worten auch sofort an das ‚Aussuchen' machte.

Seine Wahl fiel auf einen Anzug, welcher aus folgenden Stücken bestand: — ein Jagdhemd von schneeweiß gegerbtem Hirschkalbleder, von Indianerinnenhänden zierlich mit Rot gestickt; Leggins aus Hirschrücken, an den Seiten ausgefranst; einen Jagdrock von Büffelhaut, aber doch geschmeidig wie ein Eichhörnchenfell; Stiefel von Bärenseite, deren Schäfte ich weit über die Lenden heraufziehen konnte; die Sohlen aus dem besten Stoffe, den es für diesen Zweck nur geben kann, nämlich aus der Haut vom Schwanze eines ausgewachsenen Alligators — und endlich eine Bibermütze, deren oberer Rand und Deckel mit einer künstlich dauerhaft gemachten Klapperschlangenhaut verziert war. Bernard that es nicht anders, ich mußte in einer kleinen Nebenkabine den Anzug anprobieren, und als ich heraustrat, hatte er ihn bereits bezahlt. Ich wäre ihm gern ein wenig bös darüber geworden, brachte dies aber, offen gestanden, nicht recht fertig.

„Laßt das gut sein, Charley; ich bin Euch noch sehr viel schuldig, und wenn Ihr das nicht zugeben wollt, so werde ich diese Sachen auf Euer Conto schreiben, welches wir schon einmal begleichen werden!"

Auch für Sam wollte er einiges mitnehmen; ich riet ihm aber davon ab, weil ich die Anhänglichkeit des Kleinen an seinen uralten Habitus sehr genau kannte und überdies unser Sans-ear eine Statur besaß, die ganz unberechenbar war.

Die größte Freude über meine Umwandlung verriet Bob, als wir in das ‚Hotel Valladolid' zurückkehrten.

„Oh, Massa, nun sehen sehr viel gut schön aus, so

ſchön wie Bob, wenn hätten bekommen auch neu Rock und Mütze!“

Ich konnte nicht anders, ich mußte ihn mit einem dankbaren Blick für dieſen gütigen Vergleich belohnen, denn ich wußte, daß der Neger damit das Höchſte geleiſtet hatte, was er im Lobe zu leiſten vermochte.

Sam Hawerfield war es in ſeinem Zimmer doch etwas zu enge geworden. Er ſaß an einem der Tiſche ganz allein, und winkte mir, als er uns eintreten ſah, uns zu ihm zu ſetzen.

„Hört!“ meinte er halblaut. „Da neben uns giebt es ein Geſpräch, welches zum Beiſpiel auch uns intereſſieren wird.“

„Worüber?“

„Es ſind da oben in den Minen und Diggins Dinge vorgegangen, die man nicht gutheißen kann. Es giebt dort eine Menge Bravos, aber keine Indianos, ſondern Weiße, wie es ſcheint, die ſich über die heimkehrenden Digger hermachen und ihnen das Leben nehmen und noch einiges dazu. Da ſitzt einer, der ihnen nur mit genauer Not entgangen iſt. Er erzählt eben ſein Abenteuer. Hört!“

An dem Tiſche hinter uns ſaßen mehrere Männer, denen man es anſah, daß ſie des Lebens Gefahren und Drangſale kennen gelernt hatten, und einer von ihnen hielt einen Vortrag, dem alle Umſitzenden mit der größten Spannung zuhörten.

„Well,“ meinte er ſoeben, „ich bin ein Ohiomann, und das ſoll heißen, daß ich etwas erfahren habe, auf dem Strome und in der Savanne, zu Waſſer und zu Lande, auf den Bergen und unten in den Thälern des Weſtens. Ich habe die Flußpiraten des Miſſiſippi und die Buſchklepper der Woodlands kennen gelernt und gar manchen Strauß mit ihnen ausgefochten; ich halte manchen Streich

für möglich, den ein anderer grün und weiß bezweifeln würde; aber daß ſolche Dinge auf einer ſo belebten Straße vorkommen können, und noch dazu am hellen Tage, das geht doch über das alte Gun*), mit welchem man um die Ecke zu ſchießen vermag."

„Und dennoch klingt es nicht genau nach Wahrheit," meinte ein anderer. „Ihr waret doch eine ganze Karawane von fünfzehn Mann gegen acht Leute; wäre das nicht eine Schande, wenn es ſo iſt, wie Ihr erzählt?"

„Ihr ſprecht ſehr klug und weiſe, Mann; aber macht es nur erſt einmal mit! Wir waren allerdings fünfzehn Männer, das heißt nämlich ſechs Tropeiros**) und neun Miners. Wenn Ihr Euch auf dieſe Tropeiros verlaſſen wollt, ſo ſeid Ihr verloren, und von den neun Miners hatten drei das Fieber; ſie konnten ſich kaum auf den Maultieren halten und wurden von der Krankheit bald hin bald her geworfen, ſo daß ſie weder einen ſichern Schuß, noch einen guten Meſſerſtoß abgeben konnten. Nun, waren wir alſo wirklich fünfzehn volle Männer, he?"

„Wenn Ihr die Sache ſo darſtellt, ſo wird ſie allerdings ein wenig einleuchtender. Aber die Straße iſt doch ſo befahren, beritten und auch begangen, daß zu jeder Zeit Leute in der Nähe ſind, von denen Hilfe zu erwarten iſt!"

„Meint Ihr! Was hindert die Schelme, grad einen Augenblick abzuwarten, an dem dies nicht der Fall iſt?"

„So erzählt das Ding nur richtig der Reihe nach, damit man daraus klug werden kann!"

„Ganz, wie es Euch beliebt, Mann! Alſo wir hatten da droben am Pyramidenſee ein Plazer gefunden, wie es kein beſſeres und reichhaltigeres geben kann, und Ihr müßt es eben einmal glauben, daß nach acht Wochen ein jeder von uns vieren ſeinen Zentner Staub und Nuggets bei-

*) Schießgewehr. **) Maultierführer, von tropa, die Herde.

sammen hatte. Weiter ging es nicht, denn der Platz war ausgewaschen, und zwei von uns hatten die Kälte in die Gelenke bekommen. Es ist eben kein Leichtes, von früh bis Abend bis über die Hüften im Wasser zu stehen, um die Batea*) zu schütteln. Wir packten also zusammen und gingen zurück bis in den Yellow-water-ground, wo wir unsere Ausbeute an einen Yankee verkauften, der ein Beträchtliches mehr bezahlte, als die Schurken von Tauschhändler, bei denen man für eine Unze reines Gold ein Pfund schlechtes Mehl oder ein halbes Pfund noch schlechteren Tabak bekommt. Aber der Mann hat dennoch Geschäfte gemacht; ich glaube, er hieß Marshal und war in Kentucky oder daherum zu Hause."

Schnell drehte sich Bernard um.

„Ist er noch dort an diesem Platze?"

„Weiß es nicht, geht mich auch nichts an. Aber laßt mich in Ruhe mit unnützen Fragen; denn wenn ich das Ding wirklich so der Reihe nach erzählen soll, wie es dieser Mann hier verlangt hat, so darf ich nicht gestört werden! Also dieser Marshal, Allan Marshal hieß er wohl, kaufte uns ab, was wir hatten. Wären wir nun klug gewesen, so hätten wir uns auf die Beine gemacht. Aber erstens wollten wir uns zunächst von den gehabten Strapazen ausruhen — denn unsere Kranken bedurften der Pflege — und zweitens war auch nicht gerade eine passende Reisegelegenheit da. Man munkelte so mancherlei von Raubanfällen und nannte sogar die Namen verschiedener Männer, welche die Diggins verlassen hatten und niemals in Sacramento oder San Francisco angekommen sind."

„War dies wahr?"

„Werdet es hören! So warteten wir einige Wochen; aber das Leben da oben ist ganz verteufelt teuer, und da

*) Schüsselförmiges Gefäß, in welchem die goldhaltige Erde gewaschen wird.

man wußte, daß wir keine leeren Taschen hatten, so bestand unser ganzes Vergnügen in einer immerwährenden Retirade vor falschen Spielern und ähnlichem Ungeziefer, welches uns stündlich umschwärmte. Auch war es mit den Gelenken der beiden Kameraden ein wenig besser geworden, und so beschlossen wir, nicht länger zu warten, sondern schlossen uns fünf Männern an, welche ebenso wie wir nicht mehr bleiben wollten. Wir waren also neun Personen und mieteten uns die nötigen Maultiere, wodurch unsere Anzahl um sechs Tropeiros vermehrt wurde. Bewaffnet waren wir alle vorzüglich, auch die Tropeiros, von denen übrigens jeder einzelne das Aussehen hatte, als ob er es recht gut mit zehn Gegnern aufnehmen werde. Die Reise wurde angetreten und ging im ganzen auch recht gut von statten; aber es begann so anhaltend zu regnen, daß sich das Fieber wieder einstellte. Uebrigens weichte das Wasser den Weg in der Weise auf, daß nur außerordentlich schwer fortzukommen war. Wir legten an einem vollen Tage kaum acht Meilen zurück und waren des Nachts selbst in unseren Zelten nicht sicher vor der Flut, die vom Himmel stürzte, als ob jemand da oben eine Wolke umgeworfen hätte. Dadurch wurde das Fieber immer schlimmer, so daß wir die Kranken während des Rittes auf die Maultiere binden mußten."

„Verdammt schlechte Geschichte," meinte einer der Umsitzenden. „Habe solche Staupen auch durchgemacht und weiß sehr genau, wie einem dabei zu Mute ist!"

„Well! Also hatten wir ungefähr zwei Dritteile des Weges zurückgelegt und des Abends einen Lagerplatz gesucht. Wir waren beschäftigt, die Zelte aufzuschlagen, und schürten ein Feuer, welches groß genug war, die Gegend tageshell zu erleuchten. Da plötzlich krachte eine Salve rundherum. Ich kniete eben im Schatten eines Zeltes am Boden und war daran, eine Leine an den Pflock

zu binden, weswegen man mich nicht gesehen hatte. Schnell fuhr ich in die Höhe, und zwar grad zur rechten Zeit, um unsere Tropeiros aufsitzen und die Flucht ergreifen zu sehen. Das geschah aber mit solcher Gelassenheit, daß sie von den Bravos zehnmal hätten niedergeschossen werden können. Ich war im Begriffe gewesen, die Büchse zu erheben; aber was ich sah, hielt mich davon ab. Die Kugeln der acht Räuber hatten ihr Ziel so sicher getroffen, daß die fünf Gesunden, welche beim Scheine der Flamme gearbeitet hatten, tot am Boden lagen, und grad in dem Augenblick, als ich nach der Büchse griff, wurden die drei Kranken niedergemacht. Ich war also ganz allein am Leben. Was hättet ihr in dieser Lage gethan, he?"

„Damn! Ich hätte mich auf sie geworfen und gethan, was in meinen Kräften stand!" meinte einer.

„Nein, ich hätte einige von ihnen mit meiner Kugel weggeputzt," versicherte ein anderer.

„Sehr gut!" antwortete der Erzähler. „Das sagt ihr, gethan aber hättet ihr alle nur das, was ich auch that. Mich auf sie zu stürzen, das wäre Wahnsinn gewesen; auf sie zu schießen, war ebensowenig geraten, denn dann wäre ich auch verloren gewesen. Es durfte kein Zeuge des Ueberfalles leben bleiben, das verstand sich ja ganz von selbst; darum hätten sie mich verfolgt, so weit ich nur laufen mochte, und getötet hätte ich doch nur einen oder zwei."

„Nun, was thatet Ihr denn?"

„Mein Geld hatte ich in guten Papieren in der Tasche; mein Maultier war unweit der Zelte bei den übrigen Tieren angebunden. Ich schlich mich also, als die Schurken eben die Zelte untersuchten, hinzu und band es los. Da stieß einer von ihnen einen Pfiff aus; ich hörte ein Getrappel, und — was denkt ihr, was geschah?"

„Nun?"

„Die Tropeiros kehrten zurück. Sie hatten uns an die Halunken verraten und sollten nun ihren Teil von der Beute erhalten. Jetzt waren die Schufte vierzehn Mann stark. Ich setzte mich auf mein Tier und galoppierte davon, so schnell es laufen konnte. Zu meinem Glück war es ein sehr sanftmütiges Geschöpf und kein so obstinates Viehzeug, wie man sie unter dieser Gattung so häufig trifft. Ich hörte zwar laute Flüche und einen tüchtigen Lärm hinter mir; dann vernahm ich auch Hufschlag, aber es war dunkel, und ich entkam glücklich."

„Und nachher?"

„Was nachher! Ich habe gemacht, daß ich nach San Francisco kam, und bin froh, mit heiler Haut hier zu sitzen und mein Glas Porter hinunter zu schlürfen."

„Habt Ihr keinen von den Bravos erkannt?"

„Sie trugen schwarze Masken. Nur als der eine, welcher der Anführer zu sein schien, den Finger in den Mund steckte, um zu pfeifen, nahm er den Lappen herunter, und ich konnte also seine Physiognomie sehen. Ich würde den Kerl sicher sofort wieder erkennen, wenn er mir einmal vor die Augen käme. Es war ein Mulatte, und er hatte über die rechte Wange eine Wunde, die von einem Messerschnitt herrühren mußte."

„Und die Tropeiros?"

„Würde ich alle wieder erkennen, aber ich komme ja nicht wieder hinauf in jene Hölle, in welcher der Teufel sein Gold siedet und schmilzt, um die Seelen in Tod und Verderben zu locken."

„Wie heißt der Mulero?*) Es ist oft gut, wenn man den Namen eines solchen Ehrenmannes kennt!"

„Er nennt sich Sanchez, wird aber wohl früher schon einen oder einige andere Namen gehabt haben. Ich schätze,

*) Anführer der Tropeiros.

daß die meiſten dieſer Schurken zu den Hounds*) gehören, welche Francisco über die ſämtlichen Minendiſtrikte ausgeſpieen hat, und die nun als Agenten, Tropeiros, Muleros und Räuber einander in die Hände arbeiten. Es wäre am beſten, die Miners bildeten, wie damals in San Francisco, ein Vigilance-Committee, welches die Verfolgung und Ausrottung dieſer Banden übernehmen könnte, bis in den Plazers beſſere Zuſtände zu herrſchen beginnen. So, jetzt habe ich alles der Reihe nach erzählt, und ich bin fertig."

„Wenn das iſt," meinte Bernard, „ſo erlaubt Ihr mir wohl, mich noch einmal nach jenem Allan Marſhal zu erkundigen, von dem Ihr vorhin geſprochen habt; er iſt mein Bruder."

„Euer Bruder? Wahrhaftig, mir ſcheint, daß Ihr ihm ähnlich ſeht! Da ſagt alſo, was Ihr von ihm wiſſen wollt!"

„Alles, was Ihr ſelbſt von ihm wißt. Wie lange iſt es her, daß Ihr ihn zum letztenmal geſehen habt?"

„Nun wohl an die fünf Wochen!"

„Meint Ihr, daß er ſich noch im Yellow-water-ground befinden wird?"

„Weiß es nicht. Da oben in den Minen iſt man heut da und morgen dort, obgleich man ſich heut vorgenommen hat, gewißlich nicht fortzugehen."

„Er hat mir nie geſchrieben, obgleich er meine Briefe erhalten hat."

„Das dürft Ihr nicht für ſo ſicher annehmen. Denkt nur an das, was ich jetzt erzählt habe! Giebt es eine Poſt von hier hinauf zu den Minen? Ja; aber was Ihr ſo nennt, das iſt keine Poſt. Ich ſage Euch, es wird

*) So wurden die Diebe und Mörder genannt, welche zu San Francisco in den berüchtigten Sidney-Coves eine förmliche Gewaltherrſchaft errichtet hatten und nur durch das Zuſammentreten der Einwohner ſelbſt vertrieben werden konnten.

mancher Brief hinauf und herunter geſchickt und kommt nie in die Hand, die ihn öffnen ſoll. Ihr kommt dort oben in eine Taverne, und der Wirt gehört zu den Hounds; Ihr geht in einen Store, und der Krämer iſt ein Hound; Ihr ſpielt mit drei Männern Monte, und einer, vielleicht zwei oder gar alle drei ſind Hounds; Ihr arbeitet mit einem gemeinſchaftlich an Eurem Plazer, und er iſt ein Hound, der Euch entweder abnimmt, was Ihr ausbeutet, oder wenn Ihr ihm zu ſtark und wachſam ſeid, Euch an die Bravos verraten wird, um wenigſtens einen Teil Eures Eigentums zu erhalten; bei der Platzdeputation ſind Hounds, überall ſind Hounds; warum ſollten nicht auch bei der Poſt Hounds ſein, denen daran liegt, verſchiedenes nicht an die Adreſſe gelangen zu laſſen!“

Das war nun allerdings keine reizende Auseinanderſetzung für die an den Minen herrſchenden Verhältniſſe.

„Wollt Ihr hinauf zu dem Bruder?“

„Allerdings.“

„Well, ſo will ich Euch einen guten Rat geben. Ob Ihr ihn befolgen werdet, das iſt Eure Sache. Von hier aus führen nämlich zwei Wege nach den verſchiedenen Minendiſtrikten; der eine geht ganz ſüdlich nach einem Bergſtriche, den man Neu-Almaden nennt, wo man eine große Maſſe von Queckſilber und natürlichem Zinnober findet; der andere aber geht faſt genau nach Norden und nur mit einer geringen Neigung gegen Oſt zu den noch viel berühmteren Goldgegenden von Sacramento. Wißt Ihr, wo in dieſer letzteren Gegend der Yellow-water-ground liegt?“

„Ich weiß bisher nur, daß er ein Seitenthal des Sacramento bildet; weiter nichts.“

„Der Weg geht drei Vierteile um die Bai von Francisco herum und dann über den Rio San Joaquin hinüber oder hinauf nach dem Sacramento-Thale. Hier braucht

Ihr nur immer aufwärts zu gehen und könnt von jedem Begegnenden oder an jedem Plazer erfahren, wo Euer Ziel zu finden ist. Wenn Ihr nicht viel Gepäck bei Euch habt, mögt Ihr in fünf Tagen hingelangen. Von diesem Wege aber rate ich Euch ab."

„Warum?"

„Erstens ist es zwar der bequemere, aber nicht der kürzere. Zweitens wird grad er durch diese Hounds ganz außerordentlich unsicher gemacht. Allerdings fallen sie lieber die von den Minen kommenden als die dorthin gehenden an, aber man weiß doch nicht, ob sie nicht vielleicht einmal das Gegenteil thun. Und endlich drittens ist dieser Weg gepflastert, und zwar mit Dollars, welche man den Reisenden förmlich aus der Tasche zieht. In den Gasthäusern ist man bereits in der Kultur so weit vorgeschritten, daß man Rechnungen schreibt. Aber ein solches Ding ist leichter zu lesen, als zu bezahlen. Ihr zahlt da: für das Zimmer einen Dollar — und schlaft im Hofe; für das Bett einen Dollar — und bekommt zwei Hände voll altes Stroh; für Licht einen Dollar — und habt den Mond zur Laterne; für Bedienung einen Dollar — und habt keinen Helf zu sehen bekommen; für das Waschbecken einen Dollar — und müßt Euch im Sacramento waschen; für ein Handtuch einen Dollar — und wischt Euch an Euern eigenen Jagdrock. Der einzige Posten, den man bezahlt und wirklich auch bekommt, ist: für die Rechnung einen Dollar. Wie gefällt Euch das, Master Marshal?"

„Nicht übel!"

„Meine es auch. Darum werde ich Euch einen anderen und besseren Weg sagen, auf dem Ihr, wenn Ihr gut beritten seid, den Yellow-water-ground in vier Tagen erreichen könnt: Ihr setzt mit der Fähre über die Bai und haltet von da aus grad nach San John, wendet

Euch dann nach Osten, und wenn Ihr den Sacramento erreicht, seid Ihr auch am Ziele, wenigstens ganz in der Nähe desselben. Wasserläufe, die Euch in dieser Richtung führen, giebt es genug."

„Danke, Sir! Ich werde Euern Rat befolgen."

„Well! Und wenn Ihr dann am Sacramento oder irgendwo einen Mulatten trefft, der einen Schnitt über die rechte Wange hat, so gebt ihm Euer Messer oder Eure Kugel zu kosten, denn ich sage Euch, daß Ihr ein gutes Werk thut!"

Mittlerweile war die Zeit des Abendessens herangerückt, und Gustel kam, um uns zu benachrichtigen. Sie führte uns in ein Nebenzimmer, wo gedeckt war, als ob eine Gesellschaft spanischer Granden gespeist werden sollte. Donna Elvira erwartete uns bereits. Der Wirt war nicht zu sehen. Sie empfing ihre Gäste, welche ich ihr natürlich mit der nötigen Grandezza vorstellte, ganz mit der Miene einer Herrscherin, die eine Gnadenaudienz erteilt, und machte die Honneurs mit einer Würde, wie sie ein indischer Fürst nicht besser zuwege gebracht hätte.

Da ihr daran lag, möglichst zu imponieren, so bewegte sich die Unterhaltung zunächst in allerdings höchst drastischer Weise auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, später aber, als wir mit der gehörigen Hochachtung erfüllt schienen, gab sie dem Interesse für unsere Persönlichkeiten und Verhältnisse Raum, und wir mußten ihr unsere Erlebnisse erzählen.

Als sie die Tafel aufhob, sagte sie: „Sennores, ich hoffe, euch bewiesen zu haben, daß ich euch meinen andern Gästen vorziehe, und denke, daß es euch bei mir recht lange gefallen soll!"

„Donna Elvira de Gonzalez, wir danken Euch für Eure Güte," antwortete ich. „Wir werden allerdings

längere Zeit in Eurem gastlichen Hause verweilen, aber nicht jetzt, denn wir müssen schon morgen in der Frühe zunächst noch einen kleinen Abstecher machen."

„Wohin, Sennor?"

„Nach dem Sacramento, um Allan aufzusuchen, den wir Euch bringen werden."

„Recht so, Sennores! Nehmt euch von mir alles mit, was ihr braucht; berechnen werde ich es später; und wenn ihr einen Wunsch noch habt, so wendet euch nur an Augusta. Natürlich hoffe ich, daß ihr mir à dios sagen werdet, ehe ihr morgen fortgeht!"

Sie rauschte hinaus, und wir folgten ihr, um nach unsern Pferden zu sehen und uns dann zur Ruhe zu begeben. Am andern Morgen schwammen wir bereits mit der Fähre über die Bai und stiegen an der San Francisco gegenüberliegenden Landzunge aus.

Wir folgten ganz der Richtung, welche uns der Goldsucher angedeutet hatte, erreichten am Abend des dritten Tages die Höhen von San John und wandten uns dann gegen Sonnenaufgang. Am andern Mittag ritten wir in das Thal des Sacramento nieder und fanden nun auf jedem Schritt zahlreiche Spuren jener fieberhaften Thätigkeit, welche überall die Erde aufgewühlt hatte, um nach dem deadly dust zu suchen, dessen Glanz das Auge blendet, die Sinne verwirrt und das Herz bethört.

Es ist so viel über diese Arbeit geschrieben und gesprochen worden, daß ich mich einer Bemerkung über sie enthalte; aber ich muß gestehen, das Goldfieber ergreift auch den nüchternsten Mann, sobald er jene Gegend betritt und sich von den Männern umgeben sieht, die — oft mit hohlen Wangen und meist mit Lumpen umhüllt — ihre Gesundheit und vielleicht auch ihr Leben opfern, um — schnell reich zu werden, und diesen Reichtum, wenn sie ja so

‚glücklich' sein sollten, ihn zu erlangen, oft ebenso schnell wieder verlieren. Sie arbeitete häufig monatelang mit Aufbietung aller ihrer Kräfte, ohne einen nennenswerten Erfolg zu sehen; Flüche und Verwünschungen begleiten jeden Griff, den sie thun; das blasse Gespenst des Hungers, der Not, der Verzweiflung tritt an sie heran, und schon wollen sie die ermattete, zitternde Hand abziehen, da verbreitet sich das Gerücht von einem außerordentlichen Fund, den irgend jemand irgendwo gemacht hat oder gemacht haben soll, und sie legen wieder Hand an die Batea, um der gewaltigen Epidemie von neuem zum Opfer zu werden.

Am Abend erreichten wir den Yellow-water-ground. Es war ein langes, schmales Thal, welches einen dünnen Wasserlauf dem Sacramento zuführte. Von seinem obersten bis zum untersten Punkte aufgewühlt, ließ es die einzelnen Plazers deutlich erkennen. Erdhütten und Zelte gab es genug, und dennoch sah man auf den ersten Blick, daß die Glanzperiode dieses Teiles der Minen vorüber war.

Ungefähr in der Mitte des Thales stand eine niedrige, aber breite und tiefe Bretterbude, über deren Eingang mit Kreide die Worte ‚Store ond boarding-house of yellow-water-ground' geschrieben waren. Der Wirt dieses Wohn-, Kauf- und Trinkladens war wohl am besten imstande, uns Auskunft zu erteilen. Wir stiegen also ab, ließen Bob bei den Pferden und traten ein.

Die roh gezimmerten Bänke und Tische waren teils von elend, teils von verwegen aussehenden Gestalten besetzt, welche uns neugierig betrachteten.

„Neue Miners!" lachte einer. „Werden vielleicht mehr finden als wir. Komm her, Rothaut, und thu' einen ‚Drink' mit mir!"

Winnetou that, als ob er die Aufforderung gar nicht gehört habe. Da erhob sich der Mann von seinem Sitze,

nahm das Schnapsglas zur Hand und trat mit herausfordernder Miene auf ihn zu.

„Schuft, weißt du nicht, daß es die größte Beleidigung für einen Miner ist, wenn man ihm den Drink ausschlägt? Ich frage dich, ob du trinken willst und auch ‚einen' zum besten geben wirst?"

„Der rote Krieger trinkt kein Feuerwasser, doch will er den weißen Mann nicht beleidigen!"

„So fahre zum Teufel!"

Der Miner schleuderte das Glas samt dem Branntwein dem Apachen in das Gesicht, riß das Messer heraus und that einen Sprung, um es Winnetou in das Herz zu stoßen; er taumelte aber mit einem lauten Schrei zurück und stürzte röchelnd zu Boden. Der Apache besaß auch ein Messer — er hielt es noch in der Hand — die Klinge blank wie zuvor; es war nur den zehnten Teil einer Sekunde im Leibe des Miner gewesen; dieser aber lag mit zerstochenem Herzen am Boden.

Sofort erhoben sich die andern. In ihren Fäusten funkelten die Messer. Aber auch unsere Büchsen lagen schon an den Wangen, und sogar Bob, der zufällig zur Thür hereingesehen hatte, stand unter derselben und hatte sein Gewehr schußfertig.

„Stopp!" rief da der Wirt. „Setzt euch, ihr Leute; die Sache war nicht die eure; sie geht euch nichts an, denn sie war nur zwischen Jim und dem Indianer auszumachen, und sie ist ausgemacht. Nell, schaffe den Toten fort!"

Die Miners setzten sich; unsere drohende Haltung schien ebensoviel Einfluß auf sie auszuüben, wie die Worte des Wirtes. Hinter dem Büffet aber trat der Baarkeeper hervor, nahm den Toten auf die Achsel und trug ihn hinaus, um ihn, wie wir dann bemerkten, in eine verlassene Grube zu legen und ein wenig Erde darauf zu

werfen. Dieſer Jim war auch hierher gekommen, um Gold zu ſuchen, und hatte, durch ſeine eigene Schuld, den Tod gefunden — deadly dust! Wie oft mochten ſich ähnliche Auftritte in den Minen wiederholen!

Wir nahmen, abgeſondert von den übrigen, Platz.

„Was trinkt ihr, Meſch'ſchurs?“ fragte der Wirt.

„Bier,“ antwortete Bernard.

„Porter oder Ale?“

„Was beſſer iſt!“

„Dann nehmt Ale, Meſch'ſchurs,! Es iſt echtes Burton-Ale aus Burton in Staffordſhire.“

Ich war ein wenig neugierig auf dieſen Trank, der aus England und dazu von dem Orte, welcher wegen des beſten Bieres weltberühmt iſt, nach dem Sacramento gekommen ſein ſollte. Wir bekamen fünf Flaſchen, von denen ich gleich eine nahm, um ſie Bob hinauszutragen. Er ſteckte den Hals der Bottle in den Mund, daß ich dachte, derſelbe müſſe ihm bis hinab in den Magen reichen, und leerte ſie auf einen Zug. Kaum aber hatte er das Gefäß wieder herausgezogen, ſo verdrehte er die Augen, riß den Mund auf, daß derſelbe drei Vierteile des Geſichtes einnahm, und ſtieß einen Laut aus, wie ein Schiffbrüchiger, der zum letztenmale über das Waſſer kommt.

„Was iſt's“ fragte ich, in der Meinung, er habe ſich mit dem Halſe der Flaſche den Gaumen verletzt.

„Maſſa, oh, ah, Bob ſterben! Bob haben getrunken Gift!“

„Gift? Es iſt ja engliſches Ale!“

„Ale? Nein, oh, nein! Bob kennen Ale. Bob haben getrunken Gift; Bob fühlen in Mund und Leib Arſen' und Tollkirſch'!“

Unſer guter Neger war kein Feinſchmecker; wie alſo mußte dieſes Ale erſt einem raffinierten Gaumen munden!

Ich trat wieder in den Store und kam grad recht, um die Frage des Wirtes zu hören:

„Könnt ihr auch zahlen, Meſch'ſchurs?“

Bernard machte eine ſehr beleidigte Miene und griff in die Taſche.

„Halt, Maſter Bernard!“ meinte Sam. „Dieſe Rechnung werde ich abmachen. Was koſtet das Bier?“

„Die Bottle drei Dollars, macht fünfzehn Dollars.“

„Das iſt billig, Mann, zumal man die Bottle mitbekommt, nicht wahr?“

„Allerdings.“

„Wir werden ſie Euch aber hier laſſen, denn Leute, welche Plazers wiſſen, in denen das Gold ſozuſagen in ſchweren Stufen zu Tage liegt, brauchen ſich um ein Stückchen Glas nicht zu kümmern. Holt Eure Wage!“

„Wollt Ihr in Gold bezahlen?“

„Ja.“

Sam öffnete ſeinen Kugelbeutel und zog einige Nuggets hervor, von denen eines die Größe eines Taubeneies hatte.

„Alle Wetter, Mann, wo habt Ihr dieſe Stücke gefunden?“ fragte der Wirt.

„Auf meinem Plazer.“

„Und wo iſt das?“

„In Amerika ungefähr. Ich habe zum Beiſpiel ein ſchlechtes Gedächtnis und beſinne mich auf den Ort gewöhnlich nur dann, wenn ich ſelbſt etwas Gold brauche.“

Der Wirt mußte dieſe Zurechtweiſung einſtecken; aber ſeine Augen funkelten vor Begierde, als er eines der Nuggets abwog und den Ueberſchuß in Geld herausgab. Er nahm das Gold zu einem ſehr niedrigen Preiſe, und ſeine Wage mochte auch wohl einige kleine Eigentümlichkeiten beſitzen; Sam aber ſteckte das herausbekommene Geld mit der

Miene eines Mannes ein, dem es auf eine Unze mehr oder weniger nicht ankommt. Er hatte, ohne daß die andern etwas davon ahnten, zwischen seinen Kugeln ein ganz allerliebstes Sümmchen mit sich herumgetragen, und ich mußte jetzt an seine bei unserem ersten Zusammentreffen gemachte Bemerkung denken, daß er in den Bergen genug Gold wisse, um einen Freund damit reich zu machen.

Jetzt wurde das Bier gekostet. Wären wir direkt aus der Savanne hierher gekommen, so hätten wir es vielleicht genießen können; da wir unsere zerrütteten Gaumen aber im Hotel Valladolid bei der gastfreundlichen Donna Elvira bereits wieder hergestellt hatten, so war das Zeug auf keinen Fall hinunterzubringen. Es war klar, der Mann kochte sich seine Ale aus irgend welchen Kräutern und Zuthaten selbst zusammen und verkaufte es — die Flasche zu drei Dollars. Dies ist eins von den vielen Beispielen, daß in den Minen nicht immer der Goldsucher auch der Goldfinder ist.

Uebrigens schien sich der Wirt mit der ihm von Sam gewordenen Zurechtweisung keineswegs zufrieden zu geben. Er setzte sich vielmehr zu uns und erkundigte sich weiter:

„Ist das Plazer, welches Ihr wißt, sehr weit von hier, Sir?“

„Welches? Ich weiß deren vier oder fünf.“

„Vier oder fünf? Unmöglich! Denn sonst würdet Ihr nicht nach diesem traurigen Yellow-water-ground kommen, wo fast gar nichts mehr gefunden wird.“

„Ob Ihr's glaubt oder nicht, das ist zum Beispiel Eure Sache!“

„Und Ihr nehmt Euch bloß immer so viel hinweg, als Ihr braucht?“

„Ja.“

„Welcher Leichtsinn, welche Unvorsichtigkeit! Wenn

nun andere kommen und Euch wegnehmen, was Ihr Euch sichern könntet!“

„Das geschieht nicht, Master Ale-man!“

„Ich will Euch eines von diesen Plazers abkaufen, Sir!“

„Könnt Ihr gar nicht bezahlen! Oder hättet Ihr genug, um fünfzig oder sechzig Zentner Gold mit Dollars oder Noten aufzuwiegen?“

„Alle Wetter! So viel? Man müßte sich einen Compagnon anschaffen oder auch zwei und drei; hm, so einen zum Beispiel, wie dieser Allan Marshal war, der mit einigen tausend Dollars hergekommen und mit einem wirklichen Reichtum fortgegangen ist. Der verstand sein Fach!“

„Wie?“

„Er hatte einen Gehilfen, den er zurückgelassen hat, weil er von ihm bestohlen wurde. Dieser hat alles erzählt. Den Staub und die kleineren Körner hat er in Sacramento zu Banknoten gemacht und die größeren Nuggets in seinem Zelte vergraben. Dann war er plötzlich verschwunden, man weiß nicht wie und auch nicht wohin.“

„Hatte er Tiere in seinem Besitze?“

„Nur ein Pferd. Uebrigens wurde er vorgestern gesucht.“

„Ah! Von wem?“

„Von drei Männern — zwei Weiße und ein Mulatte — die sich bei mir nach ihm erkundigten. Auch Ihr scheint ihn zu kennen?“

„Ein wenig, und darum wollten wir auch zu ihm. Wo gingen die drei dann hin?“

„Sie suchten den Ort auf, wo sein Zelt gestanden hat; dann kamen sie zurück und saßen lange bei einem Stücke Papier, welches sie dort gefunden haben mußten. Ich sah einmal von ungefähr darauf und bemerkte, daß es eine Landkarte oder ein Plan sein müsse.“

„Und dann?“

„Fragten sie nach dem Short-Rivulet-Thale. Ich beschrieb es ihnen und den Weg dahin, und diesen haben sie auch eingeschlagen.“

„Den Short-Rivulet werden sie von hier aus nach einer bloßen Beschreibung schwerlich finden!“

„Kennt Ihr ihn?“

„Ich war einmal dort. Könnt Ihr uns den Platz nicht zeigen, wo das Zelt gestanden hat?“

„Ihr könnt ihn von hier aus sehen. Dort rechts am Hange bei den Dornsträuchern. Wenn Ihr hinkommt, bemerkt Ihr gleich die Feuerstelle und das übrige.“

„Und wie heißt der Mann, der sein Diener gewesen ist?“

„Fred Buller. Er arbeitet im zweiten Plazer links, von oben herunter.“

Ich winkte Bernard. Wir verließen miteinander den Store und schritten den Bach hinauf. Bei dem angegebenen Plazer blieben wir halten. Es arbeiteten nur zwei Männer da.

„Good day, Mesch'schurs! Ist hier bei euch ein Master Buller zu finden?“ fragte ich.

„Yes, Sir; der bin ich!“ antwortete der eine.

„Habt Ihr Zeit, mir auf einige Fragen zu antworten?“

„Vielleicht, wenn es gut lohnt. Bei dieser Arbeit kostet jede Minute ihr Geld.“

„Wie viel Geld wollt Ihr für zehn Minuten?“

„Drei Dollars.“

„Hier habt Ihr sie!“ sagte Marshal, ihm die Summe hinreichend.

„Danke, Sir; Ihr scheint mir generöse Gentlemen zu sein.“

„Vielleicht verspürt Ihr noch mehr von dieser Generosität, wenn Ihr unsere Fragen gut beantwortet!“ suchte ich ihn zu ködern.

„Well, Sir; so fragt einmal!“

Dem Menschen sah der Spitzbube aus den Augen. Wie sollte ich ihn packen? Ich entschloß mich schnell, auch einmal den Halunken zu spielen:

„Wollt Ihr nicht ein wenig abseits mit uns kommen?“

„Alle Teufel, Sir; Ihr scheint gute Waffen zu haben!“

Aha, der Kerl hat ein böses Gewissen!

„Gute Waffen für unsere Feinde und gutes Geld für unsere Freunde. Wollt Ihr kommen?“

„Meinetwegen!“

Er stieg aus dem Wasser und kam mit uns auf die Seite.

„Es sind vorgestern drei Männer bei Euch gewesen?“

„Ja.“

„Zwei Weiße und ein Mulatte?“

„Ja. Warum?“

„Die Weißen waren Vater und Sohn?“

„Ja. Der Mulatte ist ein Bekannter von mir und auch von ihnen.“

„Ah!“ — Ich weiß nicht, woher mir der Gedanke kam, dem ich sofort Ausdruck gab: „Den Mulatten kenne auch ich. Er hat eine Messerwunde über seine rechte Wange?“

„Wirklich, Ihr kennt den Cap— — Ihr kennt Sir Shelley! Wo habt Ihr ihn kennen gelernt?“

„Wir hatten Geschäfte miteinander, und ich möchte gern wissen, wo er hin ist.“

„Weiß es nicht, Sir!“

Er sprach mit diesen Worten die Wahrheit, das sah ich ihm an.

„Was wollten die Männer bei Euch?“ fragte ich weiter.

„Sir, es werden die zehn Minuten wohl bereits abgelaufen sein!“

„Noch nicht! Aber ich will Euch sagen, daß sie sich nach Eurem früheren Prinzipal, Master Marshal, erkundigt

haben. Uebrigens ſollt Ihr bis zu Ende unſerer Unterredung noch fünf Dollars haben!“

Bernard griff in die Taſche und gab ſie ihm.

„Danke, Sir! Ihr ſeid andere Leute als dieſe Morgans und dieſer Shelley, und ich werde Euch beſſere Auskunft geben als ihm. Da Ihr mit ihm Geſchäfte gemacht habt, ſo werdet Ihr auch wiſſen, wie filzig er iſt. Er ſollte doch einen Kameraden von Sid— — —“

Er ſtockte, beinahe erſchrocken über das Wort, welches er begonnen hatte.

„Sidney-Coves, ſagt es nur! Ich kenne das auch.“

„Auch? Nun ſeht, dann verſteht Ihr jedenfalls zu beurteilen, was kleine Dienſte oft zu bedeuten haben. Wohin die drei ſind, das weiß ich nicht, aber ſie haben da drüben lange herum geſucht und ein Papier gefunden. Hätte Sir Shelley anders mit mir geſprochen, ſo hätte er andere Papiere bekommen.“

„Und wie muß man mit Euch ſprechen, um dieſe zu bekommen?“

Er lachte niederträchtig und fügte bei: „Wie bisher!“

Alſo eine Unterhaltung mit Dollars! Der Kerl war jedenfalls ein ganz abgefeimter Burſche.

„Was ſind es für Papiere?“ erkundigte ich mich.

„Briefe.“

„Von wem und an wen?“

„Hm, Sir, wie ſoll ich das ſagen, ohne daß ich weiß, ob Ihr auch wirklich in meiner Sprache mit mir reden werdet!“

„Sagt den Preis!“

„Hundert Dollars!“

„Nicht übel! Ihr unterſchlagt die Briefe Eures Prinzipals, um ſie dieſem Kapitän der Bravos zu übergeben, und da dieſer Euch zu wenig zahlt, unterſchlagt Ihr weiter und behaltet die Briefe für Euch, weil Ihr denkt, daß, was

Sir Shelley Nutzen bringt, auch Euch keinen Schaden thun werde. Ich sage Euch, das Ding kann Euch dennoch Schaden bringen! Wollt Ihr fünfzig?"

Ich hatte nur eine Vermutung ausgesprochen, die sich mir aus der einfachen Kombination dessen, was ich bisher gehört hatte, ganz von selbst bot; daß ich aber das Richtige getroffen hatte, sah ich der Miene des Mannes an. Er ging auch sofort auf mein Angebot ein:

„Nun sehe ich wirklich, daß Ihr mit dem Kapitän Geschäfte gemacht habt, da Ihr alles wißt. Deshalb will ich Euch nicht drücken und die fünfzig nehmen."

„Wo sind die Papiere?"

„Kommt mit in unser Zelt!"

Wir gingen ein Stück zurück bis an das Ding, was dieser Mann ‚unser Zelt' nannte. Es bestand aus vier Erdwänden, über welche eine mehrfach durchlöcherte Filzdecke gespannt war. In jeder der vier Ecken befand sich ein Loch, welches als Spinde benutzt zu werden schien, denn Buller griff in eines derselben und brachte ein zerrissenes Tuch hervor, in welches er verschiedene Gegenstände eingeschlagen hatte. Er öffnete es und zog zwei Briefe heraus, die er mir entgegenstreckte. Ich wollte zugreifen, aber er zog schnell die Hand zurück.

„Halt, Sir. Erst das Geld!"

„Nicht eher, als bis ich wenigstens die Adressen gelesen habe."

„Gut! Ich halte die Briefe, und Ihr seht sie Euch an!"

Er hielt sie uns entgegen, und wir beide blickten zugleich darauf.

„Richtig," rief ich. „Gebt ihm das Geld, Bernard!"

Die Briefe waren an Bernards Vater adressiert, da Allan noch gar nicht wußte, daß derselbe ermordet worden war. Bernard zog das Geld eilig hervor, aber dennoch sah

ich ihm an, daß es ihm wenigstens eigentümlich schien, eine Unterschlagung, die ihn jedenfalls sehr geschädigt hatte, noch mit einer solchen Summe belohnen zu müssen. Buller steckte das Geld mit höchst befriedigter Miene zu sich und wollte das Tuch zusammenschlagen. Da sahen wir beide etwas Goldenes blinken, und sofort griff Bernard zu. Es war eine Uhr, die in einer gediegenen Goldkapsel stak.

„Was wollt Ihr mit meiner Uhr?“ fragte Buller.

„Sie einmal öffnen, um zu sehen, welche Zeit wir haben,“ antwortete Marshal.

„Sie ist nicht aufgezogen,“ meinte er, indem er hastig danach griff. „Gebt sie her, Sir!“

„Halt!“ antwortete ich und packte seinen Arm fest. „Wenn sie auch steht, werdet wenigstens Ihr vielleicht erfahren, welche Stunde es geschlagen hat!“

„Allans Uhr!“ rief Bernard.

„Wirklich? Wie kommt diese Uhr in Euere Hand, Mann?“ fragte ich.

„Geht Euch das etwas an?“ fragte er trotzig, indem er sich zu befreien suchte.

„Allerdings, denn dieser Gentleman ist der Bruder des Mannes, dem sie gehört hat. Also wie kommt Ihr zu der Uhr von Master Marshal?“

Der Mann befand sich in wirklicher Verlegenheit.

„Er hat sie mir geschenkt,“ antwortete er.

„Das ist eine Lüge!“ entgegnete Bernard. „Seht diese Steine, Charley! Eine Uhr für dreihundert Dollars schenkt man seinem Diener niemals.“

„Well, Bernard; sucht einmal hier nach! Ich werde diesen Mann einstweilen festhalten.“

Ich hielt Buller an beiden Armen fest. Er suchte sich loszureißen, es gelang ihm aber nicht.

„Wer seid Ihr? Wer giebt Euch das Recht, in meinem

Zelte eine Durchſuchung zu veranſtalten? Ich werde um Hilfe rufen und euch lynchen laſſen!“ rief er aus.

„Macht keinen dummen Spaß, Mann, ſonſt könnte Maſter Lynch Euch ſelbſt über den Hals kommen. Beim erſten Ruf, den Ihr thun ſolltet, drücke ich ein wenig feſter zu!“ antwortete ich.

Ich hatte ihn mit der Linken beim Arme und mit der Rechten im Genick. Er befand ſich vollſtändig in meiner Gewalt und ſah, daß er ſich fügen müſſe.

„Ich finde weiter nichts!“ berichtete Bernard, als er fertig war.

„Nun alſo! Laßt mich los und gebt die Uhr heraus!“ ſagte Buller.

„Sachte, ſachte!“ antwortete ich. „Ich werde Euch noch halten, bis wir darüber einig ſind, was mit Euch zu machen iſt. Was meint Ihr, Bernard?“

„Er hat die Uhr geſtohlen,“ antwortete dieſer.

„Natürlich!“

„Er giebt ſie her.“

„Ebenſo natürlich!“

„Und ſeine Strafe?“

„Wollen es gnädig mit ihm machen. Ein Lynch kann uns nichts nützen; er mag alſo für die Unterſchlagung und den Diebſtahl die Briefe und die Uhr umſonſt herausgeben.“

„Umſonſt? Wie ſo!“

„Sehr einfach: er giebt die fünfzig, die fünf und auch die drei Dollars wieder heraus; das iſt ſehr gnädig von uns gehandelt. Greift nur getroſt in ſeine Taſche; ich werde ihn feſthalten!“

Das Geld wurde ihm trotz ſeines Sträubens wieder abgenommen; dann ließ ich ihn los. Kaum war dies geſchehen, ſo rannte er aus dem Zelte hinaus, am Waſſer hinunter und hinein in das Boardinghouſe.

Wir gingen ihm langsam nach und vernahmen schon von weitem ein wütendes Geschrei. Jetzt verdoppelten wir unsere Schritte. Unsere Pferde standen vor der Thür, aber Bob war nicht zu sehen. Schnell traten wir ein und befanden uns auf einem Kampfplatze. In der einen Ecke stand Winnetou, mit der Linken den Uhrendieb bei der Kehle haltend und mit der Rechten die umgekehrte Büchse schwingend; neben ihm wehrte sich Sans-ear gegen einige Gäste. In der anderen Ecke befand sich Bob, dem die Büchse bereits entrissen worden war und der nun kräftig mit dem Messer und der Faust Widerstand leistete. Buller hatte, wie ich später erfuhr, die Miners aufgefordert, mich und Bernard gefangen zu nehmen, und Sam war diesem Vorhaben entgegengetreten. Da nun die Diggers noch wegen Jim ergrimmt waren und der Wirt die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß mit Sans-ear kein Geschäft zu machen sei, so war unter seinem Schutze ein Angriff erfolgt, der den dreien das Leben gekostet hätte, wenn wir beide nicht zur rechten Zeit dazugekommen wären.

Winnetou und Sam konnten sich noch halten; wir mußten erst Bob heraushauen.

„Nur im Notfalle schießen; nehmt den Kolben, Bernard!“ sagte ich.

Mit diesen Worten warf ich mich auf die Diggers, und in kaum einer Minute war der Neger neben uns und hatte seine Büchse wieder in der Hand. Wie ein losgelassener Tiger sprang er nun auf die Feinde los. Dieselben hatten keine Schußwaffen; das war unser Glück.

„Ah, Charley,“ rief Sam; „weg jetzt mit den Kolben, und heraus zum Beispiel mit den Tomahawks! Nur flach aufschlagen!“

Wir folgten ihm. Das war nun kein Kampf, sondern eine Lust. Kaum blitzten unsere Schlachtbeile, und kaum

hatten zwei oder drei ihren flachen Schädelhieb weg, so stob die ganze Schar zur Thür hinaus. Seit meinem Eintritt waren kaum zwei Minuten vergangen; jetzt befanden wir uns mit dem Wirt und Buller allein.

„Hast du diesem Manne wirklich die Uhr und das Geld gestohlen, Charley?“ fragte Sam.

„Pah! Er hat vielmehr Bernards Bruder die Briefe unterschlagen und ihm die Uhr gestohlen.“

„Und da laßt Ihr ihn laufen! Doch, das geht mich nichts an. Aber daß er diese Goldkäfer gegen uns gehetzt hat, das geht mich etwas an, und dafür soll er jetzt zum Beispiel seinen Lohn erhalten!“

„Du wirst ihn nicht töten, Sam!“

„Wär' der Kerl ja gar nicht wert! Festgehalten, Winnetou!“

Der Apache hielt den Mann so fest, daß er sich nicht zu rühren vermochte; Sam zog sein Messer und zielte. Ein kurzer Streich — ein Schrei Bullers — Sam hatte ihm die Nasenspitze abgehauen.

„So, mein Junge! Es ist nicht gut, wenn man erfahrene und ehrliche Westmänner lynchen will; denn, steckt man seine Nase zum Beispiel in solche schlimme Angelegenheiten, so wird sie einem zuweilen abgeschnitten. Und unser Master Storeman? Dort ist er. Kommt doch einmal her, mein Lieber, und laßt mich sehen, wie viele Ellen Nase Ihr übrig habt!“

Mit dieser Aufforderung schien der Wirt nicht sehr zu sympathisieren. Er trat zögernd nur einen einzigen Schritt näher.

„Ich hoffe nicht, Gentlemen, daß Ihr meine Gastfreundschaft auf diese Weise belohnen werdet!“ sagte er.

„Gastfreundschaft! Nennt Ihr das Gastfreundschaft, wenn Ihr Euch für eine halbe Maß Erlen- oder Pottasche-Wasser drei Dollars bezahlen laßt?“

„Ich werde Euch das Geld sofort wiedergeben, Mesch'schurs!“

„Behaltet es, und habt keine Angst. Wer sollte fernerhin Porter und Ale kochen, wenn wir Euch das Handwerk legten? Nun aber fort, ihr Leute, sonst könnten uns die Goldwürmer zum Beispiel noch einmal auf den Nacken kommen!“

Damit war aber Bob nicht zufrieden.

„Massa Sam wollen gehen? Oh, ah, warum gehen und nicht strafen vorher Wirt für Gift und Operment? Nigger Bob werden strafen!“

Er packte eine der Flaschen und hielt sie dem Wirt vor.

„Trinken selbst Flasche hinein in Magen. Schnell, sonst Bob schießen tot Wirt!“

Der Wirt war gezwungen, die Flasche zu ergreifen und auszutrinken. Aber schon hielt ihm Bob eine zweite hin.

„Noch trinken eine!“

Auch diese wurde geleert.

„Wieder trinken eine!“

Auf diese Weise mußte der geängstigte Mann fünf Flaschen austrinken, und es war tragikomisch anzusehen, welch ein Mienenspiel er dabei produzierte.

„So, ah, oh, nun haben trinken Wirt fünfmal drei Dollars und haben in Leib viel gut' schön' Blausäure!“

Wir waren nun fertig. Winnetou ließ den Dieb los, der bisher unter dem festen Gurgelgriffe keinen Laut hatte von sich geben können, jetzt aber desto kräftiger zu heulen begann; wir schwangen uns auf unsere Pferde und ritten davon. Es war aber auch die höchste Zeit, denn unweit des Hauses begannen die Diggers, sich mit ihren Schießgewehren zu versammeln. Glücklicherweise aber waren sie noch lange nicht vollzählig, und so erreichten wir unangefochten den Sacramento.

„Wo liegt der Short-Rivulet?“ fragte Bernard.

„Einstweilen reiten wir am Flusse aufwärts,“ antwortete Sam.

So ging es im scharfen Trabe vorwärts, bis wir annehmen konnten, daß wir vor den Miners sicher seien.

„Jetzt halt!“ gebot Bernard. „Ich muß nun meine Briefe lesen.

Wir stiegen ab und setzten uns. Marshal erbrach die Briefe und las sie.

„Es sind die beiden zuletzt geschriebenen,“ erklärte er; „Allan beklagt sich sehr, daß wir ihm keine Antwort zugehen lassen, und macht im letzten eine Bemerkung, die von großem Interesse für uns ist. Sie lautet:

„„— — — — übrigens mache ich hier noch bessere Geschäfte, als ich vorher dachte. Den Staub und die Golderbsen habe ich durch sichere Leute nach Sacramento und auch nach San Francisco geschickt, wo ich einen bedeutend höhern Preis erhalte, als ich selbst gebe. Auf diese Weise habe ich die Summe, welche mir zur Verfügung stand, verdoppelt. Jetzt aber verlasse ich den Yellow-water-ground, denn es giebt nicht mehr den vierten Teil der früheren Ausbeute, und außerdem ist der Weg so unsicher geworden, daß ich keine Sendung mehr riskieren kann. Ich vermute sogar aus verschiedenen Anzeichen, daß die Bravos meinem Zelte einen Besuch machen wollen. Daher werde ich ganz unerwartet von hier weggehen, ohne eine Spur zurückzulassen, da ich sonst gewärtig sein müßte, daß die Räuber mir folgen. Ich gehe mit mehr als hundert Pfund Nuggets von hier nach dem Short-Rivulet-Thale, wo höchst ergiebige Plazers entdeckt worden sind und ich in einem Monate dieselben Geschäfte machen kann, wie hier in der vierfachen Zeit. Von da gehe ich dann über die Lynn nach dem Hum-

boldthafen, wo ich sicher ein Schiff finde, welches mich nach San Francisco zurückbringt — — —““

„Das stimmt also mit dem Short-Rivulet-Thale,“ ließ sich Sam vernehmen. „Ist das nicht eigentümlich, Charley? Diese Morgans haben das auch gewußt. Aber woher, he?“

„Jedenfalls hat auf dem Papiere, welches sie auf Allans Zeltplatze fanden, eine Andeutung gestanden.“

„Möglich,“ fiel Bernard ein. „Ich finde hier unten eine Stelle, welche uns vielleicht einen Anhalt bietet. Hört!“

„„— — — zumal ich keine zahlreiche Begleitung nötig habe. Nicht einmal einen Führer brauche ich, denn ich habe mir nach den neuesten Karten einen Reiseplan oder vielmehr eine Route vorgezeichnet, nach welcher ich mich mit Vertrauen richten darf. — — —““

„Sollte er diese Route verloren oder das Konzept derselben achtlos weggeworfen haben?“ fragte ich.

„Möglich,“ meinte Sam; „denn ein Westmann ist er doch nicht und hat also noch nicht gelernt, daß an dem kleinsten Umstande zum Beispiel das Leben hängen kann. Und wenn er glücklich hingekommen ist, fragt es sich dann, wie er mit den Schlangenindianern auskommt, die da oben ihre Dörfer und nach dem Lewis-Süd-Fork zu ihre Jagdgründe haben.“

„Sind sie so schlimm wie die Comanchen?“ erkundigte sich Bernard besorgt.

„Sie sind sich alle gleich, edel gegen den Freund und furchtbar dem Feinde. Wir übrigens brauchen keine Sorge vor ihnen zu haben, denn ich bin längere Zeit bei ihnen gewesen, und jeder Snake-Indsman kennt Sans-ear, wenn nicht persönlich, so doch dem Rufe nach.“

„Snake?“ fragte jetzt Winnetou. „Der Häuptling der

Apachen kennt die Shoshones*), die seine Brüder sind. Die Krieger der Shoshones sind tapfer und treu; sie werden sich freuen, zu sehen Winnetou, der das Calumet viele Male mit ihnen rauchte."

Also zwei Sorgen waren auf einmal gehoben. Sowohl Winnetou als auch Sam waren Bekannte der dortigen Indianer, und beide kannten also auch die Gegend, in welcher das Short-Rivulet-Thal zu suchen war. Beide führten uns jetzt weiter.

Das Terrain, welches wir beschreiten mußten, war durchweg gebirgig, denn wir hatten das Sacramento-Thal bald verlassen und hielten auf die Berge von San Jose zu. Dies war ein beschwerlicher, aber der geradeste und und kürzeste Weg, der es uns ermöglichte, den zwei Räubern vielleicht zuvorzukommen. Sie hatten zwar einen Vorsprung von zwei Tagen, aber ihr Weg war jedenfalls ein längerer, da wir sonst doch wohl ihre Spur getroffen hätten.

Von den Josefsbergen aus wandten wir uns gegen Nordost und gelangten eine volle Woche nach unserer Abreise vom Yellow-water-ground an einen mächtigen Bergstock, welcher mit einem Durchmesser von mehr als fünfzehn Meilen sich wie ein riesiger, abgestumpfter Kegel über das Gebirge erhob und an seinem Fuße dichte Laubhölzer, weiter oben aber sich von beinahe undurchdringlichem Nadelholz-Urwald bestanden zeigte. Da oben lag grad in der Mitte seines Plateaus ein See, welcher seines finstern Aussehens und seiner düsteren Umgebung wegen das black-eye**) genannt wird. In ihn ergießt sich, von Westen herbeiströmend, der Short Rivulet.

Wie kam es, daß dort oben Gold zu finden war? Von andern Höhen konnte es nicht herabgespült worden

*) Shoshones nennt der Wilde die Snake- oder Schlangenindianer.

**) Schwarzauge.

sein, vielmehr mußte es einen plutonischen Ursprung haben. Die Gewalten des Erdinnern hatten bei dem Emportreiben dieses mächtigen Gebirgsstockes die goldenen Schätze der Unterwelt mit emporgeworfen, und es ließ sich sehr leicht denken, daß dort statt des goldhaltigen Sandes ganze Adern und Nester vorhanden seien, die eine größere Ausbeute gaben, als selbst das Thal des berühmten Sacramento.

Wir traten beim Ersteigen des Gebirges in eine Wildnis ein, welche so urwüchsig uns entgegenstarrte, daß wir beinahe den Mut verloren, in das unüberwindlich scheinende Gewirr von Fels und Waldung einzudringen. Aber je weiter wir kamen, desto besser ging es. Das beschwerliche Unterholz verlor sich nach und nach, und endlich ritten wir in einem riesigen Dome, dessen Decke aus dichtem Laubgewinde bestand und dessen Millionen von Säulen — so stark, daß eine von ihnen kaum von drei Männern umklaftert werden konnte — oft zwölf und mehre Ellen auseinander standen.

Ein solcher Urwald macht auf das empfängliche Gemüt ganz denselben Eindruck, den das Gotteshaus auf ein Kind hervorbringt, welches dasselbe zum erstenmale betritt.

„Du hast die Säulen dir aufgebaut
Und deine Tempel gegründet;
Wohin mein gläubiges Auge schaut,
Es dich, Herr und Vater, nur findet!“

So hallt, webt und weht es einem aus allen Richtungen entgegen; das Herz wird weit und groß; der Glaube schlägt seine Wurzeln tiefer und fester, und der Sohn des Staubes dünkt sich so klein wie der Wurm, der sich dort vergeblich bemüht, an der Rinde der gigantischen Eiche emporzuklimmen. Ehe er die Spitzen derselben erreicht, ist er längst tot; so auch der Mensch, der sich Herr der Schöpfung dünkt und doch nur von der Gnade Gottes den

obersten Platz unter den sterblichen Kreaturen als unverdientes Geschenk erhielt.

So ritten wir langsam und stetig empor, bis wir das Plateau erreichten. Nun war es leichter, rasch vorwärts zu kommen, und eben als es Abend wurde, erreichten wir das südliche Ufer des ‚Schwarzauges', dessen tiefe und unbewegliche Wasser uns entgegen phosphoreszierten wie ein Rätsel, dessen Lösung den unvermeidlichen Tod mit sich bringt.

Für das Thal gab es keine Sonne mehr; hier oben aber war die Dämmerung eben erst angebrochen, und es wäre uns recht gut möglich gewesen, einen Teil des Ufers noch abzusuchen.

„Reiten wir weiter?" fragte Marshal, welcher sich sehnte, das Wiedersehen mit seinem Bruder zu feiern.

„Meine Brüder werden hier lagern," antwortete Winnetou in seiner kurzen und bestimmten Weise.

„Well," stimmte Sam bei. „Hier giebt es prachtvolles Moos für uns zum Lagern und am Wasser auch Gras für die Pferde. Und wenn wir uns einen versteckten Ort aussuchen, wozu es zum Beispiel später keine Zeit mehr wäre, können wir sogar ein kleines indianisches Feuer machen, um den Puter zu braten, den Bob heut geschossen hat."

Ja, Bob hatte heut wirklich zum erstenmale einen Braten geschossen, und er war nicht wenig stolz auf diesen unumstößlichen Beweis, daß er ein höchst nützliches Mitglied unserer Gesellschaft sei. Nach einigem Suchen fanden wir einen Platz, wie Sam ihn wünschte, und wir lagerten uns.

Bald brannte das Feuer, und Bob war emsig beschäftigt, dem charakteristischen Vogel Nordamerikas sein Federkleid auszuziehen. Unterdessen wurde es nun wirklich Nacht — pechschwarze Nacht, und die leise flackernde Flamme ließ uns die Bäume, Aeste und Zweige der Umgebung in

grotesken Gestaltungen erscheinen. Jetzt war auch der Puter gebraten. Wir hielten eine köstliche Mahlzeit und schliefen dann ruhig bis früh.

Am Morgen brachen wir auf und gelangten bald in das Thal des Short-Rivulet. Es war nicht lang, wie ja auch sein Name sagte*). Der Bach hat nur schwachen Zufluß von wenigen hügelförmigen Höhen her, und es schien, daß er während der warmen Jahreszeit ganz vertrocknete.

Wir fanden zerstörte Zelte, aufgewühlte Plazers, zerrissene Erdhütten und überall die Spuren eines heftigen Kampfes.

Kein Zweifel, die Goldgräber waren von Räubern überfallen worden. Aber wir sahen keine Leichen.

Nach längerem Suchen bemerkten wir drüben unter den Bäumen des Urwaldes ein größeres Zelt. Es war auch zerrissen, zerschnitten und zerfetzt. Keine einzige Spur, kein Fund, kein einziger kleiner Gegenstand verriet, wem es gehört hatte.

Wie enttäuscht war Bernard, welcher vollständig überzeugt gewesen war, seinen Bruder hier zu finden!

„Hier hat Allan gewohnt," behauptete er.

Er ahnte es, und die Ahnung mochte ihm wohl das Richtige sagen. Wir umritten das rings vom Urwald eingefaßte Thal und trafen die Spuren der abgezogenen Räuber; sie führten nach dem Westabhange des Gebirgsstocks zu.

„Allan wollte von hier aus über die Lynn nach dem Humboldtshafen. Die Räuber sind ihm nach!" meinte Bernard.

„Gewiß; vorausgesetzt, daß er entkommen ist," antwortete ich. „Der Umstand, daß wir keine Leiche sehen, beweist noch nicht, daß die Ueberfallenen entkommen sind. Ich denke, die Toten wurden in den See geworfen."

*) „Kurzes Flüßchen"

Tief unter den Waſſern des Black-eye lagen wohl jetzt die Männer, welche von Reichtum, Glück und Genuß geträumt hatten. Der finſtere Dämon, Gold genannt, hatte ſie aus ihren Träumen geriſſen und in den Tod geſtürzt!

„Und wer waren die Mörder?“ fragte Marſhal grimmig.

„Der Mulatte und die beiden Morgans, die uns ſo lange Zeit entgangen ſind, trotzdem wir uns an ihre Ferſen geheftet haben.“

„Jetzt aber werden ſie unſer,“ behauptete Sans-ear, „und dann gehören ſie keinem anderen als Sam Hawerfield, der ſeine Abrechnung mit ihnen zu halten hat.“

„Alſo vorwärts, und ihnen nach!“

Die Fährte war nicht ſo deutlich, daß wir die einzelnen Spuren hätten zählen können; weiter unten aber hatte ſich im Hochwalde ein jeder ſeine eigene Bahn geſucht, und wir zählten zwanzig Tiere. Ich betrachtete die Eindrücke eine ganze Strecke lang genauer. Das Ergebnis war:

„Es ſind ſechzehn Reiter und vier bepackte Maultiere. Die Hufe der letzteren haben ſich ſchärfer abgezeichnet, und Maultiere ſind es, dies ſieht man genugſam daraus, daß ſie öfters ſtörriſch geweſen ſind. Die Räuber werden alſo nicht ſo ſchnell vorwärts kommen wie wir, und ſo iſt alle Hoffnung vorhanden, daß wir an ſie kommen, noch ehe ſie Allan ereilen.“

Am Nachmittag erreichten wir die Stelle, an der ſie ihr erſtes Nachtlager gehalten hatten. Wir ſetzten unſern Ritt ſo lange fort, als wir die Fährte erkennen konnten, und legten uns dann nur auf einige Stunden zur Ruhe. Bei Tagesgrauen ging es ſchon wieder weiter, und bereits am Vormittag kamen wir an die Stelle ihres zweiten Nachtlagers. Wir waren ihnen alſo bereits um einen Tag näher gerückt.

Am Abend wollten wir den oberen Sacramento erreichen, der hier von der Shasta niederſtrömt, und durften dann hoffen, die Bravos morgen einzuholen; aber wir gerieten auf ein höchſt unangenehmes Hindernis. Nämlich die Fährte teilte ſich. Der Sacramento macht hier einen weiten Bogen, und grad auf die Mitte dieſes Bogens hielten wir zu. Nun aber ging die Spur der vier Maultiere und von ſechs Reitern nach links ab, um den Bogen abzuſchneiden, während die anderen die vorige Richtung beibehalten hatten.

„All devils, das iſt fatal," meinte Sam. „Iſt das eine Kriegsliſt oder iſt es zum Beiſpiel nur Zufall?"

„Uns gegenüber gewiß nur Zufall," antwortete ich.

„Aber weshalb teilen ſie ſich?" fragte Bernard.

„Das iſt ſehr leicht einzuſehen," antwortete ich. „Die Maultiere, welche die am Black-eye gemachte Beute tragen, ſind den Bravos am ſchnellen Vorwärtskommen hinderlich; darum wird der Transport vorausgeſchickt, während die anderen nun mit vermehrter Eile Allan nachjagen. Haben ſie ihm das Seinige abgenommen, ſo wird es wohl am Sacramento einen Ort geben, an welchem man ſich wieder trifft."

„Well, ſo laſſen wir die Maultiere zum Beiſpiel laufen, und machen uns mit vermehrter Eile hinter die andern her. Meine Tony hat es bereits längſt ſchon übelgenommen, daß wir wie Schnecken ziehen!"

„Schöner Schneckenritt! Uebrigens giebt es hier noch eins zu bedenken, Sam. Welchen von den beiden Morgans willſt du für dich haben?"

„Zounds, wie du nur noch fragen kannſt, Charley; alle beide natürlich!"

„Hm, das wird nicht gut gehen!"

„Warum?"

„Die Maultiere tragen Gold. Wenn Fred Morgan sie von sich schickt, wem wird er sie denn anvertrauen?“

„Nun?“

„Natürlich sonst niemand als seinem Sohne.“

„Da hast du recht! Aber was machen?“

„Welchen möchtest du eher haben?“

„Den Alten!“

„Nun gut; dann also vorwärts und gradaus!“

Wir setzten wirklich zur vorhergedachten Zeit über den Sacramento und hielten dann drüben unser Lager. Dann ging es am Morgen weiter in das Land hinein, immer der Fährte nach, welche stets deutlich blieb. Am Mittag erreichten wir die Ebene, und die Spuren waren so frisch, daß die Truppe kaum noch fünf Meilen vor uns sein konnte.

Jetzt strengten wir unsere Pferde zu einem letzten Ritt an. Wir mußten den Verfolgten so nahe kommen, daß wir uns an ihr Nachtlager schleichen konnten. Wir befanden uns alle in einer beinahe fieberhaften Aufregung; wir hatten ja nun die Mörder, denen wir so lange vergeblich nachgejagt waren, zum Greifen vor uns. Mein Rapphengst trug mich immer voran, hart hinter mir kam der Klepper des Apachen. Da, was ist das? Eine solche Menge von Pferdespuren, daß hier wenigstens hundert Reiter gewesen sein mußten. Der Boden zeigte Spuren eines Kampfes, und an einer großblätterigen Pflanze sah ich sogar Blut kleben!

Wir durchforschten den Platz genau. Links hinüber führten die Spuren dreier Pferde in die Ebene, während eine breite Hufbahn gradaus ging.

Wir folgten der breiten Bahn, und zwar in höchster Eile. Die Reiter waren jedenfalls Indianer gewesen, und da Allan keinen großen Vorsprung hatte, konnte er recht

gut in ihre Hände geraten sein. Noch nicht weiter als eine Meile waren wir gekommen, so sahen wir die Zelte eines Indianerlagers vor uns.

„Shoshones!“ rief Winnetou.

„Schlangenindianer!“ stimmte Sam bei, und wir ritten, ohne anzuhalten, in das Lager ein.

In der Mitte desselben standen mehr als hundert Krieger um einen Häuptling versammelt. Als sie uns kommen sahen, griffen sie zu ihren Büchsen und Tomahawks und öffneten den Kreis.

„Ko-tu-cho!“ rief Winnetou, auf den Häuptling zusprengend, als wolle er ihn über den Haufen reiten; einen einzigen Schritt vor ihm aber parierte er sein Pferd.

Der Angeredete hatte bei dem waghalsigen Reiterstückchen Winnetous mit keiner Wimper gezuckt, jetzt aber streckte er die Hand aus.

„Winnetou, der Häuptling der Apachen! Es kehrt Freude ein bei den Kriegern der Shoshones und Wonne in dem Herzen ihres Häuptlings, denn Ko-tu-cho*) hat sich gesehnt wiederzusehen seinen tapferen Bruder!“

„Und mich,“ rief Sam, „kennt der Häuptling der Schlangen nicht mehr Sans-ear, seinen Freund?“

„Ko-tu-cho kennt all seine Freunde und Brüder. Sie seien willkommen in den Wigwams seiner Krieger!“

Da ertönte seitwärts ein gräßlicher Schrei. Ich wandte mich um und sah Bernard bei einer menschlichen Gestalt am Boden knieen. Schnell trat ich hinzu. Der da neben der Hütte lag, war tot; eine Kugel war ihm in die Brust gegangen. Es war ein Weißer, und er sah Bernard so ähnlich wie ein Bruder dem andern — ich wußte alles!

Auch die andern kamen herbei. Keiner sprach ein

*) „Der schmetternde Blitz“.

Wort. Bernard kniete lautlos neben dem Ermordeten, küßte ihn auf Lippen, Stirn und Wangen, ſtreichelte ihm das wirre Haar aus dem Geſicht und ſchlang die Arme um ſeinen Nacken. Dann erhob er ſich.

„Wer hat ihn getötet?“ fragte er.

Der Häuptling antwortete:

„Ko-tu-cho ſandte ſeine Krieger aus, ihre Roſſe zu üben; da ſahen ſie drei Bleichgeſichter kommen und hinter ihnen andere Bleichgeſichter als Verfolger. Wenn vierzehn Männer drei Männer verfolgen, ſo ſind die vierzehn Männer nicht gut und tapfer; daher eilten die roten Krieger den dreien entgegen, um ihnen zu helfen. Aber die vierzehn ſchoſſen auf die Weißen, und dieſes Bleichgeſicht wurde getroffen. Da nahmen die roten Krieger elf gefangen und drei entkamen. Dieſes Bleichgeſicht aber ſtarb in ihren Armen, und die beiden, die mit ihm waren, ruhen aus auf den Matten des Wigwams.“

„Ich muß ſie ſehen auf der Stelle! Dieſer Tote iſt mein Bruder, iſt der Sohn meines Vaters,“ fügte Bernard hinzu, an die weitere Bedeutung denkend, welche bei den Wilden das Wort Bruder hat.

„Mein weißer Bruder iſt gekommen mit Winnetou und Sans-ear, den Freunden der Shoſhonen, darum wird Ko-tu-cho thun, was er begehrt. Er folge mir!“

Wir wurden in ein großes Zelt geführt, in welchem die Gefangenen lagen, mit Riemen an Händen und Füßen gebunden. Der Mulatte war dabei: er hatte eine Narbe über die rechte Wange. Die beiden Morgans waren nicht zu ſehen.

„Was werden meine roten Brüder mit dieſen Bleichgeſichtern thun?“ fragte ich.

„Mein weißer Bruder kennt ſie auch?“

„Ich kenne ſie; es ſind Räuber, welche den Tod vieler Männer auf ihrem Gewiſſen haben.“

„So mögen meine weißen Brüder über sie richten.“

Ich tauschte mit den andern einen Blick des Einverständnisses und antwortete:

„Sie haben den Tod verdient, doch fehlt uns die Zeit, sie zu richten. Wir übergeben sie unseren roten Brüdern.“

„Mein Bruder thut recht daran!“

„Wo sind die beiden Weißen, welche bei dem Toten waren?“

„Meine Brüder mögen mir folgen!“

Wir wurden in ein zweites Zelt geführt, in welchem zwei Männer im Schlafe lagen; sie waren wie Tropeiros gekleidet. Sie wurden geweckt, aber ihre Antworten überzeugten uns, daß sie in einem rein dienstlichen Verhältnisse zu Allan gestanden hatten und uns nur über Aeußerlichkeiten Auskunft erteilen konnten. Wir kehrten wieder zu dem Toten zurück.

Bernard hatte während der letzten Monate eine harte Schule durchgemacht; er war äußerlich und innerlich stärker geworden, aber seine Hände zitterten dennoch, als er die Taschen des so lange gesuchten Bruders untersuchte. Er entnahm ihnen alles, was sie enthielten. Er betrachtete jeden einzelnen der ihm bekannten Gegenstände, und als er das Taschenbuch aufschlug und die lieben Schriftzüge erblickte, küßte er die Blätter und brach in ein bitteres Schluchzen aus. Ich stand neben ihm und konnte nicht verhindern, daß auch mir die Thränen über die Wangen rannen.

Die Shoshonen standen dabei, und in den Mienen des Häuptlings zuckte es wie Verachtung über unsere Schwäche. Winnetou mochte das nicht leiden; er deutete auf uns:

„Der Häuptling der Shoshonen denke nicht, daß diese

Männer Weiber ſind. Der Bruder dieſes Toten hat gekämpft mit den Pfahlmännern und Comanchen und eine ſtarke Hand gezeigt, und mein roter Bruder kennt dieſes Bleichgeſicht: es iſt Old Shatterhand."

Ein leiſes Gemurmel durchlief die Reihen der Schlangen-Indianer, und ihr Häuptling trat näher und bot uns ſeine Hand.

„Dieſer Tag wird gefeiert werden in allen Wigwams der Shoſhonen. Meine Brüder werden bleiben in unſern Hütten; ſie werden von unſerm Fleiſche eſſen, die Pfeife der Freundſchaft mit uns trinken und ſchauen die Spiele unſerer Krieger."

„Die weißen Männer ſind die Gäſte der roten Brüder, aber nicht heut, ſondern ſie werden wiederkommen. Sie werden zurücklaſſen die Leiche und die Habe ihres erſchlagenen Bruders und ſofort nachjagen den entflohenen Mördern," antwortete ich.

„Ja," beſtätigte Bernard, „ich laſſe Allan und ſeine Diener hier zurück und werde keine Minute länger warten. Wer geht mit zur Verfolgung?"

„Wir alle natürlich!" meinte ich.

Auch Winnetou und Sam ſchritten zu ihren Pferden. Der Häuptling gab den Seinigen einige leiſe Befehle; ein prächtiges indianiſch aufgezäumtes Roß wurde ihm gebracht.

„Ko-tu-cho wird gehen mit ſeinen Brüdern. Das Eigentum des toten Bleichgeſichts wird aufbewahrt werden im Wigwam des Häuptlings, und ſeine Frauen werden weinen und ſingen für den Toten!"

Das war ein kurzer Beſuch bei den tapfern Snakes; wir nahmen eine tüchtige Kraft mit fort zur Verfolgung der Räuber.

Ihre Spur war leicht zu ſehen. Sie hatten wenig über zwei Stunden Vorſprung; aber es war, als ob

unſere Pferde unſere Abſicht verſtänden: — ſie fegten über die Ebene, daß die Funken geſprüht hätten, wenn der Boden ein ſteiniger geweſen wäre. Nur Bobs Brauner zeigte ſich ermüdet, aber der Neger trieb das Tier unaufhörlich an, daß es Schritt halten mußte.

„Hoh, hüh, hüüh!“ brüllte er. „Pferd müſſen laufen, müſſen viel rennen, daß Bob erwiſchen Mörder von gut Maſſa Allan!“

Wir brauſten dahin.

Die Mitte des Nachmittages war bereits da, und die Fliehenden mußten vor Einbruch des Abends erreicht werden. So ging es fort über drei Stunden lang. Da ſtieg ich denn doch vom Pferde, um die Spur zu unterſuchen. Sie erſchien außerordentlich ſcharf, obgleich der Boden mit dichtem kurzen Graſe bedeckt war; noch kein einziger Halm hatte ſich wieder aufgerichtet. Die Räuber konnten alſo höchſtens eine Meile von uns entfernt ſein.

Jetzt nahm ich von Zeit zu Zeit mein Fernrohr zur Hand, um in der Richtung der Fährte den Horizont abzuſuchen. Da, endlich erblickte ich drei Punkte, welche ſich ſcheinbar langſam vor uns her bewegten. „Da vorn ſind ſie!“

„Halloo, drauf!“ rief Bernard und trieb ſein Pferd an.

„Halt!“ rief ich ihm zu. „Damit iſt uns nicht gedient. Wir müſſen ſie umfangen. Mein Hengſt und das Pferd des Häuptlings der Schlangen halten den Ritt noch aus. Ich reite rechts, Ko-tu-cho links; in zwanzig Minuten haben wir ſie überholt, ohne daß ſie uns bemerken, und dann reitet ihr auf ſie los.“

„Uff!“ rief der Häuptling der Shoſhonen, und wie von einer Sehne geſchnellt, flog er nach links hinüber.

Ich ebenſo nach rechts, und in zehn Minuten hatte ich unſere Gefährten, obgleich ſie ebenfalls vorwärts ritten,

aus den Augen verloren. Ich mußte mich bereits parallel mit den Verfolgten befinden. Mein Hengst zeigte trotz der Anstrengungen der letzten Tage keine Ermattung; er hatte keinen Flocken Schaum vor seinem Maule und keinen Anflug irgend eines Schweißes auf seiner glatten Haut und fegte dahin, so elastisch, als ob sein schön gebauter Körper aus lauter Gummi bestände.

Nach fünfzehn Minuten bog ich links ein, und nach weiteren fünf Minuten sah ich durch das Rohr die drei Mörder seitwärts hinter mir und den Häuptling der Schlangen-Indianer, wenn auch ein wenig zurück im Verhältnisse zu mir, gleichfalls vor ihnen. Er hielt jetzt auf sie zu, und ich that dasselbe.

Da wir uns nun gegenseitig entgegenritten, bemerkten sie uns sehr bald. Sie blickten hinter sich — und sahen sich hier auch verfolgt; es gab für sie nur eine Art des Entkommens, das Durchbrechen. Sie wandten sich hinüber zu dem Shoshonen.

„Jetzt halte aus, mein Rappe!“

Jenen schrillen, scharfen Schrei ausstoßend, der ein indianisch dressiertes Pferd zur Aufbietung seiner ganzen Kraft und Schnelligkeit antreibt, warf ich den Arm empor und stellte mich aufrecht in die Bügel, um dem Tiere die Last und das Atmen zu erleichtern. Es war ein Ritt, wie man ihn nur macht, wenn der Savannenbrand hinter dem Reiter hertobt.

Da hielt der eine, in dem ich sofort Fred Morgan erkannte, sein Pferd an und legte die Büchse an die Wange. In demselben Augenblick, in welchem es aufblitzte, stürzte der Häuptling, wie vom Wetter getroffen, samt dem Pferde zur Erde. Ich glaubte, daß der Schuß ihn oder sein Pferd getötet habe, und stieß einen Schrei der Wut aus; ich hatte mich aber geirrt, denn schon im

nächsten Moment saß er wieder auf und stürmte mit geschwungenem Tomahawk auf die drei ein. Es war eines jener Kunststücke gewesen, zu welchen die Indianer ihre Pferde jahrelang dressieren. Sein Pferd war abgerichtet, auf ein bestimmtes Wort sich blitzschnell zur Erde zu werfen; dann mußte die Kugel über beide hinwegfliegen.

Eben schlug er den einen nieder, als ich auf Fred Morgan einstürmte. Ich mußte ihn lebendig haben und achtete nicht darauf, daß er seine Büchse, deren anderer Lauf noch geladen war, auf mich richtete. Sein Pferd stand nicht ruhig; der Schuß krachte, und die Kugel fuhr durch den Aermel meines Jagdrockes.

„Hurra, hier ist Old Shatterhand!“ rief ich.

Der Lasso sauste; mein Pferd warf sich herum und galoppierte rückwärts; ich fühlte einen starken Ruck, doch lange nicht so stark wie damals bei der Büffelkuh des ehrenwerten Don Fernando de Venango e Colonna de Molynares de Gajalpa y Rostredo, und blickte um mich. Die Schlinge hatte ihm beide Arme an den Leib gezogen und riß ihn hinter mir her. Zu gleicher Zeit sah ich, daß auch Sam mit den beiden andern den Platz erreicht hatte. Der dritte Räuber schoß auf Bernard, wurde aber in einem und demselben Augenblicke von der Kugel Sams und dem Tomahawk des Häuptlings niedergestreckt.

Ich sprang ab. Endlich, endlich hatten wir Fred Morgan! Er war durch den Sturz vom Pferde betäubt. Ich nahm meinen Lasso von ihm ab und band ihn mit seinem eigenen. Nun waren auch die anderen da. Bob war der erste, der vom Pferde sprang; er zog das Messer.

„Oh, ah, da sein Nigger Bob mit Messer, der stechen langsam zu Tod schlecht' bös' Räuber und Mörder!“

„Stopp!“ rief Sam, ihn bei der Hand erfassend, „Dieser Mann ist mein!“

„Sind die andern tot?“ fragte ich.

„Beide!“ antwortete Bernard, dem das Blut von ſeinem rechten Schenkel niederlief.

„Seid Ihr verwundet?“

„Bloß geſtreift.“

„Das iſt trotzdem ſchlimm, da wir noch einen weiten Ritt vor uns haben. Wir müſſen ja den Maultieren nach! Was thun wir mit Morgan?“

„Er iſt mein,“ antwortete Sam, „und ſo habe ich über ihn zu beſtimmen. Ich übergebe ihn Maſter Bernard und Bob, die ihn nach dem Lager der Shoſhonen bringen und dort bewachen, bis wir zurückkehren. Bernard iſt verwundet und hat zum Beiſpiel mit ſeinem Bruder zu ſchaffen; Bob muß bei ihm ſein, und wir vier ſind, wie ich denke, Manns genug für die ſechs Männer bei den Maultieren.“

„Der Plan iſt gut, alſo raſch!“

Morgan wurde ſorgſam auf ſein Pferd gebunden; Bernard und Bob nahmen den Gefangenen in ihre Mitte und kehrten nach dem Lager der Shoſhonen zurück. Wir aber blieben, um unſere Pferde zunächſt verſchnaufen und ein wenig weiden zu laſſen.

„Lange dürfen wir nicht verweilen,“ meinte ich. „Wir müſſen den Tag noch benutzen, um vorwärts zu kommen.“

„Wohin gehen meine Brüder?“ fragte Ko-tu-cho.

„Nach dem Waſſer des Sacramento zwiſchen den Bergen von San John und San Joſef,“ antwortete Sam.

„So mögen ſie nicht Sorge haben! Der Häuptling der Shoſhonen kennt jeden Schritt des Weges nach dieſem Waſſer. Sie können ihre Tiere graſen laſſen und dann des Nachts reiten.“

„Wir hätten dieſen Morgan doch nicht ſo ſchnell fortſchicken, ſondern ihn erſt ausfragen ſollen,“ bemerkte Sam.

„Warum?“

„Wir konnten ihn verhören.“

„Das werden wir ſpäter thun, oder vielmehr, das brauchen wir gar nicht zu thun. Seine Schuld iſt zehnmal erwieſen.“

„Aber wir konnten von ihm erfahren, wo er mit den Maultieren zuſammentreffen wollte!“

„Pshaw! Glaubſt du wirklich, daß er uns das geſagt hätte?“

„Möglich!“

„Nein. Er wird uns ſeinen Sohn und die geraubten Schätze nicht an das Meſſer liefern, beſonders da er ſehr genau weiß, daß er damit ſein Schickſal nicht zu ändern vermag.“

„Mein Bruder Shar-lih hat recht!“ beſtätigte auch Winnetou. „Und die Augen der roten und weißen Jäger ſind ſcharf genug, um zu finden die Spuren der Maultiere.“

Da hatte er allerdings nicht ganz unrecht, doch hätten wir ſicher Zeit erſpart, wenn wir den Ort erfahren konnten.

„Wen ſuchen meine Brüder?“ fragte der Shoſhone, ganz gegen die ſonſtige Gewohnheit dieſer Leute, welche Fremden gegenüber niemals Neugierde verraten. Hier aber befand er ſich bei Männern, die er ſich ebenbürtig dachte, und konnte alſo von der ſonſt gebotenen Zurückhaltung abweichen.

„Die Gefährten der Räuber, welche von den Kriegern der Shoſhonen gefangen wurden.“

„Wie viele ſind es?“

„Sechs.“

„Die wird ein einzelner meiner Brüder töten. Wir werden ſie finden und zu den übrigen verſammeln.“

Als die Dämmerung hereinbrechen wollte, waren unſere Pferde ſo friſch, daß wir ſie von neuem anſtrengen durften. Wir ſaßen auf und überließen uns der Führung

des Häuptlings, welcher während des Abends und der ganzen Nacht uns voranritt und dabei eine Sicherheit bekundete, die uns die Wahrheit seiner Worte bewies, daß er jeden Schritt des Weges kenne.

Die Prairie lag längst hinter uns. Wir hatten bald Berge zu erklimmen, bald Thäler zu durchreiten und bald kurze Wald- oder Savannenstrecken zu durchschneiden. Nach einer Rast, welche wir am Morgen hielten, folgten wir der eingeschlagenen Richtung, bis wir das Thal des Sacramento vor uns sahen.

Wir ritten in dasselbe hinab. Grad vor uns lag an einer Stelle, von welcher aus sich links und rechts ein Seitenthal in die Berge zog, ein aus Erdmauern, die mit Brettern verkleidet waren, aufgeführtes Haus, dessen Thürüberschrift es als ‚Hotel' bezeichnete. Der Besitzer desselben hatte einen sehr günstigen Punkt für seine Niederlassung gewählt; das zeigte die Frequenz, deren er sich zu erfreuen haben mochte, denn vor dem Hause stand eine Menge von Karren, Reit- und Lasttieren, und das Innere desselben mochte wohl nicht alle Gäste fassen, da die im Freien angebrachten Tische und Bänke sehr zahlreich besetzt waren.

„Gehen wir dort hinein, um uns zu erkundigen?" fragte mich Sam.

„Hast du noch Nuggets für Alle aus Burton in Staffordshire?" entgegnete ich ihm lachend.

„Habe noch einiges von dieser Sorte!"

„So gehen wir hinein!"

„Hinein nicht, sondern bloß hin, wenn es dir gefällig ist; denn ich liebe zum Beispiel nichts so sehr, wie eine Handvoll freier, frischer Luft."

Wir ritten hinzu, banden unsere Pferde an und setzten uns in einen Bretterverschlag, über welchem die stolze Inschrift ‚Veranda' prangte.

„Was trinken die Herren?“ fragte der herbeieilende Ganymed.

„Bier. Was kostet es?“

Aha, der gute Sam war heut vorsichtiger als damals im Yellow-water-ground.

„Porter einen halben Dollar, Ale ebenso.“

„Dann Porter!“

Er brachte vier Flaschen und eben wollte trotz seiner Eilfertigkeit Sam die Erkundigung beginnen, als ich einen Blick durch das Loch warf, welches auf der Straßenseite als Fenster diente, und ihm schleunigst einen Wink gab.

Das eine Seitenthal herab kamen nämlich sechs Reiter, von denen zwei vier Maultiere am Zügel führten, und der vorderste war kein anderer als Patrik Morgan. Sie hielten auf das ‚Hotel‘ zu, banden ihre Tiere an und setzten sich dann an einen Tisch, welcher draußen unter unserm Fenster stand. Besser und bequemer konnten wir es uns ja gar nicht wünschen!

Aber warum waren ihre Maultiere nicht mehr beladen? Sicher hatten sie die geraubten Gegenstände in irgend einem Versteck untergebracht und begaben sich nun nach dem Stelldichein, an welchem sie mit ihren Gefährten zusammentreffen wollten.

Sie bestellten Brandy und begannen dann ihre Unterhaltung, von welcher wir jedes Wort verstanden.

„Ob wir Euern Vater und den Kapitän schon treffen werden?“ fragte der eine.

„Möglich,“ antwortete Patrik. „Sie konnten rascher reiten als wir, und werden mit diesem Marshal wohl leicht fertig geworden sein. Er hatte ja bloß zwei Begleiter.“

„Ein höchst unvorsichtiger Mensch; solche Schätze bei sich führen und nur zu dreien reisen!“

„Desto besser für uns! Unvorsichtig scheint er über-

haupt ſtets geweſen zu ſein, ſonſt hätte er im Yellowwater-ground nicht ſeinen geſchriebenen Reiſeplan weggeworfen. Aber, alle Teufel, was iſt denn das!"

„Was?"

„Seht Euch einmal dort die vier Pferde an!"

„Drei prächtige Tiere; aber das vierte iſt ja ein wahres Unikum. Welcher vernünftige Menſch ſetzt ſich auf eine ſolche miſerable Kreatur!"

Sam ballte die Fauſt.

„Werde Euch bekreaturen, daß euch zum Beiſpiel die Seele aus der Haut fahren ſoll!" brummte er.

„Ja, ein Unikum iſt es allerdings, dieſes Pferd; trotz ſeines häßlichen Ausſehens iſt es eines der bekannteſten und berühmteſten Pferde des wilden Weſtens. Wißt Ihr, wem es gehört?"

„Nun?"

„Sans-ear."

„Alle Wetter! Der ſoll allerdings einen ſolchen Ziegenbock reiten!"

„Dieſer Kerl iſt alſo wirklich hier! Trinkt aus! Ich habe einmal ein kleines Zuſammentreffen mit ihm gehabt und mag mich nicht von ihm erkennen laſſen."

„Wirſt es aber doch nicht umgehen können," murmelte Sam. Die ſechs ſtiegen auf und ritten thalabwärts davon.

„Das ſind die Männer, welche wir ſuchen," erklärte ich dem Shoſhonen. „Meine beiden roten Brüder werden ſie überholen, und ich folge mit Sam nach. Dann nehmen wir ſie zwiſchen uns."

„Uff!" antwortete er und ſtand auf.

Er und Winnetou ſtiegen zu Pferde. Sam bezahlte das Porterbier, welches gar nicht ſo übel geweſen war, und dann ritten wir hinterdrein, uns immer ſo haltend, daß wir vor den Blicken der Verfolgten gedeckt waren.

Die Gegend wurde schnell einsam, und als wir ein Terrain erreichten, wo uns kein Gebüsch und keine Ecke des Weges mehr verbergen konnte, ließen wir unsere Pferde weit ausgreifen. Wir erreichten die Galgenvögel, ehe sie sich nur recht bewußt wurden, daß es ihnen galt. Hart vor ihnen befand sich Winnetou mit Ko-tu-cho.

„Good day, Master Merkroft!“ grüßte Sam. „Sind das noch immer die Pferde, die ihr den Comanchen gestohlen?“

„'s death!“ fluchte der Angeredete und raffte die Büchse empor, wurde aber vom Pferde gerissen, ehe er losdrücken konnte.

Die beiden Häuptlinge hatten sich nur wenige Schritte vor den Bravos gehalten, und der Lasso Winnetous war ihm um die Schultern geflogen. Im Nu stoben die andern Fünf auseinander. Sam und der Shoshone schossen ihre Büchse auf sie ab und wollten ihnen folgen.

„Halt, laßt sie!“ rief ich. „Wir haben ja den Hauptspitzbuben!“

Sie gehorchten nicht. Noch zwei Schüsse krachten, und den letzten schlug der nachsetzende Ko-tu-cho vom Pferde.

„Was thut ihr nur?“ schalt ich Sam. „Ihre Spur hätte uns sicherlich erst zum Stelldichein und dann an den Ort geführt, wo sie ihren Raub verborgen haben!“

„Dieser Morgan hier wird ihn uns auch sagen müssen!“

„Wird sich hüten!“

Es zeigte sich bald, daß ich recht hatte, denn er gab trotz aller Drohungen auf keine unserer Fragen eine Antwort. Das Gold, wegen dessen so viele Menschen hatten sterben müssen, war verloren — deadly dust!

Wir banden ihn, wie vorher seinen Vater, auf das Pferd, ritten, um das ‚Hotel‘ zu vermeiden, durch den Sacramento, der hier nicht tief war, und erreichten die Berge, ohne von jemand behelligt zu werden.

Auch während unſers ganzen weiteren Rittes war kein Wort aus dem Gefangenen herauszubringen, und nur, als wir das Lager erreichten und er den uns entgegenkommenden Juwelier erkannte, murmelte er einen Fluch in den Bart. Ich ſchaffte ihn in das Zelt, in welchem ſich noch die andern Gefangenen befanden. Auch ſein Vater lag da.

„Maſter Morgan, hier ſtelle ich Euch Euern Sohn vor, nach dem Ihr wohl eine große Sehnſucht gehabt habt," ſagte ich.

Der Alte blitzte mich mit wutvollen Augen an, ſprach aber kein Wort. Es war gegen Abend, als wir das Lager erreicht hatten; das Gericht über die Gefangenen mußte alſo bis morgen verſchoben werden. Wir hielten als Gäſte des Häuptlings in deſſen Zelt unſer Nachtmahl und rauchten das ‚Calumet des Friedens'. Dann begab ſich jeder in das ihm angewieſene Zelt.

Die letzten Tage hatten mich doch ermüdet, und ich ſchlief außerordentlich feſt, was hier mitten im Lager auch der Fall ſein durfte, draußen in der Prairie aber ſicherlich nicht geſchehen wäre. Träumte ich oder war es Wahrheit? Ich befand mich im Kampfe mit wilden Geſtalten, welche mich drohend umringten; ich ſchlug raſend um mich, und doch wuchſen die Feinde zu Dutzenden immer wieder aus dem Boden empor. Der Schweiß lief mir von der Stirn, ich ſah meine letzte Stunde kommen und fühlte zum erſtenmale die Angſt des Todes mich erfaſſen. Es war ein Traum, und die Beklemmung erweckte mich doch endlich, und kaum halb wach geworden, vernahm ich draußen ein entſetzliches Getümmel.

Ich ſprang auf, griff, ohne vollſtändig bekleidet zu ſein, zu den Waffen und eilte hinaus. Die Gefangenen hatten ſich auf eine auch ſpäter nicht zu erklärende Weiſe ihrer Feſſeln entledigt, waren aus dem Zelte entkommen und

hatten die glücklicherweise zahlreich dort aufgestellten Wachen überrumpeln wollen.

Aus allen Zelten sprangen die braunen Gestalten der Indianer hervor, der eine nur mit dem Messer, der andre mit dem Schlachtbeile und ein dritter mit der Büchse bewaffnet. Eben kam auch Winnetou herbei und überflog mit einem raschen Blick die Scene, welche sich im Scheine der Wachtfeuer abspielte.

„Rund um das Lager!“ donnerte er in das Getümmel hinein, und sofort huschten sechzig bis achtzig Gestalten zwischen die Zelte.

Ich erkannte, daß meine Teilnahme am Kampfe nicht nötig sei. Die Gefangenen hatten keine Feuerwaffen, und die Indianer waren ihnen an Zahl zehnfach überlegen. Als ich auch Sams Stimme mitten im Knäuel der Ringenden vernahm, konnte ich vollends beruhigt sein. Und in der That, es dauerte keine zehn Minuten, so erscholl der Todesschrei des letzten, welcher niedergemacht wurde. Ich sah von weitem sein fahles Gesicht; es war Fred Morgan, den Sams Messer getroffen hatte.

Langsam kam dieser nun zwischen den Zelten heraufgeschritten. Er erblickte mich und fragte:

„Charley! Warum warst du nicht dabei?“

„Ich dachte, ihr wäret euer genug.“

„Well, ist auch so gewesen! Aber wenn ich nicht selbst vor dem Zelte der Gefangenen gesessen hätte, so wären sie zum Beispiel vielleicht glücklich durchgekommen. Ich lag ganz an der Wand und hörte das Geräusch innen, und weil ich sofort die Wachen warnte, waren sie aufmerksam.“

„Ist jemand entkommen?“

„Keiner! Habe sie gezählt. Hatte mir aber meine Abrechnung mit den Morgans anders gedacht!“

Er kauerte sich vor mir nieder und schnitt die lange ersehnten zwei Kerben in seine Büchse ein.

„So, jetzt sind sie gerächt, die ich lieb hatte, Charley, und nun mag der Tod kommen, heut oder morgen!“

„Sam, wir wollen als Christen hinzufügen: Möge Gott den Verbrechern ein gnädiger Richter sein!“

„Well, Charley; ich hasse sie nicht über das Grab hinaus. Es sei ihnen verziehen!“

Er ging langsam weiter und kroch in sein Zelt.

Am andern Tage gab es eine traurige Feier: Allan Marshal wurde begraben. In Ermangelung eines Sarges war er in mehrere Büffelfelle eingeschlagen worden. Die Shoshonen hatten von Steinen ein Viereck aufgebaut, in welches die Leiche gelegt wurde. Dann wurde das Viereck zu Pyramiden zugespitzt, um welche man so viele Steine häufte, als zu finden waren. Oben auf die Spitze steckte ich ein Kreuz aus Baumästen — das Siegeszeichen der Erlösung. Bernard bat mich, eine kurze Leichenrede zu sprechen und ein Vaterunser vorzubeten. Ich that es tief ergriffen und sah mit inniger Rührung, daß sämtliche Shoshonen, welche ernst im Kreise standen, unserem Beispiel folgten und ihre Hände falteten.

Als das Begräbnis beendigt war, ließen die Snakes dem trauernden Bernard keine Zeit, seinem Schmerze nachzuhängen. Wir blieben eine ganze Woche da, welche wir so mit Jagd, Kampfspielen und andern Unterhaltungen verbrachten, daß sie uns wie ein Tag wurde. Dann kehrten wir nach San Francisco zurück. — — —

Fünftes Kapitel.

Die Railtroublers.

„Der Senat und das Haus der Repräsentanten der Vereinigten Staaten beschließen:

1. Der Landstrich, in den Territorien Montana und Wyoming liegend, nahe dem Ursprunge des Yellowstone-River, ist hierdurch von jeder Besitznahme, Besiedelung und jedem Verkaufe unter den Gesetzen der Vereinigten Staaten ausgenommen und soll als ein öffentlicher Park oder Lustplatz zum Wohle und Vergnügen des Volkes betrachtet werden. Jedermann, der sich diesen Bestimmungen zuwider dort niederläßt oder von irgend einem Teile Besitz ergreift, soll als Uebertreter des Gesetzes angesehen und ausgewiesen werden.

2. Der Park soll unter die ausschließliche Kontrolle des Sekretärs des Innern gestellt werden, dessen Aufgabe es sein wird, so bald als thunlich solche Vorschriften und Anordnungen zu erlassen, als er zur Pflege und Erhaltung desselben für notwendig erachtet."

Als mir die Bekanntmachung dieses Gesetzes in die Hände kam, freute ich mich herzlich über die Hochherzigkeit, mit welcher der Vereinigte Staaten-Kongreß durch diese Beschlußfassung dem Volke ein Geschenk erhielt, welches zu kostbar war, als daß man es hätte gestatten können, daß die Spekulation und Gewinnsucht sich seiner bemächtige.

Tausende werden diese Bekanntmachung gelesen haben, ohne zu ahnen, was ihnen damit geboten wurde. Viele,

ſehr viele werden vielleicht gelächelt haben, daß die Regierung der Vereinigten Staaten einen 9500 Quadratkilometer großen Park, eine im wilden, unzugänglichen Felſengebirge liegende Landesfläche als Luſt- und Erholungsplatz der Unterthanen reſerviert. Die Zukunft aber wird beweiſen und hat ſchon bewieſen, daß dieſe ganz ohne Beiſpiel daſtehende Handlung einer der dankenswerteſten Vorgänge iſt, den Millionen ſeiner Zeit noch ſegnen werden.

Dieſer Park iſt nämlich ein Stück Wunderland, wie es auf Erden wohl kaum zum zweitenmal gefunden werden dürfte. Die erſten märchenhaften Nachrichten von demſelben erhielt General Warren im Jahre 1856. Er fühlte ſich durch dieſelben veranlaßt, eine Expedition dahin auszurüſten, welche aber nicht ſo glücklich war, ihr Ziel zu erreichen. Erſt zehn Jahre ſpäter gelang es anderen, den Schleier teilweiſe zu lüften und der Welt eine reiche, nie geahnte Fülle der großartigſten Naturwunder ahnen zu laſſen. Im Sommer des Jahres 1871 drang Profeſſor Hayden erfolgreich vor, und ſeine Berichte, ſo ſachlich und nüchtern ſie auch gehalten waren, begeiſterten den Kongreß zu dem Entſchluſſe, jenes außerordentliche Land nicht dem gemeinen Schacher in die Hände zu liefern.

Jenſeits der weiten weſtlichen Prairien, fern noch hinter dem Höhenzuge der Blackhills, ragen die gigantiſchen Mauern des Felſengebirges zum Himmel empor. Man möchte ſagen, hier habe nicht die Hand, ſondern die Fauſt des Schöpfers gewaltet. Wo ſind die Cyklopen, die ſolche Baſteien zu türmen vermögen? Wo ſind die Titanen, die ſolche Laſten bis über die Wolken treiben könnten? Wo iſt der Meiſter, der jene Firnen mit ewigem Schnee und Eiſe krönte? Hier hat der Schöpfer ‚ein Gedächtnis ſeiner Wunder‘ errichtet, welches nicht impoſanter und ergreifender ſein könnte.

Und hinter jenen gigantiſchen Mauern, da wallet und ſiedet, da dampft und brodelt es noch heut aus den kochenden Tiefen des Erdinnern hervor; da treibt die dünne Erdenkruſte Blaſen, da ziſchen glühende Schwefeldämpfe empor, und mit einem Getöſe, welches dem Kanonendonner gleicht, ſprühen rieſige Geyſer ihre ſiedenden Waſſermaſſen in die zitternden Lüfte. Plutoniſche und vulkaniſche Gewalten kämpfen gegen die Geſtaltungen des Lichtes. Die Unterwelt öffnet von Minute zu Minute den Rachen, um die Feuer der Tiefe emporzuſpeien und die Gebilde des Tages in den toſenden Schlund hinabzuſaugen.

Hier iſt oft jeder einzelne Schritt mit Todesgefahren verbunden. Der Fuß kann durch die trügeriſche Kruſte brechen, der dampfende Katarakt den müden Wanderer erfaſſen, der unterhöhlte Felſen mit dem Ruhenden in den gähnenden Abgrund ſtürzen. Aber dieſe Todesfelder werden einſt Tauſende von Wallfahrern ſehen, welche in den heißen Quellen und ozonreichen Lüften Heilung ihrer Leiden ſuchen, und dann wird man auch jene wunderbaren Schlüfte und Klüfte entdecken, in denen die geizige Einſamkeit Schätze an Steinen und anderen Werten aufgeſpeichert hat, welche man an anderen Orten mit Gold aufwiegen würde. — — —

Es rief mich eine kleine geſchäftliche Angelegenheit nach Hamburg, wo ich einen Bekannten traf, deſſen Anblick alle Erinnerungen plötzlich aufleben ließ. Er war aus St. Louis, und wir hatten in den Sümpfen des Miſſiſippi gar manches Stück Wild miteinander geſchoſſen. Er war reich, ſehr reich und bot mir freie Paſſage an, wenn ich ihm die Freude machen wolle, ihn nach St. Louis zu begleiten. Da ergriff mich die Prairiekrankheit mit voller, ſiegreicher Gewalt; ich ſagte zu, telegraphierte nach Hauſe, um mir meine Gewehre und ſonſtigen Ausrüſtungsſtücke ſchleunigſt kommen zu laſſen, und nur fünf Tage nach unſerem Wiederſehen ſchwammen

wir bereits auf dem dienstfertigen Rücken der Elbe dem deutschen Meere und dem Ocean entgegen.

Drüben angekommen, vertieften wir uns für einige Wochen in die Wälder des untern Missouri; dann mußte er zurückkehren, während ich stromaufwärts nach Omaha City ging, um von da aus auf der großen Pacific-Bahn weiter nach Westen vorzudringen.

Ich hatte meine guten Gründe, gerade diese Route einzuschlagen. Ich hatte das Felsengebirge von den Quellen des Frazer-Flusses bis zum Hell Gate Paß, vom Nordpark bis hinunter zur Wüste Mapimi kennen gelernt, doch die Strecke vom Hell Gate Paß bis zum Nordpark, also eine Strecke von über sechs Breitegraden, war mir noch fremd geblieben. Und gerade hier sind die interessantesten Punkte des Gebirges zu suchen: die drei Tretons, die Windriverberge, der Südpaß und ganz besonders die Quellgegenden des Yellow Stone, Schlangenflusses und Columbia.

Dorthin war außer dem schleichenden Indianer oder einem flüchtigen Trapper noch kein Mensch gekommen, und es zog mich förmlich, mich an dem Wagnisse zu versuchen, in jene unwirtlichen, nach der Sage der Rothäute von bösen Geistern belebten Schluchten und Cannons einzudringen.

Freilich war dies nicht so leicht, als es sich erzählen läßt. Welche umständlichen und umfangreichen Vorbereitungen trifft der Schweizerreisende, ehe er sich anschickt, einen der Alpenberge zu besteigen! Und was ist sein Unternehmen gegen dasjenige eines einsamen Westmannes, der es wagt, im Vertrauen auf nur sich allein und seine gute Büchse Gefahren entgegen zu gehen, von denen der zahme europäische Touriſt gar keine Ahnung hat! Aber gerade diese Gefahren sind es, die ihn locken und bezaubern. Seine Muskeln sind von Eisen und seine Sehnen von Stahl; sein Körper kennt keine Anstrengung und Entbehrungen, und alle Thätig-

keiten seines Geistes haben durch unausgesetzte Uebung eine Energie und Schärfe erlangt, die ihn selbst noch in der größten Not ein Rettungsmittel finden lassen. Daher ist seines Bleibens nicht in civilisierten Distrikten, wo er seine Fähigkeiten nicht üben und bethätigen kann; er muß hinaus in die wilde Savanne, hinein in die todbringenden Abgründe des Gebirges, und je drohender die Gefahren auf ihn einstürmen, desto mehr fühlt er sich in seinem Elemente, desto höher wächst sein Mut, desto größer wird sein Selbstvertrauen, und desto inniger hält er die Ueberzeugung fest, daß er selbst in der tiefsten Einsamkeit von einer Hand geleitet wird, die stärker ist als alle irdische Gewalt.

Was mich betrifft, so war ich zu einem solchen Unternehmen wohl vorbereitet. Nur eins fehlte mir, ohne das es geradezu unmöglich ist, in den dark and bloody grounds zu bestehen — ein gutes, zuverlässiges Pferd; doch verursachte mir dieser Mangel keine Kopfschmerzen. Den alten Walach, der mich bis Omaha getragen hatte, verkaufte ich dort und setzte mich mit der festen Ueberzeugung in den Bahnwagen, daß ich ein gutes Pferd, sobald ich es brauchte, auch wohl bekommen würde.

Es gab damals auf dieser Bahn noch immer Strecken, welche nur interimistisch befahrbar waren. Daher erblickte man während der Fahrt an vielen Stellen noch Arbeiter, welche beschäftigt waren, den Bau von Brücken und Viadukten nachzuholen oder solche Punkte, welche bereits schadhaft geworden waren, wieder auszubessern. Diese Leute hatten, wenn sie nicht in der Nähe einer der damals wie Pilze aus der Erde schießenden Ansiedelungen arbeiteten, sich gewöhnlich ein Camp, ein Lager errichtet, welches mit einigen Befestigungen versehen war. Dieses letztere war notwendig der Indianer wegen, welche den Bau der Eisenbahn als einen Eingriff in ihre Rechte betrachteten

und ihn auf alle Weiſe zu verhindern und zu erſchweren ſuchten.

Aber auch noch andere Feinde gab es, Feinde, welche faſt noch furchtbarer als die Rothäute waren.

Es treibt ſich nämlich in der Prairie eine Menge Geſindels umher, welches ſich aus denjenigen Elementen rekrutiert, welche der civiliſierte Oſten ausgeſtoßen hat, Exiſtenzen, welche auf alle Weiſe bankerott geworden ſind und nun vom Leben nichts weiter zu erwarten haben, als was ſie durch ein verbrecheriſches Durchſchweifen des Weſtens zu erreichen vermögen. Dieſe Menſchen rotten ſich bald zu dieſem, bald zu jenem verderblichen Zwecke zuſammen und ſind mehr zu fürchten, als ſelbſt die wildeſten Indianerhorden. Zur Zeit des Eiſenbahnbaues hatten ſie es ganz beſonders auf die jungen Anſiedelungen und auf die Camps abgeſehen, welche entlang der Bahnſtrecke entſtanden, und es war daher nicht zu verwundern, daß dieſe Camps Befeſtigungen erhielten und die Bewohner derſelben ſelbſt während der Arbeit bewaffnet gingen.

Wegen der Angriffe, welche dieſe Räuber auf die Camps und kleinen Wagentrains unternahmen, wobei ſie gewöhnlich den Schienenweg zerſtörten, um den Zug zum Stehen zu bringen, wurden ſie Railtroublers, Schienenſtörer, genannt. Man hatte ein ſcharfes Auge auf ſie, ſo daß ſie ſchließlich ihre Ueberfälle nur dann unternehmen konnten, wenn ſich mehrere ihrer Trupps vereinigt hatten, ſo daß ſie ſich alſo zahlreich genug wußten. Uebrigens herrſchte gegen ſie eine ſolche Erbitterung, daß jeder gefangene Railtroubler nichts anderes als den ſicheren Tod zu erwarten hatte. Dieſe Banden mordeten ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechtes, darum konnte auch gegen ſie von keiner Gnade die Rede ſein.

Es war Sonntag nachmittag, als wir mit dem Zuge

Omaha verließen. Unter den Reisegefährten befand sich kein einziger, der mein Interesse mehr als vorübergehend in Anspruch nahm. Erst am nächsten Tage stieg in Fremont ein Mann ein, dessen Aeußeres sofort meine Aufmerksamkeit auf ihn lenkte. Da er in meiner unmittelbaren Nähe Platz nahm, so hatte ich die beste Gelegenheit, ihn zu beobachten.

Sein Anblick bot eigentlich etwas so Komisches, daß ein oberflächlicher Beobachter gewißlich Mühe hatte, ein belustigtes Lächeln zu verbeißen; ich aber war an derartige Erscheinungen gewöhnt, um meinen vollen Ernst bewahren zu können. Der Mann war von kleiner Statur, dabei aber so dick, daß man ihn ohne große Mühe hätte kugeln können. Er trug einen Schafpelz, dessen rauhe Seite nach außen gekehrt war. Diese rauhe Seite war früher jedenfalls behaart gewesen, jetzt aber war die Wolle verschwunden, und nur hier und da erblickte man ein kleines, einsames Flöckchen, welches auf dem nackt gewordenen Leder das Aussehen einer Oase in der Sahara hatte. Vor Zeiten mochte dieser Pelz seinem Besitzer gepaßt haben, dann aber war er unter dem Einflusse von Schnee und Regen, von Hitze und Kälte so zusammengeschwunden, daß sein unterer Rand das Knie nicht mehr erreichte; er konnte nicht mehr zugeknöpft werden, und die Aermel hatten sich bis in die Gegend des Ellbogens nach rückwärts konzentriert. Unter diesem Pelze sah man eine rotflanellene Jacke und eine Lederhose, welche jedenfalls einmal schwarz gewesen war, jetzt aber in allen Regenbogenfarben funkelte und ganz das Aussehen hatte, als ob es ihre Bestimmung sei, dem Besitzer als Wisch-, Tisch- und Taschentuch zu dienen. Unterhalb dieser antidiluvianischen Hose erblickte man die nackten, blau gefrorenen Fußknöchel des Mannes und dann ein Paar Schuhe, die eine ganze Ewigkeit aushalten konnten. Sie waren aus rindsledernen Stiefeln geschnitten und hatten

Doppelsohlen, die mit so starken Nägeln beschlagen waren, daß man mit ihnen hätte ein Krokodil tottreten können. Auf dem Kopfe trug er einen Hut, der außer der Façon auch einen Teil der Krempe verloren hatte. Um diejenige Körpergegend, welche vor Jahren einmal Taille gewesen war, jetzt aber eine wahrhaft staunenswerte Ausdehnung erhalten hatte, schlang sich ein alter Shawl, dessen Farbe leider vollständig abhanden gekommen war und in welchem eine urahnenhafte Reiterpistole neben einem Bowiemesser steckte. Neben diesen beiden Waffen hing ein Kugel- und ein Tabakbeutel, ein kleiner Spiegel, wie man ihn auf deutschen Jahrmärkten für zehn Pfennige kauft, eine eingestrickte Feldflasche und vier Patenthufeisen, welche dem Pferde wie Schuhe angezogen und dann festgeschraubt werden können. Daneben erblickte ich ein Etui, dessen Inhalt mir jetzt noch verborgen war; später erfuhr ich, daß es ein vollständiges Rasierzeug enthielt, in der wilden Prairie höchst unnütz, wie mir schien.

Das wunderlichste aber an diesem Manne war sein Angesicht. Dasselbe war so vollständig glatt rasiert, als ob er soeben aus dem Laden eines Friseurs gekommen sei. Die beinahe rosenroten Wangen waren so dick und fest, daß das kleine, kurze Stumpfnäschen zwischen ihnen beinahe verschwand und die zwei braunen lebhaften Augen Mühe hatten, über sie hinwegzusehen. Sobald die mehr als vollen Lippen sich öffneten, erblickte man zwei Reihen blendend weißer Zähne, die ich aber leider sofort in Verdacht hatte, unecht zu sein. An der linken Seite des Kinnes hing eine gurkenähnlich gestaltete Verhärtung oder Wucherung, welche das Spaßhafte der Erscheinung dieses Mannes noch erhöhte, ihn aber nicht im mindesten zu genieren schien.

So saß er vor mir und hielt zwischen den kurzen dicken Elefantenbeinen ein Schießgewehr eingeklemmt, welches

der Flinte meines alten Sam Hawkens ähnelte wie ein Ei dem andern. Er erinnerte mich überhaupt faſt noch mehr an dieſen, als mich Sans-ear an ihn erinnert hatte.

Er hatte mit einem einfachen „Good day, Sir!“ bei mir Platz genommen und ſchien ſich dann nicht im geringſten weiter um mich zu bekümmern. Erſt eine Stunde ſpäter bat er mich um die Erlaubnis, eine Pfeife rauchen zu dürfen. Das fiel mir auf, denn ein echter, rechter Trapper oder Fallenſteller kümmert ſich nicht darum, ob das, was ihm zu thun beliebt, von anderen gut geheißen wird.

„Raucht, ſoviel Ihr wollt, Maſter!“ antwortete ich. „Ich werde Euch Geſellſchaft leiſten. Wollt Ihr Euch eine von meinen Cigarren anſtecken?“

„Danke, Sir!“ meinte er. „Dieſe Dinger, welche man Cigarren nennt, ſind mir zu nobel. Ich halte es mit meiner Pfeife.“

Er hatte nach Trapperart die kurze, ſchmierige Pfeife an einer Schnur am Halſe hängen. Als er ſie geſtopft hatte, beeilte ich mich, ein Hölzchen hervorzulangen; er aber ſchüttelte abwehrend mit dem Kopfe, griff in die Taſche ſeines Pelzes und brachte eines jener Prairien-Feuerzeuge zum Vorſchein, welche Punks genannt werden und trockenen Baummoder als Zunder enthalten.

„Auch ſo eine noble Erfindung, dieſe Zündhölzer, die nichts für die Savanne taugen,“ bemerkte er. „Man darf ſich nicht verwöhnen.“

Damit war das kurze Geſpräch beendet, und er ſchien nicht die mindeſte Luſt zu haben, ein neues anzuknüpfen. Er rauchte ein Kraut, deſſen Duft mich ſehr lebhaft an Wallnußblätter erinnerte, und widmete dabei der Gegend ſeine ganze Aufmerkſamkeit. So erreichten wir die Station ‚Nordplatte‘ an dem Vereinigungspunkte des Nord- und

Südplatte-Stromes. Hier ſtieg er für kurze Zeit aus und machte ſich an einem der vorderen Wagen zu ſchaffen. Ich bemerkte, daß ſich in demſelben ein Pferd befand, welches jedenfalls ihm gehörte.

Als er wieder eingeſtiegen war und der Zug ſich in Bewegung geſetzt hatte, beobachtete er ſein bisheriges Schweigen, und erſt als wir am Nachmittage in Cheyenne am Fuße der Black Hills hielten, fragte er:

„Geht Ihr von hier aus vielleicht mit der Kolorado-Bahn nach Denver zu, Sir?“

„Nein,“ antwortete ich.

„Well, ſo bleiben wir Nachbarn.“

„Fahrt Ihr ſehr weit mit der Pacific?“ fragte ich ihn.

„Hm! Ja und nein — wie es mir einfällt. Und Ihr?“

„Ich möchte am liebſten nach Ogden City.“

„Ah! Ihr wollt die Mormonen-Stadt ſehen?“

„Ein weniges, und dann hinauf nach den Windriverbergen und den Tretons.“

Er muſterte mich mit einem ſehr ungläubigen Blick und meinte:

„Da hinauf? Das bringt nur ein ſehr kühner Weſtmann fertig. Habt Ihr Geſellſchaft?“

„Nein.“

Jetzt blickten mich ſeine kleinen Aeuglein förmlich beluſtigt an, und er fragte:

„Allein? Hinauf nach den drei Tretons? Mitten unter die Sioux und grauen Bären! Pshaw! Habt Ihr vielleicht einmal gehört, was ein Sioux oder ein grauer Bär zu bedeuten hat?“

„Ich denke!“

„Ah! hm! Darf ich fragen, was Ihr ſeid, Sir?“

„Ich bin Writer.“

„Writer? Schriftſteller? So! Ihr macht alſo Bücher?“

„Ja.“

Jetzt lachte er am ganzen Geſichte. Es gab ihm, ganz ſo wie früher dem kleinen Sans-ear, gewaltigen Spaß, daß ein Schriftſteller den Gedanken gefaßt hatte, ganz allein und nur auf ſich ſelbſt angewieſen, den gefährlichſten Teil des Felſengebirges aufzuſuchen.

„Schön!“ ſagte er kichernd. „So wollt Ihr wohl über die drei Tretons ein Buch ſchreiben, mein werter Maſter?“

„Vielleicht!“

„Und Ihr habt wohl einmal ein Buch geſehen, in welchem ein Indianer oder ein Bär abgebildet war?“

„Verſteht ſich,“ antwortete ich ſehr ernſthaft.

„Und nun glaubt Ihr, daß Ihr da mitmachen könnt?“

„Allerdings.“

„Und Ihr habt wohl gar auch eine Flinte mit, die da in Eure Decke eingewickelt iſt!“

„Ja.“

„So will ich Euch einen guten Rat geben, Sir! Steigt ſchleunigſt aus und macht, daß Ihr wieder nach Hauſe kommt! Ihr ſeid zwar ein langer, ſtarker Kerl, aber Ihr ſeht mir gar nicht aus, als ob Ihr ein Eichhorn ſchießen könntet, viel weniger einen Bären. Das Leſen hat Euch den Kopf benebelt. Es wäre jammerſchade um Euer junges Leben, wenn Euch beim Anblick eines Wildkätzchens der Schlag rühren ſollte. Ihr habt gewiß einmal den Cooper geleſen?“

„Ja.“

„Dachte es mir! Habt vielleicht auch von berühmten Prairiemännern gehört?“

„Ja," antwortete ich abermals im bescheidensten Tone.

„Von Winnetou, von Old Firehand, von Old Shatterhand, von dem dicken Walker oder von dem langen Hilbers?"

„Von allen," nickte ich.

Das dicke Männchen ahnte gar nicht, daß er mir wenigstens ebensoviel Spaß machte, wie ich ihm.

„Ja," meinte er, „solche Bücher und Geschichten sind gefährlich, denn sie stecken an. Das klingt so schön und leicht, aber Master, nehmt mir's nicht übel, Ihr dauert mich! Dieser Winnetou ist ein Apachen-Häuptling, der mit tausend Teufeln kämpfen würde; dieser Old Firehand schießt Euch jede einzelne Mücke aus dem Schwarm heraus, und Old Shatterhand hat noch niemals einen Fehlschuß gethan und schlägt die stärkste Rothaut mit einem einzigen Hiebe zu Brei. Wenn einer von diesen Kerls sagt, daß er hinauf will zu den drei Tretons, so ist das zwar immer noch ein ganz gewaltiges Wagnis, aber man denkt doch, daß er es bestehen kann; aber Ihr — ein Büchermacher? Pshaw! Wo habt Ihr denn Euer Pferd?"

„Ich habe keins."

Jetzt konnte er sich nicht länger halten; er platzte mit einem lauten Gelächter heraus:

„Hihihihi, kein Pferd, und hinauf nach den drei Tretons! Seid Ihr verrückt, Sir?"

„Ich glaube nicht. Wenn ich jetzt noch kein Pferd habe, so werde ich mir doch eins kaufen oder fangen."

„Ah! Wo denn?"

„Da, wo es mir paßt."

„Ihr, Ihr selbst wollt es Euch fangen?"

„Ja."

„Das ist lustig, Sir! Ihr habt zwar einen Lasso da um Eure Schultern gewickelt, aber damit fangt Ihr keine Fliege, viel weniger einen wilden Mustang!"

„Warum?“

„Warum? Na, weil Ihr das ſeid, was man da drüben im alten Lande einen Sonntagsjäger nennt!“

„Und warum haltet Ihr mich für einen ſolchen!“

„Das iſt doch einfach! Weil alles an Euch ſo nett und ſauber iſt. Seht Euch einmal einen tüchtigen Waldläufer an, und vergleicht ihn mit Euch! Euere hohen Reitſtiefel ſind neu und, wahrhaftig, ſie ſind ganz blank gewichſt! Eure Leggins ſind vom feinſten Elennleder; Euer Jagdhemde iſt ein Meiſterſtück aus der Hand einer indianiſchen Squaw; Euer Hut hat wenigſtens zwölf Dollar gekoſtet, und Euer Meſſer ſamt den Revolvern haben ſicherlich noch keinem Menſchen weh gethan! Könnt Ihr ſchießen, Sir?“

„Ja, ein wenig. Ich bin ſogar einmal Schützenkönig geweſen!“ antwortete ich mit einer ſehr wichtigen Miene.

„Schützenkönig! Ah, dann ſeid Ihr am Ende gar ein Deutſcher?“

„Freilich!“

„Hm! So, ſo! Alſo ein Deutſcher ſeid Ihr? Nach einem hölzernen Vogel habt Ihr geſchoſſen, und Schützenkönig ſeid Ihr da geworden? So ſind dieſe Deutſchen! Old Shatterhand ſoll zwar auch ein Deutſcher ſein, aber das iſt ja nur eine Ausnahme! Sir, ich bitte Euch herzlich, kehrt ſobald wie möglich um, ſonſt geht Ihr zu Grunde!“

„Wollen ſehen! Wo ſteckt denn eigentlich dieſer Old Shatterhand, von dem Ihr redet?“

„Ja, wer weiß das! Als ich das letztemal da droben am Fox-Head war, traf ich den berühmten Sans-ear, der mit ihm geritten war. Dieſer ſagte mir, daß Old Shatterhand wieder hinüber ſei ins Afrika, in die dumme Gegend

welche man die Wüste Sahara nennt. Dort schlägt er sich wohl mit den Indianern herum, welche den Namen Araber führen. Dieser Mann hat seinen Namen ‚Shatterhand' davon, daß es ihm ein leichtes ist, mit der bloßen Faust einen Feind niederzuschlagen; er hat das sehr oft gethan. Seht Euch dagegen einmal Eure Händchen an! Sie sind so zart und weiß wie die Hände einer Lady, und man merkt sofort, daß Ihr nur mit Papier umgeht und keine andere Waffe kennt als den Gänsekiel. Nehmt meinen Rat zu Herzen, Sir, und geht nach dem alten Germany zurück. Unser Westen ist keine Gegend für einen Gentleman von Eurer Sorte!"

Mit dieser Warnung beendete er das Gespräch, und ich gab mir keine Mühe, es wieder anzuknüpfen. Richtig war allerdings, daß ich zu Sans-ear gesagt hatte, ich würde später in die Sahara gehen.

Wir passierten die Station Sherman; dann wurde es wieder Abend. Die erste Station, welche wir beim Lichte des folgenden Morgens erblickten, war Rawlins. Hinter diesem Orte beginnt eine öde, wüste Gebirgslandschaft, deren einzige Vegetation in Artemisia-Büschen besteht, ein ungeheures, unfruchtbares Bassin ohne Leben, ohne Flüsse oder Bäche, eine Gebirgs-Sahara, die keine einzige Oase kennt. Bald schmerzt der mit Alkalien gesättigte Boden mit seiner blendenden Weiße das müde Auge, und bald nimmt diese Wüste einen Charakter finsterer, tief melancholischer Größe an, hervorgebracht durch nackte Lehnen, dürre Abhänge und steile Felswände, welche von Sturm, Flut und Blitz zerrissen worden sind.

In dieser trostlosen Gegend liegt die Station ‚Bitterer Bach', doch ist von einem Bache keine Rede, sondern das Wasser muß über siebzig Meilen weit herbeigeholt werden. Und dennoch wird sich hier einst ein reges,

vielleicht großartiges Leben entfalten! denn es befinden sich hier unerschöpfliche Kohlenfelder, welche dieser Wüste eine Zukunft garantieren.

Wir dampften weiter, über Station Carbon und Green River hinaus, welche letztere 846 Meilen westlich von Omaha liegt. Das traurige Aussehen der Gegend hörte auf; die Vegetation begann wieder, und die Höhenzüge erhielten ein freundliches, erquickendes Kolorit. Wir hatten eben ein herrliches Thal durchsaust und fuhren hinaus auf eine freie, offene Ebene, als die Maschine in kurzer Reihenfolge jene gellenden Pfiffe ausstieß, welche das Zeichen einer drohenden Gefahr sind. Wir schnellten von unseren Sitzen empor; die Bremsen kreischten, die Räder knirschten — der Zug kam zum Stehen, und wir sprangen aus den Waggons hinaus auf die sichere Erde.

Der Anblick, welcher sich uns bot, war ein schauderhafter. Man hatte hier einen Arbeiter- und Fouragezug überfallen, und die Strecke war bedeckt von den verbrannten und halbverkohlten Trümmern desselben. Der Ueberfall war während der Nacht geschehen. Die Railtroublers hatten die Schienen aufgerissen, und infolgedessen war der Zug entgleist und den hohen Damm hinabgestürzt. Was nun geschehen war, konnte man ahnen. Es waren beinahe nur noch die Eisenteile des verunglückten Zuges vorhanden. Man hatte in jeden Waggon, nachdem er beraubt worden war, ein riesiges Feuer gelegt, und in der Asche fanden wir die traurigen Ueberreste vieler Menschen, welche bereits bei dem Sturze verunglückt oder dann später von den Railtroublers getötet worden waren. Kein einziger schien lebend entkommen zu sein.

Es war ein Glück für uns, daß die offene Gegend es unserem Maschinisten erlaubt hatte, die Gefahr noch rechtzeitig zu bemerken, sonst wären wir auch den Damm hin-

abgestürzt. Die Lokomotive hielt kaum einige wenige Ellen von der Stelle, wo die Zerstörung begann.

Die Aufregung der Passagiere und des Zugpersonales war eine ganz bedeutende, und es ist geradezu unmöglich, die Kraftworte und Interjektionen wiederzugeben, welche ringsum zu hören waren. Man durchwühlte die noch rauchenden Trümmer, aber es gab nichts mehr zu retten, und nachdem der Thatbestand konstatiert worden war, konnte man nichts weiter thun, als die Strecke wieder schleunigst herzustellen, wozu jeder amerikanische Zug die notwendigen Werkzeuge bei sich führt. Der Zugführer erklärte, er müsse sich darauf beschränken, auf der nächsten Station Anzeige zu erstatten; das übrige, und also auch die Verfolgung der Verbrecher, sei dann Sache der Jury, welche dort jedenfalls sogleich gebildet werde.

Während die andern Passagiere noch unnötigerweise in den Trümmern wühlten, hielt ich es für das Beste, mich einmal nach den Spuren der Railtroublers umzusehen. Das Terrain zeigte eine offene, mit Gras bewachsene und nur von wenigen Büschen unterbrochene Fläche. Ich ging eine ziemliche Strecke auf dem Geleise zurück und schlug sodann um die rechte Seite der Unglücksstelle einen Halbkreis, dessen Grundlinie von dem Bahnkörper gebildet wurde. Auf diese Weise konnte mir bei nur einiger Aufmerksamkeit nichts entgehen.

In der Entfernung von vielleicht dreihundert Schritten von der Unglücksstätte fand ich zwischen einigen Büschen das Gras niedergedrückt, als ob hier eine ziemliche Anzahl von Menschen gesessen hätte, und die noch im Grase erkennbaren Spuren führten mich an eine zweite Stelle, wo man die Pferde angehobbelt gehabt hatte. Diesen Platz untersuchte ich sehr sorgfältig, um die Anzahl und Beschaffen-

heit der Pferde kennen zu lernen, dann setzte ich meine Forschung weiter fort.

Am Schienenwege traf ich mit meinem dicken Nachbar zusammen, welcher, wie ich erst jetzt bemerkte, denselben Gedanken mit mir gehabt und die links von der Unglücksstelle gelegene Gegend abgesucht hatte. Er blickte verwundert auf und fragte:

„Ihr hier, Sir? Was thut Ihr?“

„Das, was ein jeder Westmann thun wird, wenn er in eine ähnliche Lage kommt: ich suche nach den Spuren der Railtroublers.“

„Ihr? Ah! Werdet auch viel finden! Das sind gescheite Kerls gewesen, welche es verstanden haben, ihre Spuren wieder zu verwischen. Ich habe nicht das Mindeste entdeckt; was wird da so ein Greenhorn finden, wie Ihr doch seid?“

„Vielleicht hat das ‚Greenhorn‘ bessere Augen gehabt als Ihr, Master,“ antwortete ich lächelnd. „Warum sucht Ihr hier auf der linken Seite nach Spuren? Ihr wollt ein alter, erfahrener Savannenläufer sein und seht doch nicht, daß sich das Terrain hier rechts viel besser zu einem Lagerplatze und Versteck eignet als links da drüben, wo fast gar kein Buschwerk zu sehen ist.“

Er blickte mir sichtlich überrascht in das Gesicht und meinte dann:

„Hm, diese Ansicht ist nicht übel! So ein Büchermacher scheint doch zuweilen einen guten Gedanken zu haben. Habt Ihr etwas gefunden?“

„Ja.“

„Was?“

„Dort hinter den wilden Kirschensträuchern haben sie gelagert, und dahinten bei den Haselbüschen standen die Pferde.“

„Ah! Da muß ich hin, denn Ihr habt doch nicht die richtigen Augen, um zu sehen, wie viele Tiere es gewesen sind!“

„Es waren sechsundzwanzig.“

Wieder blickte er mich mit einer Gebärde der Ueberraschung an.

„Sechsundzwanzig?“ fragte er ungläubig. „Woraus erkennt Ihr das?“

„Aus den Wolken jedenfals nicht, sondern aus den Spuren, Sir,“ lachte ich. „Von diesen sechsundzwanzig Pferden waren acht beschlagen und achtzehn unbeschlagen. Unter den Reitern befanden sich dreiundzwanzig Weiße und drei Indianer. Der Anführer der ganzen Truppe ist ein Weißer, welcher mit dem rechten Fuß hinkt; sein Pferd ist ein brauner Mustanghengst. Der Indianerhäuptling aber, der bei ihnen war, reitet einen Rapphengst, und ich glaube, daß er ein Sioux ist vom Stamme der Ogellallah.“

Das Gesicht, welches der Dicke mir jetzt machte, läßt sich gar nicht beschreiben. Der Mund stand ihm vor Erstaunen offen und die kleinen Aeuglein blickten mich mit einem Ausdrucke an, als ob ich ein Gespenst sei.

„All devils!“ rief er endlich. „Ihr phantasiert wohl, Sir?“

„Seht selbst nach!“ antwortete ich trocken.

„Aber wie wollt ihr wissen, wie viel es Weiße oder Indsmen waren? Wie wollt Ihr wissen, welches Pferd braun oder schwarz gewesen ist, welcher Reiter hinkt und zu welchem Stamme die Rothäute gehörten?“

„Ich habe Euch gebeten, selbst nachzusehen! Und dann wird es sich ja zeigen, wer bessere Augen hat, ich, das Greenhorn, oder Ihr, der erfahrene Westmann.“

„Well! Schön! Werden sehen! Kommt, Sir! Ein Greenhorn, und erraten, wer diese Kerls gewesen sind!“

Unter Lachen eilte er der bezeichneten Stelle zu, und ich folgte ihm langſamer nach.

Als ich ihn wieder erreichte, war er ſo eifrig mit der Betrachtung der Spuren beſchäftigt, daß er mich gar nicht beachtete. Erſt als er wohl zehn Minuten lang die Umgebung auf das ſorgfältigſte abgeſucht hatte, kam er zu mir und ſagte:

„Wahrhaftig, Ihr habt recht! Sechsundzwanzig ſind es geweſen, und achtzehn Pferde waren unbeſchlagen. Aber das andere iſt Unſinn, reiner Unſinn! Hier haben ſie gelagert, und in dieſer Richtung ſind ſie auch wieder davongeritten. Weiter ſieht man nichts!“

„So kommt, Sir,“ meinte ich. „Ich will Euch einmal zeigen, welchen Unſinn die Augen eines Greenhorns ſehen!“

„Well, ich bin neugierig!“ nickte er mit einer ſehr beluſtigten Miene.

„Seht Euch einmal die Pferdeſpuren genauer an; drei Tiere wurden abſeits gehalten und waren nicht vorn, ſondern übers Kreuz gekoppelt; das waren alſo jedenfalls Indianerpferde.“

Er bückte ſich nieder, um den Abſtand der einzelnen Hufklapfen genau auszumeſſen. Der Grasboden war feucht und die Spuren waren für ein geübtes Auge recht leidlich zu erkennen.

„By god, Ihr habt recht!“ rief er erſtaunt. „Das waren Indianergäule.“

„So kommt jetzt weiter, da zu der kleinen Waſſerlache. Hier haben ſich die Indsmen die Geſichter abgewaſchen und dann wieder mit den Kriegsfarben neu bemalt. Die Farben waren mit Bärenfett abgerieben. Seht ihr die kleinen ringförmigen Eindrücke im weichen Boden? Da haben die Farbennäpfchen geſtanden. Es iſt warm geweſen, und die

Farben waren infolgedeſſen dünn und haben getropft. Seht Ihr hier im Graſe einen ſchwarzen, einen roten und zwei blaue Tropfen, Sir?“

„Yes! Wahrhaftig, es iſt wahr!“

„Und iſt nicht ſchwarz, rot und blau die Kriegsfarbe der Ogellallah?“

Er nickte nur; ſein verwundertes Geſicht ſagte mir, was ſein Mund verſchwieg. Ich fuhr fort:

„Nun kommt weiter! Als die Truppe hier angekommen iſt, hat ſie hier neben der ſumpfigen Lache gehalten; das zeigen die Hufeindrücke, welche ſich mit Waſſer gefüllt haben. Nur zwei ſind vorgeritten, alſo jedenfalls die Anführer; ſie wollten rekognoszieren und die andern mußten beſcheiden zurückbleiben. Seht hier die Pferdeſpur im Moraſte! Das eine Pferd war beſchlagen und das andere nicht; dieſes letztere trat hinten tiefer als vorn; es ſaß ein Indianer darauf; der andere Reiter aber war ein Weißer, denn ſein Pferd hatte Eiſen und trat vorn tiefer als hinten. Ihr kennt wohl den Unterſchied zwiſchen der Art und Weiſe, wie ein Indsmen und ein Weißer zu Pferde ſitzt?“

„Sir, ich möchte nur wiſſen, woher Ihr —“

„Gut!“ unterbrach ich ihn. „Nun paßt genau auf! Sechs Schritte weiter vor haben ſich die Pferde gebiſſen; das aber thun nach einem ſo langen und anſtrengenden Ritte, wie dieſe Leute hinter ſich hatten, nur Hengſte. Verſtanden?“

„Aber wer ſagt Euch denn, daß ſie einander gebiſſen haben, he?“

„Erſtens die Stellung der Hufſtapfen. Das Indianerpferd iſt hier gegen das andere angeſprungen; das werdet Ihr zugeben. Und zweitens, ſeht Euch einmal die Haare an, welche ich hier in der Hand halte! Ich fand ſie vorhin, als ich die Spuren unterſuchte, ehe ich Euch traf. Da

sind vier Mähnenhaare von brauner Farbe, welche das Indianerpferd dem anderen ausgerissen hat und sofort fallen ließ. Weiter vorn aber fand ich diese zwei schwarzen Schwanzhaare und aus der Stellung der Stapfen ersehe ich ganz genau: das Indianerpferd biß das andere in die Mähne, wurde aber von seinem Reiter sogleich zurückgedrängt und dann vorwärts getrieben; dabei langte das andere Pferd herüber und riß ihm diese Haare aus dem Schwanze, welche noch einige Schritte weit im Maule hängen blieben und dann zur Erde fielen. Das Pferd des Roten ist also ein Rappe und dasjenige des Weißen ein Brauner. Kommt weiter! Hier ist der Weiße abgestiegen, um den Bahndamm zu ersteigen. Seine Fährte ist im weichen Sande bis heute sichtbar geblieben. Ihr könnt ganz genau sehen, daß er mit dem einen Fuße fester und heftiger aufgetreten ist als mit dem andern. Er hinkt. Uebrigens waren diese Menschen ganz außerordentlich unvorsichtig. Sie haben sich nicht die mindeste Mühe gegeben, ihre Spuren unkenntlich zu machen; sie müssen sich also sehr sicher fühlen, und das kann nur zwei Gründe haben."

„Welche?"

„Entweder waren sie gewillt, heute recht schnell eine bedeutende Strecke zwischen sich und die Verfolger zu legen, und das möchte ich bezweifeln, da aus den Spuren zu ersehen ist, daß ihre Pferde sehr angegriffen und ermüdet waren. Oder sie wußten eine größere Truppe der Ihrigen in der Nähe, auf die sie sich zurückziehen konnten. Dieser Fall scheint mir der wahrscheinlichere zu sein, und da sich drei vereinzelte Indsmen nicht an über zwanzig Weiße schließen, so vermute ich, daß da gegen Norden hin ein zahlreicher Trupp Ogellallahs zu suchen ist, bei dem sich jetzt die dreiundzwanzig Railtroublers befinden."

Es war wirklich spaßhaft anzusehen, mit welch einer

eigentümlichen Miene mich das dicke Männchen jetzt vom Kopfe an bis herab zu den Füßen fixierte.

„Mann!“ rief er endlich. „Wer seid Ihr denn eigentlich, he?“

„Ich habe es Euch ja bereits gesagt.“

„Pshaw! Ihr seid kein Greenhorn und auch kein Büchermacher, obgleich Ihr mit Euren gewichsten Stiefeln und Eurer Sonntags-Ausrüstung ganz danach ausseht. Ihr seid so abgeleckt und sauber, daß Ihr in einem Theaterstücke, in welchem ein Westmann aufzutreten hätte, gleich auf der Bühne erscheinen könntet; aber unter hundert wirklichen Westmännern ist kaum einer, der so wie Ihr die Fährte zu lesen versteht. By god, ich dachte bisher, daß ich auch etwas leiste, aber an Euch komme ich nicht, Sir!“

„Und dennoch bin ich ein Bücherschreiber. Aber ich habe bereits früher diese alte Prairie von Norden nach Süden und von Osten bis nach dem entferntesten Westen durchmessen; daher kommt es, daß ich mich so leidlich auf Spuren verstehe.“

„Und Ihr wollt wirklich hinauf nach den Windrivergen?“

„Allerdings.“

„Aber, Sir, wer das ausführen will, der muß bedeutend mehr sein als ein guter Spurenfinder, und da — nehmt mir es nicht übel — scheint es bei Euch zu hapern.“

„Inwiefern?“

„Wer einen so gefährlichen Weg vor sich hat, der läuft nicht so leichtsinnig in das Blaue hinein wie Ihr, sondern er sieht sich vor allen Dingen nach einem guten Pferde um. Verstanden?“

„Das werde ich noch thun.“

„Wo denn?“

„Nun, ein Pferd ist an jeder Station zu kaufen,

und wäre es auch nur ein alter Karrengaul. Bin ich dann beritten, so hole ich mir schon aus irgend einer wilden Herde einen Mustang, der mir paßt."

„Ihr? Ah! Seid Ihr ein solcher Reiter? Könnt Ihr einen Mustang bändigen? Wird es da oben Pferde geben?"

„Ihr vergeßt, daß grad' jetzt die Jahreszeit ist, in welcher die Büffel und Mustangs nach Norden gehen. Ich bin sehr überzeugt, daß ich zwischen hier und den Tretons auf eine Herde treffen werde."

„Hm! Also ein Reiter seid Ihr. Aber wie steht es denn mit dem Schießen?"

„Wollt Ihr mich etwa examinieren, Sir?" lachte ich.

„Einigermaßen," nickte er sehr ernsthaft. „Ich habe nämlich eine Absicht dabei."

„Darf man erfahren, welche?"

„Später. Erst müßt Ihr einmal schießen. Holt Euer Gewehr!"

Dieses kleine Intermezzo gab mir Spaß. Ich hätte dem Manne einfach sagen können, daß ich Old Shatterhand sei, zog aber vor, es zu verschweigen. Ich ging also zum Waggon, um die Decke zu holen, in welche meine Gewehre gewickelt waren. Man bemerkte dies, und sofort schlossen die Passagiere einen Kreis um uns beide. Der Amerikaner und besonders der Bewohner des Westens läßt sicherlich keine Gelegenheit, ein Gewehr abschießen zu sehen, unbenutzt vorübergehen.

Ich schlug die Decke auseinander.

„Behold, ein Henrystutzen!" rief der Dicke. „Ein wirklicher, richtiger Henrystutzen! Wie viele Schüsse hat er, Sir?"

„Fünfundzwanzig."

„Ah, das ist viel. Das ist eine fürchterliche Waffe in der Nähe. Mann, um dieses Gewehr beneide ich Euch!"

„Dieſe Büchſe iſt mir noch lieber.“

Bei dieſen Worten nahm ich meinen ſchweren Bärentöter empor.

„Pshaw! Ein glattes, gut geputztes Schießeiſen!“ meinte der Dicke geringſchätzig. „Ich lobe mir eine alte, roſtige Kentuckybüchſe oder meinen alten Schießprügel da!“

„Wollt Ihr Euch nicht einmal die Firma anſehen, Sir?“ fragte ich ihn, indem ich ihm das Gewehr entgegenſtreckte.

Er warf einen Blick auf die Gravierung und fuhr überraſcht zurück.

„Verzeiht, Sir,“ rief er; „das iſt etwas ganz anderes. Solche Büchſen giebt es nicht ſehr viele mehr. Ich habe gehört, daß Old Shatterhand eine hat. Aber wie kommt denn Ihr zu einem ſolchen Meiſterſtücke? Oder iſt der Stempel nachgemacht? Hm, ja, ſo wird es wohl ſein, denn dieſes Gewehr ſieht nicht aus, als ob man ſchon viele Male daraus geſchoſſen hätte!“

„Wir wollen es probieren. Gebt einmal an, was ich ſchießen ſoll, Sir!“

„Ladet erſt neu!“

„Pah, das iſt nicht notwendig. Die Schüſſe ſtecken trocken.“

„Well, ſo ſchießt mir einmal mit dem Schrotlaufe den Vogel dort vom Buſche!“

„Das iſt zu weit!“ meinte einer der Umſtehenden.

„Wollen ſehen!“ bemerkte ich.

Ich langte nach der Schnur und ſetzte langſam und ſehr bedächtig meinen Klemmer auf die Naſe. Sofort brach der Dicke in ein lautes Gelächter aus.

„Hahahaha; eine Brille! Dieſer deutſche Buchmacher kommt in dieſe alte Savanne, um mit dem Zwicker auf der Naſe zu jagen! Hahahaha!“

Auch die andern lachten; ich aber meinte sehr ernsthaft:

„Was lacht ihr, Mesch'schurs? Wenn man dreißig Jahre lang über den Büchern sitzt, so leiden die Augen, und es ist besser, man thut mit der Brille einen guten Schuß, als ohne dieselbe einen schlechten!“

„Richtig, Sir,“ lachte der Dicke. „Aber ich möchte Euch einmal sehen, wenn Ihr so recht unerwartet einmal von den Rothäuten überfallen würdet! Ehe Ihr den Klemmer geputzt und auf die Nase gebracht hättet, würdet Ihr zehnmal skalpiert sein. Seht, nicht einmal den Vogel könnt Ihr nun schießen, denn er ist bereits auf und davon geflogen!“

„So suchen wir ein anderes Ziel!“ meinte ich ebenso kaltblütig wie vorher.

Der betreffende Vogel hatte in einer Entfernung von vielleicht zweihundert Schritten auf dem Busche gesessen; das wäre also ein sehr gewöhnlicher Schuß gewesen. Ich aber hatte hoch über uns eine Lerche trillern gehört und blickte jetzt nach oben.

„Seht Ihr die Lerche da oben, Mesch'schurs?“ fragte ich. „Ich werde sie herunter holen.“

„Das ist ganz unmöglich!“ rief der Dicke. „Laßt das sein, denn Ihr schießt doch nur ein Loch in die Luft. Das brächte nicht einmal der alte Sans-ear oder Old Firehand fertig!“

„Wollen sehen!“

Ich erhob die Büchse und drückte ab.

„Fort!“ lachte der Dicke. „Der Schuß hat sie erschreckt; sie ist ausgerissen!“

„Da sollt Ihr doch gleich sehen, wozu die Brille nützlich ist,“ meinte ich, die Büchse absetzend. „Geht doch einmal hinüber auf den Bahndamm, sie ist darauf niedergefallen, ungefähr achtzig Schritte von hier.“

Ich deutete mit der Hand die Stelle an, und sofort sprangen einige der Umstehenden hin. Sie brachten die Lerche, welche fast mitten durchgeschossen war. Der Dicke betrachtete abwechselnd sie und mich; dann rief er:

„Getroffen, wahrhaftig getroffen! Und nicht mit Schrot, sondern mit der Kugel!“

„Wollt Ihr mit Schrot in eine solche Höhe schießen, Sir?“ fragte ich. „Ein richtiger Savannenläufer wird sich überhaupt schämen, einen Schrotschuß zu thun. Das überläßt man den Kindern und den Aasjägern.“

„Aber Sir, das ist ja ein Schuß, wie ich noch gar keinen gesehen habe!“ wunderte sich der Dicke. „War das Zufall oder nicht?“

„Gebt mir ein zweites Ziel!“

„Es ist gut, Sir; ich glaube es! Ihr scheint es darauf abgesehen zu haben, mit mir ein wenig Komödie zu spielen! Aber nun ist es gut. Kommt doch einmal ein weniges mit auf die Seite!“

Er zog mich von den andern fort, dahin, wo die Pferdestapfen am deutlichsten zu sehen waren. Dort zog er ein Papier hervor und legte es in eine der Spuren.

„Well, es ist so!“ meinte er gedankenvoll. „Sir, sagt mir einmal, ob Ihr vielleicht Herr Eurer Zeit seid, ob Ihr direkt hinauf nach den Tretons wollt, oder ob Ihr vorher noch einen andern Ritt unternehmen könntet!“

„Ich kann thun, was mir gefällt.“

„Well, so will ich Euch einmal etwas sagen. Habt Ihr vielleicht schon einmal von dem dicken Fred Walker gehört?“

„Ja. Er soll ein tüchtiger Westmann sein. Er ist einer der besten Pfadfinder des Gebirges und spricht mehrere Indianerdialekte.“

„Ich bin es, Sir!“

„Das konnte ich mir denken. Hier meine Hand! Es freut mich von ganzem Herzen, Euch getroffen zu haben, Sir.“

„Wirklich? Nun, vielleicht lernen wir uns beſſer kennen. Ich habe nämlich mit einem gewiſſen Haller einige ernſthafte Worte zu ſprechen. Er war in letzter Zeit der Anführer einer Schar von Buſhheaders und Pferdedieben, ganz abgeſehen von dem, was er von früher her ſchon auf dem Gewiſſen hat. Jetzt iſt er mit ſeiner Bande weiter nach dem Weſten gezogen, und ich folgte ihm. Dieſes Papier iſt die genaue Abbildung von den beiden Hinterhufen ſeines Pferdes; ſie ſtimmen ganz genau mit dieſen Spuren überein, und da Haller mit dem rechten Beine hinkt, ſo bin ich überzeugt, daß er mit dem Anführer der Railtroublers hier ganz eine und dieſelbe Perſon iſt.“

„Haller?“ fragte ich. „Wie iſt ſein Vorname?“

„Sam, Samuel. Doch pflegt er verſchiedene Namen zu tragen.“

„Samuel Haller? Ah, von dem habe ich gehört. Iſt er nicht der Buchhalter des Oelprinzen Rallow geweſen? Er ging ſeinem Herrn mit einer ganz bedeutenden Summe durch!“

„Ja, das iſt er. Er verführte den Kaſſierer, die Kaſſe zu räumen und mit ihm zu gehen. Dann erſchoß er ihn. Er wurde von der Polizei verfolgt und tötete zwei Konſtabler, die ihn faſſen wollten. In New-Orleans wurde er ergriffen, als er ſich grad einſchiffen wollte; es gelang ihm auch dort, zu entkommen, indem er den Kerkermeiſter erſchlug. Dann ging er nach dem Weſten. Es blieb ihm nichts anderes übrig, da man ihm den Raub abgenommen hatte. Seit dieſer Zeit hat er Verbrechen auf Verbrechen gehäuft, und es wird Zeit, daß dies ein Ende nimmt.“

„Ihr wollt ihn ergreifen?“

„Mein muß er werden, tot oder lebendig.“

„Ihr habt also eine persönliche Abrechnung mit ihm zu halten?“

Er blickte eine Weile vor sich nieder und antwortete dann:

„Ich spreche nicht gern davon, Sir. Vielleicht teile ich es Euch noch mit, sobald wir uns erst näher kennen gelernt haben. Und daß wir uns kennen lernen, das hoffe ich, Sir. Es ist ein wunderlicher Zufall, daß ich mich grad in diesem Zuge befunden habe, aber trotzdem hätte ich die Spur dieses Hallers wohl noch lange vergebens gesucht, wenn Ihr es nicht gewesen wäret, der mich auf sie aufmerksam machte. Daß der Anführer der Railtroublers lahm geht und einen braunen Hengst reitet, hätte ich nicht herausgebracht, und doch ist es gerade dieses, was mir von der allergrößten Bedeutung ist. Ich werde hier den Zug verlassen, um der Spur zu folgen. Wollt Ihr mich begleiten, Sir?“

„Ich? Das Greenhorn?“ lächelte ich.

„Pshaw! Ihr dürft mir dieses Wort gar nicht übel nehmen, denn Euer ganzes Aussehen ist das eines Mannes, der in den Salon gehört, aber nicht in die Savanne. Hab' doch all' mein Lebtage noch keinen Menschen gesehen, der sich mit dem Zwicker auf der Nase hieher mitten in die alte Prairie stellt, um einen Vogel zu schießen, der ihm davonfliegt. Das war ein Irrtum von mir, den ich Euch gern abbitten will. Also Sir, wollt Ihr mit aussteigen?“

„Hm! Wäre es nicht besser, Euch den Männern anzuschließen, welche bald von den nächsten Stationen eintreffen werden, um die Railtroublers zu verfolgen?“

„Nein. Redet mir nicht von einer solchen Verfolgung. Ein einziger Westmann wiegt da schwerer als ein ganzes Schock solcher hergelaufener Pulverschnapper. Ich muß allerdings ehrlich sein und sagen, daß es kein geringes Wagnis ist, hinter solchen Leuten herzulaufen; es hängt da

das Leben eines Menschen nur an einem versengten Haare; aber ich meine, Ihr seid der Mann, welcher Abenteuer sucht, und hier findet Ihr eins, welches gar nicht interessanter sein könnte."

„Das ist richtig," antwortete ich. „Es ist aber niemals meine Leidenschaft gewesen, mich in fremder Leute Sachen zu mischen. Dieser Samuel Haller geht mich gar nichts an, und ich weiß ja auch nicht, ob ich zu Euch passen würde."

Er blinzelte mich mit seinen kleinen Aeuglein sehr schalkhaft an und sagte:

„Ihr meint es wohl umgedreht: ob ich zu Euch passen würde. Na, da dürft Ihr keine Sorge haben. Der dicke Walker ist nicht der Mann, der mit dem ersten besten Westläufer Kameradschaft macht; darauf könnt Ihr Euch getrost verlassen. Ich bleibe gern für mich, und wenn ich mich einmal einem andern anschließe, so muß ich Vertrauen zu ihm haben und es darf kein gewöhnlicher Kerl sein. Verstanden?"

„In dieser Beziehung bin ich grad wie Ihr. Ich bleibe auch am allerliebsten für mich. Man kann hier in der Wahl seiner Gefährten nicht vorsichtig genug sein. Man findet hier einen Kameraden, legt sich des Abends nieder und ist am Morgen eine Leiche; der Kamerad aber reitet mit seinem Raube wohlgemut davon."

„Zounds; denkt Ihr etwa, daß ich ein solcher Schlingel bin, Sir?"

„Nein. Ihr seid ein ehrlicher Kerl; das sieht man Euch an. Ja, noch mehr, Ihr gehört sogar zur Polizei, die doch keine Schlingels unter sich duldet."

Er erschrak und wechselte die Farbe.

„Sir!" rief er. „Was fällt Euch ein?"

„Still, Master Walker! Euer ganzer Habitus ist zwar

nicht sehr polizeimäßig, aber gerade deshalb seid Ihr vielleicht ein sehr brauchbarer Detektive. Ihr hieltet mich zwar für einen Neuling, aber ich habe Euch doch durchschaut. Seid in Zukunft vorsichtiger! Wenn es in diesen Breiten herumgesprochen wird, daß der dicke Walker nur deshalb die Prairie durchstreift, um als Geheimpolizist gewisse abhanden gekommene Gentlemen unschädlich zu machen, so habt Ihr sehr bald den letzten Schuß gethan."

„Ihr irrt Euch, Sir!" versuchte er mich zu versichern.

„Still! Euer Abenteuer spricht mich an, und ich würde mich Euch sofort anschließen, um diesen Railtroublers einen Streich zu spielen; die Gefahr könnte mich nicht abhalten, denn sie lauert ja überall auf unsereinen, soweit die Prairie reicht. Aber grad daß ihr Versteckens spielt, das hält mich ab. Wenn ich mich einem Menschen anschließen soll, so muß ich wissen, woran ich mit ihm bin."

Er blickte nachdenklich zu Boden; dann erhob er den Kopf und meinte:

„Gut, Sir, Ihr sollt wissen, woran Ihr mit mir seid. Ihr habt trotz Eures angeputzten Wesens etwas an Euch, was auch einem alten Waldläufer Vertrauen machen kann. Ich habe Euch im Waggon beobachtet und sage Euch aufrichtig, daß ich Euch gut geworden bin. Ich bin sonst ein einsamer, ungeselliger Junge, Euch aber hätte ich recht gern noch ein weniges bei mir, und darum will ich aufrichtig sein! Ja, ich bin ein Beamter des Privat-Detektive-Corps von Dr. Sumter in St. Louis. Meine Aufgabe ist, entflohenen Subjekten im Hinterwalde nachzuspüren, gewiß kein leichtes Leben, aber ich verwende meine ganze Kraft darauf. Weshalb ich das thue, erzähle ich Euch später, wenn wir Zeit dazu haben; es ist eine traurige Geschichte. Und nun sagt mir, Sir, ob Ihr Euch mir anschließen wollt?"

„Ich will. Hier meine Hand; wir wollen treue Kameraden sein und alle Not und Gefahr miteinander teilen, Master Walker!“

Er schlug mit freudigem Gesichte ein und sagte:

„Das soll ein Wort sein, Sir! Habt Dank für Eure Einwilligung. Ich hoffe, daß wir uns nicht übel zusammenfinden werden. Aber laßt mir den ‚Master Walker‘ beiseite und nennt mich lieber Fred. Das ist kurz und bündig, und ich weiß genau, wer gemeint ist. Ich darf wohl auch wissen, wie ich Euch zu nennen habe?“

Ich nannte ihm meinen Namen und fügte hinzu:

„Ruft mich einfach Charles; das ist genug. Aber seht, der Damm ist ausgebessert und die Strecke wieder fahrbar. Man wird bald wieder einsteigen.“

„So will ich Viktory holen. Ihr braucht über ihn nicht zu erschrecken. Er sieht nach nichts mehr aus; aber er hat mich zwölf lange Jahre getragen, und ich möchte ihn nicht gegen den besten Renner der Welt vertauschen. Habt ihr noch etwas im Waggon?“

„Nein. Aber Fred, wir werden diesen Leuten sagen, was wir vorhaben?“

„Nein. Je weniger man von uns weiß, desto sicherer sind wir.“

Er trat an den Wagen, in welchem sich sein Pferd befand, und ließ sich denselben öffnen. Das Terrain eignete sich nicht im mindesten zum Ausladen eines Pferdes, und es war auch kein Apparat dazu vorhanden; aber es ging ganz anders, als ich dachte.

„Viktory, come on!“

Auf diesen Ruf des Jägers steckte das alte Tier zuerst seinen Kopf heraus, um sich das Terrain anzusehen, legte bedenklich die langen Ohren nach hinten und sprang dann mit einem einzigen und wirklich verwegenen Satze

heraus auf den Damm. Sämtliche Anweſende, welche bei dieſem Sprunge zugegen waren, klatſchten Beifall. Das Tier ſchien dies zu verſtehen; es wedelte mit dem Schwanze und ſtieß ein lautes Wiehern aus.

Dieſes Pferd ſah gar nicht ſo aus, als wenn es ſeinen Namen Viktory, Sieger, mit nur der allergeringſten Spur von Recht trage. Es war ein dürrer, hochbeiniger Fuchs, der ſicherlich bereits zwanzig Jahre zählte. Die Mähne war ihm ganz abhanden gekommen; der Schwanz zeigte nur noch einige ganz dürre Haarſträhnen, und die Ohren ſahen aus wie zwei Kaninchenlöffel im Superlativ. Dennoch hatte ich alle Achtung vor dem Tiere, zumal da ich ſah, daß es ausſchlug und biß, als einer der Männer vertraulich nach ihm langte. Viktory hatte, wie man ſieht, große Aehnlichkeit mit der alten Tony meines guten Sans-ear. Er war geſattelt und gezäumt. Fred beſtieg ihn und ſprengte den ſteilen Damm hinab, ohne den anderen irgend eine Bemerkung zu machen. Sie bekümmerten ſich auch nicht weiter um uns. Wir waren ihnen ja fremd, und es war ihnen alſo vollſtändig gleichgültig, daß wir den Zug verließen.

Unten am Damme hielt Walker an.

„Seht Ihr, Charles, wie gut es nun wäre, wenn Ihr ein Pferd hättet?“ meinte er.

„Es wird nicht lange dauern, ſo haben wir eins,“ antwortete ich. „Mit Hilfe Eures Viktory werde ich mir ſehr leicht eins fangen.“

„Ihr? Das müßte ich fangen, denn ich gebe Euch mein Wort, daß Ihr den Viktory nicht reiten könnt. Er trägt keinen andern Menſchen als nur mich allein.“

„Das würde ſich finden!“

„Es iſt aber ſo; ich verſichere es Euch. Wir könnten, damit Euch das Laufen nicht ſo ſehr angreift, zuweilen

mit dem Pferde wechſeln; aber es wirft Euch ſicher ab, und ſo ſeid Ihr zum Marſchieren verurteilt, bis wir eine Muſtang-Herde treffen. Das iſt höchſt unangenehm, da wir auf dieſe Weiſe nur langſam vorwärts kommen und ſehr viele Zeit verſäumen. Aber ſeht, da ſteigen die Leute ein; der Zug will weiter gehen."

Es war ſo, wie er ſagte. Die Maſchine gab Dampf; die Räder bewegten ſich, und der Zug rollte dem Weſten wieder entgegen. Nach wenigen Augenblicken war er unſeren Augen entſchwunden.

„Hängt Eure ſchwere Büchſe an meinen Sattel," ſagte Walker.

„Ein guter Jäger trennt ſich keinen Augenblick von ſeinem Gewehre," antwortete ich. „Ich danke Euch, Fred. Vorwärts!"

„Ich werde langſam reiten, Charles."

„Laßt den Viktory immer einen kräftigen Schritt nehmen; ich bin ein guter Läufer und halte aus."

„Well, ſo kommt!"

Ich warf die Decke über, hing den Stutzen über die Achſel, ſchulterte die Büchſe und ſchritt an der Seite des Reiters vorwärts. Die Verfolgung der Railtroublers begann.

Ihre Fährte war ſo deutlich, daß wir uns nicht die mindeſte Mühe zu geben brauchten, ſie aufzuſpüren. Sie wies beinahe grad nach Norden zu, und wir folgten ihr ohne Aufhalten bis um die Mittagszeit, wo wir einen kurzen Halt machten, um den Viktory ausruhen zu laſſen und einen kleinen Imbiß zu uns zu nehmen. Er beſtand aus dem wenigen, was wir zufällig eingeſteckt hatten, denn es war uns nicht eingefallen, uns mit Hilfe der Vorräte des Zuges zu verproviantieren. So lange der Savannenmann eine Büchſe und Munition beſitzt, braucht er keinen Hunger zu leiden. Und in dieſer Beziehung war ich gut

versehen, denn mein wasserdichter Ledergürtel enthielt so viele Patronen, daß ich keine Sorge zu haben brauchte.

Das Land, in welchem wir uns befanden, war hügelig und recht gut bewaldet. Die Spur führte an einem kleinen Flusse aufwärts, dessen Ufer teils sandig und teils mit einem so fetten Grase bewachsen waren, daß die Hufe der Pferde einen stets sichtbaren Eindruck hinterlassen hatten. Am Nachmittage schoß ich einen recht feisten Waschbären, welcher uns ein gutes Nachtmahl versprach, und als es dunkel wurde, machten wir in einer kleinen, von dichtem Baumwuchse verhüllten Felsenschlucht Halt, wo wir ohne Sorge um Entdeckung ein Feuer anzünden und den Waschbären braten konnten. Wir fühlten uns an diesem Orte so vollständig sicher, daß wir es für überflüssig hielten, Wache zu halten, sondern uns alle beide schlafen legten, nachdem Fred seinen Viktory versorgt hatte.

Am andern Morgen brachen wir sehr in der Frühe auf und erreichten am Nachmittage den Ort, an welchem die Railtroublers während der verflossenen Nacht gelagert hatten. Sie hatten mehrere offene Feuer gebrannt, schienen also jeder Verfolgung Hohn sprechen zu wollen. Gegen Abend ritten und gingen wir demselben Flüßchen entlang über eine Ebene hin und hielten auf eine Ecke zu, welche der Urwald gegen das Grasland bildete. Wir hatten die Verfolgten fast eine ganze Tagereise vor uns und fühlten uns um so sicherer, als wir auch nicht die mindeste Spur von der Anwesenheit eines andern Menschen bemerkt hatten. Wir erreichten die Ecke und wollten um dieselbe biegen, als wir beide plötzlich zurückfuhren. Vor uns hielt ein Indianer, der zu derselben Minute im Begriffe gestanden hatte, von der andern Seite um die Spitze zu biegen. Er war mit einem Rappen beritten und führte ein mit einem beladenen Packsattel aufgeschirrtes Pferd neben sich.

In ganz demſelben Momente, als er uns erblickte, glitt er blitzſchnell vom Pferde, ſo daß er hinter demſelben Deckung bekam, und ſchlug die Büchſe auf uns an. Das ging ſo ſchnell, daß ich von ihm nur die Geſtalt geſehen hatte, aber auch nur ſehr flüchtig und undeutlich.

Auch Fred war mit derſelben Gewandtheit von ſeinem Pferde geſprungen und hatte ſich hinter dasſelbe geſtellt, ich aber ſchnellte mich mit einem raſchen, weiten Satze in die Waldecke hinein und faßte hinter einer ſtarken Blutbuche Poſto. Kaum jedoch ſtand ich da, ſo blitzte die Büchſe des Indianers auf, und ſeine Kugel ſchlug in den Stamm der Buche — nur den zehnten Teil eines Augenblickes früher, ſo hätte ſie mich durchbohrt. Dieſer Mann hatte ſofort erkannt, daß ich ihm gefährlicher ſei als Fred, weil ich, durch die Bäume gedeckt, ihn und ſeine Pferde umgehen und dann von hinten auf ihn ſchießen konnte.

Schon während meines Sprunges hatte ich die Büchſe halb erhoben, jetzt aber, als die Kugel in den Baum ſchlug, ließ ich ſie wieder ſinken. Warum?

Ein jeder erfahrene Weſtmann weiß, daß ein jedes Gewehr ſeine eigene Stimme hat. Es iſt unendlich ſchwierig, den Krach zweier Büchſen in dieſer Beziehung zu unterſcheiden; aber das Leben in der Wildnis ſchärft die Sinne bis zur höchſten Potenz, und wer eine Büchſe öfters gehört hat, der kennt ihren Knall unter hunderten heraus. Daher kommt es, daß Jäger, die ſich früher trafen und dann lange Zeit nicht mehr ſahen, ſich bereits von weitem an der Stimme ihrer Gewehre wieder erkennen.

So ging es auch mir in dieſem Augenblicke. Die Büchſe, mit welcher der Wilde jetzt geſchoſſen hatte, hätte ich während meines ganzen Lebens nicht vergeſſen können. Ich hatte ihren ſcharfen, ſonoren Knall während langer

Zeit nicht gehört, erkannte ihn aber im Augenblicke. Sie gehörte dem berühmten Apachenhäuptling Winnetou, jenem Indianer, von dem Walker gestern am Bahndamme gesprochen hatte, und der mein Lehrer und Freund gewesen war im wildesten Wald- und Savannenleben. War er es selbst, der sie jetzt noch trug, oder war sie in eine andere Hand übergegangen? Ich rief in der Mundart der Apachen hinter dem Baume hervor:

„Toselkhita, shi shteke — schieß nicht, ich bin dein Freund!"

„To tistsa tá ti. Ni peniyil — ich weiß nicht, wer du bist. Komm heraus!" antwortete er.

„Ni Winnetou, natan shis inté — bist du Winnetou, der Häuptling der Apachen?" fragte ich, um ganz sicher zu gehen.

„Ha-au — ich bin es!" antwortete er.

Im Nu sprang ich hinter dem Baume hervor und auf ihn zu.

„Schar-lih!" rief er frohlockend.

Er öffnete die Arme, und wir lagen uns am Herzen.

„Schar-lih, shi shteke, shi nta-ye — Karl, mein Freund, mein Bruder!" fuhr er, beinahe weinend vor Freude, fort. „Shi intá ni intá, shi itchi ni itchi — mein Auge ist dein Auge, und mein Herz ist dein Herz!"

Auch ich war so ergriffen von diesem so ganz und gar unerwarteten Wiedersehen, daß mir das Wasser in die Augen trat. Es konnte mir nichts Glücklicheres geschehen, als ihn hier zu treffen. Er blickte mich immer von neuem mit liebevollen Augen an; er drückte mich immer von neuem an seine Brust, bis er sich endlich erinnerte, daß wir nicht allein waren.

„Ti ti ute — wer ist dieser Mann?" fragte er, auf Walker deutend.

„Aguan ute nshó, shi shteke ni shteke — er ist ein guter Mann, mein Freund und auch dein Freund," antwortete ich.

„Ti tenlyé aguan — wie ist sein Name?"

„The thick Walker," nannte ich englisch den Namen meines Gefährten.

Da streckte er auch Fred die Hand entgegen und begrüßte ihn:

„Der Freund meines Bruders ist auch mein Freund! Fast hätten wir uns erschossen, aber Schar-lih hat die Stimme meiner Büchse erkannt, wie ich auch die seinige erkannt hätte. Was thun meine weißen Brüder hier?"

„Wir verfolgen die Feinde, deren Fährte du hier im Grase siehst," antwortete ich.

„Ich habe sie erst vor einigen Minuten erblickt. Ich komme von Osten her an dieses Wasser. Was für eine Farbe haben die Männer, denen ihr folgt?"

„Es sind Weiße und einige Ogellallah."

Bei dem letzten Worte zogen sich seine Brauen zusammen. Er legte die Hand auf den glänzenden Tomahawk, welcher in seinem Gürtel steckte, und sagte:

„Die Söhne der Ogellallah sind wie die Kröten; wenn sie aus ihren Löchern kommen, so werde ich sie zertreten. Darf ich mit meinem Bruder Schar-lih gehen, um die Ogellallah zu sehen?"

Nichts konnte mir willkommener sein als diese Frage; wenn wir Winnetou zu unserm Verbündeten erhielten, so war das ebenso, als wenn zwanzig Westmänner zu uns gehalten hätten. Ich wußte zwar, daß er nach so langer Trennung mich keineswegs sogleich verlassen würde; aber daß er sich selbst zur Begleitung anbot, das war ein Zeichen, daß ihm unser Abenteuer ein willkommenes sei. Darum antwortete ich:

„Der große Häuptling der Apachen iſt uns gekommen wie der Sonnenſtrahl dem kalten Morgen. Sein Tomahawk mag wie der unſerige ſein.“

„Meine Hand iſt eure Hand, und mein Leben iſt euer Leben. Howgh!“

Was meinen dicken Fred betrifft, ſo war es ihm ſehr deutlich anzuſehen, welchen gewaltigen Eindruck der Apache auf ihn machte. Es wäre jedem andern auch ſo ergangen, denn Winnetou war wirklich das Prachtexemplar eines Indianers, und ſein Anblick mußte einen jeden Weſtmann entzücken.

Er war nicht etwa übermäßig hoch und maſſig gebaut, ſondern grad die zierlichen, dabei aber äußerſt nervigen Körperformen und die Spannkraft einer jeden ſeiner Bewegungen hätten auch dem ſtärkſten und erfahrenſten Trapper imponiert. Er trug ganz dieſelbe Kleidung und Bewaffnung wie früher, als wir uns unten am Rio Pecos trafen und dann oben bei den Schlangen-Indianern wieder trennten. Wie er jetzt vor uns ſtand, ſo hatte ich ihn ſtets geſehen, nett und ſauber in ſeiner ganzen Erſcheinung, ritterlich und gebieteriſch in dem ganzen Eindrucke, den er machte, jeder Zoll an ihm ein Mann, ein Held.

Der dicke Fred war jedenfalls am meiſten darüber überraſcht, daß an dieſem Indsman alles glänzte und flimmerte, daß an ihm nicht die leiſeſte Spur eines Fleckes zu entdecken war, und der Blick der kleinen Aeuglein flog ſo ſprechend zwiſchen mir und Winnetou hin und her, daß ich erriet, welche Parallele er zwiſchen uns zog.

„Meine Brüder mögen ſich niederſetzen, um die Pfeife des Friedens mit mir zu rauchen,“ ſagte der Apache.

Er ſetzte ſich gleich da, wo er ſtand, in das Gras, langte in den Gürtel, und zog ein kleines Quantum Tabak, welcher mit wilden Hanfblättern vermiſcht war, hervor,

mit dem er ſein mit Federn geſchmücktes Calumet ſtopfte. Wir nahmen neben ihm Platz. Die Ceremonie der Friedenspfeife war unumgänglich notwendig, denn ſie beſiegelte das Bündnis, welches wir geſchloſſen hatten, und ehe ſie nicht geraucht war, hätte Winnetou ſicher kein einziges Wort über unſern Plan geſprochen.

Als er den Tabak in Brand geſteckt hatte, erhob er ſich und ſtieß einen Mund voll Rauch grad zum Himmel empor und ebenſo einen grad zur Erde nieder; dann verneigte er ſich nach den vier Himmelsgegenden, indem er vier Züge aus der Pfeife that und den Rauch nach der betreffenden Richtung blies. Hierauf ſetzte er ſich nieder und gab mir die Pfeife mit den Worten:

„Der große Geiſt hört meinen Schwur: meine Brüder ſind wie ich und ich bin wie ſie; wir ſind Freunde!“

Ich ergriff das Calumet, erhob mich, that wie er und ſagte dann:

„Der große Manitou, den wir verehren, beherrſcht die Erden und die Sterne. Er iſt mein Vater und dein Vater, o Winnetou; wir ſind Brüder und werden uns beiſtehen in jeder Gefahr. Die Pfeife des Friedens hat unſern Bund erneut.“

Ich gab die Pfeife an Walker, der ebenſo wie wir vorher den Rauch nach den ſechs Richtungen ausſtieß und dann gelobte:

„Ich ſehe den großen Winnetou, den herrlichſten Häuptling der Mescaleros, Mimbrenjos und Apachen; ich trinke den Rauch ſeiner Pfeife und bin ſein Bruder. Seine Freunde ſind meine Freunde und ſeine Feinde meine Feinde, und nie ſoll dieſer Bund gebrochen werden!“

Er nahm dann wieder Platz und gab dem Apachen die Pfeife zurück, welcher dieſe weiterrauchte. Jetzt war der Sitte Genüge gethan, und wir konnten uns beſprechen.

„Mein lieber Bruder Schar-lih mag mir erzählen, was er erlebt hat, seit er von mir geschieden ist, und wie er auf die Fährte der Sioux-Ogellallah gekommen ist," bat jetzt Winnetou.

Ich folgte diesem Wunsche so kurz wie möglich. Was ich seit unserer letzten Trennung gethan hatte, das konnte ich ihm später ausführlicher erzählen. Dann forderte ich ihn auf:

„Mein Bruder Winnetou sage mir, was er erlebt hat, seit ich ihn nicht sah, und wie er so entfernt von dem Wigwam seiner Väter auf das Jagdgebiet der Sioux kommt!"

Er that einen langen, bedächtigen Zug aus dem Calumet und antwortete dann:

„Das Wetter stürzt das Wasser aus den Wolken herab, und die Sonne trägt es wieder empor. So ist es mit dem Leben des Menschen. Die Tage kommen und verschwinden. Was soll Winnetou viel erzählen von den Sonnen, die vorüber sind? Ein Häuptling der Sioux-Dakota beleidigte mich; ich folgte ihm und nahm seinen Skalp; seine Leute verfolgten mich; ich vernichtete meine Fährte, kehrte zu ihren Wigwams zurück und holte mir die Zeichen meines Sieges, welche ich auf das Pferd des Häuptlings lud. Da stehet es!"

Mit diesen wenigen, anspruchslosen Worten berichtete dieser Mann eine Heldenthat, zu deren Erzählung ein anderer die Zeit von Stunden gebraucht hätte. Aber so war er. Er hatte von den Ufern des Rio Grande im Süden bis weit hinauf zum Milk-River im Norden der Vereinigten Staaten Monate lang einen Feind durch Urwälder und Prairien verfolgt, diesen endlich im männlichen, offenen Kampfe besiegt, sich dann mitten in das Lager der Gegner gewagt und ihnen die köstlichsten Trophäen abgenommen.

Das war ein Stück, welches ihm kein anderer nachmachte, und wie beſcheiden berichtete er es! Er fuhr fort:

„Meine Brüder wollen die Ogellallah und die weißen Männer verfolgen, welche man Railtroublers nennt. Dazu bedarf es guter Pferde. Will mein Freund Schar-lih das Roß des Sioux-Dakota reiten? Er hat die beſte indianiſche Dreſſur, und er verſteht ſich auf dieſelbe beſſer als ein anderes Bleichgeſicht.“

Bereits früher hatte er mir einen herrlichen Muſtang geſchenkt; ich wollte alſo die Gabe ablehnen und antwortete daher:

„Ich bitte meinen Bruder um die Erlaubnis, mir ein Pferd ſelbſt zu fangen. Das Roß des Dakota hat die Beute zu tragen.“

Er ſchüttelte den Kopf und entgegnete:

„Warum will mein Bruder vergeſſen, daß alles ſein iſt, was mir gehört. Warum will er große Zeit verſäumen mit der Pferdejagd? Soll dieſe Jagd uns den Ogellallah verraten? Glaubt er, daß Winnetou dieſe Beute bei ſich führen wird, wenn er der Fährte der Sioux folgt? Winnetou wird ſie vergraben, und das Pferd wird ledig ſein. Howgh!“

Dagegen war nichts zu machen; ich mußte die Gabe annehmen. Uebrigens hatte ich das Pferd ſchon längſt mit bewundernden Augen betrachtet. Es war ein Schwarzſchimmel von dunkelſter Färbung, kurz gebaut, kurz gefeſſelt fein und doch kräftig gegliedert und ſo ſichtbar geädert, daß man ſeine Freude an ihm haben mußte. Die volle Mähne hing bis über den Hals herab; der Schweif berührte beinahe den Boden; das Innere der Nüſtern zeigte jene rötliche Färbung, auf welche der Indianer ſo ſehr viel giebt, und in den großen Augen lag bei allem Feuer des Ausdruckes doch eine Art ruhiger Ueberlegung, welche hoffen

ließ, daß ein guter Reiter ſich auf dieſes Pferd verlaſſen könne.

„Aber der Sattel?“ bemerkte Fred. „Ihr könnt doch nicht auf einem Packſattel reiten, Charles!“

„Das iſt das wenigſte,“ antwortete ich. „Habt Ihr noch nicht geſehen, wie ein Indsman einen Reitſattel aus dem Packſattel macht? Seid Ihr noch nicht dabei geweſen, wenn ein geſchickter Jäger ſich mit Hilfe der noch rauchenden Haut eines friſch erlegten Wildes einen ganz leidlichen Sattel herſtellt? Ihr ſollt ſehen, daß ich bereits morgen mit einem ſo bequemen Sitze verſehen bin, daß Ihr mich um denſelben beneiden werdet.“

Der Apache nickte zuſtimmend und meinte:

„Winnetou hat nicht weit von hier am Waſſer die friſche Spur eines großen Wolfes geſehen. Ehe die Sonne untergegangen iſt, werden wir ſein Fell und ſeine Rippen haben, welche einen guten Sattel geben. Haben meine Brüder Fleiſch zu eſſen?“

Als ich bejahend antwortete, fuhr er fort:

„So mögen meine Brüder aufbrechen, um mit mir den Wolf zu holen und einen Lagerplatz zu ſuchen, an welchem ich die Beute vergraben kann. Sobald die Sonne am Morgen erſcheint, werden wir den Spuren der Railtroublers folgen. Sie haben die Wagen des Feuerroſſes zerſtört; ſie haben viele ihrer weißen Brüder beraubt, getötet und verbrannt. Der große Geiſt iſt zornig über ſie und wird ſie in unſere Hände geben, denn ſie haben nach dem Geſetze der Savanne den Tod verdient.“

Wir verließen den Platz, an welchem ein ebenſo merkwürdiges wie glückliches Zuſammentreffen ſtattgefunden hatte. Der Lagerplatz des Wolfes war bald gefunden; wir erlegten das Tier, welches zu der Art gehörte, welche der Indianer Coyote nennt, und ſaßen kurze Zeit ſpäter am

Feuer, um einen Sattel anzufertigen. Am andern Morgen vergruben wir die Beute Winnetous, welche aus indianiſchen Waffen und Medizinſäcken beſtand, und bezeichneten den Ort, um ihn ſpäter wiederfinden zu können. Dann brachen wir auf, den Mördern nach, die wohl verächtlich gelacht hätten, wenn ihnen bekannt geweſen wäre, daß drei Männer es wagten, ſie, die an Zahl ſo Ueberlegenen, zur Rechenſchaft zu ziehen. — — —

Sechſtes Kapitel.

Helldorf-Settlement.

Als wir am andern Morgen aufgebrochen waren, bewährte ſich mein Schwarzſchimmel als ein ganz ausgezeichnetes Pferd. Ein Reiter, welcher nichts von indianiſcher Dreſſur verſtand, wäre keinen Augenblick im Sattel geblieben; wir aber hatten uns gar bald zuſammengerichtet. Dadurch ſchien ich in der Achtung meines dicken Fred ſehr gewonnen zu haben. Ueberhaupt bemerkte ich, daß er mich zuweilen mit ganz eigentümlichen Blicken muſterte. Er mochte die Auszeichnung nicht begreifen, mit welcher mich Winnetou behandelte. In ſeinen Augen mußte die ganz und gar außerordentliche Freundſchaft des berühmten Apachen zu einem unbekannten Jäger ein wahres Wunder ſein.

Der alte Viktory hielt ſehr gut aus, und ſo kamen wir recht ſchnell vorwärts. Bereits am Mittag erreichten wir den letzten Lagerplatz der Railtroublers, waren ihnen alſo faſt um einen halben Tagesritt näher gekommen.

Die Spur, welcher wir folgten, hatte das Flüßchen verlaſſen, und ſich in ein langes Seitenthal gezogen, durch welches ſich ein Bach ſchlängelte. Ich bemerkte, daß Winnetou von jetzt ab den Boden weit aufmerkſamer betrachtete als bisher; auch ſuchten ſeine Augen den Rand des Waldes, welcher von den beiden Seitenhöhen bis auf die Sohle des Thales heruntertrat, zu durchdringen. Endlich hielt er gar an und wandte ſich, da wir einer hinter dem andern ritten und er der Vorderſte war, zu mir um.

„Uff!“ rief er. „Was ſagt mein Bruder Schar-lih zu dieſem Wege?“

„Er wird hinauf bis zum Höhenkamm führen.“

„Und dann?“

„Auf der anderen Seite wird ſich das Ziel der Rail-troublers befinden.“

„Welches Ziel wird dies ſein?“

„Der Weideplatz der Ogellallah.“

Er nickte.

„Mein Bruder Schar-lih hat noch immer das Auge des Adlers und die Witterung des Fuchſes. Er hat richtig geraten,“ ſagte er und ritt dann vorſichtig weiter.

„Wieſo?“ fragte Walker. „Weideplatz der Ogellallah?“

„Ich habe Euch bereits einmal gefragt, ob Ihr glaubt, daß ſich drei Indianer ohne ganz beſondere Gründe einer ſolchen Schar von Weißen anſchließen,“ antwortete ich. „Es giebt im wilden Weſten mehr Rote als Weiße, und ſo wird es ja auch in unſerm Falle ſein.“

„Pshaw, ich verſtehe Euch nicht, Charles!“

„Nun, die drei Ogellallah werden, ſozuſagen, den Railtroublers als Aufſicht mitgegeben worden ſein.“

„Ah! Inwiefern? Von wem?“

„Hm! Nehmt es mir nicht übel, mein lieber Fred, aber die Rollen ſcheinen ſich vertauſcht zu haben, heut möchte ich Euch ein Greenhorn nennen.“

„Heigh-ho! Warum?“

„Glaubt Ihr, daß eine Bande von über zwanzig weißen Spitzbuben hier in dieſer Gegend ihr Weſen treiben kann, ohne von den Roten bemerkt zu werden?“

„Nein, ſicherlich nicht.“

„Wozu werden alſo die Weißen gezwungen ſein?“

„Hm, ja! Sie werden ſich unter den Schutz der Roten ſtellen müſſen.“

„Richtig! Werden ſie dieſen Schutz umſonſt haben?“

„Nein. Sie werden ihn bezahlen müſſen.“

„Womit?“

„Mit dem, was ſie haben, natürlich; mit Beute.“

„Schön! Begreift Ihr nun, was wir beide meinen, Winnetou und ich?“

„Ah, das alſo iſt es! Die Weißen haben den Zug überfallen, um ihren Tribut zu bezahlen, und die drei Ogellallah waren die Exekutoren!“

„Vielleicht iſt es ſo, vielleicht auch nicht. Sicher aber iſt es, daß unſere ehrenwerten weißen Brüder bald zu einer größeren Truppe von Rothäuten ſtoßen werden. Das ſagte ich doch bereits da unten an der Eiſenbahn. Aber weiter! Glaubt Ihr etwa, daß ſich Rote und Weiße zuſammengethan haben, nur um ſich zu pflegen und auf die Bärenhaut zu legen?“

„Auf keinen Fall!“

„Das iſt auch meine Meinung. Ihr könnt Euch darauf verlaſſen, daß ſie bald eine neue Teufelei ausbecken werden, beſonders da die letzte ſo gut gelungen iſt.“

„Was könnte das ſein?“

„Hm, ich habe ſo meine Ahnung.“

„Das wäre viel! Voraus ahnen, was Leute thun werden, die man noch nicht einmal geſehen hat! Charles, ich habe in der letzten Zeit gewiſſermaßen Reſpekt vor Euch bekommen, aber mit dieſer Ahnung wird es wohl nichts ſein!“

„Wollen ſehen! Ich habe mich genugſam unter den Indsmen umhergetrieben, um ihre Art und Weiſe zu kennen. Und wißt Ihr, auf welche Weiſe man am beſten erraten kann, was ein Menſch thun wird?“

„Nun?“

„Wenn man ſich recht lebhaft in die Lage verſetzt,

in welcher er sich befindet, und dabei seinen Charakter mit in Rechnung zieht. Soll ich einmal so kühn sein, zu raten?"

„Ihr macht mich wahrlich neugierig!"

„Gut! Wem hat unser Zugpersonal wohl zuerst die Zerstörung der Bahn und die Vernichtung des Zuges gemeldet?"

„Doch jedenfalls der nächsten Station."

„Von da aus wird man also auch Männer zur Unglücksstelle senden, um sie zu untersuchen und die Thäter zu verfolgen. Nicht?"

„Jedenfalls."

„Dadurch aber wird diese Station von Leuten entblößt, und sie kann also ohne sehr große Gefahr überfallen werden."

„Egad! Jetzt ahne ich, was Ihr denkt!"

„Nicht wahr? Die Stationen sind jetzt hier noch temporär. Es fragt sich, an welchem Punkte man genug Leute haben wird, um ein Detachement entbehren zu können. Meiner Ansicht nach wird dies wohl Echo-Cannon sein."

„Charles, Ihr könnt recht haben. Die Railtroublers und die Roten wissen jedenfalls ebenso genau wie wir, daß der Ort dann entblößt ist."

„Rechnen wir auch noch dazu, daß die Sioux ihre Kriegspfeile ausgegraben und sich mit den Kriegsfarben bemalt haben, daß sie also ohne allen Zweifel Feindseligkeiten beabsichtigen, so ist fast zu ahnen, daß sie es jetzt auf Echo-Cannon abgesehen haben werden. — Doch seht, da ist der Quell des Baches. Jetzt geht es steil bergan, und wir haben keine Zeit zum Plaudern mehr!"

Wir ritten jetzt unter hohen Bäumen eine Steigung hinan. Das Terrain war schwierig und wir mußten Achtung geben. Oben breitete sich die Höhe plateauartig aus und sank dann wieder zu Thale, wo wir bald wieder einen kleinen Wasserlauf erreichten, welcher nach Osten ging.

„Hier hatten die Verfolgten zur Mittagszeit Halt gemacht und ſich dann mit dem abbiegenden Waſſer nordwärts gewendet. Wir kamen durch mehrere kleine Thäler, durch einige Schluchten, und die Spuren wurden nach und nach immer friſcher, ſo daß wir uns zu immer größerer Vorſicht veranlaßt ſahen.

Endlich erreichten wir gegen Abend die Höhe eines lang geſtreckten Bergrückens, und ſchon wollten wir auf der andern Seite abwärts biegen, als der voranreitende Apache ſein Pferd anhielt und mit der ausgeſtreckten Hand vorwärts deutete.

„Uff!“ rief er, aber mit gedämpfter Stimme.

Wir hielten an und wandten unſere Blicke in die angedeutete Richtung.

Zu unſerer rechten Hand breitete ſich tief unten eine kleine Ebene aus, deren Umfang vielleicht eine Stunde betragen mochte. Sie war offen und mit Gras bewachſen. Auf ihr erblickten wir eine ganze Anzahl von Indianerzelten, bei denen reges Leben herrſchte. Ledige Pferde weideten im fetten Grün, und zahlreiche Männer waren ringsumher beſchäftigt. Man hatte Fleiſch gemacht. Außerhalb der Zelte lagen die Skelette einiger Büffel, und über Stangen hatte man Schnuren gezogen, an denen dünne Stücke des Büffelfleiſches zum Trocknen aufgehängt waren.

„Ogellallahs!“ ſagte Fred.

„Seht Ihr, daß ich recht hatte!“ ſagte ich.

„Zweiunddreißig Zelte!“ fügte er hinzu.

Winnetou hielt ſein Auge ſcharf hinunter gerichtet und ſagte dann:

„Naki gutesnontin nagoiya — zweihundert Krieger!“

„Und die Weißen ſind bei ihnen,“ bemerkte ich. „Wir wollen die Pferde zählen; ſo gehen wir am ſicherſten.“

Wir konnten die ganze Ebene überſehen und zählten

zweihundertfünf Pferde. Für einen Jagdzug hatte man zu wenig Fleiſch gemacht, auch war dieſes Thal kein Ort zu einem einträglichen Büffelfang; wir hatten es alſo mit einem Kriegszuge zu thun, was auch die Schilde beweiſen, welche wir ſahen. Auf der Jagd iſt der Schild ja mehr hinderlich als förderlich. Das größte Zelt ſtand etwas abſeits von den übrigen, und die Adlerfedern, welche ſeine Spitze zierten, ließen erraten, daß es das Häuptlingszelt ſei.

„Was ſagt mein Bruder Schar-lih. Werden dieſe Kröten von Ogellallah noch lange hier bleiben?“ fragte Winnetou.

„Nein.“

„Woraus ſchließt Ihr das, Charles?“ forſchte Fred. „Eine ſolche Frage iſt ſchwer und auch zu wichtig für uns, als daß man ſie ſo ſchnell beantworten kann.“

„Seht Euch die Gerippe der geſchlachteten Büffel an, Fred! Sie werden Euch die Frage genau beantworten.“

„Ah! Wie ſo?“

„Die Knochen ſehen bereits weiß aus; ſie ſind gebleicht und liegen wohl ſchon vier oder fünf Tage an der Sonne. Das Fleiſch iſt alſo wohl ziemlich trocken. Meint Ihr nicht?“

„Jedenfalls!“

„Nun ſo können die Roten alſo aufbrechen. Oder meint Ihr, daß ſie hier bleiben werden, um noch einige Partieen Schach oder Dame zu ziehen?“

„Ihr werdet ſpitzig, Sir. Wollte nur hören, was Ihr ſagtet. Ah, da tritt einer aus dem Zelte! Wer mag das ſein?“

Der Apache griff in die Taſche und zog ein — Fernrohr hervor. Das war gewiß ein ſeltener Gegenſtand in der Hand eines Indianers. Auch Fred Walker war überraſcht. Aber Winnetou hatte die Städte des Oſtens

geſehen und es ſich da gekauft. Er ſchob die Glieder des Rohres auseinander und ſetzte es an das Auge, um den Indianer, von dem Fred geſprochen hatte, genauer zu betrachten. Als er es wieder abſetzte und mir hinreichte, zuckte ein grimmiges Wetterleuchten über ſein Geſicht.

„Ko-itſe, der Lügner und Verräter!“ zürnte er. „Winnetou wird ſeinen Tomahawk in ſeinen Schädel pflanzen!“

Ich blickte durch das Rohr und ſah mir den Ogellallah mit großem Intereſſe an. Ko-itſe heißt Feuermund. Der Träger dieſes Namens war als ein guter Redner, ein ſehr verwegener Krieger und ein unverſöhnlicher Feind der Weißen in der ganzen Savanne und im ganzen Gebirge bekannt. Wenn wir es mit ihm zu thun bekamen, ſo hatten wir uns vorzuſehen.

Ich gab das Rohr auch Walker zum Gebrauch und bemerkte dabei:

„Es wird geraten ſein, uns zu verbergen. Es ſind weit mehr Pferde als Männer zu ſehen, und wenn auch viele der letzteren in den Zelten liegen mögen, ſo iſt doch immerhin anzunehmen, daß noch welche in der Gegend umherſchweifen.“

„Meine Brüder mögen warten,“ meinte der Apache. „Winnetou wird einen Ort ſuchen, wo er ſich mit den Freunden verbergen kann.“

Er verſchwand unter den Bäumen und kehrte erſt nach längerer Zeit zurück. Dann führte er uns ſeitwärts längs des Höhenrückens hin auf eine Stelle zu, an der das Unterholz ſo dicht war, daß wir es kaum zu durchdringen vermochten. Im Innern dieſes Dickichts war genug Spielraum für uns und unſere Pferde, welche wir anbanden, ſtatt ſie anzuhobbeln, während der Apache zurückkehrte, um unſere Spuren unbemerkbar zu machen.

Hier lagen wir bis zum dunklen Abende im tiefen,

duftenden Waldgrase, jeden Augenblick bereit, beim geringsten verdächtigen Geräusch aufzuspringen und den Pferden die Nasen zu verschließen, damit ihr Schnauben uns nicht verraten könne. Als es vollständig finster war, schlich sich Winnetou davon und kehrte bald mit der Nachricht zurück, daß man unten einige Feuer angebrannt habe.

„Diese Menschen fühlen sich sehr sicher," sagte Fred. „Wenn sie wüßten, daß wir ihnen so nahe sind!"

„Daß sie verfolgt werden, können sie sich denken," antwortete ich. „Wenn sie sich also heut noch sicher fühlen, so kann dies nur daher rühren, daß sie überzeugt sind, daß die Stationsleute noch nicht hier sein können. Daraus möchte ich schließen, daß sie morgen aufbrechen werden. Wir müssen versuchen, etwas zu erfahren."

„Winnetou wird gehen," sagte der Apache.

„Ich gehe mit," meinte ich. „Fred mag bei den Pferden bleiben. Die Gewehre lassen wir hier; sie würden uns nur im Wege sein. Messer und Tomahawk sind genug, und im äußersten Notfalle haben wir noch die Revolver."

Unser dicker Fred war sofort einverstanden, zurückzubleiben. Er besaß jedenfalls Mut genug, aber wenn es nicht durchaus nötig war, liebte er es wohl nicht, sein Leben zu exponieren; und ein Wagnis war es doch jedenfalls, hinunter in das Thal zu steigen, um die Ogellallah zu belauschen. Wer von ihnen entdeckt und ergriffen wurde, der war auf jeden Fall verloren.

Wir standen drei oder vier Tage vor dem Neumond. Der Himmel war bewölkt, und kein Stern ließ sich sehen; die Nacht war also für unser Vorhaben sehr günstig. Wir tappten uns aus dem Dickicht heraus bis zu der Stelle hin, an welcher wir am Nachmittage gehalten hatten.

„Winnetou geht rechts, und mein Bruder Scharlih mag links gehen!" flüsterte der Apache, und im nächsten

Augenblicke war er bereits lautlos im Dunkel des Waldes verschwunden.

Ich folgte der Weisung des Freundes und schlich mich an der linken Seite des ziemlich steilen Abhanges hinunter. Ich erreichte, mich unhörbar zwischen den Büschen und Bäumen hinabwindend, die Sohle des Thales und erblickte nun die Lagerfeuer vor mir. Jetzt nahm ich das Bowiemesser zwischen die Zähne, legte mich lang in das Gras und schob mich langsam vorwärts, dem Häuptlingszelte zu, welches in einer Entfernung von ungefähr zweihundert Schritten vor mir lag. Vor demselben brannte ein Feuer, aber das Zelt warf seinen dunklen Schatten auf mich.

Ich gelangte nur Zoll für Zoll vorwärts, doch hatte ich die Luft gegen mich und brauchte daher keine Sorge vor den Pferden zu haben, welche die Annäherung eines Fremden immer mit einem lauten Schnauben zu verraten pflegen. In dieser Beziehung hatte Winnetou mehr Schwierigkeiten zu überwinden als ich.

So war weit über eine halbe Stunde vergangen, ehe ich die zweihundert Schritte zurückgelegt hatte. Nun lag ich unmittelbar hinter dem Büffelhautzelte des Häuptlings, und die Männer, welche am Feuer saßen, befanden sich höchstens acht Ellen vor mir. Sie unterhielten sich sehr lebhaft in englischer Sprache miteinander, und als ich es wagte, den Kopf ein wenig vorzustrecken, um sie sehen zu können, bemerkte ich, daß es fünf Weiße und drei Indianer waren.

Diese letzteren verhielten sich ruhig. Nur der Weiße wird am Lagerfeuer laut, während der einsilbige und vorsichtige Indianer mehr durch Zeichen als durch Worte redet. Auch das Feuer brannte hell und nicht nach indianischer Weise.

Einer der Weißen war ein langer, bärtiger Mensch,

welcher eine Schmarre, die von einem Meſſerſchnitte herzurühren ſchien, auf der Stirn trug. Er ſchien das große Wort zu führen, und die Art und Weiſe, wie die andern ſich zu ihm ſtellten, ließ vermuten, daß er eine Reſpektsperſon ſei. Ich konnte ein jedes Wort hören, welches von den Leuten geſprochen wurde.

„Und wie weit wird es ſein von hier bis Echo-Cannon?“ fragte der eine.

„Ungefähr hundert Meilen,“ antwortete der Lange. „In drei Tagemärſchen iſt es ſehr leicht zu erreichen.“

„Aber wenn unſere Berechnung falſch iſt, wenn man uns nicht verfolgt hat und die Leute dort alſo vollzählig ſind?“

Der Lange lachte in wegwerfender Weiſe und antwortete:

„Unſinn! Man wird uns verfolgen, das iſt ſicher. Wir haben ihnen ja die Fährte deutlich genug gemacht. Es ſind ungefähr gegen dreißig Menſchen mit dem Zuge umgekommen, und wir haben eine ſchöne Beute gemacht; das wird man nicht hingehen laſſen, ohne wenigſtens den Verſuch zu machen, uns einzuholen.“

„Wenn das ſtimmt, ſo muß der Coup gelingen,“ ſagte der andere. „Wie viele Leute ſind in Echo-Cannon beſchäftigt, Rollins?“

„Gegen hundertfünfzig,“ antwortete der Genannte; „alle gut bewaffnet. Außerdem giebt es dort einige wohlgefüllte Stores, mehrere Trinkſalons, und daß wir eine volle Bau- und Verwaltungskaſſe finden, darüber brauchen wir keine Sorge zu tragen. Ich habe gehört, daß dieſe Kaſſe alle zwiſchen Green-River und Promontory vorkommenden Ausgaben zu beſtreiten hat. Das iſt eine Strecke von über zweihundertunddreißig Meilen und es läßt ſich alſo vermuten, daß da viele Tauſende vorhanden ſein müſſen.“

„Heigh-day, das läßt sich hören! Und du glaubst, daß wir die Verfolger von unserer Spur wegbringen?“

„Auf jeden Fall. Ich kalkuliere, daß sie morgen am Nachmittag hier sein werden. Wir brechen mit dem Morgengrauen auf, gehen erst eine Strecke nach Norden und teilen uns dann nach verschiedenen Richtungen in so viele Trupps, daß sie nicht wissen, welcher Spur sie folgen sollen. Später verwischt ein jeder Trupp seine Spur auf das sorgfältigste, und wir kommen da unten am Greenfork wieder zusammen. Von da aus vermeiden wir alle offenen Plätze und können von heut an in vier Tagen in Echo-Cannon sein.“

„Schicken wir Boten voraus?“

„Das versteht sich! Sie gehen morgen früh direkt nach dem Cannon und erwarten uns dort am Painterhill. Das ist alles schon bestimmt. Selbst wenn die Arbeiter vollzählig im Cannon vorhanden wären, brauchen wir keine Sorge zu haben. Wir sind ihnen überlegen, und ehe sie zu den Waffen greifen, wird der größte Teil von ihnen gefallen sein.“

Ich hätte wahrhaftig in keinem besseren Augenblick den Lauscher machen können, denn was ich hier erfuhr, das war weit mehr, als ich hätte erwarten dürfen. Sollte ich länger bleiben? Nein. Mehr konnte ich auf keinen Fall erfahren, und der geringste Umstand konnte meine Anwesenheit verraten. Ich zog mich also langsam wieder zurück.

Dies geschah immer noch in tiefgebückter Stellung und zwar rückwärts, denn ich mußte Sorge tragen, meine Spur zu verwischen, damit sie morgen früh nicht bemerkt wurde. Das war, da ich nur nach dem Gefühle gehen konnte und fast jeden Grashalm einzeln betasten mußte, eine höchst zeitraubende Arbeit, und es dauerte wohl eine Stunde, ehe ich den Rand des Waldes wieder erreichte und mich nun in Sicherheit befand.

Jetzt legte ich die Hände muſchelförmig an den Mund und ließ den Ruf der großen, grünen Unke ertönen. Das war auch ein zwiſchen mir und Winnetou verabredetes Rückzugszeichen geweſen, und ich war überzeugt, daß er es hören und befolgen werde. Den Indianern konnte dieſer Unkenruf nicht auffällig ſein, da die Gegenwart eines ſolchen Tieres hier im hohen, feuchten Graſe leicht vermutet werden konnte und es ja auch die Abendzeit war, an welcher dieſe Amphibien gewöhnlich ihren Ruf erſchallen laſſen.

Ich hielt es für nötig, dieſes Zeichen zu geben. Der Apache lag unter dem Winde und konnte leicht entdeckt werden. Was ich erfahren hatte, war vollſtändig genug, und ſo war es jedenfalls geraten, ihn zu benachrichtigen, daß unſer Zweck erreicht ſei.

Auch die Höhe aufwärts mußte ich die Spur vertilgen, und ſo war ich endlich froh, als ich trotz der Dunkelheit unſer Dickicht glücklich erreichte.

„Nun, wie war es?“ fragte Fred.

„Wartet, bis Winnetou kommt.“

„Warum? Ich brenne vor Begierde.“

„So verbrennt meinetwegen! Man redet nicht gern Ueberflüſſiges, und ich müßte ja meinen Bericht zweimal geben, erſt Euch und dann dem Apachen.“

Damit mußte er ſich begnügen, obgleich es ſehr lange dauerte, ehe der Apache kam.

Endlich hörten wir das Strauchwerk raſcheln; er huſchte zu uns heran und ließ ſich an meiner Seite nieder.

„Mein Bruder Schar-lih hat mir das Zeichen gegeben?“ ſagte er.

„Ja.“

„So iſt mein Bruder glücklich geweſen?“

„Ja. Was hat der Häuptling der Apachen erfahren?“

„Er hat nichts erfahren. Er brauchte eine große Zeit,

um an den Pferden vorüber zu kommen, und als er das eine Lagerfeuer beinahe erreicht hatte, hörte er den Ruf der Kröte. Dann mußte er seine Fährte auswischen, und die Sterne sind hoch gestiegen, ehe er kommen konnte. Was hat mein Bruder gesehen?"

„Ich habe alles gehört, was wir zu wissen brauchen."

„Mein weißer Bruder ist immer glücklich, wenn er den Feind belauscht. Er mag erzählen!"

Ich berichtete, was ich gehört hatte. Als ich fertig war, meinte Fred:

„So ist also Eure Vermutung richtig gewesen, Charles. Das mit dem Ueberfalle des Cannon war gut erraten!"

„Es war nicht schwer!"

„Und wie sah der Lange aus? Einen Schnitt hatte er über die Stirn?"

„Ja."

„Und einen großen Bart?"

„Ja."

„Er ist es, obgleich er früher keinen Bart getragen hat. Den Schnitt hat er sich bei dem Ueberfalle einer Farm da unten bei Leawenworth geholt. Und wie wurde er genannt?"

„Rollins."

„Das muß man sich merken. Es ist bereits der vierte falsche Name, den ich von ihm höre. Aber was werden wir thun, Sir? Heut herausholen können wir ihn doch nicht."

„Das ist allerdings unmöglich. Und übrigens kann Euch an seiner Bestrafung allein doch nicht gelegen sein. Die andern Railtroublers sind nicht weniger schlecht als er. Ich will Euch sagen, Fred, daß ich mich auf allen meinen Streifzügen möglichst gehütet habe, einen Menschen zu töten, denn Menschenblut ist die kostbarste Flüssigkeit,

welche es giebt. Ich habe lieber großen Schaden getragen, ehe ich zur tödlichen Waffe griff, und wenn es doch geschehen mußte, so geschah es sicherlich im äußersten Grade der Notwehr. Und selbst da habe ich lieber den Feind kampfunfähig gemacht, als daß ich ihm das Leben nahm —"

„Ah," meinte der Dicke, „da seid Ihr grad wie Old Shatterhand. Dieser soll auch nur in der größten Not einen Indianer töten. Das Wild schießt er in das Auge; aber wenn ihn der Feind zur Gegenwehr zwingt, so zerschmettert er ihm entweder das rechte Bein oder den rechten Arm, oder er schlägt ihm einfach die Faust an den Kopf, daß er zusammenbricht und stundenlang liegen bleibt."

„Uff!"

Diesen gedämpften Ruf der Verwunderung stieß der Apache aus. Er merkte erst jetzt, daß Walker noch gar nicht wußte, daß ich selbst Old Shatterhand sei. Ich nahm von diesem Rufe keine Notiz und fuhr fort:

„Dennoch aber kann es mir nicht einfallen, einen Böswicht oder gar eine ganze Schar solcher Kerls ruhig laufen zu lassen. Das hieße ja, ihr Mitschuldiger werden und diese Rotte gegen brave Leute loszulassen. Herausholen können wir diesen Haller nicht; aber es wäre mir ein Leichtes gewesen, ihn vorhin unschädlich zu machen, indem ich ihn niederschoß. Doch will ich kein Mörder sein, und gegen das, was er verbrochen hat, wäre so ein schneller Tod ja geradezu eine Belohnung gewesen. Ich meine vielmehr, daß wir auch seine Helfershelfer fassen müssen, und das kann nur dann geschehen, wenn wir sie ruhig nach dem Cannon ziehen lassen."

„Und wir?"

„Da giebt es nichts zu fragen! Wir kommen ihnen zuvor und warnen die Leute, welche überfallen werden sollen."

„Well! Dieſen Gedanken laſſe ich mir gefallen. Vielleicht gelingt es uns, dieſe Raubmörderbande lebendig zu fangen. Aber werden ſie uns nicht zu zahlreich ſein?“

„Wir ſind ihnen zu dreien gefolgt, ohne uns zu fürchten, und werden ſie noch weniger fürchten, wenn wir in Echo-Cannon Verbündete gefunden haben.“

„Wir werden nicht viele finden. Die größte Anzahl dieſer Leute wird ſich auf der Verfolgung befinden.“

„Wir werden dafür ſorgen, daß ſie von dem Stande der Dinge benachrichtigt werden und ſchleunigſt zurückkehren.“

„In welcher Weiſe?“

„Ich ſchreibe einen Zettel und befeſtige ihn an einen Baum, an welchem die Spur, der ſie folgen, vorüberführt.“

„Werden ſie es glauben? Es könnte das ja auch eine Liſt der Railtroublers ſein, um ſie von der Verfolgung abzubringen.“

„Sie werden von unſerm Zugperſonale gehört haben, daß zwei ausgeſtiegen ſind, und auch unſere Fährten gefunden haben. Uebrigens werde ich die Warnung ſo abfaſſen, daß ſie geglaubt werden muß. Ferner werde ich ſie bitten, den Greenfork und Painterhill zu vermeiden, da am erſteren Orte die geteilten Sioux ſich wieder treffen ſollen und an dem zweiten die Kundſchafter verweilen. Dieſe letzteren dürfen die zurückkehrenden Eiſenbahner keineswegs bemerken, und daher werde ich mitnotieren, daß die Heimkehr nach dem Cannon vom Süden her geſchehen muß.“

„Uff!“ meinte da Winnetou. „Meine weißen Brüder werden mit mir aufbrechen.“

„Jetzt?“ fragte Walker.

„Die Sonne muß uns bereits weit von hier ſehen, wenn ſie aufgeht.“

„Aber wenn man morgen früh unſere Spuren findet?“

„Die Hunde der Ogellallah werden ſofort nach Norden ziehen, und keiner von ihnen wird auf dieſe Höhe kommen. Howgh!“

Er erhob ſich und trat zu ſeinem Pferde, um es loszubinden. Wir thaten dasſelbe, führten ſie aus dem Dickicht heraus, ſtiegen auf und ritten denſelben Weg zurück, den wir gekommen waren. Von einer Nachtruhe war natürlich keine Rede.

Es war noch ebenſo finſter wie vorher, und nur ein Weſtmann konnte es unternehmen, bei einem ſo ſchwierigen Terrain durch den Urwald auf einer Spur zu reiten, welche er nicht zu ſehen vermochte. Ein europäiſcher Reiter wäre in dieſer Dunkelheit abgeſtiegen, um ſein Pferd zu führen; der Hinterwäldler aber weiß, daß ſein Tier beſſer ſehen kann als er. Hier zeigte ſich Winnetou in ſeiner Größe. Er ritt voran, über Bäche und Felſen, über Stock und Stein, und nicht ein einziges Mal war er zweifelhaft, welche Richtung er einzuſchlagen habe. Mein Schwarzſchimmel hielt ſich vortrefflich, und auch der alte Viktory ſchnaubte zwar zuweilen ein wenig mißmutig, hielt aber gleichen Schritt mit uns.

Als es zu grauen begann, befanden wir uns wohl bereits neun bis zehn engliſche Meilen von dem Lager der Ogellallah entfernt und konnten nun unſere Pferde ausgreifen laſſen. Unſere Richtung ging einſtweilen grad auf Süd zurück, aber als ich eine geeignete Stelle fand, hielten wir an. Ich riß ein Blatt aus dem Notizbuche, ſchrieb die notwendigen Notizen mit dem Stifte darauf und ſtach es dann mittels eines zugeſpitzten Hölzchens in die Rinde eines Baumes ſo ein, daß es einem jeden, der von Süden her kam, in die Augen fallen mußte. Dann ſchlugen wir mehr nach rechts hin die Richtung nach Südweſt ein.

Zu Mittag gingen wir über den Green-Fork, aber jedenfalls sehr weit entfernt von der Stelle, an welcher die einzelnen Trupps der Ogellallah zusammentreffen wollten. Diese mußten alle offenen Stellen vermeiden und sich also auf Umwegen im Urwalde halten; wir aber konnten die möglichst gerade Richtung einschlagen und ließen unseren Pferden nicht eher Ruhe, als bis die Sonne sich zur Rüste zu neigen begann.

Seit heute morgen hatten wir unbedingt weit über vierzig englische Meilen zurückgelegt, und es war zu verwundern, daß der alte Viktory immer gleichen Schritt hielt. Wir ritten zwischen zwei eng zusammentretenden Höhen hin und standen im Begriffe, uns einen Ort zu suchen, welcher zum Lagerplatze geeignet war. Da traten die Höhen plötzlich auseinander, und wir befanden uns am Seiteneingange eines größeren Thalkessels, dessen Mitte ein kleiner See einnahm. Dieser letztere wurde von einem Flüßchen gespeist, welches von Ost herüberkam und, nachdem es den See verlassen hatte, sich nach Westen hin einen Ausgang aus dem Kessel brach.

Bei dem Anblicke dieses Thalkessels hielten wir überrascht unsere Pferde an. Diese Ueberraschung galt jedoch nicht dem Thale selbst, sondern etwas anderem. Die uns gegenüberliegende Höhe war nämlich entwaldet und bestand aus Feldern, während im Thale Pferde, Rinder, Schafe und Ziegen weideten. Am Fuße der Höhe lagen fünf große Blockhäuser mit Nebenhütten, unsern deutschen Bauernhöfen ähnlich, und ganz oben auf der höchsten Spitze stand ein kleines Kapellchen, über welches sich ein mächtiges Kreuz mit dem aus Holz geschnitzten Bilde des Erlösers erhob.

Neben diesem Kapellchen bemerkten wir mehrere Personen, welche uns aber nicht zu sehen schienen. Sie blickten

gegen Westen, wo der Sonnenball sich immer tiefer senkte, und als er das Wasser des Flüßchens, welches er mit den herrlichsten Tinten färbte, erreicht zu haben schien, erklang von oben herab der silberne Ton eines Glöckchens.

Hier, mitten im wilden Westen, im tiefen Urwalde das Bild des Gekreuzigten! Mitten zwischen den Kriegspfaden der Indianer eine Kapelle! Ich nahm den Hut herunter und betete, wurde aber von dem Indianer unterbrochen.

„Ti ti — was ist das?" fragte er.

„Ein Settlement (Niederlassung) natürlich," antwortete Walker sehr weise.

„Uff! Winnetou sieht die Niederlassung; aber welcher Klang ist das?"

„Das ist die Vesperglocke. Sie läutet das Ave Maria."

„Uff!" meinte der Apache erstaunt. „Was ist Vesperglocke? Was ist Ave Maria?"

„Warten!" sagte Fred, welcher sah, daß ich die Hände gefaltet hatte.

Als der letzte Schlag des Glöckleins verklungen war, ertönte plötzlich ein vierstimmiger Gesang vom Berge herab. Ich horchte empor, erstaunt ob des Gesanges an und für sich, noch erstaunter aber über die Worte desselben:

„Es will das Licht des Tages scheiden;
Nun bricht die stille Nacht herein.
Ach, könnte doch des Herzens Leiden
So wie der Tag vergangen sein!
Ich leg mein Flehen dir zu Füßen,
O trag's empor zu Gottes Thron,
Und laß, Madonna, laß dich grüßen
Mit des Gebetes frommem Ton:
Ave, ave, Maria!"

Was war denn das? Das war ja mein eigenes Gedicht, mein Ave Maria! Wie kam dies hierher in die Wildnisse des Felsengebirges? Ich war zunächst ganz perplex; dann aber, als die einfachen, ergreifenden Harmonien wie ein unsichtbarer Himmelsstrom vom Berge herab über das Thal hinströmten, da überlief es mich mit unwiderstehlicher Gewalt; das Herz schien sich mir ins Unendliche ausdehnen zu wollen, und es flossen mir die Thränen in großen Tropfen von den Wangen herab.

In Chicago und vor einer Reihe von Jahren war es gewesen, daß mich ein Freund, welcher Musikdirektor war, um den Text zu einem dreistrophigen Ave Maria gebeten hatte. Ich war natürlich sofort bereit gewesen, diesen Wunsch zu erfüllen, und als ich später in einem Konzerte seine Komposition singen hörte, fühlte ich, daß er ein Meisterstück geliefert hatte. Die Zuhörerschaft belohnte den Vortrag mit einem solchen Applaus, daß das Ave Maria noch zweimal da capo gegeben wurde.

Und jetzt hörte ich diese Komposition des Freundes zum zweitenmal, und zwar an einem Orte, an welchem ich kaum die Gegenwart eines Indianers, noch viel weniger aber die Anwesenheit eines so gut geschulten Doppelquartetts vermuten konnte! Als ich die letzten Töne über dem Thale verklingen hörte, riß ich die Büchse von der Schulter, feuerte die beiden Läufe schnell hintereinander ab und gab dem Schwarzschimmel die Sporen. Ich sauste über das Thal hinüber, in das Flüßchen hinein, drüben wieder heraus und dann auf die Blockhütten zu, ohne mich ein einzigesmal umzusehen, ob mir die Gefährten auch folgten.

Die beiden Schüsse hatten nicht nur das Echo des Thales geweckt, sondern auch anderes Leben herbeigerufen. Die Thüren der Blockhäuser öffneten sich und es erschienen Leute, welche besorgt ausschauten, was das Schießen zu

bedeuten habe. Als ſie einen Weißen in halbwegs civiliſiertem Koſtüm erblickten, beruhigten ſie ſich und traten mir erwartungsvoll entgegen.

Vor der Thür des mir nächſtliegenden Blockhauſes ſtand ein altes Mütterchen. Ihr Gewand war einfach und ſauber; ihr ganzes Aeußere zeugte von fleißiger Arbeit und über ihr Angeſicht, welches von ſchneeweißen Haaren eingefaßt wurde, lag jener ſelig lächelnde Frieden ausgebreitet, welcher nur das Eigentum einer Seele ſein kann, die mit ihrem Gotte in unwandelbarem Vertrauen lebt.

„Good evening, grand-mother — guten Abend, Großmutter! Ich bitte, nicht zu erſchrecken; wir ſind ehrliche Backwoodsmen! Wird es uns erlaubt ſein, abzuſteigen?“ fragte ich.

Sie nickte lächelnd und antwortete:

„Welcome, Sir! Steigt in Gottes Namen ab! Ein ehrlicher Mann iſt uns hier ſtets willkommen. Da ſeht meinen Alten und meinen Willy; ſie werden Euch behilflich ſein.“

Die Sänger waren durch meine Schüſſe aufmerkſam gemacht worden und ſchleunigſt von der Höhe herabgeſtiegen. Jetzt hatten ſie die Wohnungen erreicht, voran ein rüſtiger Greis und neben ihm ein prächtiger, junger Mann, hinter ihm noch ſechs ältere oder jüngere Männer und Burſchen, alle in der feſten, haltbaren Tracht des Hinterwaldes. Auch diejenigen Perſonen, welche ich vor den anderen Gebäuden hatte ſtehen ſehen, waren herzugetreten. Der Alte ſtreckte mir mit biederer Miene die Rechte entgegen und begrüßte mich:

„Willkommen, Sir, in Helldorf-Settlement! Das iſt eine Freude, einmal Menſchen zu ſehen! — Willkommen abermals!“

Ich ſprang vom Pferde und erwiderte ſeinen Handſchlag:

„Thank you, Sir! Es giebt keinen ſchöneren Anblick

im Leben, als ein freundliches Menschen-Angesicht. Habt Ihr ein Nachtlager für drei müde Reiter?“

„Allemal! Wir werden doch einen Platz haben für Leute, die uns willkommen sind!“

Bis jetzt hatten wir englisch gesprochen; da aber trat einer der jüngeren Männer näher herbei und rief, mich schärfer betrachtend:

„Vater Hillmann, Ihr könnt mit diesem Herrn deutsch reden. Hurra, ist das eine Ehre und eine Freude! Ratet einmal, wer das ist!“

Der alte Hillmann blickte verwundert auf und fragte:

„Wohl gar ein deutscher Landsmann? Kennst du ihn?“

„Ja, aber ich mußte mich erst besinnen. Willkommen, Herr! Nicht wahr, Sie sind es, der das Ave Maria gedichtet hat, welches wir soeben gesungen haben?“

Jetzt war ich an der Reihe, mich zu verwundern.

„Allerdings,“ antwortete ich. „Woher kennen Sie mich?“

„Von Chicago her. Ich war Mitglied im Gesangverein des Direktors Balding, der Ihr Gedicht komponiert hat. Können Sie sich noch auf das Konzert besinnen, in welchem es zum erstenmal gesungen wurde? Ich sang damals zweiten Tenor, jetzt aber ersten Baß. Meine Stimme ist herabgegangen.“

„Ein Deutscher — ein Bekannter von Bill — ein Dichter — von unserm Ave Maria!“

So rief es rund um mich her, und so viel Männer, Frauen, Buben und Mädchen zugegen waren, so viele Hände streckten sich mir entgegen und so viele Stimmen riefen mir ein immer wiederholtes Willkommen zu. Es war für mich ein Augenblick der Freude, wie man sie nicht sehr oft erlebt.

Mittlerweile hatten uns auch Winnetou und Fred erreicht. Bei dem Anblicke des ersteren schienen die guten

Leute besorgt werden zu wollen; ich aber suchte ihre Befürchtungen sofort zu zerstreuen:

„Das ist Fred Walker, ein Savannenmann, und dieser ist Winnetou, der berühmte Häuptling der Apachen, vor dem Sie keine Angst zu haben brauchen."

„Winnetou? Ist's möglich?" fragte der alte Hillmann. „Von dem habe ich hundertmal erzählen hören, und nur lauter Gutes. Das hätte ich nicht gedacht! Das ist eine Ehre, Herr, denn dieser Mann ist berühmter und geachteter, als mancher Fürst da drüben im alten Lande."

Er nahm seine Mütze von dem ergrauten Haupte, streckte dem Häuptlinge die Hand entgegen und sagte:

„I am your servant, Sir — ich bin Euer Diener, Sir."

Ich gestehe, daß diese Ergebenheitsphrase einem Indianer gegenüber mir ein kleines Lächeln abnötigte; aber sie war gut und aufrichtig gemeint. Winnetou verstand und sprach das Englische gut. Er nickte freundlich, drückte dem Alten die Hand und antwortete:

„Winnetou is your friend; it loves the whites if they are good — Winnetou ist Euer Freund; er liebt die Weißen, wenn sie gut sind."

Jetzt begann eine Art freundlichen, liebevollen Streites darüber, wer die Gäste bekommen sollte. Hillmann machte demselben ein Ende durch den Schiedsspruch:

„Sie sind vor meinem Hause abgestiegen und gehören alle drei mir. Damit ihr aber nicht zu kurz kommt, seid ihr heut abend zu mir geladen. Nun aber gebt den Herren Ruhe; sie werden ermüdet sein!"

Die andern ergaben sich darein. Unsere Pferde wurden in eine der Nebenhütten geführt und wir mußten in das Blockhaus treten, wo uns im Wohnraume eine hübsche, junge Frau empfing, die Frau Willys, des jungen Hillmann. Es wurde uns alle mögliche Bequemlichkeit geboten,

und während des kurzen Imbisses, den wir vor dem eigentlichen Abendessen, welches heute ein Festmahl werden sollte, nehmen mußten, erfuhren wir die Verhältnisse der kleinen Ansiedelung.

Sämtliche Settlers hatten vorher in Chicago gewohnt. Sie waren aus dem bayerischen Fichtelgebirge, wo es viele Steinschneider giebt, nach Amerika gekommen, hatten in Chicago treu zusammengehalten und fleißig gearbeitet, um sich das Geld zu einer Farm zu verdienen. Das war allen fünf Familien gelungen. Als sie sich entscheiden sollten, in welcher Gegend sie sich eine Heimat gründen wollten, gab es eine schwere Wahl. Da hörten sie einen alten Westmann von den Tetons erzählen und von den Reichtümern, welche in jenen unerforschten Gegenden aufgestapelt liegen. Er hatte ihnen zugeschworen, daß da oben ganze Felder von Chalcedonen, Opalen und Achaten, Karneolen und anderen Halbedelsteinen zu finden seien. Hillmann war eigentlich Steinschneider, und dieser Bericht begeisterte ihn. Seine Begeisterung bemächtigte sich auch der andern, und so wurde beschlossen, nach jenen Gegenden zu gehen. Aber die vorsichtigen Deutschen waren klug genug, nicht ihr ganzes Vertrauen auf jene Reichtümer zu setzen. Sie beschlossen, in der Nähe der Berge einen für Farmereibetrieb passenden Ort zu suchen, sich dort als Squatters niederzulassen und erst dann, wenn die Farm in Gang gebracht sei, nach den Steinfeldern des alten Westmannes zu forschen. Der alte Hillmann war mit noch zwei auf die Suche gegangen und hatte den prächtigen Thalkessel mit dem See gefunden. Dieser Ort paßte für ihr Vorhaben; man holte die andern nach, und nun, nach drei arbeitsreichen Jahren, konnten sich die braven Leute die erste Ruhe gönnen.

„Und sind Sie schon einmal droben bei den Tetons gewesen?“ fragte ich.

„Mein Willy und Bill Meinert, der Sie von Chicago aus kennt, haben es einmal versucht, hinauf zu gelangen, das war im vorigen Herbste; sie sind aber nur bis zum John Grays See gekommen; dann ist es ihnen zu wild und bergig geworden. Sie konnten nicht weiter fort."

„Daran sind sie leider selbst schuld," bemerkte ich; „sie sind keine Westmänner."

„O, Herr, ich denke doch!" meinte Willy.

„Nehmt mir's nicht übel, wenn ich trotzdem bei meiner Behauptung bleibe. Selbst bei einem drei Jahre langen Urbarmachen einer Wildnis wird man nur ein Settler, aber kein Westmann. Sie haben die Tetons von hier aus in schnurgerader Linie erreichen wollen, und ein Westmann weiß genau, daß dies ganz unmöglich ist. Das wird selbst in einem halben Tausend von Jahren noch nicht möglich sein, viel weniger jetzt, wo alles noch in dichter Wildnis liegt. Wie wollen Sie undurchdringliche Urwälder, die von Bären und Wölfen bevölkert sind, Abgründe und Schluchten, in denen kein Fuß einen Halt findet, Cannons, wo hinter jedem Felsen ein Indsman lauschen kann, überwinden? Sie hätten von hier aus den Salt-River oder John Grays River zu erreichen suchen sollen. Beide münden unweit voneinander in den Snake-River, den Sie dann aufwärts verfolgen mußten. Dann bekamen Sie zur Linken zunächst die Snake River Mountains, dann die Teton Paß Mountains, nachher den Teton Paß selbst und endlich die ganze Tetons Range in einer Länge von über fünfzig englischen Meilen. Aber zu zwei läßt sich eine beschwerliche und gefahrvolle Entdeckungsreise nicht ausführen. Haben Sie Steine gefunden?"

„Einige Moosachate, weiter nichts."

„So lassen Sie einmal sehen! Winnetou kennt jeden Winkel des Felsengebirges. Ich will ihn einmal fragen."

Da ich wußte, daß ein Indianer über die Gold- und anderen Schätze des Westens nur selten und höchst ungern spricht, so stellte ich meine Frage in der Sprache der Apachen. Ich war aber trotzdem überzeugt, daß er jede Auskunft verweigern werde.

„Will mein Bruder Schar-lih Gold und Steine suchen?“ meinte er ernsthaft.

Ich erklärte ihm den Zusammenhang. Er blickte lange vor sich nieder; dann musterte sein dunkles Auge die Anwesenden und endlich fragte er:

„Werden diese Männer dem Häuptling der Apachen einen Wunsch erfüllen?“

„Welchen?“

„Wenn sie mir noch einmal singen, was Winnetou draußen vor dem Thale hörte, so wird er ihnen sagen, wo Steine liegen.“

Ich war im höchsten Grade überrascht. Hatte das Ave Maria auf diesen Indianer einen so tiefen, gewaltigen Eindruck gemacht, daß er entschlossen war, für dasselbe die Geheimnisse der Berge zu verraten?

„Sie werden es singen,“ antwortete ich ihm.

„So mögen sie in den Groß Ventre Bergen suchen; da liegen viele Goldkörner. Und im Thale des Beaverdam-Flusses, der sein Wasser in den südlichen Punkt des Yellowstone-See ergießt, liegen sehr viele solche Steine, wie sie diese Männer suchen.“

Während ich den Settlers diese Auskunft mitteilte und ihnen die Lage der beiden angegebenen Punkte erklärte, stellten sich die ersten Nachbarn ein, und wir mußten das Gespräch unterbrechen.

Nach und nach füllte sich der Wohnraum des Blockhauses, und wir feierten einen Abend, wie ich ihn im Westen noch nicht erlebt hatte. Die Männer konnten noch alle

Lieder, welche sie in der Heimat und dann später in Chicago gesungen hatten. Als echte Deutsche liebten sie den Gesang und hatten sich ganz leidlich zu einem Doppelquartette zusammengeübt. Selbst der alte Hillmann sang einen erträglichen Baß, und so kam es, daß die Pausen des Gespräches mit deutschen Volksliedern und Quartetten ausgefüllt wurden.

Der Apache hörte schweigsam zu; endlich aber fragte er mich:

„Wann werden diese Männer ihr Wort halten?“

Daraufhin erinnerte ich Hillmann an das Versprechen, welches ich Winnetou gegeben hatte, und sie begannen das Ave Maria. Kaum jedoch hatten sie begonnen, so streckte der Apache die Hände abwehrend aus und rief:

„Nein! In dem Hause klingt es nicht gut. Auf dem Berge will Winnetou es hören.“

„Er hat recht,“ sagte Bill Meinert. „Dieses Lied muß im Freien gesungen werden. Kommt heraus!“

Die Sänger stiegen eine Strecke die Höhe hinan. Wir andern blieben im Thale. Winnetou stand neben mir, war aber bald verschwunden. Dann erklang es von oben aus dem Dunkel herab in schönen, rein dahingetragenen Tönen:

„Es will das Licht des Tages scheiden;
Nun bricht die stille Nacht herein.
Ach könnte doch des Herzens Leiden
So, wie der Tag vergangen sein — —“

Wir lauschten in stiller, lautloser Andacht. Die Finsternis verhüllte die Sänger und den Ort, an welchem sie standen. Es war, als ob das Lied vom Himmel herab erklänge. Der Komponist hatte keine nach Effekt haschenden Modulationen, keine kunstreichen Wiederholungen und Umkehrungen, keine anspruchsvolle Verarbeitung des Motivs angewendet. Die Komposition erbaute sich nur aus den naheliegenden, leitereigenen Akkorden, und die Melodie

war einfach wie diejenige eines Kirchenliedes. Aber grad diese Einfachheit, diese Natürlichkeit der Harmoniefolge gab den Tönen das so tief Ergreifende, dem unsere Herzen nicht widerstehen konnten.

Bereits als das Lied verklungen war, standen wir noch lange still und kehrten nicht eher wieder in die Stube zurück, als bis uns die Rückkehr der Sänger daran erinnerte. Winnetou aber fehlte. Es verging wohl eine Stunde und noch länger, ohne daß er kam, und da wir hier doch von allen Seiten von der Wildnis umgeben waren und ihm also möglicherweise etwas zugestoßen sein konnte, so warf ich die Büchse über und trat hinaus in das Freie. Vorher jedoch bat ich die Leute, mir nicht zu folgen, außer wenn sie einen Schuß hören sollten. Ich ahnte, was den Apachen in der Einsamkeit zurückhielt.

Der Richtung folgend, in welcher ich ihn hatte verschwinden sehen, näherte ich mich dem See. Eine etwas erhöhte Felsenplatte ragte über die dunklen Wasser hinein, und auf ihr sah ich die Gestalt des Gesuchten. Er saß hart am Rande, bewegungslos wie eine Statue. Mit leisem Schritte näherte ich mich ihm und ließ mich neben ihm nieder, wo ich in lautlosem Schweigen verharrte.

Es verging eine lange, lange Zeit, ohne daß er sich regte; endlich aber erhob er langsam den Arm, deutete auf das Wasser hinein, und sagte wie unter einem tiefen, sein ganzes Nachdenken in Anspruch nehmenden Gedanken: „Ti pa-apu shi itchi — dieser See ist wie mein Herz.“

Ich antwortete nicht. Er fiel wieder in sein Schweigen zurück, und sagte erst nach einer sehr langen Pause:

„Ntch-nha Manitou nsho; shi aguan t'enese — der große Geist ist gut; ich liebe ihn!“

Ich wußte, daß ich mit einer Antwort nur die Entwickelung seiner Gedanken und Gefühle stören würde;

darum schwieg ich auch jetzt. Infolgedessen fuhr er bald fort:

„Mein Bruder Schar-lih ist ein großer Krieger und ein weiser Mann im Rate; meine Seele ist wie die seinige; aber ich werde ihn nicht sehen, wenn ich einst in die ewigen Jagdgründe gelange!“

Dieser Gedanke stimmte ihn traurig; er war mir ein neuer Beweis, wie sehr lieb mich der Apache hatte; aber mit gutem Grunde entgegnete ich jetzt:

„Mein Bruder Winnetou besitzt mein ganzes Herz; seine Seele lebt in meinen Thaten; aber ich werde ihn nicht erblicken, wenn ich einst in den Himmel der Seligen gelange.“

„Wo ist der Himmel meines Bruders?“ fragte er.

„Wo sind die Jagdgründe meines Freundes?“ antwortete ich.

„Manitou besitzt die ganze Welt und alle Sterne!“ erklärte er.

„Warum giebt der große Manitou seinen roten Söhnen einen so kleinen Teil der Welt und seinen weißen Kindern alles? Was sind die Jagdgründe der Indianer gegen die unendliche Herrlichkeit, in welcher die Seligen der Weißen wohnen werden? Hat Manitou die Roten weniger lieb? O nein! Meine roten Brüder glauben an eine große, fürchterliche Lüge. Der Glaube der weißen Männer sagt: ‚Der gute Manitou ist der Vater über alle seine Kinder im Himmel und auf Erden.‘ Der Glaube der roten Männer aber sagt: ‚Manitou ist nur der Herr der Roten; er gebietet, die Weißen alle zu töten.‘ Mein Bruder Winnetou ist gerecht und weise; er denke nach! Ist der Manitou der Roten auch der Manitou der Weißen? Warum betrügt er dann seine roten Söhne? Warum läßt er sie von der Erde verschwinden und erlaubt den Weißen, zu Millionen anzu-

wachſen und die Erde zu beherrſchen? Oder iſt der Manitou der Roten ein anderer als der Manitou der Weißen? Dann iſt der Manitou der Weißen mächtiger und gütiger als der Manitou der Roten! Der Manitou der Bleichgeſichter giebt ihnen die ganze Erde mit tauſend Freuden und Wonnen, und dann läßt er ſie herrſchen über die Seligkeit aller Himmel von Ewigkeit zu Ewigkeit. Der Manitou der Roten aber giebt den Seinigen nur die wilde Savanne und die öden Berge, die Tiere des Waldes ſamt einem immerwährenden Töten und Morden, und ſodann verheißt er ihnen nach dem Tode die finſteren Jagdgründe, in denen der Mord von neuem beginnt. Die roten Krieger glauben ihren Medizinmännern, welche ſagen, daß in den ewigen Jagdgründen die Indianer alle Seelen der Weißen töten werden. Wenn nun mein Bruder in dieſen blutigen Gründen einſt ſeinem Freunde Schar-lih begegnete, würde er ihn töten?"

„Uff!" rief da der Apache laut und eifrig. „Winnetou würde die Seele ſeines guten Bruders verteidigen gegen alle roten Männer. Howgh!"

„So überlege mein Bruder, ob die Medizinmänner nicht eine Lüge ſagen!"

Er ſchwieg nachdenklich, und ich hütete mich ſehr, die Wirkung meiner Worte durch weitere Bemerkungen zu beeinträchtigen.

Wir kannten uns ſeit Jahren. Wir hatten Leid und Freud redlich miteinander geteilt und uns in jeder Gefahr und Not mit todesmutiger Aufopferung beigeſtanden. Aber niemals war, ſeiner einſtigen Bitte gemäß, zwiſchen uns ein Wort über den Glauben geſprochen worden; niemals hatte ich auch nur mit einer Silbe verſucht, zerſtörend in ſeine religiöſen Anſchauungen einzudringen. Ich wußte, daß er grad dieſes mir ſehr hoch anrechnete, und darum mußten meine jetzigen Vorſtellungen von doppelter Wirkung auf ihn ſein.

Nach einer Weile fragte er:

„Warum sind nicht alle weißen Männer wie mein Bruder Schar-lih? Wären sie so wie er, so würde Winnetou ihren Priestern glauben!“

„Warum sind nicht alle roten Männer so wie mein Bruder Winnetou?“ antwortete ich. „Es giebt Gute und Böse unter den weißen und unter den roten Männern. Die Erde ist weit über tausend Tagereisen lang, und eben so groß ist auch ihre Breite. Mein Freund kennt nur einen ganz kleinen Teil von ihr. Ueberall herrschen die Weißen, aber grad da, wo mein Bruder lebt, in der wilden Savanne, verstecken sich die Bösen der Bleichgesichter, welche vor den Gesetzen der Guten haben fliehen müssen. Darum denkt Winnetou, daß es so viele schlimme Bleichgesichter giebt. Mein Bruder wandert einsam durch die Berge; er jagt den Bison und tötet seine Feinde. Worüber kann er sich freuen? Lauert nicht der Tod hinter jedem Baum und Strauch auf ihn? Hat er einmal einem Roten sein ganzes Vertrauen und seine ganze Liebe schenken können? Ist sein Leben nicht bloß Arbeit, Sorge, Wachsamkeit und Täuschung gewesen? Findet er Ruhe, Frieden, Trost und Erquickung für seine ermüdete Seele etwa unter den häßlichen Skalpen des Wigwams oder auf dem verräterischen Lager der Wildnis? Der Heiland der weißen Männer aber sagt: ‚Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!‘ Ich bin dem Heilande nachgegangen und habe den Frieden des Herzens gefunden Warum will mein Bruder nicht auch zu ihm gehen?“

„Winnetou kennt diesen Heiland nicht!“ sagte er.

„Soll ich meinem Freunde von ihm erzählen?“

Er senkte den Kopf und meinte erst nach einer längeren Pause:

„Mein Bruder Schar-lih hat recht gesprochen. Winne-

tou hat keinen Menſchen geliebt als ihn allein; Winnetou hat keinem Menſchen vertraut als nur ſeinem Freunde, der ein Bleichgeſicht iſt und ein Chriſt. Winnetou glaubt keinem Menſchen als nur ihm allein. Mein Bruder kennt die Länder der Erde und ihre Bewohner; er kennt alle Bücher der Weißen; er iſt verwegen im Kampfe, weiſe am Beratungsfeuer und mild gegen die Feinde. Er liebt die roten Männer und meint es gut mit ihnen. Er hat ſeinen Bruder Winnetou niemals getäuſcht und wird ihm auch heut die Wahrheit ſagen. Das Wort meines Bruders gilt mehr als das Wort aller Medizinmänner und als die Worte aller weißen Lehrer. Die roten Männer brüllen und ſchreien; die weißen Männer aber haben eine Muſik, die vom Himmel kommt und im Herzen des Apachen weiterklingt. Mein Bruder mag mir verdolmetſchen die Worte, welche die Männer dieſer Niederlaſſung heut geſungen haben!"

Ich begann mit der Ueberſetzung und Erklärung des Ave Maria. Ich erzählte ihm von dem Glauben der Bleichgeſichter, ich ſuchte ihm das Verhalten derſelben gegen die Indianer in einem freundlichen Lichte darzuſtellen, und ich that dies nicht durch den Vortrag gelehrter Dogmen und ſpitzfindiger Sophismen, ſondern ich ſprach in einfachen, ſchmuckloſen Worten, ich redete zu ihm in jenem milden, überzeugungsvollen Tone, welcher zum Herzen dringt, jedes Beſſerſeinwollen vermeidet und den Hörer gefangen nimmt, obgleich er dieſen denken läßt, daß er ſich aus eigenem Willen und Entſchließen ergeben habe.

Winnetou hörte lautlos zu. Es war ein liebevolles Netzauswerfen nach einer Seele, die wert war, aus den Banden der Finſternis erlöſt zu werden. Als ich geendet hatte, ſaß er noch lange da, in tiefes Schweigen verſunken. Ich ſtörte die Nachwirkung meiner Worte durch keinen Laut, bis er ſich langſam erhob und mir die Hand entgegenſtreckte.

„Mein Bruder Schar-lih hat Worte gesprochen, welche nicht sterben können," sagte er tief aufatmend. „Winnetou wird nicht vergessen den großen, gütigen Manitou der Weißen, den Sohn des Schöpfers, der am Kreuz gestorben ist, und die Jungfrau, welche im Himmel wohnt und den Gesang der Settler hört. Der Glaube der roten Männer lehrt Haß und Tod; der Glaube der weißen Männer lehrt Liebe und Leben. Winnetou wird nachdenken, was er erwählen soll, den Tod oder das Leben. Mein Bruder habe Dank. Howgh!"

Wir kehrten nach dem Blockhause zurück, wo man um uns beinahe besorgt geworden war. Man hatte sich von den Railtroublers und Ogellallahs unterhalten. Ich bemerkte den Leuten, daß sie ihr Settlement als einen so weit vorgeschobenen Posten eigentlich hätten befestigen sollen. Sie sahen dies ein und beschlossen, das Versäumte baldigst nachzuholen. Es war klar, daß ihre Niederlassung nur wegen ihrer außerordentlich abgeschiedenen Lage den Späherblicken der Wilden bisher entgangen war. Kam ein einziger Indianer in die Nähe, so war es um ihre Sicherheit geschehen. Die vierzehn Männer des Settlements waren zwar mit guten Waffen und hinreichender Munition versehen, und auch die Frauen und größeren Kinder besaßen Mut und Uebung genug, ein Gewehr abzuschießen; aber was war das gegen eine Herde wilder Gesellen, die zu Hunderten erscheinen konnten! An Stelle dieser Leute hätte ich die Blockhäuser nicht an ihrer gegenwärtigen, exponierten Stelle, sondern hart am Ufer des Sees errichtet, so daß dieselben nur von der Landseite angegriffen werden konnten.

Die Richtung, welche die Railtroublers einschlagen wollten, führte jedenfalls in weiter Entfernung von hier vorüber, dennoch aber bat ich die Settler, auf ihrer Hut

zu sein und besonders ihre noch mangelhaften Fenze (Umzäunungen) zu verstärken.

Es war spät, als wir nach Entfernung der übrigen Gäste uns zur Ruhe legten. Wir ruhten in den weichen Betten Hillmanns, die uns gastfreundlich überlassen worden waren, und schieden am anderen Morgen mit herzlichem Danke gegen die braven Leute, die uns noch eine Strecke begleiteten und denen wir versprechen mußten, wieder bei ihnen einzukehren, falls uns unser Weg wieder in die Nähe führe.

Ehe sie Abschied nahmen, traten die acht Sänger nochmals zusammen, um dem Apachen das Ave Maria zu singen. Als sie geendet hatten, reichte er allen die Hand und sagte:

„Winnetou wird die Töne seiner weißen Freunde nie vergessen. Er hat geschworen, von jetzt an nie mehr den Skalp eines Weißen zu nehmen, denn die Weißen sind die Söhne des guten Manitou, der auch die roten Männer liebt!“

Dieser Entschluß war die erste Frucht unsrer gestrigen Unterredung, und nun hatte ich die Ueberzeugung, daß meine Worte auch noch weiter wirken würden. Das Wort Gottes ist das Senfkorn, dessen Keimen im Verborgenen vor sich geht; hat es aber einmal die harte Kruste durchdrungen, so wächst es im Lichte schnell und fröhlich weiter.

Unsere Pferde hatten sich von dem gestrigen angestrengten Ritte vollständig wieder erholt; sie griffen so aus, daß es eine Freude war. Die Bewohner von Helldorf-Settlement, welches seinen Namen nach dem bayerischen Dorfe führte, aus welchem diese Leute stammten, waren öfters in Echo-Cannon gewesen und hatten uns den kürzesten Weg genau beschrieben, so daß wir bei der Schnelligkeit unserer Pferde hoffen konnten, den Ort bis heute abend noch zu erreichen.

Winnetou war während des ganzen Tages noch einsilbiger als gewöhnlich, und manchmal, wenn er eine Strecke vor uns ritt und uns also außer Hörweite wähnte, war es mir, als hörte ich ihn mit leisem Summen die Melodie des Ave Maria wiederholen, eine Bemerkung, welche mich um so mehr frappieren mußte, als die Indianer fast durchgängig ohne musikalisches Gehör sind.

Am Nachmittage wurden die Umrisse der Berge kühner, mächtiger und steiler. Wir gerieten in ein Labyrinth wundervoller enger und verwickelter Schluchten, bis wir endlich gegen Abend von einer steilen Höhe aus das Ziel unter uns liegen sahen — Echo-Cannon mit dem Schienengeleise und dem friedlichen Arbeiter-Kamp, den wir vom Untergange retten wollten. — —

Siebentes Kapitel.

Am Hancockberg.

Unter Cannon verſteht der Amerikaner eine tiefe Felſenſchlucht. Das giebt ſofort ein Bild des Ortes, den wir jetzt erreicht hatten. Die Bahn führte ſchon längſt durch Echo-Cannon, aber der Schienenbau war nur ein proviſoriſcher, und es gab bei Fertigſtellung der Bahn ſo viele Schwierigkeiten zu überwinden, daß eine bedeutende Anzahl Arbeiter nötig war, dieſe zu überwältigen.

Eine kleine Seitenſchlucht bot uns Gelegenheit, hinabzukommen, und als wir die Tiefe erreichten, trafen wir auch bereits auf die erſten Arbeiter, welche beſchäftigt waren, einen Felſen zu ſprengen. Sie blickten uns mit Verwunderung entgegen. Zwei fremde, bis an die Zähne bewaffnete Weiße mit einem Indianer an der Spitze, war für ſie ein ſo beſorgniserregender Anblick, daß ſie die Werkzeuge weglegten und zu den Waffen griffen.

Ich winkte ihnen mit der Hand, ohne Furcht zu ſein, und ritt im Galopp auf ſie zu.

„Good day!“ grüßte ich. „Legt die Büchſen weg. Wir ſind Freunde!“

„Wer ſeid ihr?“ fragte einer.

„Wir ſind Jäger und kommen mit einer ſehr wichtigen Botſchaft zu euch. Wer führt hier in Echo-Cannon den Befehl?“

„Eigentlich Ingenieur Oberſt Rudge. Weil dieſer aber nicht da iſt, ſo müßt Ihr Euch an Maſter Ohlers, den Zahlmeiſter, wenden.“

„Wo ist Colonel Rudge?“

„Er ist ausgezogen, einer Bande Railtroublers nach, welche einen Zug vernichtet hat.“

„Ah, also doch! Wo ist Master Ohlers zu finden?“

„Da vorn im Kamp, in der größten Hütte.“

Wir ritten in der angegebenen Richtung davon, und sie blickten uns wißbegierig nach. Nachdem wir fünf Minuten lang die Strecke verfolgt hatten, kamen wir an das Lager. Es bestand aus verschiedenen Blockhäusern und zwei aus rohen Steinen schnell und notdürftig aufgemauerten, lang gestreckten Häusern. Um das Ganze war eine Mauer gezogen, die nur aus lose übereinander gelegten Steinen bestand, trotzdem aber ziemlich fest war und eine Höhe von vielleicht fünf Fuß erreichte. Der Eingang, welcher aus einem stark gezimmerten Thore bestand, war offen.

Da ich keine Hütte bemerkte, so fragte ich einen der an der Schutzmauer beschäftigten Arbeiter nach dem Zahlmeister und wurde nach dem einen der steinernen Gebäude gewiesen. Es waren gar nicht viele Leute zu sehen, und diejenigen, welche ich bemerkte, waren beschäftigt, einen Transportwagen voller Schienen abzuladen.

Wir stiegen von den Pferden und traten in das Gebäude. Sein Inneres bestand aus einem einzigen Raume, in welchem zahlreiche Kisten, Fässer und Säcke lagerten, zum Zeichen, daß dies hier wohl die Proviant-Niederlage sei. Es war eine einzige Person anwesend, ein kleines, dürres Männchen, welches sich bei unserem Eintritte von einer der Kisten erhob.

„Was wollt Ihr?“ fragte der Mann, mich erblickend, mit scharfer, dünner Stimme. Da aber sah er Winnetou und fuhr erschrocken zurück. „Ein Indsman! Alle guten Geister!“

„Fürchtet Euch nicht, Sir!“ ſagte ich. „Wir ſuchen Mr. Ohlers, den Zahlmeiſter.“

„Der bin ich,“ antwortete er mit einem furchtſamen Blicke hinter ſeiner großen Stahlbrille hervor.

„Eigentlich gilt unſer Beſuch dem Colonel Rudge; da dieſer aber nicht anweſend iſt und Ihr ſeine Stelle vertretet, Sir, ſo erlaubt, daß wir Euch unſer Anliegen mitteilen.“

„Redet!“ ſagte er mit einem ſehnſüchtigen Blicke nach der Thür.

„Der Colonel iſt einer Schar von Railtroublern nach?“

„Ja.“

„Wie viele Leute hat er mit?“

„Müßt Ihr das wiſſen?“

„Nun, notwendig iſt es nicht. Wie viele Männer habt Ihr noch hier?“

„Müßt Ihr das auch wiſſen?“

Während dieſer Frage rückte er immer mehr zur Seite.

„Jetzt noch nicht, eigentlich,“ antwortete ich. „Wann iſt der Oberſt fort?“

„Müßt Ihr auch dieſes wiſſen?“ fragte er immer ängſtlicher.

„Nun, ich werde Euch erklären warum — —“

Ich hielt inne, denn ich hatte niemand mehr, zu dem ich ſprechen konnte. Der kleine Maſter Ohlers war nämlich mit einigen ganz unbeſchreiblichen Angſtſprüngen an uns vorüber und zum Eingange hinausgeflogen. Im nächſten Augenblicke warf er die Thüre zu; die langen Eiſenſtangen klirrten; der Riegel in dem mächtigen Vorlegeſchloſſe ſchrillte — wir waren gefangen.

Ich drehte mich um und blickte die beiden Gefährten

an. Der ernſte Winnetou zeigte ſeine prachtvollen Elfenbeinzähne; der dicke Fred zog ein Geſicht, als ob er Zucker und Alaun verſchluckt hätte, und ich — lachte laut und herzlich auf über die nette Ueberraſchung.

„Gefangen, aber nicht Iſolierhaft!“ rief Walker. „Das Männchen hält uns für Spitzbuben!“

Draußen erſcholl der laute Ton einer Signalpfeife, und als ich an die ſchießſchartenartige Fenſteröffnung trat, ſah ich die draußen beſchäftigten Arbeiter zum Thore hereinſpringen, welches ſogleich geſchloſſen wurde. Ich zählte ſechzehn Mann. Sie ſtanden mit dem Zahlmeiſter draußen an der Umfaſſungsmauer und ſchienen ihre Inſtruktionen zu erhalten; dann zerſtreuten ſie ſich in den einzelnen Blockhütten, jedenfalls, um ihre Gewehre zu holen.

„Die Exekution wird bald beginnen,“ meldete ich den andern. „Was thun wir bis dahin?“

„Wir ſtecken uns eine Cigarre an,“ meinte Fred.

Er langte nach einem geöffneten Cigarrenkiſtchen, welches auf einem der Ballen ſtand, nahm eine Cigarre heraus und brannte ſie an. Ich folgte ſeinem Beiſpiele; Winnetou aber that es nicht.

Bald drauf wurde die Thür vorſichtig geöffnet, und die dünne Stimme des Zahlmeiſters ermahnte uns bereits von draußen:

„Schießt nicht, ihr Halunken, ſonſt erſchießen wir euch!“

Er trat an der Spitze ſeiner Leute ein, welche mit bereit gehaltenen Gewehren an der Thür poſtiert blieben, während er ſich hinter ein mächtiges Faß ſtellte und von dieſem verſchanzten Lager aus uns drohend ſeine lange Vogelflinte zeigte.

„Wer ſeid ihr?“ fragte er mit zuverſichtlicher Stimme, da er ſich unter dem Schutze ſeiner Leute und des Faſſes für unangreifbar hielt.

„Dummheit?“ lachte Walker. „Vorhin nanntet Ihr uns Halunken, und jetzt fragt Ihr uns, wer wir ſind. Geht hinter Eurem Faſſe hervor, dann werden wir mit Euch reden!“

„Fällt mir nicht ein! Alſo, wer ſeid ihr?“

„Prairiejäger.“

Da Walker die Antworten übernehmen zu wollen ſchien, ſo verhielt ich mich ſchweigend.

Der Zahlmeiſter fragte weiter:

„Wie iſt euer Name?“

„Thut nichts zur Sache!“

„Alſo renitent! Ich werde euch noch die Zunge löſen; darauf könnt ihr euch verlaſſen! Was wollt ihr hier in Echo-Cannon?“

„Euch warnen.“

„Warnen? Ah! Vor wem?“

„Vor den Indsmen und Railtroublers, welche Echo-Cannon überfallen wollen.“

„Pshaw, macht euch nicht lächerlich! Ihr gehört zu den Railtroublers und wollt uns überliſten. Aber da kommt Ihr an die Rechten!“ Und ſich an ſeine Leute wendend, befahl er: „Nehmt ſie gefangen und bindet ſie!“

„Wartet noch ein Weilchen!“ meinte Fred.

Er langte in die Taſche. Ich ahnte, daß er ſein Legitimationszeichen als Detektive vorzeigen wolle, und ſagte zu ihm:

„Das iſt nicht notwendig, Fred. Laßt das Ding ſtecken! Wir wollen doch einmal ſehen, ob ſiebzehn Railroader es wagen werden, drei richtige Weſtmänner anzugreifen. Wer nur einen Finger gegen uns zuckt, der iſt eine Leiche.“

Ich machte die grimmigſte Miene, die mir möglich war, warf die Büchſe über den Rücken, nahm in jede

Hand einen Revolver und ſchritt dem Eingange zu. Winnetou und Walker folgten. Einen Augenblick nach dieſer Demonſtration war der tapfere Zahlmeiſter verſchwunden; er hatte ſich ſo tief wie möglich hinter dem Faſſe niedergeduckt, und nur der gegen das Dach emporragende Lauf ſeiner Flinte gab den Ort an, wo Maſter Ohlers unter Umſtänden anzutreffen ſei.

Was die Eiſenbahner betraf, ſo ſchienen ſie nicht die mindeſte Luſt zu haben, das Vorbild ihres Herrn und Meiſters zu mißachten. Sie bildeten Spalier und ließen uns ganz ungehindert paſſieren.

Das alſo waren die Leute, welche den Ogellallah und Railtroublers widerſtehen ſollten! Das gab eine ſchlechte Perſpektive auf die nächſten Tage.

Ich wandte mich jetzt um und ſagte zu den Railroadern:

„Jetzt könnten wir euch einſchließen, Meſch'ſchurs, aber wir wollen es nicht thun. Bringt den tapfern Maſter Ohlers heraus, damit wir es zu einer verſtändigen Rede bringen. Das iſt notwendig, wenn ihr von den Sioux nicht ausgelöſcht werden wollt!“

Nach einiger Anſtrengung gelang es ihnen, den Kleinen an das Tageslicht zu expedieren, und nun erzählte ich ihnen alles, was geſchehen war. Als ich geendet hatte, ſaß der Zahlmeiſter vor Angſt kreideweiß auf dem Quaderſteine, auf welchem er Platz genommen hatte, und ſagte mit unſicherer Stimme:

„Sir, jetzt glaube ich Euch, denn es wurde uns erzählt, daß dort am Unglücksplatze zwei Männer ausgeſtiegen ſind, um eine Lerche totzuſchießen. Alſo dieſer Gentleman iſt Maſter Winnetou? Habe die Ehre, Sir!“ Dabei machte er dem Apachen eine tiefe Verneigung. „Und der andere Gentleman iſt Maſter Walker, den ſie den dicken Walker

nennen? Habe die Ehre, Sir! Und nun möchte ich auch Ihren Namen wissen!"

Ich nannte ihm denselben, natürlich meinen Geburts-, nicht aber meinen Prairienamen.

„Habe die Ehre, Sir," sagte er, ebenfalls mit einer Verbeugung gegen mich. Dann fuhr er fort: „Also Ihr glaubt, daß der Colonel den Zettel gesehen hat und schleunigst kommen wird."

„Ich vermute es."

„Das würde mir lieb sein, außerordentlich lieb; Ihr könnt es mir glauben!"

Ich glaubte es ihm auch ohne Versicherung und Schwur. Er aber erklärte uns:

„Ich habe nur vierzig Mann zur Verfügung, von denen die meisten jetzt draußen auf der Strecke beschäftigt sind. Würde es nicht am besten sein, Echo-Cannon sofort vollständig zu räumen und uns auf die nächste Station zurückzuziehen?"

„Wo denkt Ihr hin, Sir! Seid Ihr ein Hase? Was sollen Eure Vorgesetzten von Euch denken! Es wäre ja sofort um Eure Stellung geschehen!"

„Wißt Ihr was, Sir? Mein Leben ist mir lieber als meine Stellung. Verstanden!"

„Ich glaube es Euch! Wie viele Leute hat der Oberst bei sich?"

„Gerade hundert und zwar die tapfersten."

„Das merke ich!"

„Und wie viele Indsmen waren es?"

„Ueber zweihundert mit den Railtroublers."

„O weh! Sie schießen uns in Grund und Boden! Ich kenne keine andere Hilfe als die Flucht!"

„Pshaw! Welches ist die bevölkertste Station von hier?"

„Promontory. Es werden dort jetzt gegen dreihundert Arbeiter sein.“

„So telegraphiert hin und laßt Euch hundert bewaffnete Männer schicken!“

Er sperrte den Mund auf und starrte mich an; dann sprang er empor, schlug die Hände freudig zusammen und rief:

„Wahrhaftig, daran hätte ich nicht gedacht!“

„Ja, Ihr seid ein ganz gewaltiges, strategisches Genie, wie es scheint! Die Leute mögen Proviant und Munition mitbringen, wenn es Euch daran fehlen sollte. Und merkt Euch die Hauptsache: es muß alles so geheim wie möglich gehen, da sonst die roten Späher merken, daß sie verraten sind. Telegraphiert das mit! Wie weit ist es von hier bis Promontory?“

„Einundneunzig Meilen.“

„Wird eine Maschine mit Wagen dort sein?“

„Stets.“

„Gut, so können, wenn Ihr jetzt telegraphiert, die Hilfsmannschaften bereits morgen vor Tagesanbruch hier eintreffen. Morgen abend werden wohl die Späher kommen; bis dahin haben wir Zeit, den Kamp noch mehr zu befestigen. Laßt jetzt Eure vierzig Mann zusammengreifen, um die Umfassungsmauer um drei Fuß zu erhöhen! Die Leute von Promontory werden morgen mithelfen. Sie muß so hoch werden, damit die Indsmen nicht hereinsehen und bemerken können, wie viele Männer hier anwesend sind.“

„Sie werden es vom Berge aus sehen, Sir!“

„Sie werden es nicht sehen. Ich werde den Spionen der Ogellallah entgegenziehen und Euch, sobald ich sie bemerke, ein Zeichen geben. Dann verstecken sich Eure Leute in die Blockhäuser, und die Indsmen werden glauben, daß sie es nur mit wenigen zu thun haben. Noch heut schlagen wir rundum an der Innenseite der

Umfassungsmauer Pfähle in die Erde und nageln Bretter oder Bohlen darauf. So entstehen Bänke, auf welche sich beim Ueberfalle unsere Leute stellen, um über die Mauer hinausschießen zu können. Wenn ich richtig vermute, so ist der Colonel bereits morgen um die Mittagszeit hier. Dann sind wir mit den Leuten aus Promontory über zweihundertvierzig gegen zweihundert Feinde. Wir stehen hinter den Mauern gedeckt; die Roten aber haben keine Deckung und erwarten keine Gegenwehr; es wäre also eine Unglaublichkeit, wenn wir sie nicht gleich mit der ersten Salve so heimschicken, daß sie das Wiederkommen vergessen."

„Und dann verfolgen wir sie!" jubelte der kleine Mann ganz begeistert, denn meine Anordnungen hatten ihm ungeheure Courage gemacht.

„Das wird sich finden! Jetzt aber sputet Euch! Ihr habt dreierlei zu thun: uns einen Imbiß nebst Nachtlager zu besorgen, nach Promontory zu telegraphieren und Eure Leute zum Bau der Mauer anzustellen."

„Soll geschehen, Sir, sofort! Es wird mir gar nicht einfallen, vor den Roten auszureißen. Und was Euch betrifft, so sollt Ihr ein Souper haben, ein Abendessen, mit dem Ihr zufrieden seid. Ich bin nämlich selbst Koch gewesen. Verstanden?"

Es läßt sich in kurzem sagen, daß alles so geschah, wie ich es vorgeschlagen hatte. Unsere Pferde bekamen ein gutes Futter und wir ein gutes Essen. Master Ohlers schien wirklich mit dem Küchenlöffel bewanderter zu sein, als mit der Vogelflinte. Die Leute arbeiteten wie die Riesen an der Erhöhung der Mauer. Sie gönnten sich selbst während der Nacht keine Ruhe, und als ich am frühen Morgen vom Schlafe erwachte und nach der Arbeit sah, erstaunte ich über den Fortschritt, den sie gemacht hatte.

Ohlers hatte mit dem hier anhaltenden Nachtzuge

mündliche Nachrichten nach Promontory geſchickt, doch war ſchon ſeine Depeſche berückſichtigt worden, denn zwar nicht bereits während der Nacht, ſondern am frühen Vormittage noch traf ein Zug ein, welcher die verlangten hundert Männer brachte und mit ihnen alles, was an Waffen, Munition und Proviant notwendig war.

Dieſe Leute machten ſich ſogleich an die Arbeit, ſo daß die Mauer bereits am Mittag vollendet war. Auf meine Anregung wurden auch ſämtliche vorhandenen leeren Fäſſer mit Waſſer gefüllt und hinter die Einfaſſung geſchafft. So viele Leute wollten trinken, und man konnte ja nicht wiſſen, ob man nicht eine kleine Belagerung auszuhalten oder ein Feuer zu löſchen haben würde.

Die Nachbarſtationen waren benachrichtigt worden, doch ſollten die Züge wie gewöhnlich expediert werden, um die Feinde nicht aufmerkſam zu machen.

Nach dem Mittageſſen verließen wir drei, Winnetou, Walker und ich, den Cannon, um nach den Spähern auszublicken. Wir hatten dieſen Dienſt übernommen, weil wir uns am liebſten auf uns ſelbſt verließen; auch hatte ſich von den Railroadern keiner zu dem gefahrvollen Gange gemeldet. Es wurde ausgemacht, daß im Cannon ein Sprengſchuß gethan werden ſolle, ſobald einer von uns dreien mit der Meldung zurückkehre, daß er die Spione geſehen habe.

Wir mußten uns nämlich teilen. Die Indsmen kamen jedenfalls von Norden, und da gab es nach der Ausſage des Zahlmeiſters drei Richtungen, aus denen ſie ſich nähern konnten. Ich hatte die weſtliche Prairie übernommen, Winnetou die mittlere und Walker die öſtlichſte, ſo daß er denſelben Weg zu überwachen hatte, auf welchem wir ſelbſt nach dem Cannon gekommen waren.

Ich klomm die ſteilen Felswände empor, trat oben in den Urwald ein und hielt mich dann am Rande einer

Seitenſchlucht immer nach Norden zu. Nach ungefähr dreiviertel Stunden erreichte ich einen Ort, der für mein Vorhaben wie geſchaffen ſchien. Auf der Kuppe des Urwaldes ſtand eine rieſige Steineiche und neben ihr eine ſchlanke Tanne. Ich kletterte an der letzteren empor und gelangte dadurch auf einen ſtarken Aſt der Eiche, hier war deren Stamm dünn genug zum Klettern, und ich turnte mich nun an ihr ſo weit empor, als es möglich war.

Das friſche, volle Laub der Krone verbarg mich ſo vollſtändig, daß ich von unten gar nicht bemerkt werden konnte; vor meinem Blicke aber lag die Gegend ſo klar und offen da, daß ich alle lichten Grasſtellen und das Gipfelmeer des Waldes weithin überſehen konnte. Ich machte es mir ſo bequem wie möglich und hielt dann ſcharfe Wacht.

Stundenlang ſaß ich da oben, ohne etwas Auffälliges zu bemerken, aber das durfte meine Wachſamkeit nicht ermüden. Endlich ſah ich im Norden vor mir eine Schar Rabenkrähen ſich von den Baumwipfeln erheben. Das konnte aus Zufall geſchehen ſein; aber die Vögel erhoben ſich nicht in geſchloſſener Schar, um ſofort einer beſtimmten Richtung zuzufliegen, ſondern ſie ‚ſtreuten‘ in die Lüfte empor, kreiſten einige Minuten wie ratlos über den Wipfeln und ließen ſich dann eine Strecke davon vorſichtig auf die Bäume wieder nieder. Sie mußten aufgeſtört worden ſein.

In kurzer Zeit wiederholte ſich dasſelbe Spiel und dann zum dritten und viertenmal. Es war klar: es kam irgend ein Weſen, vor dem die Krähen ſich fürchteten, von Norden her durch den Wald geſchlichen, und zwar ſo ziemlich in gerader Richtung auf meinen Standort zu. Ich kletterte ſo eilig wie möglich nieder und pirſchte mich vorſichtig auf die Gegend zu, vorſichtig immer meine Fährte zerſtörend.

Dabei erreichte ich ein ganz undurchdringlich scheinendes Buchendickicht, in welches ich mich hineinarbeitete. Hier legte ich mich zur Erde nieder und wartete. Nicht lange, so kam es geschlichen, nicht hörbar, sondern lautlos wie Gespenster: eins, zwei, drei, fünf, sechs Indianer schritten an meinem Versteck vorüber, einer nach dem andern. Ihre Füße berührten nicht den kleinsten Teil eines abgebrochenen und zu Boden gefallenen Aestchens; das Knicken desselben hätte Geräusch verursacht.

Das waren die Späher. Sie trugen die Kriegsfarben.

Kaum waren sie vorüber, so huschte ich hervor. Es war klar, daß sie den dichtesten Wald aufsuchen würden; auch mußten sie jeden Schrittbreit untersuchen, ehe sie vorwärts drangen. Das hielt sie auf. Ich aber konnte den geraden Weg einschlagen, die lichtesten Stellen benutzen und ohne Sorge vor Entdeckung heimkehren. Ich mußte ihnen also einen bedeutenden Vorsprung abgewinnen. Im eiligsten Laufe kehrte ich zurück, und es war kaum eine Viertelstunde vergangen, so glitt ich die steile Wand des Cannons hinab und auf das Lager zu.

Da unten herrschte ein regeres Leben als vorher, und ich bemerkte sofort, daß neue Leute angekommen waren. Eben schritt ich über die Schienenstrecke, als ich zu meinem größten Erstaunen Winnetou bemerkte, welcher von der Höhe herabgeklettert kam. Ich erwartete ihn und fragte, als er herangekommen war:

„Mein roter Bruder kommt zu gleicher Zeit mit mir! Hat er etwas gesehen?“

„Winnetou kommt, weil er nicht mehr zu warten braucht,“ antwortete er. „Mein Bruder Schar-lih hat ja die Späher entdeckt!“

„Ah! Woher weiß dies Winnetou?“

„Winnetou saß auf einem Baume und nahm sein

Rohr zur Hand. Da erblickte er weit im Westen einen andern Baum. Das war die Gegend meines Bruders, und weil mein Bruder klug ist, so wußte Winnetou, daß er diesen Baum ersteigen werde. Dann nach langer Zeit erblickte Winnetou viele Punkte am Himmel. Das waren Vögel, welche vor den Spähern flohen. Mein Bruder mußte dies auch bemerken und nun die Späher beobachten. Darum kehrte der Häuptling der Apachen zum Lager zurück, denn die Späher sind da."

Das war wieder einmal ein Beispiel von dem Scharfsinne dieses Indianers.

Bereits bevor wir den Kamp betraten, kam uns ein Mann entgegen, den ich vorher hier noch nicht gesehen hatte.

„Ah, Sir, Ihr kehrt von der Suche zurück?" fragte er. „Meine Leute sahen Euch vom Felsen steigen und meldeten es mir. Meinen Namen kennt Ihr bereits. Ich bin Colonel Rudge und habe Euch großen Dank abzustatten."

„Dazu hat es Zeit, Colonel," antwortete ich. „Jetzt ist es vorerst notwendig, den Sprengschuß zu lösen, damit mein Kamerad gewarnt werde. Gebt dann auch Befehl, daß sich die Leute verbergen, denn bereits in einer Viertelstunde werden die Spione der Ogellallah von da oben herab das Lager beobachten."

„Well, soll geschehen! Geht einstweilen herein; ich werde mich gleich wieder einstellen!"

Einige Augenblicke später erdröhnte der Schuß, der so stark war, daß Walker ihn jedenfalls hören mußte. Dann zogen sich die Arbeiter in die Blockhäuser und die andern Räumlichkeiten zurück, so daß nur einige wenige Leute zu bemerken waren, die sich scheinbar mit der gewöhnlichen Streckenarbeit beschäftigten.

Rudge suchte uns darauf im Vorratsraume auf.

„Nun, vor allen Dingen, was habt Ihr jetzt bemerkt, Sir?“ fragte er mich.

„Sechs Ogellallah, welche die Spione ſind.“

„Well! Wir werden dafür ſorgen, daß ſie ſich täuſchen! Hört, wir alle hier ſind Euch den größten Dank ſchuldig, Sir, Euch und Euren Gefährten. Sagt, auf welche Weiſe wir Euch dankbar ſein können!“

„Dadurch, daß Ihr gar nicht vom Danke redet, Sir. Habt Ihr meinen Zettel gefunden?“

„Allerdings.“

„Und ſeid auch meiner Warnung gefolgt?“

„Wir ſind ſogleich umgekehrt, ſonſt könnten wir ja noch nicht hier ſein. Aber es ſcheint, als ob wir grad zur rechten Zeit hier angekommen ſeien. Wann denkt Ihr wohl, daß die Herren Ogellallah und Railtroublers kommen werden?“

„Sie werden uns in der morgenden Nacht angreifen.“

„So haben wir ja genugſam Muße, uns vorher richtig kennen zu lernen, Sir,“ lachte er. „Kommt, bringt Euren roten Freund mit. Ihr ſollt mir liebe Gäſte ſein!“

Er führte mich und Winnetou nach dem andern Steingebäude, welches in mehrere Abteilungen zerfiel. Die eine derſelben bildete ſeine Wohnung, welche Raum genug für uns hatte. Oberſt Rudge war eine kernhafte Natur, der ich es zutraute, daß er ſich vor den Indsmen nicht fürchtete. Wir hatten ſehr bald Vertrauen zu einander gewonnen, und auch Winnetou, deſſen Name dem Oberſten übrigens ſchon längſt bekannt war, ſchien Wohlgefallen an ihm zu finden.

„Kommt, Meſch'ſchurs, wir wollen einer guten Flaſche den Hals brechen, da wir es mit den Roten doch noch nicht thun können,“ meinte der Ingenieur. „Macht es Euch bequem und denkt, daß Ihr bei einem Schuldner

wohnt. Wenn Euer Kamerad, der dicke Walker, kommt, soll er uns Gesellschaft leisten."

Wir waren von jetzt an überzeugt, daß wir von dem Felsen herab beobachtet wurden, wir verhielten uns danach. Bald kehrte auch Fred zurück; er hatte nichts gesehen, aber den Signalschuß deutlich vernommen.

Solange es noch Tag war, gab es nichts zu thun, doch wurde uns die Zeit nicht lang. Rudge hatte viel erlebt und war ein guter Erzähler. Als dann der Abend hereinbrach und die Indsmen also nichts mehr sehen konnten, wurden die Befestigungen vollendet, und es freute mich dabei, daß der Colonel meinen Anordnungen seinen Beifall gegeben hatte.

So verging die Nacht, und so verging auch der nächste Tag. Es war Neumond, und der Abend senkte sich vollständig dunkel in die Schlucht herab. Dann aber begannen die Sterne zu glänzen und verbreiteten eine solche Helle, daß man einen ziemlich breiten Ring des sich um die Einfassungsmauer ziehenden Terrains leidlich überblicken konnte.

Ein jeder der vorhandenen Männer war mit einer Büchse und einem Messer versehen. Viele besaßen auch Revolver oder Terzerole. Da die Indianer ihre Angriffe gewöhnlich nach Mitternacht, kurz vor dem Morgengrauen unternehmen, so standen nur die nötigen Posten auf den Bänken, und die andern lagen, sich leise unterhaltend, im Grase umher. Draußen regte sich kein Lüftchen; aber das war eine trügerische Ruhe, und als die Mitternacht gekommen war, erhoben sich die Ruhenden, griffen zu ihren Gewehren und nahmen die ihnen angewiesenen Plätze auf den Bänken ein. Ich stand mit Winnetou am Thore, den Henrystutzen in der Hand. Die Büchse hatte ich in der Wohnung gelassen, da der Stutzen hier besser am Platze war.

Wir hatten uns auf alle vier Seiten der Einfassung

gleichmäßig verteilt, zweihundert und zehn Mann stark, denn dreißig Mann waren nach einem verborgenen Teile detachiert worden, um die dort in Sicherheit gebrachten Pferde zu beschützen.

Die Zeit schlich, wie von Schnecken getragen. Mancher mochte bereits denken, daß alle unsere Befürchtung vergeblich gewesen sei, da aber horch! da erklang es, als sei ein Steinchen an eine der Eisenschienen gestoßen worden. Gleich darauf bemerkte ich jenes fast unhörbare Geräusch, welches ein Ungeübter für das Wehen eines ganz, ganz leisen Lüftchens halten würde — sie kamen!

„Aufgepaßt!“ flüsterte ich meinem Nebenmanne zu.

Dieser gab das Wort leise weiter, so daß es im Verlaufe einer Minute die Runde machte. Unendlich flüchtige, geisterhafte Schatten huschten durch die Nacht, nach rechts, nach links, ohne daß dabei der geringste Laut zu hören war. Es bildete sich uns gegenüber eine Fronte, welche sich ausbreitete und nach und nach um das ganze Lager dehnte. Im nächsten Augenblicke mußte es beginnen.

Die Schatten näherten sich. Sie waren nur noch fünfzehn — zwölf — zehn — acht — sechs Schritte von der Mauer entfernt. Da erscholl eine laute, sonore Stimme durch die Nacht:

„Selkhi Ogellallah! Ntsagé sisi Winnetou natan Apaches! Shne ko — Tod den Ogellallah! Hier steht Winnetou, der Häuptling der Apachen! Gebt Feuer!“

Er erhob seine silberbeschlagene Büchse, und bei ihrem Blitze leuchtete es rund um den ganzen Kamp auf. Es waren in einem einzigen Augenblicke über zweihundert Schüsse gefallen. Nur ich allein hatte nicht geschossen; ich wollte die Wirkung unserer Salve abwarten, welche wie ein Gericht vom Himmel so plötzlich, so tödlich über die Feinde hereinbrach. Eine ganze, lange Minute herrschte

die tiefste Stille, dann aber brach es los, jenes furchtbare Geheul, welches die Nerven zu zerreißen und die Knochen zu zermalmen droht. Das Unerwartete unserer Salve hatte den Wilden geradezu die Sprache geraubt, jetzt aber klang es wie aus den Mäulern von tausend Teufeln durch den Cannon.

„Nochmals Feuer!“ kommandierte die Stimme des Obersten, welche man selbst durch dieses diabolische Geheul hindurch vernehmen konnte.

Eine zweite Salve krachte und dann rief Rudge:

„Hinaus, und mit den Kolben drauf!“

Im Nu waren die Männer über die Mauer hinaus. Wer von ihnen vorher noch bange gewesen war, der fühlte jetzt den Mut des Löwen in sich. Kein einziger Indsman hatte einen Versuch machen können, die Mauer zu ersteigen.

Ich blieb auf meinem Posten. Draußen entwickelte sich ein Rachekampf, der nicht lange anhalten konnte, denn die Reihen der Gegner waren so fürchterlich gelichtet, daß sie ihr Heil nur in der Flucht suchen konnten. Ich sah sie vorüberhuschen, die dunklen Gestalten — ah, das war ein Weißer! Wieder einer! Die Railtroublers hatten auf der andern Seite gestanden und flohen jetzt an mir vorüber.

Jetzt erst legte ich meinen Stutzen an. Fünfundzwanzigmal schießen zu können, ohne laden zu müssen, das war mir jetzt von Vorteil. Acht Schüsse gab ich ab, dann fand ich keine Ziele mehr. Die unverletzten Feinde waren geflohen; die andern lagen am Boden oder versuchten, sich fortzuschleppen, aber es gelang ihnen nicht, denn sie wurden umstellt, und wer sich nicht ergab, der wurde niedergemacht.

Kurze Zeit später brannten zahlreiche Feuer draußen vor der Mauer, und man konnte die schauerliche Ernte sehen, welche der Tod in so kurzer Zeit gehalten hatte. Ich

mochte nichts ſehen, gar nichts. Ich wandte mich ab und ging nach der Wohnung des Colonels. Kaum hatte ich mich dort niedergeſetzt, ſo trat auch Winnetou ein. Ich blickte ihm erſtaunt entgegen.

„Mein roter Bruder kommt?“ fragte ich. „Wo hat er die Skalpe ſeiner Feinde, der Sioux-Ogellallah?“

„Winnetou wird keinen Skalp mehr nehmen,“ antwortete er. „Seit er die Muſik vom Berge herab gehört hat, tötet er den Feind, aber läßt ihm die Haarlocke ſeines Hauptes. Howgh!“

„Wie viele hat der Apache getötet?“

„Winnetou zählt nicht wieder die Häupter der Gefallenen. Warum ſoll er zählen, da ſein weißer Bruder keinen getötet!“

„Woher weißt du das?“

„Warum ſchwieg das Gewehr meines Freundes Scharlih, bis die weißen Mörder an ihm vorüberflohen? Und warum ſchoß er dieſe nur in das Bein? Nur dieſe allein hat Winnetou gezählt. Es ſind ihrer acht. Sie liegen draußen und ſind gefangen, denn ſie konnten nicht entkommen.“

Dieſe Zahl ſtimmte; ich hatte alſo gut getroffen und meinen Zweck erreicht, einige der Railtroublers in unſere Hand zu bekommen. Vielleicht war Haller dabei. Vom übrigen mochte ich nichts ſehen, denn ich war ja ein Menſch und ein — — Chriſt!

Es dauerte nicht lange, ſo trat Walker herein.

„Charles, Winnetou, kommt heraus! Wir haben ihn!“ rief er.

„Wen?“ fragte ich.

„Haller.“

„Ah! Wer hat ihn gefangen?“

„Niemand. Er war verwundet und konnte nicht weiter.

Es ist wunderbar! Es sind acht Railtroublers verwundet worden, und alle acht an derselben Stelle, nämlich am Beckenknochen, so daß sie sofort stürzten und liegen blieben."

„Das ist allerdings eigentümlich, Fred!"

„Es hat sich nicht ein einziger verwundeter Ogellallah ergeben, aber diese acht Weißen haben um Pardon gebeten."

„Sind ihre Wunden lebensgefährlich?"

„Man weiß es nicht; man hat noch keine Zeit zur Untersuchung gehabt. Warum sitzt Ihr hier? Kommt heraus! Es sind im allerhöchsten Falle nur achtzig Feinde entkommen!"

Das war fürchterlich! Aber hatten sie es besser verdient? Diese Menschen hatten heut eine Lehre erhalten, von welcher sicherlich noch in später Zeit erzählt wurde. Es gab Scenen, welche jeder Feder spotten, und als ich am frühen Morgen die Leichen hoch getürmt übereinandergeschichtet sah, da mußte ich mich fröstelnd abwenden. Ich mußte unwillkürlich an das Wort eines neueren Gelehrten denken, daß der Mensch das größte Raubtier sei.

Erst am Nachmittage kam per Bahn ein Arzt, welcher die Verwundeten untersuchte. Ich hörte, daß Haller nicht zu retten sei. Er selbst hatte bei der Erklärung, daß seine Wunde tödlich sei, nicht die mindeste Reue gezeigt. Walker war zugegen gewesen. Er kam zu mir hereingestürzt und rief mir mit erschrockenem Gesichte zu:

„Charles auf! Wir müssen fort!"

„Wohin?"

„Nach Helldorf-Settlement."

Dieses Wort erschreckte mich.

„Warum?" fragte ich.

„Weil es von den Ogellallah überfallen wird."

„Mein Gott! Ist's möglich! Woher wißt Ihr das, Fred?"

„Dieſer Haller hat es geſagt. Ich ſaß bei ihm und ſprach mit dem Colonel. Dabei erwähnte ich den Abend, welchen wir auf Helldorf-Settlement verlebten. Haller lachte höhniſch auf und meinte, daß wir einen ſolchen Abend dort wohl nicht wieder erleben würden. Und als ich in ihn drang, erfuhr ich, daß die Niederlaſſung überfallen werden ſoll.“

„Herr des Himmels, wenn dies wahr wäre! Fred, holt raſch Winnetou, und laßt unſere Pferde kommen. Ich will ſelbſt zu Haller.“

Ich hatte dieſen Menſchen noch nicht wiedergeſehen. Als ich in das Blockhaus trat, in welchem die verwundeten Gefangenen lagen, ſtand gerade der Colonel bei ihm. Er lag todesbleich auf einer blutigen Decke und ſtierte mich mit trotzigen Augen an.

„Ihr ſeid Rollins oder Haller?“ fragte ich ihn.

„Was geht Euch das an!“ antwortete er.

„Mehr als Ihr denkt!“ meinte ich.

Ich konnte mir denken, daß ich auf eine direkte Erkundigung keine Auskunft erhalten werde; ich mußte es anders anfangen.

„Ich wüßte nicht! Packt Euch fort!“ rief er.

„Es hat keiner ein ſo großes Recht, Euch zu beſuchen,“ ſagte ich. „Die Kugel, die Euch im Leben ſitzt, iſt von mir.“

Da wurden ſeine Augen größer; das Blut ſchoß ihm in das Geſicht, ſo daß die Narbe anſchwoll, und er ſchrie:

„Hund, ſagſt du die Wahrheit?“

„Ja.“

Das, was er jetzt förmlich brüllte, iſt nicht wiederzugeben, ich aber blieb ſcheinbar ruhig und ſagte:

„Ich wollte Euch nur verwunden, und als ich hörte, daß Ihr ſterben müßt, bedauerte ich Euch und machte mir

Vorwürfe. Nun ich aber ſehe, welch ein Böſewicht Ihr ſeid, kann ich ruhig ſein. Ich habe der Welt einen Segen erwieſen, indem ich Euch verwundete. Ihr und Eure Ogellallah werden keinen Schaden mehr anrichten!"

„Meinſt du?" fragte er, indem er mir ſeine langen Zähne wie ein gefangenes Raubtier entgegenfletſchte. „Gehe doch einmal nach Helldorff-Settlement, he!"

„Pshaw! Das liegt ſicher!"

„Sicher? Da giebt es keinen Stein mehr auf dem andern. Ich ſelbſt habe dieſen guten Ort ausgekundſchaftet, und es war ausgemacht, daß erſt Echo-Cannon und dann Helldorf-Settlement genommen werden ſoll. Hier iſt es uns nicht gelungen, dort aber wird es deſto beſſer gelingen, und die Settler werden mit tauſend Martern büßen müſſen, was Ihr hier an den Meinen und den Ogellallah verſchuldet habt!"

„Gut, das wollte ich wiſſen! Haller, Ihr ſeid ein verſtockter, aber auch ein ſehr alberner Sünder. Wir werden jetzt nach Helldorf reiten, um zu retten, was zu retten iſt. Und wenn die Settler von den Ogellallah vielleicht fortgeſchleppt worden ſind, ſo werden wir ſie wieder holen. Dies hätten wir aber nicht gekonnt, wenn Ihr verſchwiegen geweſen wäret."

„Den Henker werdet Ihr wieder holen, aber keine Gefangenen!" rief er erboſt.

Da hob ſein Nachbar, ein Kamerad von ihm, der mich unausgeſetzt angeſtiert hatte, den Kopf und ſagte:

„Rollins, glaube es. Dieſer wird ſie wieder holen. Ich kenne ihn. Es iſt Old Shatterhand!"

„Old Shatterhand!" rief der Angeredete. „All devils, alſo darum acht ſolche Schüſſe! Nun, ſo will ich wünſchen — — —"

Ich wandte mich ſchnell ab und ging; die Flüche dieſes

Böſewichtes mochte ich nicht hören. Der Colonel folgte mir und ſagte ganz erſtaunt:

„Iſt's wahr, Sir, daß Ihr Old Shatterhand ſeid?“

„Ja. Dieſer Mann hat mich wohl einmal auf einem meiner Jagdzüge getroffen. Aber wißt Ihr, Colonel, Ihr müßt mir Leute geben. Ich muß fort nach Helldorf-Settlement.“

„Hm, mein werter Sir, das geht nicht. Ich ginge gleich mit und nähme auch alle meine Leute mit; aber ich bin Bahnbeamter und habe meine Pflichten zu erfüllen.“

„Aber, Sir, ſollen dieſe armen Settlers umkommen? Ihr könnt das bei Gott niemals verantworten!“

„Hört mich an, Sir! Ich darf meinen Poſten nicht verlaſſen außer denn, wenn es gilt, im Intereſſe desſelben zu handeln. Ich darf auch meine Leute nicht kommandieren. Euch zu begleiten. Aber eins kann und will ich von Herzen gern thun: ich gebe Euch die Erlaubnis, mit meinen Leuten zu ſprechen. Wer von ihnen aus der Arbeit treten und mit Euch gehen will, den werde ich nicht halten. Ein Pferd, Waffen und Munition nebſt etwas Proviant ſoll er auch haben unter der Bedingung, daß ich die Pferde und Waffen ſpäter wieder erhalte.“

„Gut, ich danke Euch, Sir! Ich bin überzeugt, daß dies alles mögliche iſt, was Ihr thun könnt. Nehmt es mir nicht übel, wenn ich jetzt keine Komplimente mache. Ich habe Eile. Kehren wir zurück, ſo ſoll alles Verſäumte nachgeholt werden!“

Zwei Stunden ſpäter jagte ich mit Winnetou und Walker an der Spitze von einigen vierzig wohl bewaffneten Männern den Weg zurück, den wir vor ſo kurzer Zeit von Helldorf-Settlement her gekommen waren.

Winnetou ſprach kein Wort, aber das Feuer, welches in ſeinen Augen glühte, ſagte mehr als alle Worte. War

dieſe junge Niederlaſſung wirklich überfallen worden, dann wehe den Thätern!

Es gab kein Aufhalten, ſelbſt nicht während der Nacht; wir kannten ja den Weg. Ich glaube nicht, daß ich während des ganzen Rittes hundert Worte geſprochen habe.

Es war am andern Nachmittage, als wir auf dampfenden Pferden am Rande des Thalkeſſels anlangten, in welchem Helldorf-Settlement geſtanden hatte. Sogleich der erſte Blick belehrte uns, daß Haller uns nicht belogen hatte und daß wir zu ſpät kamen. Die Blockhäuſer bildeten nur noch rauchende Trümmerhaufen.

„Uff!“ rief Winnetou und deutete nach der Höhe. „Der Sohn des guten Manitou iſt fort. Ich werde dieſe Wölfe von Ogellallah zerreißen!“

Wahrhaftig, auch das Kapellchen war zerſtört und verbrannt, und das Kruzifix hatte man von der Höhe herabgeſtürzt! Wir ſtürmten auf die Trümmer zu und ſprangen von den Pferden. Hier hielt ich die Railroaders zurück, damit mir keine Fährte verdorben würde. Es war trotz alles Suchens nicht eine einzige Spur eines lebenden Weſens zu entdecken. Nun rief ich die Leute herbei. Sie mußten mir helfen, den rauchenden Schutt auseinander zu ſtöbern. Wir fanden keine menſchlichen Ueberreſte, und das war ein großer Troſt.

Winnetou hatte, ſobald er vom Pferde geſtiegen war, ſogleich den Abhang erklettert und kehrte jetzt zurück. Er trug das Glöckchen in der Hand.

„Der Häuptling der Apachen hat gefunden die Stimme aus der Höhe,“ ſagte er. „Er wird ſie hier vergraben, bis er als Sieger zurückkehrt.“

Unterdeſſen ſuchte ich mit Walker in aller Eile die Ufer des Sees ab, um zu ſehen, ob man die Settlers vielleicht ertränkt habe, fand aber, daß dies nicht geſchehen

ſei. Eine genaue Forſchung ergab, daß die Niederlaſſung mitten in der Nacht überfallen worden war; ein Kampf hatte wohl gar nicht ſtattgefunden; dann waren die Sieger mit ihrem Raube und den Gefangenen in der Richtung nach der Grenze von Idaho und Wyoming abgezogen.

„Hört, Männer, wir dürfen keinen Augenblick verlieren!“ rief ich. „Wir können jetzt nicht ruhen; wir müſſen der Fährte folgen, ſo lange mir ſie erkennen können, und dann erſt, wenn es Abend iſt, werden wir Lager machen. Vorwärts!“

Mit dieſen Worten beſtieg ich den Schwarzſchimmel wieder. Die andern folgten. Der Apache ritt an der Spitze und verwendete keinen Blick von den Spuren der Verfolgten. Man hätte ihn wohl töten, aber nicht von dieſer Fährte abbringen können, eine ſolche Erbitterung hatte ſich ſeiner und unſer aller bemächtigt. Wir waren vierzig gegen achtzig Mann, aber in einer ſolchen Stimmung zählt man die Gegner nicht.

Wir hatten noch volle drei Stunden Tageslicht und legten während dieſer Zeit eine ſo große Strecke zurück, daß wir mit den ungewöhnlichen Leiſtungen unſerer Pferde höchſt zufrieden ſein konnten. Dann gönnten wir ihnen die ſo wohlverdiente Ruhe.

Am andern Tage zeigte es ſich, daß wir die Ogellallah drei Viertel einer Tagreiſe von uns hatten, und ſpäter bemerkten wir, daß ſie ihren Ritt während der ganzen Nacht fortgeſetzt hatten. Der Grund zu dieſer Eile ließ ſich erraten. Winnetou hatte beim Ueberfalle ſeinen Namen in die finſtere Nacht hinausgerufen; ſie wußten, daß man ſie verfolgen werde; ſie wußten den Apachen hinter ſich, und das war Grund, eilig zu ſein.

Da unſere Pferde bis jetzt das beinahe Unmögliche geleiſtet hatten, ſo durften wir ſie nicht gar zu ſehr an-

ſtrengen; es kam ja alles darauf an, ſie bei Kräften zu erhalten. Daher kam es, das wir in den erſten beiden Tagen den Verfolgten nicht näher kamen.

„Die Zeit vergeht," ſagte Walker, „und wir werden zu ſpät kommen."

„Wir kommen nicht zu ſpät," antwortete ich ihm. „Die Gefangenen ſind für den Marterpfahl aufgehoben, und dieſes Schickſal werden ſie erſt dann haben, wenn die Ogellallah in ihren Dörfern angekommen ſind."

„Wo befinden ſich die Dörfer jetzt?"

„Die Dörfer der Ogellallah ſind jetzt droben im Quacking-asp-Ridge," antwortete Winnetou, „und wir werden dieſe Räuber noch viel eher erreichen."

Am dritten Tage ſtießen wir auf ein ganz bedeutendes Hindernis: es teilte ſich die Fährte. Die eine Hälfte lief grad nach Norden fort, und die andere ging nach dem Weſten ab. Die erſtere war die bedeutendere.

„Sie wollen uns aufhalten!" meinte Fred.

„Die weißen Männer mögen halten," gebot Winnetou. „Die Spur darf von keinem Fuß berührt werden."

Darauf gab er mir einen Wink, den ich ſofort verſtand. Ich ſollte die grad fortlaufende, und er wollte die links abgehende Fährte beobachten. Wir ritten alſo beide in den angegebenen Richtungen weiter; die andern mußten warten.

Ich ritt wohl eine Viertelſtunde weit. Die Zahl der Pferde, welche hier gegangen waren, war ſchwer zu beſtimmen, da die einzelnen Tiere hintereinander her geſchritten waren; aber aus der Tiefe und der Form der gemeinſchaftlichen Hufeindrücke konnte ich ſchließen, das es nicht viel über zwanzig geweſen ſeien. Während dieſer Unterſuchung bemerkte ich im Sande einige dunkle, kleine, runde Flecken, daneben zu beiden Seiten eine eigentümliche Schichtung der trockenen Sandkörner, und vor dieſen Zeichen ſah die Stelle;

aus, als ſei mit einem breiten Gegenſtand auf dem Sande hin und her gerieben worden. Ich kehrte ſofort im Galopp um und fand Winnetou bereits meiner wartend.

„Was hat mein Bruder geſehen?“ fragte ich ihn.

„Nichts als die Fährte von Reitern.“

„Vorwärts!“

Mit dieſen Worten wandte ich mich wieder um und eilte voran.

„Uff!“ rief der Apache.

Er wunderte ſich über meine Sicherheit und merkte aus derſelben, daß ich einen untrüglichen Beweis gefunden haben müſſe, daß die Gefangenen in dieſer Richtung fortgeſchleppt worden ſeien. Als ich die Stelle erreichte, hielt ich an und fragte den Dicken:

„Maſter Walker, Ihr ſeid ein guter Weſtmann. Seht Euch einmal dieſe Spur an, und ſagt mir, was ſie zu bedeuten hat!“

„Spur?“ fragte er. „Wo?“

„Hier!“

„Ah! Was ſoll denn das für eine Spur ſein! Hier iſt der Wind über den Sand gegangen!“

„Schön! Er wird auch wohl noch öfters darüber gehen! Ich wette mit Euch, um was Ihr wollt, daß Winnetou von dieſen beinahe ganz unſichtbaren Zeichen ganz dieſelbe Anſicht haben wird wie ich. Mein roter Bruder mag ſie ſich betrachten!“

Der Apache ſtieg ab, bückte ſich, warf einen langen, forſchenden Blick auf die Stelle und ſagte:

„Mein Bruder Schar-lih hat den richtigen Weg gewählt, denn hier ſind die Gefangenen geritten.“

„Woher will man dies ſehen?“ fragte Fred halb ungläubig und halb ärgerlich darüber, daß er nicht ſcharfſinnig genug war, das Richtige zu treffen.

„Mein Bruder blicke genau her!“ sagte Winnetou. „Diese Tropfen sind Blut; rechts und links davon lagen die Hände und nach vorn der Leib eines Kindes — — —“

„Welches,“ fiel ich ein, „vom Pferde fiel, so daß ihm die Nase blutete!“

„Ah!“ rief der Dicke.

„O, das ist nicht schwer zu sehen! Aber ich wette, es kommt noch etwas anderes, was uns viel größere Mühe machen wird. Vorwärts!“

Ich hatte recht. Wir hatten den Weg kaum zehn Minuten fortgesetzt, so kamen wir an eine felsige Stelle, und von da an hörten alle Spuren auf.

Die andern mußten halten bleiben, um uns das Suchen nicht zu erschweren, und es dauerte gar nicht lange, so stieß der Apache einen freudigen Ruf aus und brachte mir einen starken gelb gefärbten Faden.

„Was sagt Ihr dazu, Fred?“ fragte ich.

„Dieser Faden stammt aus einer Decke.“

„Richtig! Seht Euch die scharfen Enden desselben an! Man hat die Decken zerschnitten und die Teile derselben den Pferden um die Hufe gewickelt, damit sie keine Spur hinterlassen sollen. Wir müssen uns auf das äußerste anstrengen!“

Wir suchten weiter, und richtig! einige dreißig Schritte davon bemerkte ich im Grase, welches auf nun wieder sandigem Boden wuchs, die schlecht ausgelöschte Spur eines indianischen Mokassin. Die Stellung des Fußes gab uns die Richtung an, in welcher der Weg fortgesetzt worden war.

In dieser Richtung fanden wir bald weitere Anhaltepunkte und endlich erkannten wir, daß die Leute hier ganz außerordentlich langsam vorwärts gekommen waren. Nach langer Zeit wurden die Spuren wieder deutlicher. Man hatte die Pferdehufe von der Umhüllung befreit und schließ-

lich ſahen wir ganz deutlich, daß neben den Pferden Indianer zu Fuße gegangen waren.

Das war wunderbar und gab mir zu denken, bis Winnetou plötzlich ſein Pferd anhielt, in die Ferne blickte und eine Gebärde machte, als ob er ſich auf etwas beſinne.

„Uff!“ rief er. „Die Höhle des Berges, welchen die Weißen Hancock nennen!“

„Was iſt's mit ihr?“ fragte ich.

„Winnetou weiß jetzt alles! In dieſer Höhle opfern die Sioux ihre Gefangenen dem großen Geiſte. Dieſe Ogellallah haben ſich geteilt. Der große Teil reitet nach links, um die zerſtreuten Truppen ſeines Stammes herbeizurufen, und der kleine Teil bringt die Gefangenen zur Höhle. Man hat mehrere auf ein Pferd geladen, und die Ogellallah laufen nebenher.“

„Wie weit iſt dieſer Berg von hier?“

„Meine Brüder werden ihn des Abends erreichen.“

„Unmöglich! der Berg Hancock liegt ja zwiſchen dem oberen Snake- und dem oberen Yellowſtone-River!“

„Mein weißer Bruder mag bedenken, daß es zwei Berge Hancock giebt!“

„Kennt Winnetou den Richtigen?“

„Ja.“

„Und auch die Höhle?“

„Ja. Winnetou hat mit dem Vater von Ko-itſe in dieſer Höhle einen Bund geſchloſſen, den dieſer Ogellallah dann brach. Meine Brüder werden mit mir dieſe Fährte verlaſſen und ſich dem Häuptling der Apachen anvertrauen!“

Er gab, als ſei er ſeiner Sache ganz gewiß, ſeinem Pferde die Sporen und ſprengte im Galopp davon, wir ihm nach. Es ging eine geraume Zeit durch Thäler und Schluchten, bis plötzlich die Berge auseinandertraten und eine ebene

Grasfläche vor uns lag, welche nur am fernen Horizonte von Höhen eingefaßt zu ſein ſchien.

„Das iſt J-akom akono, die ‚Prairie des Blutes‘ in der Sprache der Tehua,“ erklärte Winnetou, ohne in ſeinem ſchnellen Ritte anzuhalten.

Das war alſo die fürchterliche Prairie des Blutes, von der ich ſo viel gehört hatte! Hierher hatten die vereinigten Stämme der Dakota ihre Gefangenen gebracht, losgelaſſen und zu Tode gehetzt. Hier waren Tauſende von unſchuldigen Schlachtopfern den Tod des Pfahles, des Feuers, des Meſſers, des Eingrabens geſtorben. Hierher wagte ſich kein fremder Indianer oder gar Weißer, und wir ritten dieſe Ebene des Fluches ſo unbeſorgt, als ob wir uns auf dem friedlichſten Boden befänden. Unſer Führer dabei konnte nur ein Winnetou ſein!

Schon begannen unſere Pferde vom Jagen zu ermüden. Da hob ſich vor uns langſam eine iſolierte Höhe empor, welche aus mehreren zuſammengeſchobenen Bergen zu beſtehen ſchien. Wir erreichten den mit Wald und Buſchwerk beſetzten Fuß derſelben und ließen dort die Pferde raſten.

„Das iſt der Berg Hancock,“ bemerkte Winnetou.

„Und die Höhle?“ fragte ich.

„Sie iſt auf der andern Seite des Berges. In einer Stunde wird ſie mein Bruder ſehen. Er folge mir, laſſe aber ſeine Gewehre zurück.“

„Ich allein?“

„Ja. Wir ſind hier am Orte des Todes. Nur ein feſter Mann wird beſtehen. Unſere Brüder mögen ſich unter den Bäumen verbergen und warten!“

Der Berg, an deſſen Fuße wir uns befanden, war ein vulkaniſches Gebilde von der Breite von vielleicht dreiviertel Stunden. Ich legte die Büchſe und den Stutzen ab und folgte Winnetou, welcher an der weſtlichen Seite des Berges

emporzusteigen begann. Er hielt in kurzen Schlangenlinien nach dem Gipfel zu. Es war ein sehr beschwerlicher Weg, und mein Führer legte ihn mit einer Vorsicht zurück, als ob er hinter jedem Strauche einen Feind zu erwarten habe. So dauerte es wirklich eine Stunde, bis wir ganz oben an der Spitze anlangten.

„Mein Bruder sei ganz still und unhörbar!“ flüsterte er, indem er sich auf den Bauch legte und zwischen zwei Büschen langsam hindurchkroch.

Ich folgte ihm und — wäre beinahe ganz erschrocken zurückgewichen, denn kaum hatte ich den Kopf durch die Zweige gesteckt, so erblickte ich grad vor meinem Gesichte den trichterförmigen, steilen Abgrund eines Kraters, dessen Rand ich mit der Hand erreichen konnte. Dieser Abgrund war nur mit einzelnen Sträuchern bestanden und wohl an die hundertundfünfzig Fuß tief. Unten bildete er eine vielleicht vierzig Fuß im Durchmesser haltende Fläche, und da lagen — die von uns gesuchten Bewohner von Helldorf-Settlement, an Händen und Füßen gebunden. Ich besiegte meine Ueberraschung und zählte die Leute. Es fehlte keiner; aber bei ihnen befand sich eine zahlreiche Ogellallah-Wache.

Ich untersuchte jeden Fußbreit dieses abgebrannten Kraters, ob man von hier hinunterkönne. Ja, es ging, wenn man kühn war, ein tüchtiges Seil besaß und ein Mittel fand, die Wache zu entfernen. Es waren mehrere Felsenvorsprünge da, welche man als Anhalte- und Ruhepunkte benutzen konnte.

Jetzt zog sich Winnetou zurück, und ich that desgleichen.

„Das ist die Höhle des Berges?“ fragte ich.

„Ja.“

„Wo ist der eigentliche Eingang?“

„An der Seite, die gegen Osten liegt. Aber kein Mensch kann ihn erzwingen.“

„So steigen wir hier hinab. Wir haben Lassos, und unsere Bahnarbeiter sind mit Pferdestricken reichlich versehen.“

Er nickte, und wir begannen den Abstieg. Es war mir völlig unbegreiflich, warum die Indianer die westliche Seite des Berges nicht bewachten. Eine unbemerkte Annäherung wäre uns dann unmöglich gewesen.

Als wir unten wieder ankamen, tauchte die Sonne hinter dem Horizont hinab, und wir begannen unsere Vorbereitungen. Es wurden alle vorhandenen Stricke gesammelt und zu einem längeren Seile verbunden. Winnetou las sich zwanzig der gewandtesten Männer aus; die andern sollten die Pferde bewachen. Zwei von diesen aber sollten sich dreiviertel Stunden nach unserm Fortgange auf die Pferde werfen und in einem Bogen um den Berg herum nach Osten reiten, um weit draußen einige Feuer anzuzünden, doch so, daß die Prairie nicht anbrannte; dann aber sollten sie schleunigst zurückkehren. Durch diese Feuer sollte die Aufmerksamkeit der indianischen Wächter von uns ab und hinaus auf die Prairie gelenkt werden.

Die Sonne war verschwunden, und der Westen färbte sich mit hellen Tinten, welche nach und nach in den tiefsten Purpur übergingen, sich dann wieder entfärbten und im Abendgrau erloschen. Winnetou hatte den Platz, an dem wir uns befanden, verlassen. Er war mir in den letzten Stunden ganz anders vorgekommen, als er sonst zu sein pflegte. Der feste, sichere Blick seines Auges hatte sich in ein eigentümliches, unruhiges Flackern verwandelt, und auf seiner immer glatten Stirn waren, bei ihm etwas noch nie Dagewesenes, Falten erschienen, welche auf eine ganz ungewöhnliche Sorge deuteten oder auf Gedanken von einem solchen Ernste, daß sie im stande waren, das von mir so oft bewunderte Gleichgewicht seines Innern zu stören. Es

bedrückte ihn etwas, und ich glaubte nicht nur die Pflicht, sondern auch das Recht zu haben, ihn danach zu fragen. Darum ging ich fort, um nach ihm zu sehen.

Er stand am Rande des Waldes, an einen Baum gelehnt, und blickte starren Auges gen Westen in die über dem Horizonte liegenden Wolkengebilde, deren vorher goldumsäumte Ränder im letzten Erblassen begriffen waren. Trotzdem ich sehr leise ging und trotz der Versunkenheit, in welcher er sich augenscheinlich befand, hörte er nicht nur meine Schritte, sondern wußte sogar, wer sich ihm näherte. Ohne sich nach mir umzusehen, sagte er:

„Mein Bruder Schar-lih kommt, um nach seinem Freunde zu sehen. Er thut recht daran, denn bald wird er ihn nicht mehr sehen."

Ich legte ihm die Hand auf die Schulter und antwortete:

„Lagern Schatten auf dem Gemüte meines Bruders Winnetou? Er mag sie verjagen."

Da hob er die Hand und deutete gegen Westen.

„Dort flammte das Feuer und die Glut des Lebens; nun ist's vorbei und wird finster. Gehe hin! Kannst du die Schatten verjagen, die dort niedersinken?"

„Nein: aber das Licht kommt am frühen Morgen wieder, und ein neuer Tag bricht an."

„Für den Hancock-Berg wird morgen ein neuer Tag beginnen, aber nicht für Winnetou. Seine Sonne wird erlöschen, wie diese dort erloschen ist, und nimmer wieder aufgehen. Die nächste Morgenröte wird ihm im Jenseits lachen."

„Das sind Todesahnungen, denen sich mein lieber Bruder Winnetou nicht hingeben darf! Ja, der heutige Abend wird ein sehr gefährlicher für uns sein; aber wie oft haben wir dem Tode in das Auge geschaut, und doch

ist er, so oft er die Hand nach uns ausstreckte, vor unserm heitern, festen Blicke zurückgewichen. Verbanne die Schwermut, die dich ergriffen hat! Sie hat ihren Grund nur in den körperlichen und geistigen Anstrengungen der letzten Tage."

„Nein, Winnetou läßt sich von keiner Anstrengung bemeistern, und keine Ermüdung kann ihm die Heiterkeit seiner Seele rauben. Mein Bruder Old Shatterhand kennt mich und weiß, daß ich nach dem Wasser der Erkenntnis, des Wissens gedürstet habe. Du hast es mir gereicht, und ich trank davon in vollen Zügen. Ich habe viel gelernt, so viel wie keiner von meinen Brüdern, bin aber dennoch ein roter Mann geblieben. Der Weiße gleicht dem gelehrigen Haustiere, dessen Instinkt sich verändert hat, der Indianer aber dem Wilde, welches nicht nur seine scharfen Sinne behalten hat, sondern auch mit der Seele hört und riecht. Das Wild weiß ganz genau, wenn der Tod sich ihm naht; es ahnt ihn nicht nur, sondern es fühlt sein Kommen und verkriecht sich im tiefsten Dickicht des Waldes, um ruhig und einsam zu verenden. Diese Ahnung, dieses Gefühl, welches niemals täuscht, empfindet Winnetou in diesem Augenblicke."

Ich drückte ihn an mich und entgegnete:

„Und dennoch täuscht es dich. Hast du dieses Gefühl vielleicht schon einmal gehabt?"

„Nein."

„Also heut zum erstenmal."

„Ja."

„Wie kannst du es da kennen? Wie kannst du wissen, daß es die Ahnung des Todes ist!"

„Es ist so deutlich, so deutlich! Es sagt mir, daß Winnetou sterben wird mit einer Kugel in der Brust. Denn nur eine Kugel kann mich werfen; ein Messer oder

einen Tomahawk würde der Häuptling der Apachen leicht von sich wehren. Mein Bruder mag mir glauben, ich gehe heut in die ewigen Jagd— — —"

Er hielt inne. „In die ewigen Jagdgründe" hatte er nach dem Glauben der Indianer sagen wollen. Was hielt ihn ab, dieses Wort vollends auszusprechen? Ich wußte es: Er war durch den Umgang mit mir in seinem Innern ein Christ geworden, obgleich er es vermieden hatte, es zu sagen. Er schlang den Arm um mich und veränderte das erst beabsichtigte Wort:

„Ich gehe heut dahin, wo der Sohn des guten Manitou uns vorausgegangen ist, um uns die Wohnungen im Hause seines Vaters zu bereiten, und wohin mir mein Bruder Old Shatterhand einst nachfolgen wird. Dort werden wir uns wiedersehen, und es wird keinen Unterschied mehr geben zwischen den weißen und den roten Kindern des Vaters, der beide mit derselben unendlichen Liebe umfängt. Es wird dann ewiger Friede sein; es wird kein Morden mehr geben, kein Erwürgen von Menschen, welche gut waren und den Weißen friedlich und vertrauend entgegenkamen, aber dafür ausgerottet wurden. Dann wird der gute Manitou die Wagschalen in seiner Hand halten, um die Thaten der Weißen und der Roten abzuwägen und das Blut, welches unschuldig geflossen ist. Winnetou aber wird dabeistehen und für die Mörder seiner Nation, seiner Brüder, um Gnade und Erbarmen bitten."

Er drückte mich an sich und schwieg. Ich war tief bewegt, denn eine innere Stimme flüsterte mir zu: „Sein Instinkt hat ihn nie getäuscht; vielleicht spricht er auch dieses Mal die Wahrheit." Dennoch sagte ich:

„Mein Bruder Winnetou hält sich für stärker, als er ist. Er ist der gewaltigste Krieger seines Stammes, aber doch auch nur ein Mensch. Ich habe ihn noch nie ermatten

sehen, heut aber ist er müde geworden, denn die vergangenen Tage und Nächte haben allzuviel von uns verlangt. Das drückt die Seele nieder und schwächt das Selbstvertrauen; es entstehen trübe Gedanken, welche verschwinden, wenn die Müdigkeit gewichen ist. Mein Bruder mag sich ausruhen. Er mag sich zu den Männern legen, welche hier unten am Berge bleiben."

Er schüttelte langsam den Kopf und antwortete:

„Das sagt mein Bruder Scharlih nicht im Ernste."

„O doch! Ich habe die Höhle des Berges ja gesehen und mit dem Auge genau gemessen; es genügt, wenn ich allein die Angreifer anführe."

„Ich soll nicht dabei sein?" fragte er da, indem seine Augen erhöhten Glanz bekamen.

„Du hast genug gethan; du sollst ruhen."

„Hast du nicht auch genug gethan, ja noch viel mehr als ich und alle andern? Ich bleibe nicht zurück!"

„Auch nicht, wenn ich dich darum bitte, wenn ich es als ein Opfer der Freundschaft von dir verlange?"

„Auch dann nicht! Soll man sagen, daß Winnetou, der Häuptling der Apachen, den Tod gefürchtet habe?"

„Kein Mensch wird wagen, dies zu sagen!"

„Und wenn alle schwiegen und es mir nicht als Feigheit anrechneten, Einen würde es doch geben, dessen Vorwurf mir die Röte der Scham in die Wangen triebe."

„Wer wäre das?"

„Ich, ich selbst! Ich würde diesem Winnetou, welcher ruhte, als sein Bruder Scharlih kämpfte, ohne sich vor dem Tode zu fürchten, immer und immer in die Ohren schreien, daß er unter die Feiglinge gegangen und nicht länger würdig sei, sich einen Krieger, einen Häuptling seines tapfern Volkes zu nennen. Nein, nein, sprich nicht davon, daß ich zurückbleiben soll. Soll mein Bruder Shatterhand

mich im ſtillen, wenn er es auch nicht laut thun würde, zu den mutloſen Coyoten rechnen? Soll Winnetou ſich ſelbſt verachten? Lieber zehnmal, hundertmal und tauſendmal den Tod!“

Dieſer letztere Grund gebot mir allerdings, zu ſchweigen. Winnetou wäre an dem Selbſtvorwurfe, feig gehandelt zu haben, innerlich und äußerlich zu Grunde gegangen. Er fuhr nach einer kurzen Pauſe fort:

„Wir ſtanden dem Tode ſo oft gegenüber, und mein Bruder war ſtets auf ihn vorbereitet und hat für mich in ſein Notizbuch eingeſchrieben, was geſchehen ſoll, wenn er einmal im Kampfe fällt. Ich ſoll dann das Buch nehmen und es leſen und ausführen. Das wird von den Bleichgeſichtern ein Teſtament genannt. Winnetou hat auch ein Teſtament gemacht, aber noch nichts davon geſagt. Heut, wo er die Nähe des Todes fühlt, muß er davon ſprechen. Willſt du der Vollſtrecker ſein?“

„Ja. Ich weiß und ich wünſche, daß deine Ahnung nicht in Erfüllung geht, daß du noch viele, viele Sonnen auf der Erde wandelſt; aber wenn du einmal ſtirbſt und ich deinen letzten Willen kenne, ſoll es mir die heiligſte der Pflichten ſein, ihn auszuführen.“

„Auch wenn es ſchwer, ſehr ſchwer ſein würde und mit großen Gefahren verbunden?“

„So fragt Winnetou doch nicht im Ernſte. Schicke mich in den Tod; ich gehe!“

„Ich weiß es, Schar-lih. Für mich würdeſt du ihm in den offenen Rachen ſpringen. Du wirſt thun, was ich mir von dir erbitte. Du allein biſt's, der es ausführen kann. Erinnerſt du dich, daß wir einſt, als ich dich noch nicht ſo wie jetzt kannte, über den Reichtum miteinander ſprachen?“

„Ja, ſehr genau.“

„Ich hörte es damals deiner Stimme an, daß du doch vielleicht anders dachteſt, als du ſagteſt. Das Gold hatte großen Wert für dich. Habe ich da recht gedacht?“

„Du haſt dich wenigſtens nicht ganz geirrt,“ geſtand ich ein.

„Und jetzt? Du wirſt mir die Wahrheit ſagen.“

„Jeder Weiße kennt den Wert des Beſitzes, doch trachte ich nicht nach toten Schätzen und äußeren Genüſſen. Das wahre Glück gründet ſich nur auf die Schätze, welche man im Herzen ſammelt.“

„Ich wußte, daß du heut ſo ſprechen würdeſt. Du weißt, daß ich viele Orte kenne, wo Gold in Gängen und als Nuggets und Staub zu finden iſt; ich brauchte dir nur einen einzigen ſolchen Ort zu ſagen, ſo wäreſt du ein reicher, ein ſehr reicher Mann, aber auch dann nicht mehr ein — — glücklicher Mann. Der gute, weiße Manitou hat dich nicht geſchaffen, um weichlich in Reichtümern zu ſchwelgen; dein ſtarker Körper und deine Seele ſind zu Beſſerem beſtimmt. Du biſt ein Mann und ſollſt ein Mann bleiben; darum bin ich ſtets entſchloſſen geweſen, dir keinen der Fundorte des Goldes zu verraten. Wirſt du mir dafür zürnen?“

„Nein,“ antwortete ich, in dieſem Augenblicke wirklich der Wahrheit gemäß. Ich ſtand vor dem beſten Freunde, den ich je gehabt habe; er ſah den Tod vor ſich und vertraute mir ſeinen letzten Willen an; wie hätte es mir da beikommen können, niedere Gier nach Gold zu zeigen!

„Und doch wirſt du Gold zu ſehen bekommen, viel Gold,“ ſprach er weiter; „aber es iſt nicht für dich beſtimmt. Wenn ich geſtorben bin, ſo ſuche das Grab meines Vaters auf; du kennſt es ja. Wenn du am Fuße desſelben, genau an der Weſtſeite, in die Erde gräbſt, wirſt du das Teſtament deines Winnetou finden, der dann nicht mehr bei dir iſt. Ich habe meine Wünſche aufgezeichnet, und du wirſt ſie erfüllen.“

„Mein Wort ist wie ein Schwur," versicherte ich ihm mit Thränen in den Augen. „Keine Gefahr, und sei sie noch so groß, kann mich abhalten, auszuführen, was du aufgeschrieben hast."

„Ich danke dir! Wir sind jetzt fertig. Die Zeit zum Angriff ist gekommen. Ich werde den Kampf nicht überleben. Laß uns Abschied nehmen, mein lieber, lieber Schar-lih! Der gute Manitou mag dir vergelten, daß du mir so viel, so viel gewesen bist! Mein Herz fühlt mehr, als ich mit Worten sagen kann. Laß uns nicht weinen, die wir Männer sind! Begrabe mich in den Groß-Ventre-Bergen, an dem Ufer des Metsurflusses, auf meinem Pferde und mit allen meinen Waffen, auch mit meiner Silberbüchse, die in keine anderen Hände kommen soll. Und wenn du dann zu den Menschen zurückgekehrt bist, von denen keiner dich so lieben wird, wie ich dich liebe, so denke zuweilen an deinen Freund und Bruder Winnetou, der dich jetzt segnet, weil du ihm ein Segen warst!"

Er, der Indianer, legte mir die Hände auf das Haupt. Ich hörte, daß er nur mit Mühe das Schluchzen unterdrücken konnte, und riß ihn mit beiden Armen an mich, indem ich weinend hervorstieß:

„Winnetou, mein Winnetou, es ist ja nur eine Ahnung, ein Schatten, der vorübergeht. Du mußt bei mir bleiben; du darfst nicht fort!"

„Ich gehe fort!" antwortete er leise aber bestimmt, riß sich mit Ueberwindung seiner selbst von mir los und wendete sich nach dem Lagerplatz zurück.

Indem ich ihm folgte, suchte ich in meinem Gehirn vergeblich nach einem Mittel, ihn zu bestimmen, nicht an dem bevorstehenden Kampfe teilzunehmen; ich fand keins, weil es keins gab. Was hätte ich darum gegeben, und was gäbe ich noch heut darum, wenn es mir möglich gewesen wäre, einen Ausweg zu finden!

Ich war aufs tiefſte erregt, und auch er hatte trotz der Gewalt, welche er über ſich beſaß, ſeine Bewegung noch nicht überwunden, denn ich hörte, daß ſeine Stimme leiſe zitterte, als er die Leute aufforderte:

„Es iſt nun vollſtändig dunkel, und wir wollen aufbrechen. Meine Brüder mögen mir und Old Shatterhand folgen.“

Wir kletterten einer hinter dem andern den Berg hinan, auf demſelben Wege, den Winnetou vorher mit mir eingeſchlagen hatte. Das leiſe Emporklimmen war jetzt in der Finſternis viel ſchwieriger als vorhin, und wir brauchten länger als eine Stunde, bis wir den Rand des Kraters erreichten. Unten brannte ein mächtiges Feuer, und bei dem Scheine desſelben ſahen wir die Gefangenen und ihre Wächter liegen. Kein Wort, kein Laut drang herauf zu uns.

Wir befeſtigten zunächſt das Seil, welches lang genug war, an einen Steinblock und warteten dann auf das Erſcheinen der Feuer. Es dauerte nicht lange, ſo zeigten ſich dort im Oſten nacheinander drei, vier, fünf Flammen, welche den Feuern eines Lagers ganz ähnlich ſahen. Jetzt blickten und horchten wir geſpannt nach dem Keſſel hinab. Wir ſollten uns nicht getäuſcht haben, denn bereits nach kurzer Zeit ſahen wir einen Wilden aus einer Spalte erſcheinen, der den andern einige Worte ſagte. Dieſe erhoben ſich ſofort und verſchwanden mit ihm durch die Spalte, um die Feuer zu betrachten.

Jetzt war es Zeit für uns. Ich ergriff den Anfang des Seiles, um den erſten zu machen, jedoch Winnetou nahm ihn mir aus der Hand.

„Der Häuptling der Apachen iſt der Führer,“ ſagte er. „Mein Bruder komme hinter ihm.“

Es war ausgemacht worden, daß die Unſrigen uns in ſolchen Zwiſchenräumen folgen ſollten, daß, nachdem das

Seil den Boden erreicht hatte, ſich nur je vier auf einmal an demſelben befanden. Winnetou trat an. Ich ließ ihn bis zum erſten Vorſprunge kommen und folgte dann. Mir folgte Fred. Es ging viel ſchneller bergab, als wir gedacht hatten, da wir uns kaum halten konnten. Zum Glücke hielt das Seil, welches von oben langſam herab- und uns nachgelaſſen wurde.

Natürlich riſſen wir eine Menge Steine und Geröll zur Tiefe hinab; es war ja ſo dunkel, daß wir dies gar nicht vermeiden konnten. Einer dieſer Steine mochte ein Kind getroffen haben, denn es begann, zu ſchreien. Sofort erſchien der Kopf eines Indianers in der vom Feuer erleuchteten Spalte. Er hörte und ſah das Niederpraſſeln des Gerölls, blickte in die Höhe und ſtieß einen lauten Warnungsruf aus.

„Vorwärts, Winnetou!“ rief ich. „Es iſt ſonſt alles verloren!“

Die Männer oben merkten, was unten vorging, und ließen das Seil ſchnell laufen. Eine halbe Minute ſpäter hatten wir den Boden erreicht, zu gleicher Zeit aber blitzten uns aus der Spalte einige Schüſſe entgegen. Winnetou ſtürzte zu Boden.

Ich blieb vor Schreck halten.

„Winnetou, mein Freund,“ rief ich, „hat eine Kugel getroffen?“

„Winnetou wird ſterben,“ antwortete er.

Da erfaßte mich eine Wut, welcher ich nicht zu widerſtehen vermochte. Soeben langte Walker hinter mir an.

„Winnetou ſtirbt!“ rief ich ihm zu. „Drauf!“

Ich nahm mir nicht erſt Zeit, den Stutzen vom Rücken zu reißen oder ein Meſſer oder einen Revolver zu ergreifen. Mit hoch erhobenen Fäuſten ſtürzte ich mich auf die fünf Indianer, welche bereits aus der Spalte

gedrungen waren. Der vorderſte unter ihnen war der Häuptling; ich erkannte ihn ſogleich.

„Ko-itſe, fahre nieder!“ rief ich ihm zu.

Ein Fauſtſchlag traf ihn an die Schläfe; er brach zuſammen wie ein Holzklotz. Der neben ihm haltende Wilde hatte bereits den Tomahawk gegen mich zum Schlage erhoben; da fiel der Schein der Flamme hell auf mein Geſicht, und er ließ erſchreckt das Schlachtbeil niederſinken.

„Kâ-ut-skamasti — Schmetterhand!“ rief er laut.

„Ja, hier iſt Old Shatterhand. — Fahre dahin!“ rief ich.

Ich kannte mich nicht. Der zweite Hieb traf den Mann, ſo daß er niederſank.

„Ká-ut-skamasti!“ riefen die Indsmen zaudernd.

„Old Shatterhand!“ rief auch Walker. „Das ſeid Ihr, Charles? O, da begreife ich alles. Jetzt haben wir gewonnen. Drauf!“

Ich erhielt einen Meſſerſtich in die Schulter, aber das fühlte ich gar nicht. Zwei der Wilden fielen von den Schüſſen Freds, und den dritten ſchlug ich noch nieder. Mittlerweile kamen immer mehrere der Unſrigen herab; ihnen konnte ich die Indsmen überlaſſen. Ich wandte mich zu Winnetou und kniete neben ihm am Boden nieder.

„Wo iſt mein Bruder getroffen?“ fragte ich.

„Ntságe tche — hier in der Bruſt,“ antwortete er leiſe, die Linke auf die rechte Seite der Bruſt legend, welche ſich von ſeinem Blute rötete.

Ich riß das Meſſer heraus und ſchnitt ihm die Santillo-Decke, welche ſich heraufgeſchoben hatte, kurzweg herunter. Ja, die Kugel war ihm in die Lunge gedrungen. Mich erfaßte ein Schmerz, wie ich ihn in meinem ganzen Leben noch nicht gefühlt hatte.

„Noch wird Hoffnung ſein, mein Bruder,“ tröſtete ich.

„Mein Freund lege mich in ſeinen Schoß, daß ich den Kampf erkenne!“ bat er.

Ich that es, und nun konnte er ſehen, daß alle Indsmen, ſobald ſie ſich in der Spalte ſehen ließen, ſofort der Reihe nach in Empfang genommen wurden. Unſere Leute kamen nach und nach alle herab. Die Gefangenen wurden von den Feſſeln befreit und erhoben laute Rufe der Freude und Dankbarkeit. Ich beachtete das alles nicht; ich ſah nur den ſterbenden Freund, deſſen Wunde aufhörte zu bluten. Ich ahnte, daß er ſich innerlich verbluten werde.

„Hat mein Bruder noch einen Wunſch?“ fragte ich ihn.

Er hatte die Augen geſchloſſen und antwortete nicht; ich aber hielt ſeinen Kopf in meinen Armen und wagte nicht die geringſte Bewegung.

Der alte Hillmann und die anderen von ihren Banden befreiten Settlers griffen nach den umherliegenden Waffen und drangen in die Spalte ein. Auch das beachtete ich nicht, denn mein Blick hing nur an den bronzenen Zügen und geſchloſſenen Lidern des Apachen. Später trat Walker zu mir, welcher auch blutete, und meldete:

„Sie ſind alle ausgelöſcht!“

„Dieſer wird auch auslöſchen!“ antwortete ich. „Sie alle ſind nichts gegen dieſen Einen!“

Noch immer lag der Apache bewegungslos. Die braven Railroaders, welche ſich ſo gut gehalten hatten, und die Settlers mit den Ihrigen bildeten um uns einen ſtummen, tief ergriffenen Kreis. Da endlich ſchlug Winnetou die Augen auf.

„Hat mein guter Bruder noch einen Wunſch?“ wiederholte ich.

Er nickte und ſagte leiſe:

„Mein Bruder Scharlih führe die Männer in die

Gros-Ventre-Berge. Am Metsur-Flüßchen liegen solche Steine, wie sie suchen. Sie haben es verdient!"

„Was noch, Winnetou?"

„Mein Bruder vergesse den Apachen nicht. Er bete für ihn zum großen, guten Manitou! Können diese Gefangenen mit ihren wunden Gliedern klettern?"

„Ja," antwortete ich, obgleich ich sah, wie die Hände und Füße der Settlers unter den schneidenden Fesseln gelitten hatten.

„Winnetou bittet sie, ihm das Lied von der Königin des Himmels zu singen!"

Sie hörten diese Worte. Ohne erst meine Bitte abzuwarten, winkte der alte Hillmann. Sie erklimmten einen Felsenabsatz, der zu Häupten Winnetous hervorragte, um den letzten Wunsch des Sterbenden zu erfüllen. Seine Augen folgten ihnen und schlossen sich dann, als sie oben standen. Er ergriff meine beiden Hände und hörte nun das Ave Maria beginnen:

„Es will das Licht des Tages scheiden;
Nun bricht die stille Nacht herein.
Ach, könnte doch des Herzens Leiden
So, wie der Tag vergangen sein!
Ich leg' mein Flehen dir zu Füßen;
O trag's empor zu Gottes Thron,
Und laß, Madonna, laß dich grüßen
Mit des Gebetes frommem Ton:
Ave, ave Maria!"

Als nun die zweite Strophe begann, öffneten sich langsam seine Augen und richteten sich mit mildem, lächelndem Ausdrucke zu den Sternen empor. Dann drückte er mir die Hände und flüsterte:

„Schar-lih, nicht wahr, nun kommen die Worte vom Sterben?"

Ich nickte weinend, und die dritte Strophe begann:

„Es will das Licht des Tages scheiden;
Nun bricht des Todes Nacht herein.
Die Seele will die Schwingen breiten;
Es muß, es muß gestorben sein.
Madonna, ach, in deine Hände
Leg ich mein letztes, heißes Flehn:
Erbitte mir ein gläubig Ende
Und dann ein selig Auferstehen!
Ave, ave Maria!“

Als der letzte Ton verklungen war, wollte er sprechen — es ging nicht mehr. Ich brachte mein Ohr ganz nahe an seinen Mund, und mit der letzten Anstrengung der schwindenden Kräfte flüsterte er:

„Schar-lih, ich glaube an den Heiland. Winnetou ist ein Christ. Lebe wohl!“

Es ging ein konvulsivisches Zittern durch seinen Körper; ein Blutstrom quoll aus seinem Munde; der Häuptling der Apachen drückte nochmals meine Hände und streckte seine Glieder. Dann lösten sich seine Finger langsam von den meinigen — er war tot!

Was soll ich weiter erzählen? Die wahre Trauer liebt die Worte nicht! Käme doch bald die Zeit, in der man solche blutige Geschichten nur noch als alte Sagen kennt!

Wir hatten dem bleichen Tode oft von Angesicht zu Angesicht gegenübergestanden; der wilde Westen gebietet, an jedem Augenblicke auf ein plötzliches Ende gefaßt zu sein. Und doch, als der beste, der treuste Freund, den ich je besessen habe, nun als Leiche vor mir lag, wollte mir das Herz brechen; ich befand mich in einem Seelenzustande, welcher sich nicht beschreiben läßt. Welch ein herrlicher Mensch war er gewesen! Und nun so plötzlich „ausgelöscht, ausgelöscht!“ Grad so wird binnen kurzem seine ganze Rasse ausgelöscht sein, deren edelster Sohn er gewesen ist.

Ich wachte die ganze Nacht hindurch, wortlos, mit heißen, trockenen Augen. Er lag in meinem Schoße, grad so, wie er gestorben war. Was ich dachte, und was ich fühlte? Wer möchte das wohl fragen! Wäre es möglich gewesen, wie gern, o wie so gerne hätte ich die fernere Zeit meines Lebens mit ihm geteilt und nur die Hälfte derselben gelebt! So, wie er jetzt in meinem Schoße lag, war einst Klekih-petra in dem seinen gestorben und dann auch seine Schwester Nscho-tschi.

Seine Todesahnung hatte ihn also nicht betrogen, und mit kluger Voraussicht hatte er den Ort bestimmt, an welchem er begraben sein wollte. Da die deutschen Steinschneider dort die begehrten Halbedelsteine finden sollten, waren sie sehr gerne bereit, mit hinzureiten, wodurch mir der Transport des geliebten Toten außerordentlich erleichtert wurde.

Früh am andern Morgen verließen wir den Berg, da wir jeden Augenblick das Eintreffen der Wilden erwarten konnten. Der Leichnam des Apachen wurde in Decken gehüllt und auf ein Pferd befestigt. Von hier bis in die Gros-Ventre-Berge war es nur zwei Tagereisen; dorthin richteten wir unsern Weg, und zwar so vorsichtig, daß kein Indianer unsere Spur aufzufinden vermochte.

Am Abende des zweiten Tages erreichten wir das Thal des Metsur-Flüßchens. Dort haben wir den Indianer begraben, unter christlichen Gebeten und mit den Ehren, die einem so großen Häuptlinge bewiesen werden müssen: Er sitzt mit seinen sämtlichen Waffen und seinem vollständigen Kriegsschmucke aufrecht auf seinem deshalb erschossenen Pferd im Innern des Erdhügels, welchen wir um ihn wölbten. Auf diesem Hügel wehen nicht die Skalpe erschlagener Feinde, wie man es auf dem Grabe eines Häuptlings zu sehen gewohnt ist, sondern es sind drei Kreuze darauf errichtet worden.

Im Sande des Thales fanden ſich nicht nur die verheißenen Steine, ſondern an einer Stelle auch eine Anſammlung von Goldſtaub, mit dem ſich die Railroaders für den Verfolgungsritt entſchädigten. Eine Anzahl von ihnen entſchloß ſich, mit den Settlers hier eine Anſiedelung zu gründen, welche wieder den Namen Helldorf führt. Die andern kehrten nach Echo-Cannon zurück, wo ſie erfuhren, daß der Railtroubler Haller an ſeiner Wunde geſtorben ſei. Seine Mitgefangenen wurden beſtraft.

Das Glöckchen, welches Winnetou vergraben hatte, iſt nach der neuen Anſiedelung geholt worden, wo die Settlers wieder ein Kapellchen errichtet haben. Wenn nun ſeine helle Stimme erſchallt und die frommen Anſiedler ihr Ave Maria ertönen laſſen, ſo denken ſie ſtets an den Häuptling der Apachen und ſind überzeugt, daß ihm erfüllt worden iſt, was er ſterbend durch ihre Lippen betete:

„Madonna, ach, in deine Hände
Leg ich mein letztes, heißes Flehn:
Erbitte mir ein gläubig Ende
Und dann ein ſelig Auferſtehn!
Ave, ave Maria!“

Achtes Kapitel.

Das Testament des Apachen.

Winnetou tot! Diese beiden Worte sind genügend, um die Stimmung zu bezeichnen, in welcher ich mich damals befand. Es war, als ob ich mich von seinem Grabe gar nicht trennen könnte. Ich saß in den ersten Tagen schweigend bei demselben und sah dem regen Treiben der Menschen zu, welche an der neuen Niederlassung arbeiteten. Ich sage, ich sah zu, aber eigentlich sah ich nichts. Ich hörte ihre Stimmen, und dennoch hörte ich nichts. Ich war geistesabwesend. Mein Geisteszustand glich demjenigen eines Mannes, der einen Hieb auf den Kopf erhalten hat und, nur halb betäubt, alles wie von weitem hört und alles wie durch eine mattgeschliffene Glasscheibe sieht. Es war ein wahres Glück, daß die Roten unsere Spur nicht gefunden hatten und also unseren jetzigen Aufenthalt nicht entdeckten! Ich war jetzt nicht der Mann, es mit ihnen aufzunehmen. Oder wäre es doch vielleicht möglich, daß mich eine solche Gefahr aus meiner Selbstverlorenheit aufgerüttelt hätte? Vielleicht!

Die guten Leute gaben sich Mühe, mir Interesse für ihr Thun und Treiben abzugewinnen, aber der Erfolg trat nur langsam ein. Es verging eine halbe Woche, ehe ich mich aufraffte und ihnen bei der Arbeit half. Die wohlthätige Wirkung davon ließ nicht auf sich warten; man mußte mir zwar jedes Wort abgewinnen, doch stellte sich die alte Thatkraft wieder ein, und ich war bald derjenige, nach dessen Rat und Ansicht sich die andern richteten.

Das währte zwei Wochen, dann ſagte ich mir, daß ich nicht länger bleiben dürfe. Das Teſtament des Freundes zog mich fort, nach dem Nugget-tſil, wo wir Intſchu tſchuna und ſeine ſchöne Tochter begraben hatten. Auch war es meine Pflicht, nach dem Rio Pecos zu reiten und die Apachen von dem Tode des berühmteſten und beſten ihrer Häuptlinge zu unterrichten. Zwar wußte ich, wie ſchnell die Kunde von einem ſolchen Ereigniſſe über die Prairie zu laufen pflegt — ſie konnte ſchon vor mir dort eintreffen — aber ich mußte doch ſelbſt hin, weil ich als der Augenzeuge der traurigen Begebenheit der ſicherſte Berichterſtatter war. Die Anſiedler brauchten mich nicht notwendig, und wenn ſie ja einen geübten Weſtmann nötig hatten, ſo durften ſie ſich an Walker wenden, welcher entſchloſſen war, einige Zeit bei ihnen zu bleiben. Es gab einen herzlichen Abſchied von den braven Leuten, und dann trat ich den weiten Ritt auf meinem Schwarzſchimmel an, der ſich gut ausgeruht hatte.

Ein anderer an meiner Stelle wäre wohl bemüht geweſen, auf ſeinem Wege möglichſt viele Punkte zu berühren, wo es Menſchen gab; ich that das Gegenteil und mied dergleichen Orte; ich wollte niemand ſehen, wollte allein mit meiner Trauer ſein.

Dieſer Wunſch wurde mir bis zum Beaver-Creek des Nordcanadian erfüllt, wo ich ein ſehr gefährliches Zuſammentreffen mit To-kei-chun, dem Häuptling der Comanchen, hatte, dem wir damals ſo glücklich entgangen waren. Während wir uns im Norden mit den Sioux herumgeſchlagen hatten, war im Süden von den Comanchen wieder einmal das Kriegsbeil ausgegraben worden, und To-kei-chun hatte ſich mit ſiebzig Kriegern nach dem ihnen heiligen Makik-Natun*) aufgemacht, um bei den dort befindlichen Häuptlingsgräbern den Kriegstanz aufzuführen und die „Medizin“ zu befragen.

*) Gelber Berg.

Dabei waren ihm mehrere Weiße in die Hände gefallen, die an dem Marterpfahle sterben sollten; es gelang mir aber, sie ihm zu entreißen. Dieses Erlebnis jedoch übergehe ich hier, weil es in keiner Beziehung zu Winnetou steht, und werde es bei einer späteren Gelegenheit erzählen. Ich brachte diese Weißen bis an die Grenze von Neu-Mexiko, wo sie sich in Sicherheit befanden, und hätte von dort aus eigentlich direkt nach dem Rio Pecos gekonnt; aber das Testament Winnetous war mir zu wichtig, als daß ich über dasselbe noch länger hätte in Ungewißheit sein mögen, und so richtete ich meinen Ritt nach Südosten, um zunächst den Nugget-tsil aufzusuchen.

Dieser Weg war gefährlich, denn er führte mich durch das Gebiet der feindlichen Comanchen und dasjenige der Kiowas, vor denen ich mich erst recht nicht sehen lassen durfte. Ich traf auch auf verschiedene Fährten und Spuren, nahm mich aber außerordentlich in acht und kam glücklich und unbemerkt bis in die Nähe des Gualpaflusses. Dort stieß ich auf Hufeindrücke, die genau die Richtung hatten, welche die meinige war. Ich wollte mich von Roten nicht sehen lassen und mit Weißen nicht abgeben, hätte also von dieser Fährte abweichen sollen. Aber da wäre ich zu einem Umwege gezwungen gewesen, und es war ja auch wichtig, zu erfahren, ob hier Indianer oder Bleichgesichter geritten waren. Darum folgte ich der Spur, welche vielleicht eine Stunde alt sein mochte.

Bald sah ich, daß es drei Reiter gewesen waren, und dann kam ich an eine Stelle, wo sie kurze Zeit angehalten hatten. Einer von ihnen war abgestiegen, um wahrscheinlich einen gelockerten Riemen fester anzuziehen. Der Eindruck seiner Füße verriet mir, daß er Stiefel anhatte, also ein Weißer war, und weil ich keine Veranlassung hatte, anzunehmen, daß ein Weißer jetzt und hier sich in Gesell-

schaft von zwei Indianern befinde, lautete der einfache Schluß, daß ich drei Bleichgesichter vor mir hatte.

Es fiel mir nicht ein, ihretwegen von meiner Richtung abzuweichen, und ich ritt auf ihrer Fährte weiter. Ich war ja, falls ich auch mit ihnen zusammentraf, nicht gezwungen, bei ihnen zu bleiben. Sie waren langsam geritten, und so kam es, daß ich sie nach zwei Stunden vor mir sah. Zu gleicher Zeit erblickte ich auch die Hügel, zwischen denen sich der Fluß hier abwärts schlängelte.

Es war gegen Abend, und ich hatte die Absicht gehabt, am Flusse zu nachtlagern; es war wohl nicht nötig, diese Absicht wegen der drei Fremden aufzugeben. Sehr wahrscheinlich hatten sie dasselbe vor; aber ich war ja nicht gezwungen, ihnen Gesellschaft zu leisten. Kurz nachdem sie in das Gesträuch, welches die Hügel bedeckte, verschwunden waren, erreichte ich dasselbe auch, und als ich an den Fluß gelangte, waren sie grad damit beschäftigt, ihre Pferde abzuschirren. Sie schienen recht gut beritten und ebenso bewaffnet zu sein, aber ihr Aussehen war nicht sehr vertrauenerweckend.

Sie erschraken, als sie mich so plötzlich sahen, beruhigten sich aber schnell, erwiderten meinen Gruß und kamen, als ich in einiger Entfernung von ihnen anhielt und nicht vollends zu ihnen hinritt, zu mir heran.

„Mann, habt Ihr uns erschreckt!“ sagte einer von ihnen.

„Habt ihr ein böses Gewissen, daß euch mein Anblick solchen Schreck einjagt?“ fragte ich.

„Pshaw! Wir schlafen auf unsern Gewissen; also müssen sie gut sein, denn ein böses Gewissen ist kein sanftes Ruhekissen, wie Ihr wissen werdet. Aber der Westen ist eine gefährliche Gegend, und wenn so plötzlich ein Fremder vor einem auftaucht, möchte man am liebsten mit der Hand gleich nach dem Messer greifen. Dürfen wir fragen, woher Ihr kommt?“

„Vom Beaver-Fork herüber.“

„Und wo wollt Ihr hin?“

„Nach dem Rio Pecos.“

„Da habt Ihr weiter als wir. Wir wollen nur nach den Mugworthills.“

Das erregte meine Aufmerksamkeit, denn die Mugworthills waren ganz dieselbe Berggruppe, welche von Winnetou und seinem Vater Nugget-tsil genannt worden war. Was wollten diese drei Männer dort? Auch ich wollte hin. Sollte ich mich ihnen anschließen? Da war es nötig, zu erfahren, welche Absicht sie hinführte. Darum fragte ich:

„Mugworthills? Was ist das für eine Gegend?“

„Eine sehr schöne. Es steht sehr viel wilder Beifuß dort, und Beifuß heißt auch Mugwort; daher der Name. Aber es ist nicht nur Beifuß dort zu finden, sondern etwas noch ganz anderes.“

„Was?“

„Hm! Wenn Ihr das wüßtet! Werde mich aber hüten, es zu sagen! Würdet wohl gleich mit nach den Mugworthills wollen!“

„Plappermaul!“ fuhr ihn der zweite an. „Rede doch nicht so dumm daher!“

„Pshaw! Woran man gern denkt, das hat man auf der Zunge. Wer seid Ihr denn eigentlich, Fremder?“

Es läßt sich denken, daß das, was er jetzt gesagt hatte, mich frappierte. Er sprach wirklich von dem Nugget-tsil; ich selbst hatte damals den Beifuß gesehen, welcher massenhaft dort wuchs. Seine Worte klangen so geheimnisvoll; ich beschloß, bei diesen Leuten hier zu bleiben, ihnen aber nicht zu sagen, wer ich war. Ich erteilte ihm also die Auskunft:

„Bin Fallensteller, wenn Ihr nichts dagegen habt.“

„Habe gar nichts einzuwenden. Und Euer Name? Oder wollt Ihr ihn verschweigen?“

„Kann ihn frei und allen Leuten nennen. Ich heiße Jones.“

„Seltener Name, außerordentlich ſelten!“ lachte er. „Ob wir ihn uns wohl merken können? Wo habt Ihr denn Eure Fallen?“

„Die ſind mir von den Comanchen genommen worden, mit der ganzen Jagdbeute von zwei Monaten.“

„Das iſt Pech!“

„Ja, großes Pech. Bin aber doch froh, daß ſie mich nicht ſelbſt auch erwiſcht haben.“

„Glaube es. Dieſe Kerls verſchonen keinen Weißen, zumal in der jetzigen Zeit.“

„Sind die Kiowas nicht ebenſo ſchlimm?“

„Ja.“

„Und dennoch wagt ihr euch in ihr Gebiet?“

„Bei uns iſt's etwas anderes; wir ſind ſicher bei ihnen. Haben gute Empfehlungen, ſehr gute. Mr. Santer iſt der Freund ihres Häuptlings Tangua.“

Santer! Man kann ſich denken, daß mich dieſer Name förmlich elektriſierte. Ich hatte Mühe, meine Ueberraſchung unter einer gleichgültigen Miene zu verbergen. Dieſe Leute kannten Santer. Nun ſtand es feſt, daß ich mich ihnen anſchließen würde. Ein anderer Santer als der, der uns wiederholt entkommen war, konnte nicht gemeint ſein, denn er war ja der Freund des Häuptlings Tangua genannt worden.

„Iſt dieſer Santer ein ſo einflußreicher Mann?“ erkundigte ich mich.

„Will es meinen! Wenigſtens bei den Kiowas. Aber ſagt, wollt Ihr nicht abſteigen? Der Abend iſt nahe, und Ihr wollt doch am Fluſſe übernachten, wo es Waſſer und auch Futter für Euer Pferd giebt?“

„Hm! Ich kenne euch nicht, und ihr ſelbſt ſagtet vorhin, daß man vorſichtig ſein müſſe.“

„Sehen wir aus wie ſchlechte Kerls?“

„Nein; aber ihr habt mich zwar ausgefragt, aber mir noch nicht geſagt, wer ihr ſeid.“

„Das könnt Ihr ſogleich erfahren. Wir ſind Weſtmänner und treiben bald dieſes und bald jenes. Man nährt ſich, wie man kann. Ich heiße Gates; hier neben mir ſteht Mr. Clay, und der dritte da iſt Mr. Summer. Seid Ihr nun zufrieden?“

„Yes.“

„So ſteigt endlich ab, oder reitet weiter, ganz wie Ihr wollt.“

„Wenn ihr erlaubt, werde ich bei euch bleiben; es iſt in dieſer Gegend immer beſſer, wenn mehrere beiſammen ſind.“

„Well. Bei uns ſeid Ihr ſicher aufgehoben. Der Name Santer ſchützt uns alle.“

„Was iſt dieſer Santer eigentlich für ein Gentleman?“ erkundigte ich mich, indem ich abſtig und mein Pferd anhobbelte.

„Ein Gentleman im wahren Sinne des Wortes. Wir werden ihm viel zu verdanken haben, wenn es wirklich ſo kommt, wie er uns geſagt und verſprochen hat.“

„Kennt ihr ihn ſchon lange?“

„Nein. Wir haben ihn erſt vor einiger Zeit zum erſtenmale geſehen und getroffen.“

„Wo?“

„In Fort Arkanſas. Aber warum fragt ihr ſo nach ihm? Iſt er Euch bekannt?“

„Würde ich mich nach ihm erkundigen, wenn er mir bekannt wäre, Mr. Gates?“

„Hm, das iſt richtig!“

„Ihr ſagtet, ſein Name gebe euch Sicherheit, und da ich bei euch bin, befinde ich mich, ſozuſagen, auch unter

seinem Schutze. Da muß ich mich doch für ihn interessieren. Nicht?"

„Yes. Setzt Euch nun zu uns her, und macht es Euch bequem! Habt Ihr zu essen?"

„Ein Stück Fleisch."

„Wir haben mehr. Wenn Ihr nicht genug habt, könnt Ihr noch von uns bekommen."

Erst hatte ich diese drei für Landstreicher angesehen; nun, da ich sie beobachten konnte, war ich mehr und mehr geneigt, sie für ehrliche Leute zu halten, das heißt, was man im Westen, wo es einen andern Maßstab giebt, noch so knapp ehrlich nennt. Wir schöpften uns an einer klaren Stelle des Flusses Wasser und aßen unser Fleisch. Dabei betrachteten sie mich von oben bis unten. Dann meinte Gates, der überhaupt für sie das Wort zu führen schien:

„Also um Eure Fallen und Felle seid Ihr gekommen? Das ist bedauerlich. Wie wollt Ihr Euch nun nähren?"

„Zunächst von der Jagd."

„Sind Eure Gewehre gut? Ihr habt nicht nur eins, sondern sogar zwei, wie ich sehe."

„Sie sind leidlich. Diese alte Donnerbüchse schießt mit Kugeln, und für Schrot habe ich das kleine Gewehr."

Ich hatte den Stutzen im selbstgefertigten Ueberzuge stecken. Hätte ich die beiden Namen Henrystutzen und Bärentöter gesagt, so hätten sie sofort gewußt, wer ich war.

„Da seid Ihr ein sonderbarer Heiliger. Ihr schleppt zwei Gewehre mit Euch, das eine für Kugeln und das andere für Schrot. Man nimmt doch ein Doppelgewehr, ein Lauf für Schrot und der andere für die Kugel!"

„Ist richtig; bin aber einmal an dieses alte Schießzeug gewöhnt."

„Und was habt Ihr da unten am Rio Pecos vor, Mr. Jones?"

„Nichts Besonderes. Es soll dort leichteres Jagen sein als hier.“

„Wenn Ihr meint, daß die Apachen Euch dort jagen lassen, so hat man Euch gut berichtet. Glaubt doch diesen Unsinn nicht! Hier habt Ihr nur die Fallen und Felle verloren; dort aber könnt Ihr leicht um Euern eigenen Pelz kommen. Müßt Ihr denn partout hin?“

„Nein, das gar nicht.“

„So kommt mit uns!“

„Mit euch?“ stellte ich mich erstaunt.

„Ja.“

„Nach den Mugworthills?“

„Ja.“

„Was soll ich dort?“

„Hm! Ich weiß nicht, ob ich es Euch sagen darf. Was meint ihr dazu, Clay und Summer?“

Die beiden Genannten sahen einander fragend an, und dann erklärte Clay:

„Die Sache ist zweifelhaft. Mr. Santer hat uns verboten, davon zu sprechen, und doch auch gesagt, daß er gern mehr passende Männer dazu nehmen möchte. Mach, was du willst.“

„Well,“ nickte Gates. „Wenn Mr. Santer noch andere engagiert, können wir ihm auch einen mitbringen. Ihr seid also jetzt an nichts gebunden, Mr. Jones?“

„Nein,“ antwortete ich.

„Und habt Zeit?“

„So viel ich will.“

„Würdet Ihr Euch an einer Sache beteiligen, welche Geld, viel Geld einbringen kann?“

„Warum nicht. Geld verdient jeder gern, und wenn es viel oder gar sehr viel ist, so sehe ich nicht ein, warum ich nicht mitmachen soll. Nur muß ich natürlich wissen, um was es sich handelt.“

„Selbſtverſtändlich! Es iſt eigentlich ein Geheimnis, aber Ihr gefallt mir; Ihr habt ein ſo ehrliches, treuherziges Geſicht und würdet uns gewiß nicht übervorteilen und betrügen.“

„Na, ein ehrlicher Kerl bin ich freilich; das könnt ihr glauben.“

„Ich glaube es. Alſo, wir wollen nach dem Mugwortberge, um dort Nuggets zu ſuchen.“

„Nuggets!“ rief ich aus. „Giebt's dort welche?“

„Schreit nicht ſo ſehr! Nicht wahr, das packt Euch an? Ja, es giebt dort welche.“

„Von wem wißt ihr das?“

„Eben von Mr. Santer.“

„Hat er ſie geſehen?“

„Nein, denn da würde er ſich hüten, uns dazu zu nehmen, ſondern das Neſt für ſich allein behalten.“

„Alſo nicht geſehen? Er vermutet es nur? Hm!“

„Es iſt keine Vermutung, ſondern Gewißheit, daß es dort welche giebt. Er kennt auch den ungefähren Ort, aber nicht die genaue Stelle.“

„Das wäre ſonderbar!“

„Ja, ſonderbar, aber dennoch wahr und richtig. Ich werde es Euch genau ſo erklären, wie er es uns erzählt hat. Habt Ihr einmal von einem gewiſſen Winnetou gehört?“

„Dem Häuptling der Apachen? Ja.“

„Iſt Euch auch ein gewiſſer Old Shatterhand bekannt?“

„Habe mir auch von ihm erzählen laſſen.“

„Die ſind dicke Freunde mit einander und früher einmal an den Mugworthills geweſen. Der Vater von Winnetou war auch dabei und auch noch andere Rote und Weiße. Mr. Santer hat ſie belauſcht und dabei gehört, daß Winnetou mit ſeinem Vater nach den Bergen wolle, um Nuggets zu holen. Wenn man ſie nur ſo holen kann,

wann und wie es einem beliebt, so müssen sie doch in Masse zu haben sein. Gebt Ihr das zu?"

„Ja."

„Nun hört weiter! Mr. Santer hat sich auf die Lauer gestellt, um den beiden Apachen zu folgen und den Ort zu entdecken. Das kann man ihm auch gar nicht verdenken, wie Ihr einsehen werdet, denn was wollen diese roten Kerls mit dem Golde, welches sie gar nicht brauchen können? Sie haben kein Geschick dazu."

„Ist es ihm gelungen?"

„Leider nicht ganz. Er ist ihnen nachgegangen; sie hatten auch die Schwester Winnetous mit. Er hat sich nach ihren Spuren richten müssen, und dabei versäumt man immer Zeit. Als er in die Nähe der Stelle gekommen ist, sind sie schon fertig und auf der Rückkehr gewesen. Eine ärgerliche Geschichte!"

„Gar nicht ärgerlich!"

„Nicht? Wieso?"

„Er brauchte sie nur ruhig an sich vorüberzulassen und dann auf ihren Spuren weiterzugehen; diese hätten ihn zu den Nuggets geführt."

„Alle Wetter! Das ist wahr! Ihr seid kein übler Kerl, wie ich da höre, und könnt uns wohl von Nutzen sein. Aber leider ist es anders gekommen. Er hat geglaubt, und zwar mit Recht geglaubt, daß sie Nuggets bei sich hatten, und auf sie geschossen, um ihnen dieses Gold abzunehmen."

„Traf er gut? Waren sie tot?"

„Der Alte und das Mädchen, ja; ihre Gräber befinden sich dort. Er hätte auch Winnetou eine Kugel gegeben, hat aber fliehen müssen, weil Old Shatterhand plötzlich dazugekommen ist. Dieser hat ihn mit weißen und roten Kerlen verfolgt und bis zu den Kiowas getrieben, mit

deren Häuptling er dann Freund geworden ist. Später ist er nach den Mugworthills zurückgekehrt, mehrere Male, ja viele Male, und hat sich fast die Augen ausgesucht, aber nie etwas gefunden. Jetzt nun hat er den guten Gedanken gehabt, Leute zu engagieren, die ihm suchen helfen sollen. Mehrere sehen ja mehr als einer. Diese Leute sind wir drei, und wenn Ihr wollt, könnt Ihr mit uns reiten."

„Habt Ihr denn Hoffnung auf Erfolg?"

„Große sogar. Die Roten sind so schnell von dem Fundorte zurückgekehrt, daß er gar nicht weit von der Stelle liegen kann, wo Mr. Santer auf sie getroffen ist. Es ist also nur eine kurze Strecke abzusuchen, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir das Gold nicht entdeckten. Wir haben ja Zeit genug dazu. Wir können Wochen und Monate lang suchen, denn kein Mensch treibt uns fort. Was denkt Ihr von der Sache?"

„Hm! Eigentlich gefällt sie mir nicht."

„Warum?"

„Es klebt Blut daran."

„Seid nicht so dumm! Haben wir oder habt Ihr es vergossen? Trifft uns oder Euch die Schuld? Nicht die Spur! Was liegt an zwei Roten, die erschossen worden sind? Sie werden doch alle ausgerottet und ausgelöscht! Was geschehen ist, das geht uns nichts an. Wir suchen das Gold; wir finden es und teilen es und leben dann wie Astor und wie andere Millionäre."

Da hörte ich ja gleich, was für Leute ich vor mir hatte. Sie gehörten wohl nicht zu dem Abschaume, der mir schon so oft begegnet war, aber das Leben eines Indianers stand bei ihnen auch in keinem höheren Werte als dasjenige eines wilden, jagbaren Tieres, welches jeder niederschießen kann. Sie waren noch nicht alt und handelten auch nicht wie erfahrene, vorsichtige Männer, sonst hätten

ſie ſich nicht ſo ſchnell auf mein ehrliches Geſicht hin herbeigelaſſen, mich, den ihnen völlig unbekannten Menſchen, in ihr Geheimnis einzuweihen und mir gar die Kameradſchaft anzubieten.

Ich brauche wohl nicht zu ſagen, wie überraſcht ich von dieſem Zuſammentreffen und wie hochwillkommen mir dasſelbe war. Santer wieder in Sicht! Dieſesmal ſollte er mir gewiß nicht wieder entwiſchen! Ich ließ mir aber nichts merken, neigte den Kopf wie im Zweifel herüber und hinüber und ſagte dann:

„Die Nuggets hätte ich wohl gern; aber ich denke, wir bekämen ſie gar nicht, auch wenn wir ſie fänden.“

„Was für ein Gedanke! Wenn wir ſie finden, haben wir ſie ja!“

„Aber wie lange?“

„So lange es uns gefällt. Es wird doch keinem von uns einfallen, ſie wegzuwerfen!“

„Aber ſie werden uns genommen!“

„Von wem?“

„Von Santer.“

„Ah! Ihr ſeid wohl nicht recht klug?“

„Kennt Ihr ihn?“

„In dieſer Hinſicht, ja.“

„Und habt ihn doch erſt vor kurzem kennen gelernt!“

„Er iſt ein ehrlicher Kerl. Wer ihn anſchaut, kann unmöglich an ſeiner guten Moralität zweifeln. Und außerdem wurde er von allen gelobt, bei denen wir im Fort nach ihm fragten.“

„Wo iſt er jetzt?“

„Er hat ſich geſtern von uns getrennt, um, während wir direkt nach den Mugworthills gehen, nach dem Salt-Fork des Red River zu reiten, an welchem das Dorf des Kiowahäuptlings Tangua liegt.“

„Was will er dort?“

„Tangua eine sehr wichtige und ihm höchst willkommene Botschaft bringen, nämlich die, daß Winnetou gestorben ist.“

„Wie? Winnetou ist tot?“

„Ja. Er ist von den Sioux erschossen worden. Er war der Todfeind Tanguas; also wird dieser vor Freude außer sich sein. Darum wich Mr. Santer von unserm Wege ab, um ihm diese Nachricht zu bringen. An den Mugworthills treffen wir wieder mit ihm zusammen. Er ist ein ehrenwerter Gentleman, der uns reich machen will, und wird Euch sicher gleich gefallen, sobald Ihr ihn seht.“

„Wollen es hoffen, aber auch vorsichtig sein!“

„Gegen ihn?“

„Ja.“

„Ich sage Euch, daß es nicht den geringsten Grund giebt, ihm zu mißtrauen.“

„Und ich sage euch, daß ich zwar entschlossen bin, mich euch anzuschließen, aber dann die Augen offen halten werde. Wer um einiger Nuggets willen, die sie bei sich hatten, zwei Menschen erschießt, welche ihm nichts thaten, dem ist es wahrlich zuzutrauen, daß er, wenn wir das Gold gefunden haben, auch uns ermordet, um es für sich allein zu behalten.“

„Mr. Jones, was — — was — — — denkt — — —!“

Er sprach den Satz nicht aus und starrte mich erschrocken an. Auch Clay und Summer machten ganz bestürzte Gesichter.

„Ja,“ fuhr ich fort, „es ist nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich, daß er euch in der festen Absicht engagiert hat, euch erst mit suchen zu lassen und dann, wenn der Schatz gefunden worden ist, auf die Seite zu räumen!“

„Ihr scheint zu phantasieren!“

„Fällt mir nicht ein! Wenn ihr euch die Sache richtig und ohne Voreingenommenheit für Santer überlegt, so ist es gar nicht anders möglich, als daß ihr zu meiner Ansicht kommen, meine Vermutung teilen müßt. Denkt euch zunächst einen Menschen, welcher der Freund von Tangua ist, den man als den größten und unversöhnlichsten Hasser aller Bleichgesichter kennt! Wie kann er zu dieser Freundschaft des Roten gekommen sein?"

„Weiß es nicht."

„Man braucht es nicht zu wissen, denn man kann es sich denken; es ist sehr leicht."

„Nun, was denkt Ihr Euch, Mr. Jones?"

„Wer ein Freund des Feindes aller Weißen ist, muß diesem wohl bewiesen haben, daß er sich auch nichts aus dem Leben eines Weißen macht, und man hat also alle Veranlassung, höchst vorsichtig gegen ihn zu sein. Habe ich da recht oder nicht?"

„Es klingt wenigstens so, daß es sich hören läßt. Habt Ihr noch anderes vorzubringen?"

„Ja, das, was ich schon einmal gesagt habe."

„Daß er die zwei Roten erschossen hat?"

„Ja."

„Da wißt Ihr, daß ich ihm das gar nicht übelnehme. Das ist in meinen Augen gar kein Grund, ihm zu mißtrauen und ihn für einen schlechten Kerl zu halten."

„Fühlt Ihr denn nicht, daß Ihr Euch da selbst ein schlechtes Zeugnis gebt?"

„Nein. Die Indianer sind alle Halunken, welche ausgerottet werden müssen!"

„Sie sind Menschen, welche auch ihre Rechte besitzen, die wir achten müssen!"

„Ihr sprecht da außerordentlich human. Aber selbst wenn Ihr recht hättet, könnte ich nicht einsehen, warum

der Tod von zwei Roten gar so etwas Unverzeihliches sein soll."

„Nicht — — —?"

„Nein. Man muß alles von der praktischen Seite nehmen. Vielleicht habt Ihr so viel Einsicht, zuzugeben, daß die Roten dem Untergange geweiht sind?"

„Leider kann ich das nicht bestreiten."

„Nun, wenn sie alle vom Erdboden verschwinden müssen und unrettbar verloren sind, so ist es sehr gleichgültig, ob zwei von ihnen einige Tage eher zu Grunde gehen, als es ihnen eigentlich bestimmt gewesen ist. Das ist der praktische Standpunkt, auf welchem ich stehe. Von diesem aus ist derjenige, der ihren Tod herbeigeführt hat, kein Mörder, sondern er hat dem Schicksal nur ein wenig vorgegriffen."

„Eine sonderbare Sache, diese praktische Moral! Seht Ihr das nicht ein?"

„Vielleicht ja. Aber es könnte Euch nicht schaden, wenn Ihr sie Euch auch aneignen wolltet."

„Well, so will ich mich einmal auf diesen Euern Standpunkt stellen. Meint Ihr, daß Mr. Santer nicht auch von diesem aus zu verdammen ist?"

„Gewiß nicht."

„O doch! Also, daß er den Häuptling der Apachen und seine Tochter überhaupt erschossen hat, soll keine Sünde sein; ich will einmal so thun, als ob diese Ansicht auch die meinige sei; aber nun kommt die höchst praktische Frage: Warum hat er sie erschossen?"

„Nur um den Ort zu erfahren, an welchem sie ihr Gold versteckt hatten."

„Nein, deswegen nicht!"

„Nicht? Weshalb denn?"

„Um den Ort zu erfahren, brauchte er ihnen das Leben nicht zu nehmen. Wenn er sie ruhig gehen ließ und nach

ihrer Entfernung untersuchte, wo sie gewesen waren, hätte er den Ort wahrscheinlich gefunden. Er hat Euch ja gesagt, daß sie sehr rasch zurückgekehrt seien. Bei der Schnelligkeit und Eile, mit welcher sie verfahren sind, haben sie sich wohl kaum die Zeit genommen, ihre Spuren so sorgfältig auszulöschen, daß sie nicht mehr zu erkennen waren. Sie hatten auch keine Veranlassung dazu, gar so vorsichtig zu sein, denn sie glaubten, sich ganz allein auf den Mugworthills zu befinden. Ihre Fährte hätte sie gewiß an den betreffenden Ort geführt. Das habe ich schon einmal erwähnt."

„Aendert aber nichts an der Sache. Wenigstens weiß ich nicht, wie Ihr denken könnt, meine Ansicht damit umzuwerfen, Mr. Jones."

„Werdet es gleich hören, Mr. Gates. Er hat die beiden nicht erschossen, um das Versteck zu entdecken, sondern um die Nuggets zu bekommen, die sie geholt, und also bei sich hatten."

„Meinetwegen! Ist ganz dasselbe!"

„Ja, für ihn und die Erschossenen ist das ganz gleich, aber für uns wohl nicht."

„Warum nicht?"

„Was meint Ihr wohl, wieviel Gold in dem Versteck gewesen ist? Wenig?"

„Viel, sehr viel jedenfalls! Ich kann es zwar nicht beweisen, aber es ist leicht zu denken."

„Ich kann es beweisen."

„Ihr?" fragte er verwundert.

„Ja. Man braucht nur ein wenig nachzudenken. Auch wenn man die Mugworthills nicht kennt, kann man annehmen, daß in jener Gegend kein natürlicher Fundort des Goldes vorhanden ist; es muß hingeschafft worden sein. Und wenn Indianer sich einmal die große Mühe geben,

ein ſolches Depot anzulegen, ſo thun ſie dies gewiß nicht um einer Wenigkeit willen.“

„Nein; das iſt richtig.“

„Alſo es hat viel, ſehr viel Gold dort gelegen. Was Winnetou und ſein Vater ſich geholt hatten, war nur ein kleiner Teil davon. Nicht?“

„Gebe das auch zu.“

„Und wegen einer ſolchen Lappalie hat Mr. Santer zwei Menſchen erſchoſſen!“

„Hm, ja; aber es war praktiſch. Er wollte auch dieſen kleinen Betrag noch haben.“

„Merkt Ihr denn noch nicht, was ich ſagen will? Dieſe Praktik, welche Ihr ſo entſchuldigt, kann für uns außerordentlich gefährlich werden.“

„Gefährlich? Wieſo?“

„Nehmt doch an: Wir gehen hin und finden den ganzen Schatz; dann — — — —“

„Dann wird er ſofort geteilt!“ fiel er mir ſchnell in die Rede.

„Ja, er wird geteilt. Wieviel meint Ihr wohl, daß jeder von uns bekommen wird?“

„Wer kann das ſagen! Da müßte man doch wiſſen, wieviel überhaupt dort liegt.“

„Auch dann könntet Ihr nicht wiſſen, wieviel jeder bekommt, denn Mr. Santer wird den Löwenanteil beanſpruchen und uns nur ſoviel zuſprechen, wie ihm gut dünkt.“

„Nein, das thut er nicht; da irrt Ihr Euch!“

„Gewiß nicht.“

„O doch. Es wird ſehr ehrlich geteilt, denn keiner ſoll mehr bekommen als der andere.“

„Auch Santer nicht?“

„Auch er nicht.“

„Hat er das ſelbſt geſagt?“

„Ja. Er hat es nicht nur verſprochen, ſondern uns ſogar die Hand darauf gegeben.“

„Da iſt er euch wohl recht nobel vorgekommen?“

„Natürlich! Er iſt der anſtändigſte und nobelſte Menſch, den man ſich denken kann.“

„Und ihr ſeid die drei kindlichſten Gemüter, die mir jemals begegnet ſind!“

„Wieſo?“

„Daß ihr dieſem ſeinem Verſprechen Glauben ſchenkt.“

„Warum ſollen wir das nicht.“

„Soll ich euch das wirklich erſt erklären?“

„Jawohl!“

„Nun, einer, der um weniger Nuggets willen zwei Menſchen erſchießt, iſt gewiß ſo goldgierig, daß es ihm gar nicht einfallen kann, in dieſer Weiſe mit euch zu teilen.“

„Es waren ja nur zwei Rote!“

„Aber doch Menſchen, die ihm nichts gethan hatten! Wenn es Weiße geweſen wären, hätte er ſich ebenſowenig bedacht, ſie aus dem Wege zu ſchaffen.“

„Hm!“ brummte er ungläubig.

„Ich behaupte es! Ich behaupte ſogar noch mehr. Er hat euch verſprochen, daß ihr grad ſo viel bekommen ſollt, wie er bekommt, und da denke — — —“

„Da denke ich, daß er ſein Wort halten und es uns geben wird,“ fiel er ein.

„Möglich, daß er es uns giebt, denn er weiß ja, daß er es wieder bekommt.“

„Weil er es uns nimmt?“

„Ja. Der Teil, welcher auf jeden von uns entfällt, iſt jedenfalls hundertmal und noch mehrmal größer als der Betrag, welchen Intſchu tſchuna und Winnetou bei ſich hatten. Hat er ſie aus reiner Goldgier erſchoſſen, ſo wollte ich darauf ſchwören, daß wir von dem Augenblicke an, an

welchem wir das Gold erhalten, unſers Lebens keine Minute mehr ſicher ſind.“

„Abwarten, Mr. Jones!“

„Ich werde es allerdings abwarten.“

„Es iſt ein großer Unterſchied, ob man auf Indianer oder auf Weiße ſchießt!“

„Für einen Menſchen aber nicht, den das Goldfieber ergriffen hat; das mögt Ihr glauben.“

„Hm! Selbſt wenn ihr im allgemeinen recht hättet, in dieſem Falle aber nicht. Mr. Santer iſt ein Gentleman in jedem Sinne des Wortes!“

„Es ſollte mich freuen, wenn ihr euch nicht irrtet!“

„Ich gehe jede Wette mit Euch ein, Mr. Jones. Seht Euch Mr. Santer nur erſt an, ſo wird Euch Euer Auge ſofort ſagen, daß er volles Vertrauen verdient.“

„Well! Bin alſo höchſt neugierig, auf den Augenblick, an welchem ich ihn zu ſehen bekomme.“

„Ihr ſeid voller Zweifel und Verdacht wie der Waſſertümpel voller Quappen und Fröſche. Wenn Ihr wirklich glaubt, daß Euch Gefahr drohe, ſo iſt es Euch doch ſehr leicht, derſelben auszuweichen!“

„Indem ich nicht mit nach den Mugworthills gehe?“

„Ja. Es ſteht Euch doch frei, Euch anzuſchließen. Ich weiß überhaupt noch nicht, ob es Mr. Santer lieb ſein wird, wenn wir Euch mitbringen. Ich glaubte, Euch einen Gefallen zu thun.“

Er ſagte das in einem beinahe abweiſenden Tone; er nahm es mir übel, daß ich ihm in Beziehung auf Santers Perſon keinen Glauben ſchenkte. Darum antwortete ich ihm:

„Es iſt mir ja auch ein Gefallen, für den ich euch herzlich dankbar bin.“

„So zeigt Eure Dankbarkeit in anderer Weiſe als dadurch, daß Ihr einen Gentleman verleumdet, den Ihr

noch gar nicht einmal gesehen habt! Wollen uns nicht länger streiten, sondern diese Sachen fallen und auf sich beruhen lassen!"

Damit war dieser Gegenstand beendet, und wir sprachen von andern Dingen, wobei es mir gelang, den schlechten Eindruck, den ich mit meinem Mißtrauen hervorgebracht hatte, wieder zu verscheuchen.

Wie sicher hätten sie mir recht gegeben, wenn es mir möglich gewesen wäre, mich ihnen mitzuteilen! Aber das durfte ich nicht wagen. Sie waren unerfahrene, vertrauensselige Menschen, von denen ich annehmen mußte, daß sie mir, falls ich sie ins Vertrauen zog, mehr Schaden als Nutzen bringen würden.

Später legten wir uns zur Ruhe. Ich hielt den Ort, an dem wir uns befanden, für sicher, suchte aber trotzdem die Umgebung vorher sorgfältig ab, und da ich nichts Verdachterweckendes entdeckte, so unterließ ich es, den Vorschlag zu machen, abwechselnd zu wachen. Sie aber waren so harmlos, gar nicht auf so einen Gedanken zu kommen.

Am nächsten Morgen brachen wir vereint nach den Mugworthills auf, ohne daß sie ahnten, daß diese Gegend auch mein Ziel gewesen war.

Der Tag verging mir unter immerwährender innerer Unruhe und Besorgnis. Sie fühlten sich sicher; sie glaubten, bei einer Begegnung mit den Kiowas nur den Namen Santer nennen zu dürfen, um als Freunde behandelt zu werden, während ich überzeugt war, daß diese Roten mich sofort erkennen würden. Meine drei Gefährten hielten darum jede Vorsichtsmaßregel für überflüssig, und ich durfte ihnen nicht widersprechen, wenn ich nicht ihr Mißtrauen erwecken oder mir wenigstens ihren Unwillen zuziehen wollte. Glücklicherweise bekamen wir während des ganzen Tages keinen Menschen zu sehen.

Am Abende lagerten wir auf der offenen Prairie. Sie hätten gern ein Feuer angezündet, doch gab es kein Material dazu, worüber ich im stillen sehr erfreut war. Es gab überhaupt keinen Grund, ein Feuer anzumachen, denn es war nicht kalt, und etwas zu braten hatten wir nicht. Am andern Morgen gab es, ehe wir den Ritt fortsetzten, das letzte Dürrfleisch zu essen, und nun waren wir auf die Jagd angewiesen. In Beziehung hierauf machte mir Gates die mich im stillen belustigende Bemerkung:

„Ihr seid Fallensteller aber nicht Jäger, Mr. Jones. Ihr habt zwar gesagt, daß Ihr schießen könnt, aber es wird auch danach sein. Könnt Ihr einen Prairiehasen treffen, der hundert Schritte von Euch vorüberkommt?“

„Hundert Schritte?“ antwortete ich. „Hm, das ist wohl etwas weit! Nicht?“

„Dachte es! Ihr würdet ihn nicht treffen. Ueberhaupt tragt Ihr die alte, schwere Donnerbüchse ganz vergeblich mit Euch herum. Mit einem solchen Dinge kann man wohl einen Kirchturm niederschießen, aber kein Kleinwild erlegen. Das braucht Euch aber keine Schmerzen zu machen, denn wir werden für Euch sorgen.“

„Ihr trefft wohl besser als ich?“

„Das könnt Ihr Euch denken! Wir sind Prairiejäger, echte Westmänner, verstanden!“

„Das ist nicht genug; das reicht nicht aus.“

„So? Was fehlt denn noch?“

„Das Wild. Ihr könnt noch so fertig sein im Schießen, wenn es kein Wild hier giebt, so werden wir doch hungern müssen.“

„Da habt keine Sorge! Wir finden welches.“

„Hier auf der Savanne? Da giebt es doch nur Antilopen, die uns nicht so nahe an sich lassen, daß wir zum Schusse kommen.“

„Wie klug Ihr redet! Habt allerdings ſo ziemlich das Richtige getroffen. Aber an den Mugworthills finden wir Wald und alſo auch Wild. Mr. Santer hat es geſagt.“

„Wann kommen wir hin?“

„Gegen Mittag vielleicht, wenn wir richtig geritten ſind, was ich doch hoffe.“

Keiner wußte beſſer als ich, daß wir ſehr richtig ritten und den Nugget-tſil noch vor Mittag erreichen mußten. Ich machte ja eigentlich den Führer, ohne daß ſie es bemerkten. Sie ritten mit mir, nicht ich mit ihnen.

Noch hatte die Sonne nicht den höchſten Punkt ihres Tagesbogens erreicht, ſo ſahen wir im Süden die bewaldeten Höhen, zu denen wir wollten, aus der Ebene aufſteigen.

„Ob das die Mugworthills ſind?“ fragte Clay.

„Sie ſind's,“ antwortete Gates. „Mr. Santer hat uns doch ſehr genau beſchrieben, was für einen Anblick ſie bieten, wenn man von Norden her zu ihnen kommt. Und was wir da vor uns ſehen, das ſtimmt mit der Beſchreibung. In einer halben Stunde werden wir uns am Ziele befinden.“

„Noch nicht,“ widerſprach Summer.

„Wieſo?“

„Du haſt vergeſſen, daß die Mugworthills an ihrer nördlichen Seite für Reiter unzugänglich ſind; man kann da nicht paſſieren.“

„Das weiß ich wohl; ich meinte nur, daß wir in einer halben Stunde dort ſein werden. Dann umreiten wir die Hills, bis wir auf der Südſeite an das Thal kommen, welches zwiſchen ſie hineinführt.“

Ich hörte, daß Santer ihnen das Terrain ſehr gut beſchrieben hatte. Um zu erfahren, wie weit dieſe Genauigkeit ging, erkundigte ich mich:

„In diesem Thale will er wohl mit euch zusammentreffen, Mr. Gates?“

„Nein, sondern oben auf der Höhe.“

„Wir sollen mit den Pferden hinauf?“

„Ja.“

„Giebt es einen Weg?“

„Eigentlich nicht, aber ein Wasserbette. Reiten kann man da freilich nicht, sondern man muß steigen und die Pferde nach sich führen.“

„Wozu das? Ist es denn notwendig, da hinaufzuklettern? Kann man denn nicht unten bleiben?“

„Nein, denn der Ort, an welchem wir suchen müssen, liegt da oben.“

„So sollte man wenigstens die Pferde unten lassen. Das wäre jedenfalls besser.“

„Unsinn! Man hört, daß Ihr nur Fallensteller seid. Es vergehen vielleicht Wochen, ehe wir da oben finden, was wir suchen. Können wir die Pferde so lange im Thale lassen? Es müßte stets jemand bei ihnen sein, der sie bewacht; oben aber haben wir sie in unserer Nähe und brauchen also keinen besondern Wächter für sie. Seht Ihr das nicht ein?“

„Doch! Wer die Oertlichkeit nicht kennt, der kann wohl einmal eine solche Frage stellen.“

„Uebrigens ist es da oben interessant, denn, wie ich Euch schon gesagt habe, befinden sich dort die Gräber des Apachenhäuptlings und seiner Tochter.“

„Und bei diesen Gräbern lagern wir?“

„Ja.“

„Auch des Nachts?“

Ich hatte den triftigsten Grund zu dieser Frage. Ich mußte an dem Grabmale Intschu tschunas in die Erde graben, um zu Winnetous Testament zu kommen; da

brauchte ich keine Zeugen. Und nun hörte ich, daß wir dort lagern würden. Das war äußerst unangenehm. Vielleicht ließen sich meine drei Gefährten durch die sehr natürliche Scheu, welche gewöhnliche Leute vor Begräbnisstellen zu haben pflegen, bestimmen, wenigstens des Nachts die Nähe der beiden Gräber zu meiden. Und selbst wenn dies geschah, war es unzulänglich für mich. Des Nachts konnte ich nicht sehen und also leicht einen Fehler begehen. Und selbst wenn dies nicht geschah, so war es in der Finsternis unmöglich, das Loch, welches ich zu graben hatte, dann so zuzufüllen, daß man früh keine Spur davon entdecken konnte.

„Auch des Nachts?“ wiederholte Gates meine Frage. „Warum wollt Ihr das wissen?“

„Hm! des Nachts an Gräbern zu schlafen, das ist nicht jedermanns Sache.“

„Ah, Ihr fürchtet Euch?“

„Das nicht!“

„O doch! Hört ihr es, Clay und Summer? Mr. Jones fürchtet sich vor den Toten! Er hat Angst vor den beiden Roten! Er denkt, sie gehen um und springen ihm auf den Rücken, hahahahaha!“

Er lachte aus vollem Halse, und die beiden andern stimmten ein. Ich schwieg dazu; ich mußte sie bei dem Glauben lassen, daß ich furchtsam sei, sonst hätten sie meinen Fragen Gründe untergelegt, auf die ich sie nicht bringen wollte. Dann fuhr er in ironisch beruhigendem Tone fort:

„Ihr seid also abergläubisch, Sir? Das ist eine große Albernheit. Die Toten kommen nicht wieder, und grad diese zwei werden sich hüten, die ewigen Jagdgründe zu verlassen, wo sie bei Hirsch- und Büffelbraten in dulci jubilo leben. Und wenn sie Euch ja erscheinen sollten, was frei-

„In diesem Thale will er wohl mit e
treffen, Mr. Gates?“

„Nein, sondern oben auf der Höhe.“

„Wir sollen mit den Pferden hinauf?“

„Ja.“

„Giebt es einen Weg?“

„Eigentlich nicht, aber ein Wasserbette.
man da freilich nicht, sondern man muß stei
Pferde nach sich führen.“

„Wozu das? Ist es denn notwendig, d
klettern? Kann man denn nicht unten bleibe

„Nein, denn der Ort, an welchem wir su
liegt da oben.“

„So sollte man wenigstens die Pferde u
Das wäre jedenfalls besser.“

„Unsinn! Man hört, daß Ihr nur Falle
Es vergehen vielleicht Wochen, ehe wir da o
was wir suchen. Können wir die Pferde so
Thale lassen? Es müßte stets jemand bei ihn
sie bewacht; oben aber haben wir sie in un
und brauchen also keinen besondern Wächt
Seht Ihr das nicht ein?“

„Doch! Wer die Oertlichkeit nicht kenn
wohl einmal eine solche Frage stellen.“

„Uebrigens ist es da oben interessant,
Euch schon gesagt habe, befinden sich dort d
Apachenhäuptlings und seiner Tochter.“

„Und bei diesen Gräbern lagern wir
„Ja.“

„Auch des Nachts?“

Ich hatte den triftigsten Grund zu
mußte an dem Grabmale Intschu tsch
graben, um

brauchte ich keine Zeugen. Und nun höre ich, daß wir dort lagern würden. Das war äußerst [illegible]. Nicht ließen sich meine drei Gefährten durch [illegible] liche Scheu, welche gewöhnliche Leute vor [illegible] zu haben pflegen, bestimmen, wenigstens [illegible] Nähe der beiden Gräber zu meiden. [illegible] geschah, war es unzulänglich für mich. [illegible] konnte ich nicht sehen und also leicht [illegible] Und selbst wenn dies nicht gewesen, [illegible] Finsternis unmöglich, daß [illegible] hatte, dann so zugefallen, daß man [illegible] von entdecken konnte.

„Auch des Nachts?" [illegible]

„Warum wollt Ihr das wissen?"

„Hm! des Nachts [illegible] nicht jedermanns Sache."

„Ah, Ihr fürchtet Euch?"

„Das nicht."

„O doch! Hört ihr, [illegible] Jones fürchtet sich vor den Toten! [illegible] den beiden Roten! Er denkt, [illegible] ihm auf den Rücken, [illegible]"

Er lachte aus vollem Halse, [illegible] stimmten ein. Ich konnte [illegible] Glauben lassen, daß [illegible] meinen Fragen Gründe [illegible] bringen wollte. Dann [illegible] Tone fort:

„Ihr seid ein [illegible] Albernheit. [illegible] diese zwei werden [illegible] verlassen, wo [illegible]

noch nicht zu uns zu

streiten, Sir. Ich habe mich entfernt, ind. Wenn ihr wirk- e ihr sagt, müßt ihr ert, ohne zu wissen, l ihr das unterlassen eigentlich eure An- Ton, den ihr euch

gesucht?"

?"

Nuggets!"

welcher Richtung weiß nur Santer, er giebt, was ich

rdacht, Mißtrauen Es wäre wirklich ssen, wo Ihr waret." ch der Einzige, welcher n es hier läge. Es ist

Ihr wissen, daß es nicht mehr

genverstand sagt es mir. Es ist

lich nicht ganz ausgeſchloſſen iſt, ſo braucht Ihr nur uns zu Hilfe zu rufen; wir jagen ſie fort.“

„Würde ſchon ſelbſt mit ihnen fertig werden, Mr. Gates. Wenn ich mich auch nicht grad fürchte, ſo halte ich es doch nicht für nötig, an Gräbern zu ſchlafen, wenn man ſich ebenſogut wo anders niederlegen kann.“

Während dieſes Wortwechſels waren wir den Höhen ſo nahe gekommen, daß wir weſtlich einbiegen mußten, um ſie von dieſer Seite zu umreiten. An ihrer Südſeite angekommen, bogen wir wieder links ein und kamen an das Thal, welches hineinführte und dem wir folgten. Später öffnete ſich die früher mehrfach erwähnte Seitenſchlucht, die wir emporritten, bis ſie ſich teilte. Da ſtiegen wir ab und kletterten, die Pferde nachführend, in dem felſigen Gerinne empor bis zu der ſcharfkantigen Höhe, über welche man hinüber mußte.

Ich war der letzte, mit Abſicht natürlich; Gates ſtieg voran. Er blieb einige Male halten, um über die Beſchreibung nachzudenken, die Santer ihm von der Oertlichkeit gegeben hatte, und traf dann ſtets das Richtige; er beſaß ein gutes Gedächtnis. Dann ging es jenſeits hinab und grad durch den Wald, bis die Bäume auseinandertraten. Da hielt Gates die Schritte an und rief aus:

„Richtig getroffen, ganz richtig! Da ſtehen die beiden Gräber. Seht ihr ſie? Wir ſind an Ort und Stelle. Nun braucht bloß Mr. Santer noch zu kommen.“

Ja, wir waren da! Da ſtand das Grabmal Intſchu tſchunas, des einſtigen Häuptlings der Apachen, der mit einem mehrfachen Steinmantel umgebene Erdhaufen, in deſſen Innern er ruhte, auf ſeinem Pferde, mit ſeinen Waffen, außer der Silberbüchſe, und ſeiner Medizin. Und daneben befand ſich die Steinpyramide mit dem aus ihrer Spitze ragenden Gipfel des Baumes, an deſſen Stamme

sitzend Ntscho-tschi den letzten Schlummer schlief. Ich war mit Winnetou während unserer Streifzüge einige Male hier gewesen, um das Andenken der beiden geliebten Toten zu ehren, und kam nun ohne ihn, der inzwischen auch von mir geschieden war. Er hatte den ihm so teuern Ort auch ohne mich besucht, wenn ich mich in andern Ländern befand. Welche Gedanken mochten da hinter seiner Stirn gewohnt, welche Gefühle sein Herz bewegt haben! Santer und Rache! Dieser Mann und dieses Verlangen nach Wiedervergeltung hatten einst sein ganzes Innere eingenommen. Auch später noch?

Es war ihm nicht gelungen, des Thäters in der Weise habhaft zu werden, daß er ihn bestrafen konnte. Jetzt stand ich hier und erwartete den Mörder. War ich nicht der wohlberechtigte Erbe meines Freundes, der Erbe seiner Rache? Hatte nicht der heiße Wunsch nach Vergeltung auch in mir gelebt? War es nicht eine Versündigung gegen ihn und die beiden Toten, wenn ich Santer hier in meine Hand bekam und seiner schonte? Aber da hörte ich im Geiste seine letzten Worte: „Schar-lih, ich glaube an den Heiland. Winnetou ist ein Christ. Lebe wohl!“ Leider klang auch eine andere Stimme an mein Ohr, die Stimme Gates', welche mir zurief:

„Was steht Ihr denn da und starrt die beiden Erdhaufen an! Seht Ihr vielleicht die Geister schon, vor denen Ihr Euch ängstiget? Wenn das beim hellen Tag geschieht, wie soll das erst am Abend und in der Nacht werden!“

Ich antwortete nicht, führte mein Pferd auf die Lichtung, sattelte und zäumte es ab, gab es frei und machte mich dann, meiner Gewohnheit gemäß, daran, die Umgebung abzusuchen. Als ich zurückkehrte, hatten die drei Gefährten es sich bequem gemacht. Sie saßen an dem Grabmale des Häuptlings, grad an der Stelle, wo ich graben wollte.

„Wo lauft Ihr denn herum?“ fragte Gates. „Habt wohl ſchon nach Nuggets geſucht? Das laßt bleiben! Es wird nur gemeinſchaftlich geſucht, damit nicht einer die Stelle finden und ſie den andern verheimlichen kann.“

Dieſer Ton behagte mir nicht. Sie wußten zwar nicht, wer ich war, aber in ſolcher Weiſe durfte ich doch nicht mit mir ſprechen laſſen; darum antwortete ich mit derjenigen Schärfe, deren ich mich, ohne zu beleidigen, bedienen zu können glaubte:

„Fragt Ihr nur aus Neugierde, Sir, oder weil Ihr glaubt, mich kommandieren zu dürfen? Für beide Fälle mache ich Euch darauf aufmerkſam, daß ich die Jahre hinter mir habe, in denen man ſich ſchulmeiſtern läßt.“

„Schulmeiſtern? Mr. Jones, was wollt Ihr damit ſagen?“

„Daß ich mich für einen ſelbſtändigen Menſchen halte.“

„Das ſeid Ihr eben nicht. Von dem Augenblicke an, wo Ihr Euch uns angeſchloſſen habt, ſeid Ihr Mitglied unſerer Geſellſchaft geworden, und kein Glied eines Ganzen kann ſich ſelbſtändig nennen.“

„Braucht ſich aber auch nicht dominieren zu laſſen!“

„Doch! Einen muß es geben, nach welchem ſich die andern zu richten haben.“

„Haltet Ihr Euch für dieſen Einen?“

„Ja.“

„So befindet Ihr Euch im Irrtume. Wenn es unter uns einen geben ſoll, auf den die andern zu hören haben, ſo kann das nur Santer ſein.“

„Der iſt nicht da. Unterdeſſen vertrete ich ſeine Stelle.“

„Aber nicht in Beziehung auf mich. Ihr dürft nicht vergeſſen, daß Santer mich noch gar nicht engagiert hat; ich bin alſo noch nicht Mitglied eurer Geſellſchaft.“

„So laßt auch das Spüren hier herum! Ihr habt

kein Recht dazu, wenn Ihr glaubt, noch nicht zu uns zu gehören."

„Darüber wollen wir uns nicht ſtreiten, Sir. Ich darf wohl gehen, wohin ich will! Ich habe mich entfernt, um nachzuſehen, ob wir hier ſicher ſind. Wenn ihr wirklich ſo tüchtige Weſtmänner ſeid, wie ihr ſagt, müßt ihr wiſſen, daß man nie im Walde lagert, ohne zu wiſſen, ob man allein da iſt oder nicht. Weil ihr das unterlaſſen habt, habe ich es gethan und damit eigentlich eure Anerkennung verdient, nicht aber den Ton, den ihr euch gegen mich erlaubt."

„Ach! Nach Spuren habt Ihr geſucht?"

„Ja."

„Verſteht Ihr denn, die zu finden?"

„Wahrſcheinlich!"

„Ich dachte, Ihr ſuchtet ſchon nach Nuggets!"

„So dumm bin ich nicht!"

„Warum wäre das dumm?"

„Weiß ich, nach welcher Seite, in welcher Richtung man von hier aus zu ſuchen hat? Das weiß nur Santer, vorausgeſetzt, daß es wirklich Gold hier giebt, was ich aber ſehr bezweifle."

„Ja, Ihr ſcheint aus lauter Verdacht, Mißtrauen und Zweifel zuſammengeſetzt zu ſein. Es wäre wirklich beſſer geweſen, wir hätten Euch gelaſſen, wo Ihr waret."

„Meint Ihr? Vielleicht wäre ich der Einzige, welcher das Gold zu finden wüßte, wenn es hier läge. Es iſt aber fort."

„Fort? Wer ſagt das?"

„Ich."

„Warum? Wie könnt Ihr wiſſen, daß es nicht mehr hier liegt?"

„Der geſunde Menſchenverſtand ſagt es mir. Es iſt

wirklich zu verwundern, daß ihr, die erfahrenen Westmänner, nicht längſt darauf gekommen ſeid!"

„Sprecht nicht in Rätſeln! Redet lieber deutlich! Es hat Gold hier gelegen!"

„Das gebe ich zu."

„Wer ſoll es fortgeſchafft haben?"

„Winnetou."

„Ach! Wie kommt Ihr auf dieſe Idee?"

„Ich möchte lieber fragen, wie es möglich iſt, daß ihr nicht auf ſie gekommen ſeid. Nach dem, was ich von Winnetou weiß, war er nicht nur der tapferſte, ſondern auch der klügſte, der liſtigſte Indianer, den es gab."

„Das wißt nicht nur Ihr, ſondern das weiß jedermann."

„So habt die Güte, einmal nachzudenken! Winnetou ging hierher, um Gold zu holen; er wurde überfallen und erkannte als kluger Mann ſofort, daß ſeinem Geheimniſſe nachgeſpürt worden war. Er mußte annehmen, daß Santer, welcher ihm entkam, ſpäter zurückkehren werde, um zu ſuchen. Was hättet Ihr an ſeiner Stelle gethan, Mr. Gates? Das Gold etwa hier liegen laſſen?"

„Alle Teufel!" ſtieß der Gefragte hervor.

„Nun, ſo antwortet doch!"

„Das iſt allerdings ein Gedanke, aber ein ganz armſeliger, miſerabler Gedanke!"

„Wenn Ihr Winnetou für einen Idioten gehalten habt, ſo ſucht hier immerhin nach Nuggets; aber werft nicht etwa mir vor, daß ich hinter euerm Rücken danach ſuche! Eine ſolche Dummheit laß ich mir nicht nachſagen."

„Ihr glaubt alſo, daß nichts zu finden iſt?"

„Ich bin überzeugt davon."

„Warum aber ſeid Ihr da mit hierhergeritten?"

Da ich ihm die Wahrheit nicht ſagen konnte, antwortete ich:

„Weil mir der Gedanke, den ich euch jetzt mitgeteilt habe, eben jetzt erſt gekommen iſt.“

„Ach, alſo waret Ihr bis jetzt ebenſo dumm wie wir! Ich will zugeben, daß Eure Anſicht etwas für ſich hat; aber es läßt ſich ebenſo viel und auch noch mehr dagegen ſagen.“

„Was?“

„Ich bringe nur den einen Punkt: Das Verſteck war ſo gut, daß Winnetou nicht zu befürchten brauchte, daß man es entdecken könne. Iſt das etwa nicht möglich?“

„Doch!“

„Schön! Ich könnte noch anderes gegen Euch vorbringen, will aber darauf verzichten. Warten wir, bis Mr. Santer kommt, was er dazu ſagen wird.“

„Wann glaubt Ihr, daß er hier ſein kann?“

„Heut noch nicht, aber morgen.“

„Morgen? Das iſt unmöglich. Ich kenne zufälligerweiſe den Saltfork, wohin er iſt. Wenn er ſich ſehr ſputet, kann er früheſtens übermorgen abends hier eintreffen. Womit verbringen wir bis dahin die Zeit?“

„Mit der Jagd. Wir brauchen Fleiſch.“

„Hm! Meint ihr, daß auch ich mit jagen ſoll?“

Ich ſprach dieſe Frage mit voller Abſicht aus; ſie ſollten gehen und mich allein hier laſſen. Leider hatte ich nicht den gewünſchten Erfolg, denn er antwortete:

„Ihr würdet uns wahrſcheinlich alles verderben. Wir brauchen Euch nicht. Ich gehe mit Clay und denke, daß wir etwas ſchießen werden. Ihr könnt mit Summer hier bleiben.“

Die beiden Genannten nahmen ihre Gewehre und entfernten ſich. Verfolgte Gates etwa im ſtillen die Politik, mich nicht ohne Aufſicht hier zu laſſen? Da hätte er mich aber doch wohl für pfiffiger halten müſſen, als er mich zu

halten schien. Wenn er glaubte, daß ich ihm die Jagd verderben könne, so dachte er sehr gering von mir, ohne aber einzusehen, welcher Fehler das von ihm war. Er sprach das Wort Fallensteller stets im Tone der Mißachtung aus und war also unerfahren genug, gar nicht zu wissen, daß grad ein Fallensteller es zu gar nichts bringen kann, wenn er nicht ein tüchtiger Schütze, überhaupt ein tüchtiger Westmann ist.

Er lief mit Clay den ganzen Nachmittag im Walde herum, und der ganze Erfolg war, daß sie gegen Abend glücklich ein armes Häschen brachten, an dem sich vier Personen sättigen sollten. Am nächsten Morgen ging er mit Summer fort; ihre ganze Jagdbeute bestand in einigen Wildtauben, die so alt waren, daß sie kaum gegessen werden konnten.

„Wir haben Pech, riesenhaftes Pech," entschuldigte er sich. „Kein Wild läßt sich sehen!"

„Wenn man das viele Pech, welches ihr habt, braten und verzehren könnte, so wollte ich es loben," antwortete ich. „Diese Tauben haben jedenfalls schon zu Methusalems Zeiten gelebt; es ist jammerschade, daß sie so jung sterben mußten!"

„Wollt Ihr Euch über mich lustig machen, Sir?"

„Nein, denn Ihr könnt Euch doch denken, daß es meinem Magen gar nicht so scherzhaft zu Mute ist."

„So macht's doch besser, wenn Ihr könnt!"

„Well, ich werde einen Braten holen."

„Und doch keinen bringen!"

„Einen Hasen oder eine vorsündflutliche Taube finde ich allemal!"

Ich nahm meine beiden Gewehre und ging fort. Mich langsam entfernend, hörte ich ihn lachend rufen:

„Da läuft er hin mit seinem Riesenböller. Er wird

einige alte Bäume zuſammenſchießen, aber keine Haare und keine Feder treffen!“

Mehr hörte ich nicht. Wäre ich doch ſtehen geblieben, um zu horchen! Ich hätte noch mehr gehört; ich hätte etwas gehört, was für mich von großer Wichtigkeit geweſen wäre. Wie ich ſpäter erfuhr, waren ſie wirklich und vollſtändig überzeugt geweſen, daß ich nichts treffen würde. Sie wollten mich beſchämen und noch einmal ihr Glück verſuchen, um mir, der ich nichts brachte, eine reiche Beute vorzeigen und mich auslachen zu können. Darum gingen ſie nach mir auch fort, alle drei. Nun war der Platz verlaſſen, und ich hätte nachgraben können. Ich hätte das Teſtament Winnetous gefunden, geleſen, in meine Taſche verſteckt und wäre dann immer noch ſicher geweſen, irgend ein Wild zu ſchießen. Es ſollte nicht ſein!

Sie waren, um zu jagen, geſtern und heut den Weg hinabgeſtiegen, auf dem wir heraufgekommen waren. In dieſer Richtung, alſo nach Süden, hatten ſie wohl alles Wild vertrieben. In dieſer Ueberzeugung wendete ich mich nach Norden, die dort liegende Senkung hinab und nach dem Wieſenplane, über welchen wir damals die Kiowas gelockt hatten, um ihnen in der gegenüber ſich öffnenden engen Schlucht eine Falle zu ſtellen. Hierher war wohl ſeit Jahren kein Menſch gekommen, ſodaß ich darauf rechnen konnte, zu einem guten Schuſſe zu kommen. Aber es war Mittag, alſo keine günſtige Tageszeit, und ſo konnte ich zufrieden ſein, als ich es nach Verlauf von einer Stunde zu zwei fetten Turkeyhennen gebracht hatte. Mit dieſen kehrte ich nach dem Lagerplatze zurück.

Als ich dort ankam, war kein Menſch da. Wo ſteckten die drei? Waren ſie nur zum Spaße entſchlüpft, um heimlich zu lauſchen, was ich bringen würde? Oder waren ſie miteinander noch einmal jagen gegangen? Ich rief und bekam keine Antwort.

Ach, wenn ſie wirklich fort wären! Aber ich mußte vorſichtig ſein und ſuchte in aller Eile den Umkreis des Platzes ab. Da wurde es mir zur Gewißheit, daß ſie ſich wirklich entfernt hatten. Jetzt ſchnell an die Arbeit!

Ich zog das Meſſer und ſchnitt genau an der Weſtſeite des Häuptlingsgrabes, hart an dem Rande desſelben, ein Stück Raſen aus, um es dann ſpäter ſo wieder einzuſetzen, daß von der Nachgrabung nichts zu ſehen war. Aber Erdbrocken durften dann nicht umherliegen. Darum breitete ich meine Decke neben mir aus und legte den Boden, den ich aushob, ſorgfältig auf dieſelbe, um mit ihm das entſtehende Loch dann wieder auszufüllen.

Ich arbeitete mit fieberhafter Geſchwindigkeit, denn jeder Augenblick konnte die drei zurückbringen. Dabei horchte ich von Zeit zu Zeit, ob ihre Schritte oder Stimmen zu vernehmen ſeien. Bei der Aufregung, in welcher ich mich befand und die ich nicht ganz zu beherrſchen vermochte, war es freilich leicht denkbar, daß meine Ohren nicht die Schärfe beſaßen wie dann, wenn ich meine gewöhnliche Ruhe bewahrt hätte.

Das Loch wurde tiefer und tiefer, gewiß über eine Elle tief. Da ſtieß das Meſſer auf einen Stein; ich entfernte ihn und einen zweiten, der unter ihm lag, und ſah nun einen kleinen, viereckigen und vollſtändig trockenen Raum, deſſen Wände aus glatten Steinen gebildet wurden. Auf dem Boden desſelben lag ein ſtarkes, zuſammengefaltetes Leder — — das Teſtament meines Freundes und Bruders Winnetou. Im nächſten Augenblicke ſteckte es in meiner Taſche, und ich beeilte mich, das Loch zuzuwerfen.

Dies ging viel raſcher als das Ausgraben von ſtatten; ich ſchüttete die Erde von der Decke nach und nach hinein, ſtieß ſie mit der Fauſt feſt und legte ſchließlich das aus-

gestochene Rasenstück obenauf. Kein Mensch konnte nun sehen, daß hier ein Loch gegraben worden war.

Gott sei Dank! Das war gelungen — — wenigstens so dachte ich. Ich horchte. Es ließ sich nicht das geringste Geräusch vernehmen; ich hatte also Zeit, das Leder zu öffnen. Es war mit den Spitzen gegeneinander, wie ein Couvert, zusammengelegt. Ein zweites lag drin, dessen umgeschlagene Spitzen Winnetou mit Hirschsehne zusammen genäht hatte. Ich schnitt es auf und sah das Testament, welches aus mehreren eng beschriebenen Papierblättern bestand.

Sollte ich es verbergen, oder durfte ich es lesen? So fragte ich mich. Warum es verstecken? Es gab ja gar keinen Grund hierfür. Wenn meine drei Gefährten zurückkehrten und mich lesen sahen, was konnten sie dagegen haben? Wußten sie, was es war? Ein Brief oder sonst etwas, was ich seit langem bei mir trug. Sie hatten nicht einmal das Recht, nach dem Papiere zu fragen. Und wenn sie dies thaten, so konnte ich antworten, wie es mir beliebte. Dabei zog, nein, riß es mir förmlich die Augen auf, zu sehen, was Winnetou geschrieben hatte. Ja, geschrieben! Winnetou konnte schreiben. Klekih-petra war, wie in vielem andern, sein Lehrer auch in dieser Fertigkeit gewesen; nur hatte der herrliche Apache wenig Gelegenheit gefunden, sie auszuüben. Er hatte zuweilen eine Bemerkung in mein Notizbuch gemacht; ich kannte also seine Schrift; sie war nicht schön, nicht ausgebildet, aber höchst charakteristisch. Sie glich der Schrift eines vierzehnjährigen Schulknaben, welcher sich Mühe gegeben hat, kalligraphisch zu schreiben.

Ich konnte es doch nicht lassen, setzte mich nieder und schlug die Blätter auseinander. Ja, das war Winnetous Schrift; die Buchstaben von peinlich genau derselben Länge und Lage, nicht wie geschrieben, sondern mit Hingebung

einzeln gezeichnet und gemalt. Wo hatte er diese vielen Zeilen wohl geschrieben, und wie lange, wie sehr lange mochte er darüber zugebracht haben. Meine Augen gingen mir über; sie füllten sich mit Thränen. Ich trocknete sie und las:

„Mein lieber, guter Bruder!

Du lebst, und Winnetou, der Dich liebte, ist tot. Doch seine Seele weilt bei Dir; Du hältst sie in Deiner Hand, denn sie steht geschrieben auf diesen Blättern; laß sie auf Deinem Herzen ruhen!

Du sollst den letzten Wunsch Deines roten Bruders erfahren und viele Worte von ihm lesen, die Du nie vergessen wirst; zunächst aber wird er Dir sagen, was am nötigsten ist. Du hast hier nicht das einzige Testament von Winnetou, denn er legte auch eines in die Ohren seiner roten Krieger; dieses hier ist nur für Dich.

Du wirst sehr viel Gold sehen und mit demselben thun, was mein Geist Dir jetzt sagt. Es lag im Nugget-tsil verborgen, doch Santer, der Mörder, trachtete danach. Darum hat Winnetou es fortgeschafft nach dem Deklil-to*), wo Du einst mit ihm gewesen bist. Erfahre die Stelle, an welcher es sich befindet. Du reitest den Indeltsche-tschil**) empor bis zu dem Tse-schosch***) am fallenden Wasser. Dort steigest du vom Pferde und kletterst — — — —"

Bis hierher hatte ich gelesen, als ich eine Stimme hinter mir hörte:

„Good day, Mr. Shatterhand! Ihr versucht Euch wohl im Buchstabieren?"

Ich wendete mich um und sah, daß ich vorhin die größte Dummheit oder Nachlässigkeit meines Lebens begangen hatte. Zehn Schritte hinter mir hatte ich die Turkeyhennen

*) Dunkeln Wasser. **) Fichtenwald. ***) Fels des Bären.

hingeworfen und auch die Gewehre hingelegt. Ich saß nicht mit dem Rücken, sondern mit der rechten Seite an das Grabmal gelehnt, also mit dem Rücken nach dem Wege, welcher aus dem Thale heraufführte. An dieser unverzeihlichen Stellung war der Eifer für den letzten Willen Winnetous schuld. So hatte ich nicht sehen können, daß der, welcher jetzt zu mir sprach, sich hinter mir zu den Gewehren geschlichen hatte, die mir nun nicht erreichbar waren, denn er stand dort und hatte seine eigene Büchse auf mich angelegt. Ich fuhr mit einem Ruck empor, denn der Mann war kein anderer als — — — — Santer!

Im nächsten Augenblicke hatte ich beide Hände am — — — ja wo? Am Gürtel, um die Revolver zu ziehen? Ja, das wollte ich, aber als ich vorhin an der Erde kniete, um das Loch zu graben, hatte mich der Gürtel mit den Gegenständen, welche darin steckten, gehindert und gedrückt und ich war im Gefühle der vermeintlichen Sicherheit so unvorsichtig gewesen, ihn abzuschnallen und hinzulegen; nun lag er am Boden und bei ihm auch noch das Messer. Ich war also augenblicklich ohne alle Waffe. Santer sah die nutzlose Bewegung meiner Hände, lachte höhnisch auf und drohte:

„Keinen Schritt von der Stelle und keinen Griff nach den Waffen, sonst schieße ich augenblicklich! Es ist mein blutigster Ernst!“

Seine Augen flackerten mich dabei in einer Weise an, die mir sagte, daß ich allerdings sofort eine Kugel aus dem auf mich gerichteten Laufe bekommen würde. Hatte mich sein plötzliches Erscheinen vollständig überrascht, so war ich jetzt doch ebenso vollständig wieder gefaßt; ich stand unbeweglich und blickte ihm kaltblütig ins Gesicht.

„Jetzt endlich bist du mein!“ fuhr er fort. „Siehst du meinen Finger am Drücker? Mit der leisesten Berührung blase ich dir eine Kugel ins Gehirn; verlaß dich

darauf! Rühr also ja kein Glied, sonst schick ich dich zum Teufel! Mit dir hat man sich vorzusehen. Hast mich wohl nicht erwartet, he?"

„Nein," antwortete ich ruhig.

„Ja, hast ausgerechnet, daß ich erst morgen abend kommen kann; diese Kalkulation war aber falsch."

Das wußte er, hatte also mit meinen Gefährten gesprochen. Wo waren sie? Daß sie sich mit hier befanden, hätte mich beruhigt, wenn ich nicht so schon ruhig gewesen wäre. Sie mochten sein, wer, was und wie sie wollten, Mörder waren sie nicht, und ich hatte also wohl nicht zu befürchten, in ihrer Gegenwart von ihm umgebracht zu werden, wenn ich ihn nur jetzt nicht reizte; ich behielt also meine unbewegliche Haltung bei, während er mit dem Ausdrucke des unversöhnlichsten Hasses weiter sprach:

„Ich wollte nach dem Saltfork, um Tangua zu sagen, daß der Apache, der Huud endlich verendet ist, traf aber zufällig auf eine Schar von Kiowas und bin also eher da. Unten stieß ich auf Gates und hörte von ihm, daß er einen Mr. Jones mitgebracht habe. Ich erfuhr, daß er zwei Gewehre habe, ein großes und ein kleines; das erregte meinen Verdacht; ich ließ mir den Kerl genau beschreiben und wußte nun, woran ich war. Er hatte sich zwar dumm, sehr dumm gestellt, konnte aber kein anderer als Old Shatterhand sein. Ich stieg herauf, um mich zu verstecken und ihn bei der Rückkehr von der Jagd festzunehmen, doch war er schon da. Du grubst ein Loch, und wir sahen zu. Was ist das für ein Papier in deiner Hand?"

„Eine Schneiderrechnung."

„Hund, glaube ja nicht, Spaß mit mir machen zu dürfen! Was ist's?"

„Eine Schneiderrechnung. Kommt her, und seht sie an!"

„Werde mich hüten! Muß dich erst fester haben! Was

treibſt du jetzt hier an den Mugworthills, die der Apache Nugget-tſil nannte?“

„Schatzgräberei.“

„Ah, dachte es mir!“

„Finde aber leider nur Schneiderrechnungen.“

„Werde ſie mir genau anſehen. Dich hat der Teufel ja überall, wohin du nicht gehörſt; dieſes Mal aber hat er es endlich einmal geſcheit angefangen. Mit dir iſt's aus!“

„Oder mit Euch, denn einer von uns beiden muß dran glauben; das iſt gewiß!“

„Frecher Köter, der du biſt! So ein Hund knurrt ſogar noch im Sterben! Aber dieſes ohnmächtige Zähnefletſchen rettet dich nicht. Ich wiederhole: es iſt aus mit dir! Und die goldenen Knochen, die du hier ausſcharren wollteſt, nehmen wir für uns!“

„Nehmt ſie immerhin, und beißt Euch an ihnen die Zähne aus!“

„Höhne nicht! Du haſt zwar geſagt, daß nichts mehr da ſei; aber das Papier in deiner Hand wird uns wohl Auskunft geben.“

„So holt's Euch doch!“

„Ja, ich bekomme es; das werde ich dir gleich beweiſen. Merke nur auf, was ich dir ſage! Bei der geringſten unerlaubten Bewegung und bei der geringſten Weigerung, mir zu gehorchen, drücke ich los. Bei einem andern würde ich vielleicht nur drohen, es aber nicht ausführen. Du aber biſt ein ſo gefährlicher Halunke, daß ich unbedingt Ernſt machen muß!“

„Das weiß ich ſelbſt gar wohl!“

„Schön, daß du dies zugiebſt! Alſo kommt her, und feſſelt ihn!“

Dieſe Worte waren nach der Seite hin geſprochen. Dort hatten Gates, Clay und Summer hinter den Bäumen

gesteckt. Sie traten hervor und kamen langsam auf mich zu. Der erstere sagte, wie sich entschuldigend, indem er einen Riemen aus der Tasche zog:

„Sir, wir haben zu unserm Erstaunen gehört, daß Ihr nicht Jones heißt, sondern Old Shatterhand seid. Warum habt Ihr uns belogen? Ihr wolltet uns betrügen; nun müssen wir Euch binden. Versucht ja keinen Widerstand! Es würde Euch nichts helfen, denn Mr. Santer schießt sofort; darauf könnt Ihr Euch verlassen!"

„Keine unnützen Redereien!" rief Santer. Und mir befahl er: „Laß das Papier fallen, und gieb ihm die Hände hin!"

Er war überzeugt, mich vollständig sicher zu haben; nun aber wußte ich, daß ich nicht ihm, sondern er mir gehören würde; es galt nur, die Situation schnell und kräftig auszunutzen.

„Nun, wird's? Schnell, sonst schieße ich!" gebot mir Santer. „Fort mit dem Papiere!"

Ich ließ es fallen.

„Her mit den Händen!"

Ich hielt, scheinbar gehorsam, Gates die Hände hin, doch so, daß er, als er sie zusammenbinden wollte, zwischen mich und Santer zu stehen kam.

„Weg dort, weg! Ihr steht ja meinem Gewehre im Wege!" rief dieser ihm zu. „Wenn ich schießen will, so —"

Er kam nicht weiter in seiner Rede, denn er wurde auf eine sehr unzarte Weise von mir unterbrochen. Anstatt mich binden zu lassen, faßte ich Gates beim Leibe, hob ihn empor und schleuderte ihn auf Santer, der zwar zur Seite springen wollte, doch zu spät; er wurde niedergerissen und das Gewehr ihm aus der Hand geschleudert. Im Nu war ich auch dort und kniete auf ihm. Ein Faustthieb betäubte

ihn für kurze Zeit. Dann erhob ich mich ebenso schnell und donnerte die drei an:

„Da der Beweis, daß ich wirklich Old Shatterhand bin! Ihr habt euch an mir vergreifen wollen. Augenblicklich fort mit euern Waffen, sonst schieße ich! Laßt sie fallen! Auch bei mir ist es Ernst!“

Ich hatte Santer seinen Revolver aus dem Gürtel gerissen und richtete ihn auf die drei ‚wirklichen Westmänner‘, die sofort gehorchten.

„Setzt euch nieder, dort an das Grab der Häuptlingstochter — schnell, schnell!“

Sie gingen und setzten sich. Ich hatte ihnen grad diesen Platz angewiesen, weil ihnen da keine Waffe nahe lag.

„Nun bleibt ruhig sitzen! Es soll euch nichts geschehen, denn ihr seid getäuscht worden. Aber ein Versuch zur Flucht oder Gegenwehr kostet euch augenblicklich das Leben!“

„Das ist ja schrecklich, ganz entsetzlich!“ klagte Gates, indem er sich die Glieder rieb. „Das war ja grad, als ob ein Ball durch alle Lüfte flöge. Ich glaube, ich habe verschiedenes gebrochen!“

„Ist Eure eigene Schuld. Sorgt nun dafür, daß es nicht gar noch schlimmer kommt! Woher hattet Ihr den Riemen?“

„Von Mr. Santer.“

„Habt Ihr noch mehr?“

„Yes.“

„Gebt sie her!“

Er zog sie aus der Tasche und gab sie mir. Ich band mit ihnen Santers Füße zusammen und die Hände auf den Rücken.

„So, der liegt fest,“ lachte ich vergnügt. „Soll ich etwa euch auch fesseln?“

„Danke, Sir!“ antwortete Gates. „Habe genug, voll-

ständig genug. Werde hier ganz ruhig sitzen bleiben, so lange es Euch gefällt!"

„Daran thut Ihr sehr wohl, denn wie Ihr seht, verstehe ich keinen Spaß!"

„Danke überhaupt für allen Spaß! Und da hat man Euch für einen Fallensteller gehalten!"

„Dieser Irrtum war gar nicht groß, denn zu einem tüchtigen Trapper gehört viel mehr, als ihr zu ahnen scheint. Wie steht es denn mit eurer Jagd? Habt ihr etwas geschossen?"

„Nicht die sauere Bohne!"

„Da seht euch die zwei Hennen an; die habe ich gebracht. Wenn ihr euch gut betragt, könnt ihr sie nachher braten und miteſſen. Hoffentlich werdet ihr bald einsehen, daß ihr diesen Santer für einen ganz andern Menschen gehalten habt, als er ist. Es giebt keinen größern Schuft unter der Sonne als ihn. Ihr werdet es gleich hören, denn ich sehe, daß er erwacht."

Santer bewegte sich; er kam zu sich und schlug die Augen auf. Er sah, daß ich vor ihm stand und meinen Gürtel umschnallte. Er sah auch seine drei Gefährten, welche waffenlos am Grabmale der Indianerin saßen, und rief erschrocken:

„Was ist das? Ich — — ich — — bin gefesselt!"

„Ja, Ihr seid gefesselt," nickte ich. „Die Lage ist auf ganz gemütliche Weise eine andere geworden. Ich hoffe, daß Ihr nichts dagegen habt."

„Hund!" knirschte er wütend.

„Pst! Verschlimmert Euer Schicksal nicht!"

„Hol dich der Teufel, Schuft!"

„Ich warne Euch noch einmal! Vorhin habe ich mir Euer Du ruhig gefallen lassen, denn die Klugheit gebot mir das. Es wäre auch klug von Euch, höflicher zu sein."

Er ſah forſchend zu ſeinen Kameraden hinüber und rief ihnen zu:

„Habt ihr etwa geplaudert?“

„Nein,“ antwortete Gates.

„Das will ich euch auch raten!“

„Was iſt's? Was ſollen ſie nicht plaudern?“

„Nichts!“

„Oho! Heraus mit der Sprache, ſonſt öffne ich Euch den Mund! Alſo?“

„Es iſt wegen dem Golde,“ antwortete er gezwungenerweiſe, wie es ſchien.

„Wieſo wegen dem Golde?“

„Wo ich denke, daß es liegt; ich habe es ihnen vorhin geſagt. Ich dachte, ſie hätten es ausgeplaudert.“

„Iſt das wahr?“ fragte ich Gates.

„Ja,“ war ſeine Antwort.

„Er meint wirklich nichts anderes?“

„Nein.“

„Seid aufrichtig! Ich mache Euch darauf aufmerkſam, daß Ihr durch eine etwaige Unwahrheit oder Hinterliſt nicht mich, ſondern Euch ſelbſt in Schaden bringt.“

Er zögerte einige Augenblicke und verſicherte dann im Tone der Aufrichtigkeit:

„Ihr könnt es glauben, Sir, daß es keine Lüge iſt. Er meinte nur das Gold.“

„Ich glaube es trotzdem nicht. Eure Aufrichtigkeit iſt eine falſche, und in ſeinem Geſichte lauert die Hinterliſt. Ihr werdet aber dadurch nichts erreichen. Ich fordere Euch nochmals auf, mir die Wahrheit zu ſagen, Mr. Gates. Hat Santer mit euch von den Kiowas geſprochen, als er euch unten im Thale traf?“

„Ja.“

„War er allein?“

„Ja.“

„Hat er die Roten wirklich getroffen?“

„Ja.“

„Und iſt infolgedeſſen nicht am Saltfork geweſen?“

„Er war nicht dort.

„Iſt es eine bedeutende Schar geweſen?“

„Sechzig Krieger.“

„Wer führte ſie an?“

„Pida, der Sohn vom Häuptling Tangua.“

„Wo ſind ſie jetzt?“

„Heim in ihr Dorf.“

„Das iſt keine Lüge?“

„Es iſt ſo, wie ich ſage, Sir!“

„Ganz wie Ihr wollt, Mr. Gates. Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich, oft aber auch ſeine Hölle. Wenn Ihr mich anlügt, werdet Ihr es ſpäter ſehr bereuen. Was das Gold anbetrifft, ſo iſt Euer Ritt hierher ein vergeblicher geweſen. Ihr findet nichts, denn es liegt nichts da.“

Ich hob das Teſtament Winnetous auf, welches noch an der Erde lag, legte es in die beiden Lederumſchläge und ſteckte es ein.

„Es ſcheint, Mr. Santer weiß das doch beſſer als Ihr,“ entgegnete Gates.

„Er weiß noch weniger als nichts.“

„Wißt Ihr denn, wo es liegt?

„Vielleicht.“

„So ſagt es uns!“

„Das iſt mir verboten.“

„Da habt Ihr es, Sir! Ihr ſeid zu unſerm Schaden und nicht zu unſerm Nutzen.“

„Das Gold gehört euch nicht.“

„Es wird uns aber gehören, denn Mr. Santer wird es uns zeigen und es mit uns teilen.“

„Er, der jetzt mein Gefangener ist?“

„Was könnt Ihr ihm thun? Er wird seine Freiheit wieder erlangen.“

„Schwerlich. Er wird vielmehr seine Thaten mit dem Leben bezahlen müssen.“

Da ließ Santer ein höhnisches Gelächter hören; darum wandte ich mich ihm zu und sagte:

„Es wird Euch später nicht so sehr zum Lachen sein wie jetzt! Was meint Ihr wohl, daß ich mit Euch thue?“

„Nichts,“ grinste er mich an.

„Wer hindert mich, Euch eine Kugel in den Kopf zu jagen!“

„Ihr selbst. Man weiß ja, daß Old Shatterhand sich fürchtet, einen Menschen zu töten!“

„Ich bin allerdings kein Mörder, das ist richtig. Ihr habt den Tod vielfach verdient. Noch vor wenig Wochen hätte ich Euch unbedingt erschossen, falls ich auf Euch getroffen wäre; aber Winnetou ist tot, ist als Christ gestorben; mit ihm soll auch die Rache begraben sein.“

„Führt keine solche schönen Reden! Ihr könnt nicht, wie Ihr wollt, das ist's!“

Das war eine Unverschämtheit, welche geradezu ins Grenzenlose ging! Ich konnte sie nur mit seiner Verstocktheit erklären, denn ich wußte nicht, was er wußte. Demnach sagte ich ihm im ruhigsten Tone:

„Lästert mich immerhin! Ein Mensch Euern Schlages kann mich nicht in Zorn bringen. Ich habe allerdings gesagt, daß die Rache mit Winnetou begraben sein soll; aber zwischen Rache und Strafe ist ein Unterschied. Das Christentum kennt zwar keine Rache, doch um so strenger verlangt es die Bestrafung jeder Schuld. Auf jedes Verbrechen soll die Sühne folgen. Ich werde mich also nicht an Euch rächen, aber Eurer Strafe dürft Ihr dennoch nicht entgehen.“

„Pshaw! Nennt es Strafe oder Rache; es ist ganz dasselbe. Lächerlich! Ihr wollt Euch nicht rächen, aber Ihr wollt mich bestrafen, wahrscheinlich mich ermorden. Mord ist Mord. Brüstet Euch doch nicht mit Eurem Christentum!“

„Ihr irrt. Es fällt mir nicht ein, mich an Euerm Leben zu vergreifen. Ich werde Euch nach dem nächsten Fort transportieren und dort dem Richter übergeben.“

„Ah, wollt Ihr das? Wirklich?“

„Ja.“

„Wie wollt Ihr das denn anfangen, Sir?“

„Das ist meine Sache!“

„Wohl auch die meinige, denn ich denke, daß ich auch dabei sein muß. Wahrscheinlich wird es umgekehrt, nämlich so, daß ich Euch transportiere und nicht Ihr mich. Und weil ich kein so frommer Christ bin, wie Ihr seid, wird es mir dann nicht einfallen, auf meine Rache zu verzichten. Sie ist schon da, schon da! Seht, wie sie kommt!“

Er stieß diese Worte überlaut frohlockend aus, und dieser sein Jubel war nicht unbegründet, denn er wurde noch übertäubt von einem Geheule, welches in diesem Augenblicke ringsum, auf allen Seiten erscholl, und zu gleicher Zeit tauchten von rechts und links, von vorn und hinten zahlreiche rote, mit den Kriegsfarben der Kiowas bemalte Gestalten auf, welche schlangengleich herbeigeschnellt kamen und mich in ihre Mitte nahmen.

Ich war von Gates belogen worden; Santer hatte die Kiowas nach dem Nugget-tsil gebracht. Sie hatten, als sie von ihm die Nachricht vom Tode Winnetous vernahmen, sich sofort entschlossen, die Feier dieses ihnen so willkommenen Ereignisses da vorzunehmen, wo sein Vater und seine Schwester begraben lagen. Das war so recht indianisch und paßte genau zur Denkweise des Mörders, dem noch

die Freude widerfahren ſollte, mich, den Freund Winnetous, hier in den Mugworthills in ſeine Hand zu bekommen.“

Der Ueberfall brachte mich, ſo plötzlich er kam, keineswegs aus der Faſſung. Im erſten Augenblicke war ich entſchloſſen, mich zu verteidigen, und zog die Revolver; aber als ich mich von ſechzig Kriegern eingeſchloſſen ſah, ſteckte ich ſie wieder in den Gürtel. Flucht war unmöglich und Widerſtand vergeblich; er konnte meine Lage nur verſchlimmern. Das einzige, was ich that, beſtand darin, daß ich diejenigen, welche mir am nächſten ſtanden und ihre Hände nach mir ausſtreckten, zurückſtieß und mit lauter Stimme erklärte:

„Old Shatterhand giebt ſich den Kriegern der Kiowas gefangen. Iſt ihr junger Häuptling da? Ihm, aber auch nur ihm, werde ich mich freiwillig ausliefern.“

Die Roten ließen von mir ab und ſahen ſich nach Pida um, welcher an dem Angriffe auf mich nicht teilgenommen hatte und abwartend unter den nächſten Bäumen ſtand.

„Freiwillig?“ höhnte Santer. „Dieſer Kerl, der ſich ſo hochtönend Old Shatterhand nennt, braucht gar nicht von freiem Willen zu reden. Er muß ſich ergeben, ſonſt wird er niedergeſchlagen. Immer drauf auf ihn!“

Er hütete ſich aber ſehr, mich ſelbſt anzugreifen. Die Kiowas gehorchten ſeinem Rufe und drangen wieder auf mich ein, doch nicht mit den Waffen, ſondern mit den Händen, denn ſie wollten mich nicht tot, ſondern lebendig in ihre Gewalt bekommen. Ich wehrte mich nach Kräften gegen ſie und ſchlug mehrere nieder, hätte aber der großen Uebermacht natürlich nicht ſtandhalten können, wenn Pida nicht jetzt befohlen hätte:

„Halt, laßt von ihm ab! Er will ſich mir ergeben, und euer Angriff iſt alſo ohne Nutzen!“

Sie wichen von mir zurück; da rief Santer in zornigem Tone:

„Warum ſoll er geſchont werden? Er mag ſo viele Hiebe und Stöße bekommen, wie Arme und Fäuſte da ſind. Immer drauf! Ich befehle es!“

Da trat der junge Häuptling auf ihn zu und ſagte unter einer nicht ſehr achtungsvollen Handbewegung gegen ihn:

„Du willſt hier befehlen. Weißt du denn nicht, wer der Anführer dieſer Krieger iſt?“

„Du.“

„Und was biſt denn du?“

„Der Freund der Kiowas, deſſen Wille doch hoffentlich etwas zu gelten hat!“

„Ein Freund? Wer hat dir das geſagt?“

„Dein Vater.“

„Das iſt nicht wahr; Tangua, der Häuptling der Kiowas, hat gegen dich nie das Wort Freund gebraucht. Du biſt weiter nichts als ein Bleichgeſicht, welches bei uns nur geduldet wird.“

Gern hätte ich die kurze Zeit dieſes Wortwechſels dazu benutzt, mich plötzlich durchzuſchlagen und zu entſpringen; es wäre mir vielleicht auch gelungen, denn die Roten richteten ihre Aufmerkſamkeit mehr auf Santer und Pida, als auf mich, aber ich hätte meine Gewehre zurücklaſſen müſſen, und das wollte ich nicht. Nun kam Pida auf mich zu und ſagte:

„Old Shatterhand will mein Gefangener ſein. Wird er freiwillig alles hergeben, was er bei ſich hat?“

„Ja,“ antwortete ich.

„Und ſich binden laſſen?“

„Ja.“

„So gieb mir deine Waffen!“

Es war mir im ſtillen eine Genugthuung, daß er mich ſo fragte, denn dies war ein Zeichen, daß er Angſt vor mir hatte. Ich gab ihm die Revolver und das Meſſer.

Santer nahm den Henrystutzen und den Bärentöter zu sich. Pida sah dies und fragte ihn:

„Warum vergreifst du dich an diesen Gewehren? Leg sie wieder hin!“

„Kann mir nicht einfallen! Sie sind mein.“

„Sie gehören mir!“

„Nein, sondern mir!“ behauptete er.

„Sie sind das Eigentum Old Shatterhands gewesen, der sich mir ergeben hat; also sind sie mit ihm mein Eigentum geworden!“

„Wem hast du es zu verdanken, daß du ihn gefangen hast? Nur mir. Er befand sich schon in meiner Gewalt; er gehört mir und mit ihm alles, was er besitzt. Ich verzichte weder auf ihn noch auf diesen berühmten Henrystutzen.“

Da erhob Pida drohend die Hand und befahl:

„Leg sie wieder hin, augenblicklich!“

„Nein!“

„Nehmt sie ihm!“ gebot der junge Häuptling seinen Leuten.

„Wollt ihr euch etwa an mir vergreifen?“ fragte Santer, indem er die Haltung eines Mannes annahm, der sich verteidigen will.

„Nehmt sie ihm!“ wiederholte Pida.

Da warf Santer, als er sah, wie viele Hände sich nach ihm ausstreckten, die Waffen weg und erklärte:

„Da sind sie! da habt ihr sie, doch nicht für immer! Ich werde mich bei Tangua beschweren.“

„Thu das!“ antwortete Pida mit hörbarer Verachtung.

Die beiden Gewehre wurden ihm gebracht, und ich mußte meine Hände herhalten, um sie mir zusammenbinden zu lassen. Während dies geschah, kam Santer herbei und sagte:

„So behaltet in Teufels Namen die Gewehre, aber

alles andere, was in seinen Taschen steckt, ist mein, besonders was er hier — — — —!“

Er streckte die Hand nach der Tasche aus, in welche ich den letzten Willen Winnetous gesteckt hatte.

„Zurück!“ herrschte ich ihn an.

Er fuhr bei diesem meinem Tone allerdings erschrocken zurück, faßte sich aber schnell und grinste mir in höhnischem Tone zu:

„Alle Wetter, ist das eine Dreistigkeit von dem Kerl! Ist gefangen und weiß, daß er auf dem letzten Loche pfeift, und fährt mich doch an wie ein Kettenhund! Das hilft dir nichts. Ich will wissen, was du da ausgegraben und vorhin gelesen hast.“

„Versuche, es mir zu nehmen!“

„Das werde ich freilich thun! Ich gebe gern zu, daß es dich außerordentlich kränken muß, wenn ich diesen Schatz in meine Hand bekomme, aber du wirst dich darein ergeben müssen.“

Er trat wieder näher und griff mit beiden Händen zu. Noch waren mir die Hände nicht vollständig zusammengebunden; der Riemen war mir erst um das eine Handgelenk geknotet worden und sollte nun noch um das andere geschlungen werden. Ich machte mir mit einem schnellen, kräftigen Rucke die Hände frei, nahm mit der linken Santer bei der Brust und schlug ihm die rechte Faust auf den Kopf, daß er zusammenbrach und regungslos wie ein Klotz liegen blieb.

„Uff, uff, uff!“ riefen die Roten ringsum.

„Nun bindet mich wieder,“ sagte ich, indem ich die Hände wieder hinhielt.

„Old Shatterhand hat seinen Namen in der That,“ lobte mich der junge Häuptling. „Was ist es, was dieser Santer von dir haben will?“

„Ein beſchriebenes Papier,“ antwortete ich; was es eigentlich war, durfte ich nicht ſagen.

„Er ſprach doch von einem Schatze!“

„Pshaw! Er weiß ja noch gar nicht, was auf dem Papiere ſteht. Weſſen Gefangener bin ich denn eigentlich, der deinige oder der ſeinige?“

„Du biſt mein.“

„Warum duldeſt du da, daß er ſich an mir vergreift, um mich zu berauben?“

„Die roten Krieger wollen nur deine Waffen haben; alles andere können ſie nicht brauchen.“

„Iſt das ein Grund, es dieſem Kerl zu geben? Iſt Old Shatterhand ein Knabe, dem jeder Lump die Taſchen leeren darf? Ich habe mich dir übergeben und dich dadurch als Krieger und Häuptling geehrt; willſt du nun vergeſſen, daß ich auch ein Krieger bin, von dem ſich dieſer Santer nur Fußtritte holen kann?“

Der Indianer ehrt den Mut und den Stolz ſelbſt an ſeinem ärgſten Feinde; ich war nicht als eine Memme bekannt und hatte Pida damals, als ich ihn aus ſeinem Dorfe entführte, um Sam zu retten ſchonungsvoll behandelt; darauf rechnete ich, und es zeigte ſich gleich, daß ich mich nicht in ihm getäuſcht hatte, denn er antwortete, indem ſein Blick gar nicht feindlich an mir niederglitt:

„Old Shatterhand iſt der tapferſte unter allen weißen Jägern; der aber, den du niedergeſchlagen haſt, beſitzt zwei Zungen, von denen jede anders redet, und zwei Geſichter, welche bald ſo und bald anders ausſehen: er ſoll nicht in deine Taſchen greifen dürfen.“

„Ich danke dir! Du biſt wert, ein Häuptling zu ſein, und wirſt dereinſt zu den berühmteſten Kriegern der Kiowas gehören. Ein edler Krieger tötet den Feind, aber er erniedrigt ihn nicht.“

Ich ſah, wie ſtolz ihn dieſe meine Worte machten, und es klang beinahe in bedauerndem Tone, als er ſagte:

„Ja, er tötet den Feind. Old Shatterhand wird ſterben müſſen, und nicht bloß ſterben; er wird ſehr gemartert werden.“

„Martert mich und tötet mich; ihr werdet keine Klage aus meinem Munde hören; aber dieſen Kerl, den haltet fern von mir!“

Als mir die Hände zuſammengebunden waren, mußte ich mich niederlegen, worauf man mir auch um die Fußgelenke einen Riemen ſchlang. Unterdeſſen erholte ſich Santer aus ſeiner Betäubung; er ſtand auf, kam zu mir heran, verſetzte mir einen Fußtritt und ſchrie dabei:

„Du haſt mich geſchlagen, Hund! Das ſollſt du büßen; ich erwürge dich!“

Er bückte ſich nieder, um mir mit beiden Händen nach dem Halſe zu greifen.

„Halt, rühre ihn nicht an!“ rief Pida ihm zu. „Ich verbiete es dir!“

„Du haſt mir nichts zu verbieten! Dieſer Hund iſt mein Todfeind und hat es gewagt, mich zu ſchlagen; dafür ſoll er jetzt erfahren, wie — — —“

Er kam in ſeiner Rede nicht weiter, denn ich zog, ohne daß er ſo etwas erwartet hatte, plötzlich die Kniee an den Leib und gab ihm mit den Füßen einen ſo gewaltigen Stoß, daß er weit fortgeſchleudert wurde und, ſich nach hinten überſchlagend wieder zu Boden ſtürzte. Jetzt brüllte er vor Grimm wie ein wildes Tier; er wollte ſchnell aufſpringen, um ſich wieder auf mich zu werfen, brachte dies aber nicht fertig. Seine Glieder ſchmerzten ihn; er kam nur langſam auf, verzichtete aber nicht auf augenblickliche Rache, ſondern zog ſeinen Revolver, richtete ihn auf mich und ſchrie:

„Deine letzte Stunde ist gekommen, du Hund. Fahr zur Hölle, wo du hingehörst!“

Der ihm nächststehende Indianer faßte ihn bei der Hand; darum ging, als er doch abdrückte, die Kugel fehl.

„Was hinderst du mich?“ fuhr er den Roten an. „Ich kann thun, was ich will, und dieser Hund, der mich erst geschlagen und dann getreten hat, muß sterben.“

„Nein, du darfst nicht thun, was du willst,“ erklärte Pida, indem er zu ihm trat und ihm warnend die Hand auf den Arm legte. „Old Shatterhand gehört mir, und niemand sonst darf ihn berühren. Sein Leben ist mein Eigentum, und kein anderer darf es ihm nehmen.“

„Aber ich habe eine Rache gegen ihn, welcher er schon längst verfallen ist!“

„Das geht mich nichts an; du hast meinem Vater, dem Häuptlinge, einige Dienste erwiesen, für welche er dir erlaubt, bei uns zu sein; das ist aber auch alles! Nimm dir nicht zu viel heraus! Ich sage dir: Wenn du dich an Old Shatterhand vergreifest, so stirbst du von dieser meiner eigenen Hand!“

„Was soll denn eigentlich mit ihm geschehen?“ fragte er eingeschüchtert.

„Das werden wir beraten.“

„Was giebt es da erst zu beraten! Was ihr zu thun habt, ist doch klar!“

„Was?“

„Ihn töten.“

„Das wird auch geschehen.“

„Aber wann? Ihr seid hierher gekommen, um den Tod Winnetous, eures größten Feindes, zu feiern. Wie könnt ihr das besser thun als dadurch, daß ihr grad hier an dieser Stelle Old Shatterhand zu Tode quält, der sein bester Freund gewesen ist!“

„Das dürfen wir nicht.“

„Warum nicht?“

„Weil wir ihn nach unserm Dorfe schaffen müssen.“

„Oh! Nach eurem Dorfe? Wozu das?“

„Um ihn Tangua, meinem Vater, zu bringen. Old Shatterhand hat ihm einst beide Kniee zerschmettert und gehört also ihm. Tangua hat zu bestimmen, auf welche Weise er sterben soll.“

„Unsinn! Ihn erst nach eurem Dorfe schaffen! Das ist eine Dummheit, wie es gar keine größere geben kann!“

„Schweig! Pida, der junge Häuptling der Kiowas, begeht keine Dummheiten!“

„Es ist doch eine! Siehst du denn nicht ein, warum?“

„Nein.“

„Hast du denn nicht erfahren, wie oft dieser Old Shatterhand schon gefangen gewesen ist? Und stets hat er es durch seine List fertig gebracht, wieder zu entkommen. Wenn ihr ihn nicht gleich tötet, sondern erst lange mit euch herumschleppt, wird er bald wieder verschwunden sein.“

„Er wird uns nicht entkommen. Wir werden ihn so behandeln, wie ein so bewährter Krieger behandelt werden muß, aber dabei doch so wachsam sein, daß ihm die Flucht unmöglich ist.“

„Alle Teufel! Auch noch ihn wie einen berühmten Mann behandeln! Wollt ihr ihn nicht gar noch mit Guirlanden umwickeln und seine Brust mit Orden behängen?“

„Pida versteht nicht, was du meinst; er weiß nicht, was Guirlanden und was Orden sind; aber das weiß er, daß wir gegen Old Shatterhand anders sein müssen, als wir gegen dich sein würden, wenn du unser Gefangener wärest.“

„Gut, gut! Ich weiß nun, woran ich bin. Ich habe auch Rechte auf ihn, große Rechte; ich wollte euretwegen

auf dieſe Rechte verzichten; ſein Leben ſollte euch gehören; nun aber denke ich anders. Er gehört mir ebenſo gut wie euch, und wenn ihr denkt, ihn ‚als einen berühmten Mann‘ zu behandeln, ſo werde wenigſtens ich deſto mehr dafür beſorgt ſein, daß es ihm nicht allzu wohl geht. Euch mag er täuſchen; euch würde er entfliehen; ich aber werde darüber wachen, daß er den Lohn, den er an mir und vielen andern verdient hat, auch wirklich bekommt. Wenn ihr ihn nach eurem Dorfe ſchafft, ſo reite ich mit.“

„Ich kann dir nicht verbieten, mit uns zu kommen, aber ich wiederhole meine Rede: Wenn du dich an ihm vergreifſt, ſo erleideſt du den Tod durch meine eigne Hand! Und nun werden wir darüber beraten, was jetzt geſchehen ſoll.“

„Das bedarf keiner Beratung, ich kann es euch jetzt gleich ſagen.“

„Deine Stimme wird nicht gebraucht; du gehörſt nicht in die Beratung unſrer alten und weiſen Männer.“

Er wendete ſich ab und ſuchte die älteſten unter ſeinen Kriegern aus; mit dieſen ſetzte er ſich abwärts nieder, um ſich mit ihnen zu beſprechen. Die andern hockten ſich um mich her und flüſterten ſich ſo leiſe Bemerkungen zu, daß ich ſie nicht verſtand. Sie waren jedenfalls außerordentlich froh darüber und ebenſo ſtolz darauf, Old Shatterhand gefangen zu haben. Sie wußten, mich tot zu martern, das war für ſie eine große Ehre und brachte ihnen einen Ruhm, um den ſie ſicher jeder andere Stamm beneidete.

Ich that, als ob ich ſie gar nicht beachtete, prüfte aber heimlich jedes einzelne Geſicht und das, was in oder auf demſelben geſchrieben ſtand. Das war keine erbitterte, leidenſchaftliche und rückſichtsloſe Feindſchaft. Damals, als ich noch keinen Namen beſaß und ihren Häuptling ſo ſchwer verwundet, ja zum Krüppel geſchoſſen hatte, damals war die Wut, die ſie auf mich hatten, gradezu gnadenlos. Seit-

dem waren Jahre vergangen, und die damalige hochgradige Erbitterung hatte sich gelegt; und ich war bekannt geworden und hatte oft und oft bewiesen, daß ein roter Mensch für mich einen ebenso hohen Wert besaß wie ein weißer. Höchstens war es nur Tangua, der Häuptling, welcher mich noch ebenso grimmig haßte wie früher, eine ganz natürliche Folge seiner Gebrechlichkeit, welche er mir zu verdanken hatte; denn daß er eigentlich selbst daran schuld war, das gab er wohl nicht zu.

Daß ich Pida damals gefangen genommen und trotz der zwischen uns herrschenden Feindschaft so schonend behandelt hatte, mußte für mich in die Wagschale fallen; ich war jetzt für die Kiowas wohl mehr der viel besprochene Old Shatterhand, als der Weiße, den ihr Häuptling gezwungen hatte, ihn in die Beine zu schießen. Das sah ich den Blicken an, welche sie auf mich warfen und die ich beinahe respektvoll nennen möchte. Das durfte mich aber ja nicht verführen, in Beziehung auf meine gegenwärtige Lage irgendwelche Hoffnung zu hegen. Sie mochten mich achten, so sehr sie wollten, ich hatte keine Gnade zu erwarten. Ja, einen andern hätten sie jedenfalls noch eher freigelassen als mich, dessen Gefangennahme und Tötung ihnen den Neid aller andern roten Nationen einbringen mußte. In ihren Augen war ich dem gewissen, unvermeidlichen Tod am Marterpfahle verfallen, und wie ein Weißer in höchster Spannung ins Theater geht, wenn das Werk eines großen Dichters oder Komponisten gegeben wird, grad so und noch begieriger waren sie schon jetzt darauf, zu sehen, wie Old Shatterhand sich bei den Qualen verhalten werde, denen er entgegen ging.

Trotzdem ich mir dies sagte oder sagen mußte, hatte ich nicht die geringste Angst, ja nicht einmal Sorge um mich. Welchen Gefahren war ich nicht schon glücklich entgangen!

Es war mir auch jetzt gar nicht so zu Mute, als ob ich mich nun vollständig aufzugeben hätte. Der Mensch muß bis zum letzten Augenblicke hoffen, aber freilich auch all das Seinige dazu beitragen, daß diese Hoffnung in Erfüllung gehe. Wer das nicht thut, der ist allerdings verloren.

Santer hatte sich zu meinen bisherigen drei Gefährten gesetzt und sprach leise und angelegentlich auf sie ein. Ich ahnte, was der Gegenstand seiner Rede war. Auch sie hatten oft von Old Shatterhand gehört; sie wußten, daß ich kein Lump, kein Schurke war, und so konnte sein gegenwärtiges Verhalten zu mir unmöglich einen guten Eindruck auf sie hervorgebracht haben. Dazu kamen die stillen Vorwürfe, die sie sich wahrscheinlich machten. Sie hatten auf seine Veranlassung hin mich nicht nur direkt belogen, sondern mir auch verschwiegen, daß die Indianer gekommen waren. Sie trugen also die eigentliche Schuld an meiner Gefangennahme, und das beunruhigte sie wahrscheinlich, denn sie waren keine ganz schlechten Menschen. Nun gab sich Santer jedenfalls Mühe, ihnen die Angelegenheit in ein solches Licht zu stellen, daß sie ihm keine Vorwürfe machen konnten.

Die Beratung dauerte gar nicht lange. Die Roten, welche an derselben teilgenommen hatten, erhoben sich von ihren Plätzen, und Pida verkündete seinen Leuten:

„Die Krieger der Kiowas werden nicht hierbleiben, sondern nach ihrem Dorfe aufbrechen, sobald sie gegessen haben; sie mögen sich also fertig machen, bald von hier fortzureiten.“

Ich hatte so etwas erwartet, nicht aber Santer, welcher die Sitten und Anschauungen der Indianer nicht so genau kannte wie ich. Er sprang überrascht auf, näherte sich Pida und fragte:

„Fort wollt ihr? Es war aber doch bestimmt, daß wir einige Tage hierbleiben würden!“

„Es ist oft etwas bestimmt worden, was später anders wurde,“ antwortete der Häuptling.

„Ihr wolltet den Tod Winnetous feiern!“

„Das werden wir auch thun, nur heut noch nicht.“

„Wann denn?“

„Das werden wir von Tangua erfahren.“

„Aber welchen Grund könnt ihr denn haben, so plötzlich andern Sinnes zu werden?“

„Wir sind dir keine Rechenschaft schuldig; aber ich will es dir dennoch sagen, weil es dabei Old Shatterhand auch mit hört.“

Und mehr zu mir als zu Santer gewendet fuhr er fort:

„Als wir hierherkamen, um uns über den Tod Winnetous, des Häuptlings der Hunde der Apachen, zu freuen, ahnten wir nicht, daß uns sein Freund und Bruder Old Shatterhand in die Hände fallen sollte. Dieses wichtige Ereignis ist eingetreten und verdoppelt unsere Freude. Winnetou war unser Feind, aber doch ein roter Mann; Old Shatterhand ist auch unser Feind und dazu ein Bleichgesicht; sein Tod muß noch größern Jubel hervorbringen, als derjenige von Winnetou, und die Söhne und Töchter der Kiowas werden den Tod dieser ihrer beiden berühmtesten Gegner zu gleicher Zeit feiern. Hier steht nur ein geringer Teil unserer Krieger, und ich bin nicht alt genug, um zu bestimmen, wie Old Shatterhand sterben soll. Da muß der ganze Stamm zusammenkommen, und Tangua, der größte und älteste der Häuptlinge, muß seine Stimme erheben, um zu sagen, was geschehen soll. Darum bleiben wir nicht hier, sondern wir beeilen uns, heimzukommen, denn unsere Brüder und Schwestern können nicht früh genug hören, was geschehen ist.“

„Aber es giebt keinen geeigneteren Ort, Old Shatterhand zu Tode zu martern, als den, wo wir uns jetzt befinden! Er, euer Feind, stirbt bei den Gräbern derjenigen, um derentwillen er euer Feind geworden ist!“

„Das weiß ich auch. Aber ist es denn schon fest bestimmt, daß er an einem andern Orte sterben soll? Können wir nicht hierher zurückkehren?“

„Das geht nicht, weil Tangua, der doch dabei sein muß, nicht reiten kann.“

„So läßt er sich von zwei Pferden hertragen. Mag er bestimmen, was er wolle, auf alle Fälle wird Old Shatterhand hier begraben werden.“

„Auch wenn er unten am Salt-Fork sterben muß?“

„Auch dann.“

„Er soll hierher geschafft werden?“

„Ja.“

„Von wem?“

„Von mir.“

„Unbegreiflich! Welchen Grund kann ein vernünftiger roter Krieger dazu haben, sich mit dem Kadaver eines toten, weißen Hundes solche Mühe zu geben!“

„Ich will es dir sagen, damit du Pida, den jungen Häuptling der Kiowas, besser kennen lernst, als du ihn zu kennen scheinst, und damit Old Shatterhand erfährt, wie ich es ihm danke, daß er mich damals nicht getötet, sondern gegen ein Bleichgesicht ausgewechselt hat.“

Und sich abermals mehr an mich als an ihn wendend erklärte er:

„Old Shatterhand ist zwar unser Feind, aber ein edler Feind. Er konnte unten am Rio Pecos Tangua einst erschießen, hat dies aber nicht gethan, sondern ihn nur gelähmt. So hat er stets gehandelt; alle roten Männer wissen das und müssen ihn deshalb ehren. Sein Tod ist unver-

meidlich; aber er ſoll den Tod eines großen Helden ſterben, indem er uns beweiſt, daß ihm Martern, die noch kein Menſch erduldet hat, keinen Laut des Schmerzes zu entlocken vermögen. Und dann, wenn er geſtorben iſt, ſoll ſein Leib nicht im Fluſſe von den Fiſchen gefreſſen oder auf der Prairie von den Wölfen und Geiern zerriſſen werden. Ein bewährter Häuptling, wie er iſt, muß ein Grab erhalten zu unſerer eigenen Ehre, die wir ihn beſiegten. Und wo ſoll dieſes Grabmal ſtehen? Pida hat gehört, daß Nſcho-tſchi, die ſchöne Tochter der Apachen, ihm einſt ihre Seele ſchenkte; darum ſoll ſeine Leiche neben der ihrigen ruhen, damit ſein Geiſt in den ewigen Jagdgründen mit dem ihrigen ſich vereinigen möge. Das iſt der Dank, den Pida ihm bringt, dem er das Leben ſchenkte. Meine roten Brüder haben meine Worte vernommen, ſie ſind mit mir einverſtanden?“

Er ſah ſich fragend im Kreiſe der Seinigen um.

„Howgh, howgh, howgh!“ erſcholl es zuſtimmend aus aller Mund.

Wahrlich, dieſer junge Kiowa war ein ungewöhnlicher und, nach ſeinen Verhältniſſen, ein edler Menſch! Daß er ſo beſtimmt von meinem Martertode ſprach, das berührte mich jetzt gar nicht, aber daß dieſer Tod ein ſo fürchterlicher, alſo ein für mich ſo ruhmvoller ſein ſollte, dafür mußte ich ihm dankbar ſein, und daß er mich neben Intſchu tſchuna und Nſcho-tſchi begraben wollte, das war ein Zug von Zartgefühl, wie man es bei einem Roten gar nicht zu finden glaubt. Während ſeine Krieger ihr beiſtimmendes Howgh ausſprachen, lachte Santer laut auf und rief mir zu:

„Kerl, da muß man dir ja gratulieren! In den ewigen Jagdgründen mit einer hübſchen Indianerin Hochzeit machen, wer es doch auch ſo gut haben könnte. Ich wollte, ich

könnte wenigstens als Gast dabei sein, da ich nicht der Bräutigam sein darf! Willst du mich nicht einladen?"

Ich hätte ihn gar keiner Erwiderung würdigen sollen, antwortete ihm aber doch:

„Eine Einladung ist nicht nötig, denn du wirst noch viel eher dort sein, als ich."

„Ah, wirklich? Du denkst also an Flucht? Gut, daß du das so offen sagst; ich werde dich festhalten; darauf kannst du dich verlassen!"

Jetzt brachen die Indianer auf, um in das Thal hinabzusteigen, wo sie ihre Pferde gelassen hatten. Man gab mir die Füße frei, band mich aber an zwei Rote, zwischen denen ich gehen mußte. Pida hing sich meine beiden Gewehre über. Santer folgte mit den drei andern Weißen, welche ihre Pferde führten, denn wir hatten unsere Tiere mit heraufgenommen; das meinige nahm ein Kiowa am Zügel.

Unten angekommen, wurde wieder gelagert. Die Indsmen brannten einige Feuer an und brieten sich Wildbret, welches sie mitgebracht hatten. Sie hatten auch Dürrfleisch in ihren Sattelsäcken. Ich bekam ein vortreffliches und so großes Stück, daß ich es kaum aufessen konnte, verzehrte es aber doch, denn es lag mir sehr daran, gut bei Kräften zu bleiben. Man mußte mir, damit ich essen könne, die Hände freigeben, bewachte mich aber während dieser kurzen Zeit so gut, daß mir ein Fluchtgedanke gar nicht kommen konnte. Dann, als gegessen worden war, wurde ich auf mein Pferd festgebunden, und der Ritt nach dem Dorfe der Kiowas begann.

Draußen auf der Ebene angekommen, drehte ich mich im Sattel um, um noch einen Scheideblick auf den Nugget-tsil zu werfen. Ob ich die Gräber Intschu tschunas und seiner Tochter wiedersehen würde? Hoffentlich! Denn

wenn man mich als Leiche zurückbrachte, konnte ich nicht mehr ſehen.

Der Weg von hier nach dem Dorfe am Salt-Fork des Red River iſt bekannt; ich brauche ihn nicht zu beſchreiben; auch geſchah unterwegs nichts, was des Erwähnens wert wäre. Die Roten bewachten mich außerordentlich ſcharf, und wenn ſie dies nicht gethan hätten, ſo wäre mir die Flucht doch nicht möglich geworden, weil Santer ſein Wort hielt und dafür ſorgte, daß ich nicht die geringſte Gelegenheit dazu bekam. Er gab ſich alle Mühe, mir den Ritt ſo ſchwer wie möglich zu machen, mir Unbequemlichkeiten zu bereiten und mich zu ärgern. Was das letztere, nämlich den Aerger betrifft, ſo waren ſeine Anſtrengungen vergeblich, denn es fiel mir nicht ein, mich durch die höhniſchen Reden, mit denen er mich fort und fort überſchüttete, aufregen zu laſſen; ich ſetzte ihm den unerſchütterlichſten Gleichmut entgegen und that ihm nicht ein einziges Mal den Gefallen, ihm eine Antwort zu geben. Und ſeine anderen Bemühungen wurden von Pida zurückgewieſen, welcher nicht duldete, daß mir meine Lage peinlicher gemacht wurde, als unbedingt notwendig war.

Gates, Clay und Summer wurden von den Indsmen faſt gar nicht beachtet; ſie mußten ſich an Santer halten. Ich bemerkte gar wohl, daß ſie gern einmal mit mir geſprochen hätten, was ihnen von Pida wahrſcheinlich nicht verboten worden wäre, doch Santer wußte es ſtets zu verhindern. Es lag ihm natürlich ſehr viel daran, zu verhüten, daß ich Gelegenheit fand, ſie aufzuklären. Uebrigens behandelte er ſie keineswegs als gute Kameraden. Sie hätten ihm helfen ſollen, nach dem Golde zu ſuchen, und ich war vollſtändig überzeugt, daß er ſich ihrer, ſobald es gefunden worden war, unbedingt entledigt hätte; er wäre, wenn es hätte ſein müſſen, ſelbſt vor einem dreifachen

Morde nicht zurückgeschreckt. Jetzt aber hatte sich die Situation verändert. Sie hatten ihm jedenfalls mitgeteilt, daß ich der Meinung gewesen war, Winnetou habe die Nuggets fortgeschafft, und die Blätter, die er in meinen Händen gesehen hatte, mußten in seinen Augen ein Beweis dafür sein, daß diese Meinung das Richtige traf. Wenn aber das Gold weg war, so war es vergeblich, nach demselben zu suchen, und er hatte keine Leute mehr nötig, die ihm dabei helfen sollten. Darum waren Gates, Clay und Summer ihm jetzt eine Last, welche er am liebsten abgeschüttelt hätte. Aber wie? Konnte er sie einfach fortschicken? Nein. Er mußte sie mitnehmen, that dies jedoch nur in der Absicht, sich ihrer bei der ersten Gelegenheit zu entledigen.

Es läßt sich denken, daß sein ganzes Dichten und Trachten von nun an auf meine Papiere gerichtet war; er hegte den heißen Wunsch, sie in seine Hände zu bringen. Sie mir offen zu nehmen, das durfte er wegen Pida nicht wagen. Es gab zwei Wege für ihn, sie zu bekommen: entweder er stahl sie mir während des Schlafes, oder er wartete unsere Ankunft im Dorfe ab, um Tangua zu bestimmen, sie ihm zuzusprechen. Es war für ihn gar nicht schwer, auf einem dieser Wege seinen Zweck zu erreichen. Die Papiere befanden sich noch in derselben Tasche. Wohin hätte ich sie verstecken sollen? An irgend einer Stelle meiner Kleidung? Das hätte heimlich geschehen müssen, also wenn ich allein war; aber da war ich ja stets gefesselt. Und dem Häuptlinge hatte er Dienste erwiesen, wofür ihm dieser dankbar war. Wie leicht mußte es da für ihn sein, Tangua zu bewegen, mir die Blätter zu nehmen und sie ihm zu geben! Das verursachte mir Kopfschmerzen. Um mich selbst, um meine Person und mein Leben, war ich nicht besorgt, desto mehr aber um die Hinterlassenschaft meines Winnetou.

Das Kiowadorf lag noch an derſelben Stelle wie früher, alſo an der Einmündung des Salt-Fork in den Red River. Wir mußten den letzteren überſchreiten und thaten dies an einer Stelle, wo das Waſſer ſeicht war. Dann, als wir nur noch einige Stunden zu reiten hatten, ſchickte Pida zwei Reiter voraus, welche unſere Ankunft melden ſollten. Welche Aufregung, welchen Jubel mußte die Nachricht hervorbringen, daß der gefangene Old Shatterhand ſich mit dabei befand!

Wir befanden uns noch auf der offenen Prairie und ſahen noch lange nicht den Wald, welcher an den Ufern der beiden Flüſſe ſtand, da kamen uns ſchon Reiter entgegengeſprengt, nicht in geſchloſſenen Trupps, ſondern einzeln oder zu zweien und dreien, wie die verſchiedene Schnelligkeit ihrer Pferde es ergab. Es waren Kiowas, von denen jeder der erſte ſein wollte, der Old Shatterhand zu ſehen bekam.

Keiner verſäumte, uns mit einem lauten Schrei, einem ſchrillen Ruf zu begrüßen, einen kurzen, forſchenden Blick auf mich zu werfen und ſich dann hinten anzuſchließen. Ich wurde nicht etwa angeſtaunt und angegafft, was an einem civiliſierten Orte ſicherlich geſchehen wäre; dieſe Roten ſind viel zu ſtolz, ſich das Intereſſe, welches ſie fühlen, oder die Aufregung, in der ſie ſich befinden, anmerken zu laſſen.

So wurde unſer Trupp von Minute zu Minute größer, ohne daß ich eine Beläſtigung dabei empfand, und als wir endlich den Wald vor uns liegen ſahen, der hier am Salt-Fork nur einen ſchmalen Streifen bildete, hatte ich wohl an die vierhundert Indianer um mich her, lauter erwachſene Krieger. Das Dorf mußte an Ausdehnung und Bewohnerzahl gewonnen haben.

Unter den Bäumen ſtanden die Zelte, in denen ſich jetzt wohl kein einziger Menſch befand, denn alles, was

da lebte, ſtand oder bewegte ſich im Freien, um uns kommen zu ſehen. Da gab es eine Menge Weiber, alte und junge, halberwachſene Burſchen, Mädchen und Kinder. Dieſe brauchten nicht ſo zurückhaltend zu ſein wie die ernſten, wortkargen Krieger, und ſie machten von dieſer Freiheit dann auch einen ſolchen Gebrauch, daß ich mir hätte die Ohren zuhalten mögen, wenn dies bei meinen gefeſſelten Händen möglich geweſen wäre. Sie ſchrieen, jauchzten, brüllten, lachten, quiekten, kurz, machten einen Skandal, der mir zur Genüge bewies, wie außerordentlich willkommen ich dieſen Leuten war.

Da aber hob Pida, welcher voranritt, die Hand, machte mit derſelben eine ſchnelle, wagrechte Bewegung und ſofort verſtummte der Lärm. Auf ein weiteres Zeichen von ihm bildete die Reiterſchar einen Halbkreis, in deſſen Mitte ich genommen wurde, Pida neben mir, dabei zwei Rote, deren beſondere Aufgabe es war, ja nicht von meiner Seite zu weichen. Santer drängte ſich mit heran; der junge Häuptling that ſo, als ob er ihn gar nicht ſähe.

Wir ritten auf ein großes Zelt zu, deſſen Spitze mit Häuptlingsfedern geſchmückt war. Vor dem Eingange desſelben befand ſich in halb ſitzender, halb liegender Stellung Tangua. Er hatte außerordentlich gealtert und war dürr wie ein Skelett geworden, aus deſſen tiefen Augenhöhlen mich ein Blick traf, ſpitz wie ein Dolch, ſcharf wie ein Bowiemeſſer und unverſöhnlich wie — wie — nun eben wie Tangua. Sein langes Haar war weiß wie Schnee geworden.

Pida ſprang vom Pferde; ſeine Krieger thaten dasſelbe und traten eng um uns zuſammen. Jeder wollte die Worte hören, mit denen ich von Tangua empfangen wurde. Man band mich vom Pferde los und ließ mir zunächſt noch die Füße frei, ſo daß ich ſtehen konnte. Ich ſelbſt war

auch nicht wenig neugierig auf die ersten Empfangsworte des Alten, hatte aber lange auf sie zu warten.

Er betrachtete mich von oben bis unten, dann von unten bis oben, noch einmal und noch einmal; es war ein grausamer Blick, der mir hätte Angst einflößen können. Dann schloß er die Augen. Kein Mensch sprach; es herrschte die tiefste Stille, die nur von dem Geräusch, welches die Pferde hinter uns machten, unterbrochen wurde. Das war mir unangenehm, und eben wollte ich zuerst das Schweigen brechen, da sagte er, langsam und feierlich, ohne die Augen zu öffnen:

„Die Blume hofft auf den Tau; er will nicht kommen; sie senkt das Haupt und welkt; schon ist sie am Sterben, da kommt er endlich doch!"

Wieder schwieg er eine Weile; dann begann er abermals:

„Der Büffel scharrt im Schnee, unter welchem er keinen Grashalm findet. Er brüllt hungrig den Frühling herbei, der nicht kommen will; er magert ab, sein Höcker schwindet; seine Kraft wird klein, und fast muß er verenden. Da weht ein warmer Wind, und hart am Tode sieht er den Frühling noch."

Es trat wieder eine Pause ein.

Was ist der Mensch doch für ein sonderbares, unbegreifliches Geschöpf! Dieser Indianer hatte mich gekränkt, beleidigt und verhöhnt wie noch nie vorher ein anderer, mich gehaßt und verfolgt, mir nach dem Leben getrachtet, und wie hatte ich ihm das vergolten? Mit Nachsicht. Anstatt ihn zu erschießen, hatte ich ihm meine Kugel nur in die Beine geschickt, und das auch nur notgedrungen. Und nun er vor mir lag als die Ruine eines Kriegers, eine Menschenhaut, die über klappernde Knochen gezogen ist, mit hohler Stimme wie im Traume, wie aus dem Grabe redend,

da dauerte er mich, da that er mir leid, und ich wünschte, ich hätte damals gar nicht auf ihn geschossen. Und das fühlte und das wünschte ich, obgleich ich wußte, daß er nach Rache förmlich lechzete und jetzt die Augen nur im Uebermaße der Freude, des Entzückens geschlossen hielt, des Entzückens darüber, daß er nun endlich, endlich den Durst nach meinem Blute stillen könne. Ja, der Mensch ist zuweilen ein höchst sonderbarer Kerl, zumal wenn er — — — ein Deutscher ist!

Jetzt sprach er von neuem, ohne etwas andres als seine blutleeren Lippen zu bewegen:

„Tangua war die Blume und war der hungernde Büffel. Er sehnte sich und brüllte nach Rache; sie wollte nicht kommen. Er schwand dahin von Mond zu Mond, von Woche zu Woche, von Tag zu Tag; sie zögerte noch immer. Schon war ihm der Tod des Alters nahe, da kam sie doch!“

Während er dies ganz in der vorigen Weise gesprochen hatte, riß er jetzt plötzlich die Augen weit auf, richtete sich, soweit ihm seine steifen Beine dies gestatteten, in die Höhe, streckte die hagern Arme mit den weit auseinander gespreizten zehn Fingern nach mir aus und schrie mit überschnappender Stimme:

„Ja, sie kommt, sie kommt! Sie ist da, sie ist schon da! Ich sehe sie, ich sehe sie hier, da gleich vor mir! Hund, wie, wie, wie sollst du sterben!“

Er sank ermattet zurück und schloß die Augen wieder. Niemand wagte es, die Stille zu unterbrechen; selbst Pida, sein Sohn, schwieg. Erst nach einer längeren Weile öffnete er die Lider wieder und fragte:

„Wie ist diese stinkende Kröte in eure Hände gefallen? Ich will es wissen.“

Diese Gelegenheit ergriff Santer sofort. Ohne zu

warten, ob Pida, deſſen Sache dies doch geweſen wäre, antworten werde, erwiderte er ſchnell:

„Ich weiß es am beſten. Soll ich es dir ſagen?“

„Sprich!“

Santer erzählte, verſäumte aber nicht, ſein Verdienſt dabei in das hellſte Licht zu ſtellen. Niemand unterbrach ihn. Pida war zu ſtolz dazu, und mir konnte es höchſt gleichgültig ſein, ob der Kerl ſich lobte oder nicht. Als er zu Ende war, fügte er hinzu:

„Es iſt alſo leicht einzuſehen, daß ihr es mir zu verdanken habt, daß ihr euch an ihm rächen könnt. Giebſt du das zu?“

„Ja, nickte der Alte.

„Würdeſt du mir dafür einen Gefallen erweiſen?“

„Wenn ich kann.“

„Du kannſt.“

„So ſag, was du wünſcheſt!“

„Old Shatterhand hat in ſeiner Taſche ein ſprechendes Papier, welches ich haben möchte.“

„Hat er es dir genommen?“

„Nein.“

„Wem gehört es?“

„Ihm nicht; er hat es gefunden. Ich aber bin nach den Mugwort-Hills geritten, um es zu ſuchen; leider kam er eher.“

„Es ſei dein. Nimm es ihm ab!“

Santer war froh, dieſes Reſultat erreicht zu haben; er näherte ſich mir. Ich ſagte nichts, bewegte mich auch nicht, ſah ihm aber drohend in das Geſicht. Er bekam Angſt und zögerte, ſich an mir zu vergreifen.

„Ihr habt gehört, was der Häuptling befohlen hat, Sir,“ ſagte er zu mir.

Diesmal gebrauchte er das Du nicht und nannte mich

ſogar Sir. Ich antwortete nicht. Darum fügte er noch hinzu:

„Mr. Shatterhand, es iſt das Beſte für Euch, Euch nicht zu weigern. Ergebt Euch alſo drein! Ich werde Euch jetzt in die Taſche greifen.“

Er trat noch näher und ſtreckte die Hände aus; da ſtieß ich ihm die meinigen, obgleich ſie zuſammengebunden waren, indem ich ſie zu einer Doppelfauſt zuſammenlegte, unter das Kinn, ſo daß er hintenüber und zur Erde flog.

„Uff!“ riefen einige Rote wohlgefällig.

Tangua aber war anderer Anſicht, denn er rief zornig:

„Dieſer Hund wehrt ſich, obgleich er gefeſſelt iſt! Bindet ihn ſo, daß er ſich nicht bewegen kann, und nehmt ihm dann das ſprechende Papier aus der Taſche!“

Da endlich ergriff ſein Sohn Pida zum erſten Male das Wort, indem er zu ihm ſagte:

„Mein Vater, der große Häuptling der Kiowas, iſt weiſe und gerecht; er wird auf die Stimme ſeines Sohnes hören.“

Während der Alte bis jetzt wie abweſend, wie in einem Zuſtande der Entrücktheit geſprochen hatte, wurde ſein Auge jetzt klarer; er ſah Pida hell an, und auch ſeine Stimme war eine andere, nicht mehr ſo dumpf, als er antwortete:

„Warum ſpricht mein Sohn dieſe Worte? Iſt das Unrecht, was das Bleichgeſicht Santer gefordert hat?“

„Ja.“

„Warum?“

„Nicht Santer hat Old Shatterhand beſiegt, ſondern wir haben dies gethan. Old Shatterhand hat auf alle Gegenwehr verzichtet und keinen von uns verletzt, ſondern ſich mir freiwillig übergeben. Weſſen Gefangener iſt er da?“

„Der deinige.“

„Wem gehören alſo ſein Pferd, ſeine Waffen und alles, was er bei ſich trug?“

„Dir.“

„Ja, mir. Ich habe eine große, eine wertvolle Beute gemacht. Wie kann da dieſer Santer das ſprechende Papier für ſich verlangen?“

„Weil es ihm gehört.“

„Kann er das beweiſen?“

„Ja. Er iſt nach den Mugwort-Hills geritten, um es zu ſuchen, Old Shatterhand aber kam ihm zuvor.“

„Wenn er es geſucht hat, muß er es gekannt haben, muß alſo wiſſen, was es enthält. Mein Vater mag ſagen, ob das richtig iſt oder nicht!“

„Es iſt richtig.“

„So ſoll Santer uns jetzt ſagen, welche Worte das Papier zu ſprechen hat.“

„Ja, das mag er thun. Wenn er es kann, ſo kennt er es, und es iſt ſein.“

Dieſe an Santer gerichtete Aufforderung brachte ihn in nicht geringe Verlegenheit. Er konnte ſich freilich denken, daß ſich der Inhalt der Blätter auf das am Nugget-tſil verſteckt geweſene Gold bezog; aber wenn er das behauptete, und es ſtellte ſich dann etwas anderes heraus, ſo hatte er gelogen. Und wenn es wirklich ſo war, durfte er es ſagen? Es mußte ihm ja daran liegen, womöglich alleiniger Beſitzer des Geheimniſſes zu bleiben. Darum verſuchte er es mit der Ausrede:

„Was das ſprechende Papier enthält, iſt für keinen andern Menſchen von Wichtigkeit, als nur für mich allein. Daß es mir gehört, habe ich dadurch bewieſen, daß ich allein ſeinetwegen nach den Mugwort-Hills geritten bin. Daß Old Shatterhand es vor mir fand, iſt nur ein Zufall geweſen.“

„Das war klug geſprochen,“ erklärte Tangua. „Santer ſoll das ſprechende Papier bekommen; es iſt ſein Eigentum.“

Da war es für mich Zeit, auch ein Wort zu ſprechen, denn ich las aus Pidas Geſicht, daß er ſich bewogen fühlte, ſeinen Widerſtand aufzugeben. Darum ſagte ich:

„Ja, das war klug, aber nicht wahr geſprochen. Santer iſt nicht dieſes Papieres wegen nach den Mugwort-Hills gekommen.“

Der Alte fuhr bei dem Klange, dem Tone meiner Stimme zuſammen, wie jemand, der vor einer Gefahr erſchrickt. Er ziſchte mich giftig an:

„Der ſtinkende Hund beginnt zu bellen, doch wird es ihn gar nichts nützen!“

„Pida, der junge, tapfere Häuptling der Kiowas, ſagte vorhin, daß Tangua gerecht und weiſe ſei,“ fuhr ich fort. „Wenn das wahr iſt, wirſt du nicht parteiiſch handeln.“

„Es iſt wahr.“

„So ſag, ob du erwarteſt, von mir eine Lüge zu hören!“

„Nein. Old Shatterhand iſt das gefährlichſte der Bleichgeſichter und mein ärgſter Feind, aber er hat nie mit zwei Zungen geſprochen.“

„So ſage ich dir, daß kein anderer Menſch als nur ich allein wiſſen konnte, wo das Papier lag, und was es enthält. Santer hat keine Ahnung davon, und nicht ich, ſondern er kam zufällig dazu, als es gefunden worden war. Ich hoffe, das du mir das glaubſt.“

„Tangua nimmt an, daß Old Shatterhand nicht lügt; aber Santer behauptet auch, die Wahrheit geſagt zu haben. Wie ſoll ich da entſcheiden, wenn ich gerecht ſein will?“

„Es iſt gut, wenn die Gerechtigkeit ſich mit der Klugheit paart. Santer iſt oft bei den Mugwort-Hills geweſen; er hat dort Gold geſucht, doch ohne es zu finden; das weiß Tangua genau, denn er hat ihm das Suchen ja erlaubt. Er kam auch diesmal nur des Goldes wegen.“

„Das iſt Lüge!“ fuhr mich Santer an.

„Es ist die Wahrheit," behauptete ich. „Tangua mag sich bei den drei andern Bleichgesichtern erkundigen. Santer hat sie mitgebracht, damit sie ihm suchen helfen sollen."

Der Alte that dies, und Gates, Clay und Summer mußten zugeben, daß es so war, wie ich gesagt hatte. Da machte Santer einen letzten zornigen Versuch:

„Und dennoch kam ich des Papieres wegen! Allerdings wollte ich nebenbei auch wieder nach den Nuggets suchen und nahm diese drei Männer mit, daß sie mir helfen sollten, doch von dem Papiere sagte ich ihnen nichts, weil nur ich davon wissen durfte."

Das brachte den alten Häuptling wieder aus der Fassung. Er rief mißmutig aus:

„Da hat nun jeder recht! Was soll ich thun?"

„Klug sein," antwortete ich. „Santer mag uns sagen, ob das Papier Wert für ihn hat oder nicht!"

„Natürlich hat es Wert," erklärte er. „Es ist sogar von großer Wichtigkeit für mich, sonst würde ich nicht so darauf bestehen, es zu bekommen."

„Gut! Ist es nur ein Papier, oder sind es mehrere?"

„Mehrere," antwortete er; er hatte das wohl gesehen, als ich am Grabe saß und las.

„Wie viele? Zwei — drei — vier — fünf?"

Er schwieg, und wenn er jetzt nicht das Richtige traf, so war er überführt.

„Seht, daß er schweigt!" sagte ich. „Er weiß es nicht."

„Ich habe es vergessen. Wer merkt sich so etwas genau!"

„Wenn diese Papiere so sehr wichtig für ihn sind, muß er genau wissen, um wie viele Blätter es sich handelt. Und selbst wenn er es früher gewußt und dann später vergessen haben sollte, so wird er wenigstens und ganz bestimmt sagen können, ob sie mit Tinte, oder mit Blei geschrieben

worden ſind. Aber ich vermute, daß er auch da wieder ſchweigen wird."

Dieſe letzten Worte ſagte ich in ſtark ironiſchem Tone, um ihn zu einer ſchnellen Antwort zu verleiten. Ich erwartete, daß er das Richtige nicht erraten würde, weil im wilden Weſten Tinte nur in den Forts zu finden iſt und es viel eher vorkommen kann, daß jemand einen Bleiſtift bei ſich hat. Dieſe Berechnung war richtig, denn er erwiderte meine ironiſche Bemerkung mit der unbedachten aber zuverſichtlichen Behauptung:

„Natürlich weiß ich das, denn ſo etwas vergißt man nicht. Die Papiere ſind mit Bleiſtift geſchrieben."

„Sollte das kein Irrtum ſein?" fragte ich der Sicherheit wegen noch einmal.

„Ich irre mich nicht; es iſt Bleiſtift und nicht Tinte!"

„Gut! Wer von den anweſenden Kriegern hat ſprechende Papiere der Bleichgeſichter geſehen, ſo daß er Tinte von Blei unterſcheiden kann?"

Es gab einige, die ſich getrauten, dieſe Unterſcheidung treffen zu können. Uebrigens waren Gates, Clay und Summer da. Darum forderte ich Pida auf:

„Der junge Häuptling der Kiowas mag die Papiere aus meiner Taſche nehmen und ſie prüfen laſſen, ſie aber Santer ja nicht zeigen."

Er that dies und ich ſorgte dabei dafür, daß die drei Weißen die Zeilen zwar zu ſehen, doch nicht zu leſen bekamen. Sie erklärten, daß ſie mit Tinte geſchrieben ſeien, und Tangua und Pida ſtimmten, obgleich ſie nicht viel davon verſtanden, dieſer Meinung bei.

„Ihr Dummköpfe!" fuhr Santer Gates an. „Hätte ich mich doch niemals mit euch abgegeben! Ihr wißt ja nicht einmal, was Tinte und was Bleiſtift iſt!"

„Na, so dumm, wie Ihr da sagt, sind wir doch noch nicht," entgegnete Gates. „Es war Tinte und wird Tinte bleiben."

„Ja, und ihr steckt drin in dieser Tinte und werdet nicht so leicht herauskommen!"

Ihm zu sagen, daß sie hätten lügen sollen, das wagte er freilich nicht. Nun wendete sich Pida, indem er die Zettel wieder in die Lederumschläge steckte, an seinen Vater:

„Old Shatterhand hat seinen Gegner überwunden. Mein Vater wird jetzt wissen, ob Santer ein Recht auf diese Papiere besitzt."

„Sie waren nicht sein, sondern sie gehörten Old Shatterhand," antwortete der Alte.

„Also sind sie nun mein Eigentum, den Old Shatterhand ist mein Gefangener. Da sich zwei Männer um sie streiten, müssen sie sehr wichtig sein. Ich werde sie gut aufbewahren in meiner Medizin."

Er steckte sie ein. Das war mir höchst fatal und doch auch wieder lieb. Fatal, weil die Papiere in meinem Interesse doch am besten bei mir selbst aufgehoben waren. Wie sollte ich zu ihnen kommen, im Falle mir die Flucht gelang? Und doch auch lieb, denn ich traute Santern nicht. Im Falle ich sie hätte behalten dürfen, wäre er sehr wahrscheinlich auf den Gedanken gekommen, sie mir zu nehmen, wenn nicht während des Schlafes, dann mit Anwendung von Gewalt; ich war ja gefesselt und konnte mich nicht nachhaltig genug wehren. Da war es doch vielleicht besser, wenn die Blätter sich im Besitze des jungen Häuptlings befanden, an dem er sich nicht vergreifen dürfe. Er sagte zu diesem, und zwar in einem Tone, als ob er nun nichts mehr von ihnen wissen wolle und gänzlich auf sie verzichte:

„Ja, behalte sie! Sie werden dir nichts nützen, denn du kannst sie ja doch nicht lesen. Ich hätte sie zwar gern

gehabt, denn ſie ſind mir wirklich wichtig, kann ſie aber doch entbehren, weil ich ihren Inhalt vollſtändig kenne. Kommt, Meſch'ſchurs! Wir haben hier nichts mehr zu ſuchen und wollen ſehen, wo wir ein Unterkommen finden."

Er entfernte ſich mit Gates, Clay und Summer, und es fiel niemandem ein, ſie zurückzuhalten. Das mit den Papieren war entſchieden, und ich erwartete, daß man ſich nun mit meiner Perſon beſchäftigen werde. Es kam auch ſo, doch vorher fragte der Alte ſeinen Sohn:

„Old Shatterhand hatte die ſprechenden Zettel noch bei ſich. Habt ihr ihm die Taſchen denn nicht leer gemacht?"

„Nein," antwortete Pida. „Er iſt ein großer Krieger; wir werden ihn zwar töten, aber ſeinen Namen und ſeine Tapferkeit nicht dadurch kränken, daß wir ihm in die Taſchen greifen. Wir haben ſeine Waffen; das iſt genug; alles andere wird er mir doch hinterlaſſen, wenn er geſtorben iſt."

Ich erwartete, daß der Alte nicht damit einverſtanden ſei, irrte mich da aber, denn er warf einen ſtolzen, wohlgefälligen, ja faſt liebevollen Blick auf ſeinen Sohn und ſagte:

„Pida, der junge Häuptling der Kiowas, iſt ein edler Krieger; er ſchont ſelbſt ſeine ärgſten Feinde; er tötet ſie zwar, aber er beſchimpft und entehrt ſie nicht. Sein Name wird noch größer und berühmter werden als derjenige von Winnetou, dem Hunde der Apachen. Zum Lohne dafür will ich ihm erlauben, ſein Meſſer in das Herz Old Shatterhands zu ſenken, wenn dieſer ſo gemartert iſt, daß ihm das Leben fliehen will. Pida ſoll den Ruhm haben, von ſich ſagen zu können, daß das größte, gefährlichſte und berühmteſte der Bleichgeſichter von ſeiner Hand geſtorben iſt. Jetzt hole man die Alten herbei! Wir wollen beraten, wann und wie dieſer biſſige weiße Hund ſein Leben herzugeben hat. Er mag inzwiſchen an dem Baume des Todes hängen.

Was das für ein Baum war, das sollte ich sogleich sehen und erfahren. Ich wurde zu einer unten vielleicht zwei Fuß starken Kiefer geschafft, um welche rundum Pfähle je zu vieren eingerammt waren, deren Zweck ich erst am Abende kennen lernte. Diese Kiefer hieß der Baum des Todes, weil an ihr diejenigen Gefangenen angebunden wurden, welche dem Martertode geweiht waren. An dem untersten Aste hingen die dazu nötigen Riemen bereit. Ich wurde in der Weise an den Stamm befestigt, wie einst Winnetou und sein Vater an ihren Bäumen gehangen hatten, als sie in unsere Hände und in diejenigen der Kiowas geraten waren*). Zwei bewaffnete Krieger setzten sich als Wächter rechts und links von mir nieder. Vor dem Zelte des Häuptlings bildete sich, Tangua gegenüber, ein Halbkreis der Aeltesten, um über mein Schicksal, oder vielmehr, da dasselbe schon beschlossen war, über die Art und Weise meines Todes zu beraten. Ehe damit begonnen wurde, kam Pida zu mir und untersuchte die Riemen. Sie waren fürchterlich straff angezogen; er lockerte sie ein wenig und sagte zu den Wächtern:

„Ihr sollt streng auf ihn achtgeben, aber nicht ihn quälen. Er ist ein großer Häuptling der weißen Jäger und hat niemals einem roten Krieger unnötige Schmerzen bereitet."

Dann entfernte er sich wieder, um an der Beratung teilzunehmen.

Ich stand aufrecht an den Baum gebunden, mit dem Rücken an demselben, und sah die Menge der Frauen, Mädchen und Kinder, welche herbeikamen, um mich zu betrachten. Die Krieger hielten sich fern; ja selbst die Knaben, die kleinen ausgenommen, waren schon zu stolz, mich mit ihrer Neugierde zu belästigen. Haß las ich in keinem ein-

*) Siehe Band I Seite 249.

zigen Gesichte, sondern nur eine mit Achtung gepaarte Neugierde. Sie wollten den weißen Jäger sehen, von dem sie so viel gehört hatten und dessen Tod ihnen ein Schauspiel bieten sollte, wie sie es so grausam und aufregend vielleicht noch nicht gesehen hatten.

Unter ihnen fiel mir eine junge Indianerin auf, welche noch nicht Squaw zu sein schien. Sie ging, als sie mein Auge auf sich gerichtet sah, abseits, blieb dort abgesondert von den andern stehen und sah nur noch verstohlen zu mir herüber, als ob sie sich schäme, bei den gewöhnlichen ‚Gaffern' gestanden zu haben. Sie war nicht gerade schön, aber doch auch keineswegs häßlich; ich hätte sie lieblich nennen mögen. Ihre weichen Gesichtszüge gewannen durch den milden, ernsten und offenen Blick ihres großen Auges an Interesse. Dieses Auge erinnerte mich lebhaft an Ntscho-tschi, wenn sie auch sonst keine Aehnlichkeit mit der Schwester des Apachen hatte. Einer augenblicklichen Regung folgend, nickte ich ihr freundlich zu. Da errötete sie bis unter die Haarwurzeln, wendete sich ab und entfernte sich; nach kurzer Zeit blieb sie einen Augenblick lang stehen, um sich noch einmal nach mir umzusehen, dann verschwand sie im Eingange eines der größeren und besseren Zelte.

„Wer war die junge Tochter der Kiowas, welche dort allein stand und jetzt fortgegangen ist?" fragte ich meine Wächter.

Es war ihnen nicht untersagt worden, mit mir zu sprechen, und so antwortete der eine:

„Das war Kakho-Oto*), die Tochter von Sus-Homascha**), der sich schon als Knabe die Auszeichnung errungen hat, eine Feder im Haar zu tragen. Gefällt sie dir?"

„Ja," antwortete ich, obgleich diese Frage in meiner Lage und von einem Roten ziemlich sonderbar klang.

*) Dunkles Haar. **) Eine Feder.

„Die Squaw unſers jungen Häuptlings iſt ihre Schweſter," fügte er hinzu.

„Pidas Squaw?"

„Ja."

„So iſt ſie alſo mit Pida verwandt!"

„Ja. Du ſiehſt ihren Vater mit der einen großen Feder im Schopfe dort bei der Beratung ſitzen."

Damit war das kurze Geſpräch beendet; es ſollte aber Folgen haben, die ich ganz und gar nicht beabſichtigt hatte.

Die Beratung währte lange, wohl über zwei Stunden; dann wurde ich geholt, um mein Schickſal zu vernehmen. Ich hatte lange Reden über die Verbrechen der Weißen überhaupt, dann über meine eigenen anzuhören. Tangua brachte einen nicht enden wollenden Bericht über unſere damalige Gegnerſchaft, welche mit der Lähmung ſeiner beiden Beine endete; es blieb natürlich auch nicht unerwähnt, daß ich dann ſpäter Sam Hawkens befreit und mich an Pida vergriffen hatte; kurz, ich bekam ein Sündenregiſter zu hören, gegen welches keine Gnade oder Schonung aufkommen konnte; aber noch viel länger war dann das Verzeichnis der Qualen, die meiner warteten. Ich glaube nicht, daß unter allen Weißen, welche jemals von den Indianern zu Tode gemartert worden ſind, ſich einer befunden hat, der eines ſo fürchterlichen und langſamen Todes geſtorben iſt, wie mir in Ausſicht ſtand. Ich konnte außerordentlich ſtolz auf dieſe große Auswahl ſein, denn ſie war der ſicherſte Maßſtab der Achtung, in welcher ich bei dieſen liebenswürdigen Leuten ſtand. Das einzige Tröſtliche dabei war, daß man mir eine Gnadenfriſt ſtellte, was ſeinen Grund in dem Umſtande hatte, daß eine Abteilung der Kiowas ſich nicht daheim befand; ſie ſollte nicht um den Hochgenuß kommen, Old Shatterhand ſterben zu ſehen, und darum mußte ihre Rückkehr abgewartet werden.

Ich verhielt mich bei Verkündigung dieſes Urteilsſpruches natürlich ſo, wie ſich ein Mann, der den Tod nicht fürchtet, verhalten muß, ſagte aber das, was ich zu ſagen hatte, ſo kurz wie möglich und hütete mich ſehr, eine Aeußerung zu thun, durch welche meine roten Richter ſich beleidigt fühlen konnten.

Das war dem in ſolchen Fällen gewöhnlichen Verhalten ganz entgegengeſetzt, da es für ein Zeichen des Mutes gehalten wird, wenn der Verurteilte ſeine Peiniger auf alle mögliche Weiſe zu erbittern trachtet. Ich unterließ das wegen Pida, der ſich ſo edelmütig gegen mich benahm, und auch wegen des Verhaltens der Kiowas überhaupt, ich hatte bei Ihnen eine ganz andere Aufnahme gefunden, als nach ihrem Charakter und der zwiſchen ihnen und den Apachen herrſchenden Feindſchaft zu erwarten geweſen war. Daß die Ruhe, welche ich zeigte, mir für Feigheit ausgelegt werden könne, das hätte wohl ein anderer zu befürchten gehabt, ich aber nicht.

Als ich zurückgeführt wurde, um wieder an den Baum des Todes gebunden zu werden, kam ich an dem Zelte vorüber, welches dem alten ‚Eine Feder' gehörte. Seine Tochter ſtand unter dem Eingange. Mir gar nichts dabei denkend, blieb ich ſtehen und fragte ſie:

„Meine junge rote Schweſter freut ſich wohl auch ſehr darüber, daß der böſe Old Shatterhand ergriffen worden iſt?"

Sie errötete wie vorhin, als ich ihr zunickte, zögerte einen Augenblick und antwortete dann:

„Old Shatterhand iſt nicht bös."

„Woher weißt du das?"

„Alle wiſſen es."

„Warum wollt ihr mich denn da töten?"

„Du haſt Tangua gelähmt und biſt kein Bleichgeſicht mehr, ſondern ein Apache."

„Ich bin ein Bleichgesicht und werde es stets bleiben.“

„Nein, denn Intschu tschuna hat dich damals unter die Apachen aufgenommen und dich sogar zu einem ihrer Häuptlinge gemacht. Hast du nicht Winnetous Blut und er das deinige getrunken?“

„Das haben wir allerdings gethan; aber es hat nie ein Kiowa durch mich ein Leid erlitten, außer wenn er selbst mich dazu zwang; das mag ‚Dunkles Haar‘ ja nicht vergessen!“

„Wie? Old Shatterhand kennt meinen Namen?“

„Ich habe mich nach ihm erkundigt, denn ich sah, daß du die Tochter eines großen und vornehmen Kriegers bist. Mögest du noch so viele schöne Sonnen erleben, wie mir nur noch Stunden übrig bleiben!“

Ich ging. Meine Wächter hatten nichts dagegen gehabt, daß ich mit ihr sprach; ein anderer Gefangener wäre nicht mit solcher Rücksicht behandelt worden. Das war nicht bloß eine Folge von Pidas Charakter und Gesinnung sondern sicher auch des Umstandes, daß sein Vater ein anderer geworden war. Und diese Veränderung hatte ihren Grund nicht in dem Alter, welches entweder milder stimmt oder die Thatkraft raubt, sondern die Gesinnung des Sohnes hatte ihren Einfluß auf den Vater nicht verfehlt. Ein edles Reis giebt dem alten Stamme neuen Wert und bessere Säfte.

Als ich wieder angebunden war, blieben mir nicht nur die Krieger, sondern auch die Weiber und die Kinder fern; es schien ein darauf bezüglicher Befehl erteilt worden zu sein, und das war mir lieb, denn es ist nicht angenehm, als seltenes Schaustück an einem Baume zu hängen und angestaunt zu werden, wenn es auch nur von Kindern ist.

Später sah ich ‚Dunkles Haar‘ aus ihrem Zelte treten; sie hatte ein flaches, thönernes Gefäß in der Hand und kam damit zu mir.

„Mein Vater hat mir erlaubt, dir zu eſſen zu geben. Willſt du es nehmen?“ fragte ſie.

„Gern,“ antwortete ich; „nur kann ich mich meiner Hände nicht bedienen, weil ſie gefeſſelt ſind.“

„Du brauchſt nicht losgebunden zu werden; ich will deine Dienerin ſein.“

Das, was ſie gebracht hatte, war gebratenes und in Stücke zerſchnittenes Büffelfleiſch. Sie hatte ein Meſſer in der Hand, mit welchem ſie die Stücke aufſpießte und mir in den Mund ſchob. Old Shatterhand, von einer jungen Indianerin wie ein Kind ‚gefuttert‘! Ich hätte trotz meiner keineswegs beneidenswerten Lage darüber lachen können. Zu ſchämen brauchte ich mich nicht, denn die, welche ſich mir ſo hilfreich erwies, war keine zimperliche weiße Lady oder Signorina, ſondern eine Kiowa-Indianerin, welcher ſolche Situationen nicht mehr fremd waren.

Die beiden Wächter ſahen ſehr ernſthaft zu, doch ſchien es mir, als ob ſie nur mit Anſtrengung ein Lächeln unterdrückten. Als ich den letzten Biſſen erhalten hatte, hielt es der eine von ihnen an der Zeit, das gute Mädchen dadurch zu belohnen, daß er aus der Schule ſchwatzte:

„Old Shatterhand hat geſagt, daß ‚Dunkles Haar‘ ihm ſehr gefällt.“

Sie ſah mich prüfend an, ich glaube, daß ich faſt ebenſo rot geworden bin, wie ſie es war; dann wendete ſie ſich, um zu gehen. Aber ſie hatte nur wenige Schritte gemacht, da drehte ſie ſich wieder zu mir um und fragte:

„Hat dieſer Krieger jetzt die Wahrheit geſprochen?“

„Er fragte mich, ob du mir gefällſt, und ich habe ja geſagt,“ antwortete ich der Wahrheit gemäß.

Sie ging und ich erteilte dem Plauderer einen Verweis, der aber gar keinen Eindruck auf ihn machte.

Am Spätnachmittage sah ich Gates, welcher zwischen den Zelten umherschlenderte.

„Darf ich einmal mit diesem Bleichgesichte sprechen?“ fragte ich meine Aufseher.

„Ja,“ lautete der mir günstige Bescheid. „Doch dürft ihr nicht etwa von Flucht reden!“

„Was das betrifft, so braucht mein roter Bruder keine Sorge zu haben.“

Ich rief Gates zu mir, und er kam langsam und zögernd herbei wie einer, der nicht recht weiß, ob er es thun darf oder nicht.

„Nur immer heran!“ forderte ich ihn auf. „Oder ist Euch verboten worden, mit mir zu sprechen?“

„Mr. Santer sieht es nicht gern,“ gestand er.

„Hat er das gesagt?“

„Ja.“

„Das glaube ich. Er befürchtet, daß ich Euch ein helles Licht anbrenne über ihn.“

„Ihr denkt noch immer falsch von ihm, Mr. Shatterhand!“

„Ich nicht, sondern Ihr!“

„Er ist ein Gentleman!“

„Das könnt Ihr nicht beweisen, während ich Euch das Gegenteil mit höchst schlagenden Gründen zu belegen vermag.“

„Ich mag sie nicht hören. Ihr seid ihm einmal feindlich gesinnt.“

„Allerdings, und zwar so feindlich, daß er alle Veranlassung hat, sich vor mir in acht zu nehmen.“

„Vor Euch? Hm! Sir, nehmt es mir nicht übel, wenn ich Euch das sage, aber vor Euch braucht sich niemand mehr in acht zu nehmen.“

„Weil ich hier sterben soll?“

„Ja.“

„Zwiſchen Sollen und Werden iſt ein großer Unterſchied. Ich habe ſchon oft ſterben ſollen, bin aber noch nicht getötet worden! Könnt Ihr denn wirklich glauben, daß Old Shatterhand ein ſo ſchlechter Kerl iſt, wie Santer ſagt?“

„Ich glaube da alles oder auch nichts. Ihr ſeid Feinde; wer da recht hat, ob er oder Ihr, das geht mich nichts an.“

„So ſolltet Ihr mich wenigſtens nicht täuſchen und belügen!“

„Wann habe ich das gethan?“

„In den Mugwort-Hills, als Ihr mir verſchwieget, daß die Kiowas da waren. Wäret Ihr ehrlich geweſen, ſo ſtände ich jetzt nicht als Gefangener hier!“

„Seid Ihr etwa aufrichtiger geweſen?“

„Habe ich Euch getäuſcht, oder gar betrogen?“

„Ja.“

„Wann und wie?“

„Ihr nanntet Euch Jones!“

„Das nennt Ihr einen Betrug, Mr. Gates?“

„Natürlich!“

„Betrug iſt die widerrechtliche Aneignung eines Vorteils über einen andern. Von ſo etwas iſt aber bei mir keine Rede geweſen. Daß ich meinen Namen verſchwieg und einen andern nannte, möchte ich nicht einmal Liſt nennen, ſondern es war die einfachſte Notwendigkeit. Santer iſt ein vielfacher Mörder, ein großartiger Betrüger, ein ganz außerordentlich gefährlicher Menſch; er trachtet auch mir nach dem Leben. Ihr waret ſeine Gefährten. Durfte ich Euch da ſagen, wer ich bin und daß ich nach den Mugwort-Hills wollte?“

„Hm!“ brummte er.

„Hm? Nehmt es mir nicht übel, Mr. Gates, aber wenn Ihr da noch im Zweifel ſeid, ob ich recht habe oder nicht, ſo kann ich Euch nicht begreifen.“

„Ihr hättet uns trotz alledem die Wahrheit ſagen ſollen; das waret Ihr uns ſchuldig!“

„Ich war euch gar nichts ſchuldig, verſtanden! Ihr ſeid unerfahrene Leute; ja das ſeid ihr, wenigſtens ſo einem Weſtmann gegenüber, wie ich bin; da mußte ich zurückhaltend ſein. Und dazu hatte euch Santer engagiert, den ihr mit eurem Lobe bis zum Himmel erhobt. Da mußte ich meinen Namen verſchweigen.“

„Hättet Ihr ihn uns genannt, ſo hätten wir Euch doch wohl Glauben geſchenkt!“

„Nein!“

„Doch!“

„Nein! Das kann ich Euch beweiſen.“

„Womit denn?“

„Glaubt Ihr mir etwa jetzt, wo Ihr doch nun wißt, daß ich Old Shatterhand bin?“

„Daran ſeid Ihr nur ſelber ſchuld, weil Ihr uns belogen und hintergangen habt!“

„Ausrede! Ihr wißt jetzt, wer ich bin und weshalb ich meinen Namen verſchweigen mußte, und habt, was die Hauptſache iſt, geſehen und erfahren, wie Santer gegen mich handelt.“

„Er will Euch ja gar nichts thun.“

„Wer hat das geſagt?“

„Er ſelbſt.“

„Wann?“

„Vorhin erſt wieder.“

„Damit will er Euch täuſchen. Er brennt förmlich darauf, mich um das Leben zu bringen.“

„Nein, er ſagt keine Lüge!“

„Seht Ihr, daß Ihr ſelbſt jetzt noch zu ihm haltet, mir aber mißtraut! Da wäre es erſt recht vergeblich geweſen, wenn ich mich an den Mugwort-Hills Euch offenbart hätte. Ich habe mir dort ja alle Mühe gegeben, Euch zu beweiſen, daß er es unredlich meint. Das glaubt Ihr ſelbſt jetzt noch nicht, wo es für Euch doch Pflicht- und Herzensſache ſein ſollte, es nicht mit ihm zu halten, ſondern mir beizuſtehen, mir, dem Gefangenen, der elend hingemordet werden ſoll!“

„Er ſagte vorhin, daß er Euch retten will.“

„Lüge, nichts als Lüge! Ich ſehe, Ihr ſeid nicht zu überzeugen. Er hat Euch umgarnt, und Ihr müßt durch Schaden klug werden.“

„Von Schaden iſt keine Rede. Gegen Euch mag er anders geweſen ſein, weil Ihr ihn verfolgt und nach dem Leben getrachtet habt, mit uns aber meint er es ehrlich.“

„So hofft Ihr noch immer auf das Gold?“

„Ja.“

„Es giebt keins in den Mugwort-Hills!“

„So liegt es wo anders.“

„Wo denn?“

„Das wiſſen wir nicht, werden es aber erfahren.“

„Von wem?“

„Santer will es entdecken.“

„Auf welche Weiſe? Hat er Euch das geſagt?“

„Nein.“

„Da habt Ihr es ja wieder, daß er nicht ehrlich und aufrichtig gegen Euch iſt!“

„Er kann uns doch nicht etwas ſagen, was er ſelbſt noch gar nicht weiß!“

„Er weiß es; er weiß es ſogar ganz genau, nämlich auf welche Weiſe er den Ort entdecken kann, an dem ſich die Nuggets jetzt befinden!“

„Wenn Ihr das ſagt, müßt Ihr es doch auch wiſſen?“

„Allerdings.“

„So ſagt es mir!“

„Das geht nicht.“

„Ah! Seht Ihr, daß Ihr ſelbſt nicht ehrlich ſeid! Und da ſollen wir es mit Euch halten!“

„Ich würde aufrichtig mit Euch ſein, wenn ich Euch trauen dürfte. Ihr könnt mir keine Vorwürfe machen, denn Ihr ſelbſt zwingt mich, verſchwiegen zu ſein. Wo habt Ihr hier denn Euer Unterkommen gefunden?“

„Wir wohnen zuſammen in einem Zelte, welches Santer für uns ausgewählt hat.“

„Und er ſelbſt wohnt auch bei Euch?“

„Ja.“

„Wo liegt dieſes Zelt?“

„Neben dem, welches Pida gehört.“

„Sonderbar! Und das hat er ſich ſelbſt ausgeſucht?“

„Ja. Tangua erlaubte ihm, da zu wohnen, wo er wollte.“

„Und da hat er ſich grad neben Pida einlogiert, der ihm kein ſolches Wohlwollen wie ſein Vater entgegenbringt? Hm! Nehmt Euch in acht! Es kann leicht vorkommen, daß Santer plötzlich verſchwunden iſt und Euch hier ſitzen läßt. Dann ſteht zu erwarten, daß in den Geſinnungen der Roten für Euch plötzlich eine Aenderung eintritt.“

„Welche?“

„Jetzt dulden ſie Euch; dann aber betrachten ſie Euch als Feinde. Ob es dann in meiner Macht ſteht, Euch zu helfen, das muß ich bezweifeln.“

„Ihr — — uns — — helfen — — —?“ ſtotterte er erſtaunt. „Mr. Shatterhand, Ihr ſprecht ja grad ſo, als ob Ihr Euch auf freiem Fuße befändet und ein Freund der Kiowas wäret!“

„Ich habe meine Gründe dazu, denn — — —“

„Donner!“ unterbrach er mich. „Jetzt ſieht er, daß ich da bei Euch ſtehe!“

Santer trat nämlich grad jetzt zwiſchen den Zelten hervor, erblickte ihn und kam raſch herbei.

„Ihr ſcheint ſchreckliche Angſt vor dieſem Kerl zu haben, dem Ihr doch ein ſo großes Vertrauen ſchenkt!“ ſagte ich in ironiſchem Tone.

„Angſt nicht, aber er will es nun einmal nicht haben, daß wir zu Euch gehen.“

„So lauft fort, und bittet ihn um Verzeihung und um Gnade, Mr. Gates!“

„Was habt Ihr hier zu ſuchen, Gates?“ rief Santer ſchon von weitem. „Wer hat Euch geſagt, daß Ihr Euch mit dieſem Menſchen unterhalten ſollt?“

„Ich kam nur zufällig vorüber, und da redete er mich an,“ antwortete der Angedonnerte.

„Hier kann es keinen Zufall geben. Packt Euch fort! Ihr kommt mit mir!“

„Aber, Mr. Santer, ich bin doch kein Kind und — —“

„Ihr ſchweigt und geht mit mir! Vorwärts!“

Er ergriff ihn beim Arme und zog ihn mit ſich fort. Was mußte er dieſen drei unerfahrenen Männern alles vorgelogen haben, daß ſie es ſo mit ihm hielten und ſich dazu eine ſolche Behandlung von ihm gefallen ließen!

Selbſtverſtändlich waren mir Wächter gegeben worden, welche leidlich engliſch verſtanden; ſie hatten alſo gehört, was wir verhandelt hatten, und da bekam ich wieder einen Beweis dafür, daß mein Anſehen bei ihnen ein ganz anderes war als dasjenige von Santer, denn der eine von ihnen, welcher mir immer geantwortet hatte, während der andere ſich ſchweigſam verhielt, machte, als Santer mit Gates fortging, die Bemerkung:

„Das ſind Schafe, die einem Wolf folgen; er wird ſie auffreſſen, ſobald er Hunger bekommt. Warum glauben ſie nicht der Warnung Old Shatterhands, der es doch gut mit ihnen meint!“

Kurze Zeit darauf kam Pida, um zwar meine Feſſeln zu unterſuchen, aber auch ſich zu gleicher Zeit zu überzeugen, daß ich mich nicht zu beklagen hatte. Er deutete auf die erwähnten Pfähle, welche je zu vieren in die Erde gerammt waren, und ſagte:

„Old Shatterhand wird vom langen Stehen ermüdet ſein; er ſoll in der Nacht hier zwiſchen den Pfählen liegen; wünſcht er vielleicht ſchon jetzt, ſich niederzulegen?“

„Nein,“ antwortete ich; „ich kann es noch aushalten.“

„So mag es nach dem Abendeſſen geſchehen. Hat der weiße Jäger noch einen Wunſch?“

„Ja, eine Bitte.“

„Sage ſie mir; wenn ich kann, werde ich ſie gern erfüllen.“

„Ich möchte dich vor Santer warnen.“

„Vor dieſem? Der iſt gegen Pida, den Sohn des Häuptlings Tangua, ein Ungeziefer!“

„Sehr richtig! Aber auch das Ungeziefer hat man zu beachten, wenn es ſich einniſten will. Ich habe gehört, daß er jetzt neben dir wohnt?“

„Ja; das Zelt ſtand leer.“

„So nimm dich in acht, daß er nicht in das deinige kommt! Er ſcheint die Abſicht dazu zu haben.“

„Ich werfe ihn hinaus!“

„Das kannſt du thun, wenn er offen kommt. Wie aber, wenn er ſich heimlich herbeiſchleicht, ohne daß du es bemerkſt?“

„Ich würde es bemerken.“

„Auch wenn du nicht im Zelte wäreſt?“

„So würde sich meine Squaw in demselben befinden und ihn fortjagen.“

„Er trachtet nach dem sprechenden Papiere, welches du genommen hast.“

„Er wird es nicht bekommen.“

„Ja, geben wirst du es ihm wohl nicht; aber kannst du es verhüten, daß er es dir stiehlt?“

„Selbst wenn es ihm gelänge, heimlich in das Zelt zu gelangen, so würde er es nicht finden, denn es ist außerordentlich gut verwahrt.“

„Ich hoffe das. Würdest du mir vielleicht erlauben, es noch einmal anzusehen?“

„Du hast es doch schon gesehen und gelesen.“

„Nicht ganz.“

„So sollst du es ganz sehen, doch nicht jetzt, denn es wird dunkel. Morgen früh, wenn es hell geworden ist, werde ich es bringen.“

„Ich danke dir! Und noch eins: Er trachtet nicht nur nach dem sprechenden Papiere, sondern auch nach meinen Gewehren. Sie sind berühmt, und er möchte sie sehr gern haben. In wessen Händen befinden sie sich jetzt?“

„In den meinigen.“

„So verwahre sie gut!“

„Sie sind vortrefflich aufgehoben. Selbst wenn es ihm gelänge, am hellen Tage mein Zelt zu betreten, würde er sie nicht sehen. Ich habe sie in zwei Decken geschlagen und unter mein Lager gelegt, damit sie ja nicht feucht werden. Sie gehören von jetzt an mir. Ich werde in dem Ruhme, einen Henrystutzen zu besitzen, dein Nachfolger sein, und da wird Old Shatterhand mir eine Bitte gewähren.“

„Wenn ich kann, sehr gern.“

„Ich habe die Gewehre genau betrachtet. Mit dem Bärentöter kann ich schießen, aber mit dem Stutzen nicht.

Würdest du mir vor deinem Tode wohl zeigen, wie man es zu machen hat, um ihn zu laden und mit ihm zu schießen?"

„Ja."

„Ich danke dir! Du hättest es nicht notwendig, mir dieses Geheimnis mitzuteilen. Wenn du es mir nicht sagtest, so wäre mir der Stutzen nutzlos. Da du es aber thust, werde ich dafür sorgen, daß du bis dahin, wo deine Martern beginnen, alles bekommst, was dein Herz begehrt."

Er ging, ohne zu wissen, was für eine Hoffnung er in mir erweckt hatte.

Offen gestanden, hatte ich geglaubt, aus der Anwesenheit von Gates, Clay und Summer einen Nutzen ziehen zu können. Selbst wenn sie auch nicht grad Freunde von mir sein wollten, hatten sie als Weiße doch die Pflicht, sich meiner möglichst anzunehmen. Wenn sie das wollten und thaten, so mußte sich irgend eine Gelegenheit finden, mir zum Loskommen vom Baume des Todes zu verhelfen. Hatte ich nur erst die Fesseln von den Händen, dann konnte mich gewiß niemand halten. Leider aber mußte ich diesen Gedanken aufgeben. Das Verhalten von Gates hatte mir bewiesen, daß ich auf ihn und seine beiden Gefährten nicht rechnen durfte.

Ich war also auf mich ganz allein angewiesen. Aber auch da fiel es mir nicht ein, zu verzagen. Es mußte, mußte und mußte sich ein Weg finden, dem Martertode zu entgehen. Nur ein allereinzigesmal die Hand frei und ein Messer in derselben! Das war doch nicht unmöglich, ja nicht einmal schwer. Uebrigens hatte ich zwar den Gedanken noch nicht gehabt, aber er kam mir jetzt, nämlich der Gedanke an ‚Dunkles Haar'. Sie schien Teilnahme für mich zu hegen, und ich wußte ja sehr wohl, wie vielen Weißen es gelungen ist, eine solche Teilnahme zur Flucht

auszunützen. Mochte kommen, was da wollte, fort mußte ich! Fort, fort, und wenn ich noch im letzten Augenblicke, ehe man mich an den Marterpfahl band, zum verzweifelten Mittel greifen ſollte!

Und da kam Pida und bat mich, ihm den Gebrauch meines Stutzens zu erklären! Etwas Beſſeres konnte ich mir doch gar nicht wünſchen. Sollte ich ihm zeigen, wie das Gewehr zu laden, überhaupt zu behandeln war, ſo mußte er mir die Hände freigeben. Ein Griff in ſeinen Gürtel nach dem Meſſer und ein Schnitt durch die Riemen an meinen Füßen, ſo war ich nicht mehr gebunden und hatte meinen Stutzen mit den vielen Schüſſen! Freilich war das ein gewagtes Unternehmen; aber was konnte ich denn mehr wagen als das Leben, welches ich im Falle des Mißlingens doch auch verlieren mußte?

Beſſer wäre es allerdings geweſen, wenn ſich eine Gelegenheit geboten hätte, durch Liſt zu entkommen, ohne mich den Kugeln oder überhaupt Waffen der Roten auszuſetzen zu müſſen. Bis jetzt gab es noch keinen darauf bezüglichen Gedanken; vielleicht fand ſich ſpäter einer; ich hatte ja noch Zeit.

Alſo wärend der Nacht ſollte ich mich legen! Es waren rund um den Baum ſechzehn Pfähle eingeſchlagen, je vier nach jeder der vier Seiten; ſie reichten alſo für vier Gefangene, und aus ihrer Anordnung erſah ich, in welcher Weiſe man daran befeſtigt wurde. Wenn man ſich zwiſchen ſie hineingelegt hatte, wurden die Hände und die Füße je an einen Pfahl gebunden; dann lag man ſo, daß die Arme und Beine weit auseinander geſpreizt waren, gewiß eine ſehr unbequeme Lage, welche den Schlaf wohl kaum aufkommen ließ, aber den Indianern die Sicherheit bot, daß der Gefangene, ſelbſt wenn er nicht bewacht wurde, nicht loskommen konnte.

Während ich diese innerlichen und äußerlichen Betrachtungen anstellte, war es dunkel geworden, und vor den Zelten begannen die Feuer zu leuchten, an denen die Squaws das Abendessen bereiteten. ‚Dunkles Haar‘ war es wieder, welche mir das meinige, und Wasser dazu, brachte. Sie mußte ihren Vater bewegt haben, sich die Erlaubnis dazu von Tangua geben zu lassen. Diesesmal sprachen wir nicht miteinander; nur als sie ging, bedankte ich mich. Hierauf verließen mich meine bisherigen Wächter, welche von zwei anderen abgelöst wurden, die sich nicht unfreundlicher zu mir stellten als die vorigen. Ich fragte sie, wann ich mich niederlegen müßte, und sie sagten, daß Pida kommen würde, um dabei zu sein.

Zunächst aber kam statt des jungen Häuptlings ein Anderer würdevollen, langsamen Schrittes herbei — — — ‚Eine Feder‘, der Vater von meiner Pflegerin. Er blieb vor mir stehen, betrachtete mich wohl eine ganze Minute lang schweigend und befahl dann den Wächtern:

„Meine Brüder mögen sich entfernen, bis ich sie rufe! Ich habe mit diesem Bleichgesichte zu reden.“

Sie gehorchten ihm sofort; er mußte also in hohem Ansehen stehen, obgleich er kein Häuptling war. Als sie fort waren, setzte er sich vor mich hin, und es verging wieder eine Weile, ehe er in feierlichem Tone anhub:

„Die Bleichgesichter wohnten jenseits des großen Wassers; sie hatten Land genug; aber dennoch kamen sie über das Wasser herüber, um uns unsere Berge, Thäler und Ebenen zu rauben.“

Hierauf schwieg er. Seine Worte bildeten nach indianischer Art eine Einleitung, aus der ich schloß, daß er etwas Wichtiges mit mir zu verhandeln hatte. Was konnte das sein? Fast ahnte ich es! Er erwartete wohl eine Antwort von mir; ich schwieg, und so fuhr er nach einer Pause fort:

„Sie wurden von den roten Männern gaſtfreundlich aufgenommen, vergalten aber dieſe Gaſtfreundſchaft mit Diebſtahl, Raub und Mord!“

Wieder eine Pauſe.

„Noch heut ſind ſie nur darauf bedacht, uns zu übervorteilen und immer weiter zurückzudrängen, und wenn ihnen das nicht mit Liſt gelingt, ſo brauchen ſie Gewalt!“

Abermals Pauſe.

„Wenn ein roter Mann einen Weißen ſieht, ſo kann er gewiß ſein, einen Todfeind vor ſich zu haben. Oder giebt es etwa unter den Bleichgeſichtern welche, die nicht unſere Feinde ſind?“

Ich merkte wohl, auf was oder wen er mit dieſer Einleitung losſteuerte, nämlich auf meine Perſon, auf mich ſelbſt. Als ich auch jetzt noch zögerte, eine Bemerkung zu machen, ſprach er die direkte Frage aus:

„Will Old Shatterhand mir nicht antworten? Haben die Weißen nicht alſo an uns gehandelt?“

„Ja, ‚Eine Feder‘ hat recht,“ gab ich zu.

„Sind ſie nicht unſere Feinde?“

„Sie ſind es.“

„Sollte es unter ihnen welche geben, die nicht ſo feindlich geſinnt ſind wie die andern?“

„Es giebt welche.“

„Old Shatterhand mag mir einen nennen!“

„Ich könnte dir mehrere, ja viele Namen ſagen, will aber darauf verzichten, denn wenn du die Augen öffneſt, ſo ſiehſt du einen von ihnen vor dir ſtehen.“

„Ich ſehe nur Old Shatterhand!“

„Den meine ich.“

„So nennſt du dich alſo einen Weißen, der nicht ſo feindlich gegen uns handelt wie die andern?“

„Nein.“

„Nicht?“ fragte er gedehnt und erstaunt, denn mein Nein machte ihn in seinem Konzepte irre.

„Mein roter Bruder hat Worte gebraucht, die nicht das Richtige bezeichnen.“

„Welche Worte?“

„Daß ich nicht so feindlich handle wie die andern Weißen. Ich handle überhaupt nicht feindlich gegen die roten Männer.“

„Hast du nicht welche getötet oder verletzt?“

„Ja, aber nur dann, wenn sie mich dazu zwangen. Ich bin nicht etwa, wie deine Worte sagten, nicht ganz, sondern nur ein wenig Feind der Indianer; ich bin auch nicht weder Feind noch Freund von euch, sondern ich bin geradezu ein Freund, ein aufrichtiger Freund der roten Männer. Das habe ich sehr oft bewiesen. Wo ich nur immer konnte, habe ich den roten Männern gegen die Weißen beigestanden und sie gegen die Uebergriffe der Bleichgesichter verteidigt. Wenn du gerecht sein willst, mußt du das zugeben.“

„Ich bin gerecht!“

„Denke an Winnetou! Wie sind wir Freunde, und wir sind wie Brüder gegen einander gewesen! War Winnetou nicht ein roter Mann?“

„Er war es, obgleich ein Feind von uns.“

„Er war nicht euer Feind, sondern ihr habt ihn euch zum Feinde gemacht. Wie er seine Apachen liebte, so liebte er alle Indianer. Er trachtete danach, mit allen in Frieden zu leben; sie aber zogen es vor, sich untereinander zu zerfleischen und aufzureiben. Das war sein Kummer, sein Gram, der ihn niemals verlassen hat. Und wie er fühlte und dachte, so habe ich auch gefühlt und gedacht. Alle unsere Handlungen und unsere Thaten sind der Liebe und der Teilnahme entflossen, die wir für die rote Nation hegten.“

Ich hatte ebenſo langſam und feierlich geſprochen wie er. Als ich nun ſchwieg, ſenkte er den Kopf und ſaß ſo mehrere Minuten ſtill; dann hob er ihn wieder und ſagte:

„Old Shatterhand hat die Wahrheit geſprochen. ‚Eine Feder‘ iſt gerecht und giebt das Gute ſelbſt an ſeinen Feinden zu. Wären alle roten Männer ſo, wie Winnetou war, und folgten alle Bleichgeſichter dem Beiſpiele, welches Old Shatterhand ihnen giebt, ſo würden die roten und die weißen Völker wie Brüder neben einander leben, ſich lieben und einander helfen und die Erde hätte Raum für alle ihre Söhne und ihre Töchter. Aber es iſt gefährlich, ein Beiſpiel zu geben, dem niemand folgen mag: Winnetou iſt geſtorben, indem ihn die Kugel eines Feindes traf, und Old Shatterhand geht dem Martertode entgegen.“

Jetzt hatte er das Geſpräch auf dem Punkte, auf den er es hatte bringen wollen. Ich hielt es für geraten, ihm nicht entgegen zu kommen; darum ſchwieg ich. Er fuhr alſo fort:

„Old Shatterhand iſt ein Held; er wird viele und große Qualen erdulden müſſen. Wird er ſeinen Peinigern die Freude machen, ihn ſchwach zu ſehen?“

„Nein. Wenn ich einmal ſterben muß, ſo werde ich als ein Mann in den Tod gehen, dem man ein Grab der Ehren errichtet.“

„Wenn du ſterben mußt? Hältſt du deinen Tod für zweifelhaft?“

„Ja.“

„Du biſt ſehr aufrichtig!“

„Soll ich dich belügen?“

„Nein. Aber dieſe Wahrheit zu ſagen, das iſt außerordentlich kühn von dir!“

„Old Shatterhand iſt niemals feig geweſen.“

„So hoffſt du wohl auf Flucht?“

„Ja.“

Dieſe Offenheit war ihm noch viel erſtaunlicher als die vorige.

„Uff, uff!“ ſtieß er hervor, indem er beide Hände erhob. „Du biſt bis jetzt ſehr nachſichtig behandelt worden; man wird dir größere Strenge zeigen müſſen!“

„Ich fürchte keine Strenge; ſie erſchreckt mich nicht; ich bin vielmehr ſtolz darauf, dir die Wahrheit nicht verſchwiegen zu haben. Dies hätte kein anderer gethan.“

„Old Shatterhand hat recht. Nur er kann die Kühnheit beſitzen, ſo ehrlich zu ſagen, daß er die Flucht ergreifen will. Es iſt das nicht nur kühn, ſondern verwegen!“

„Nein. Ein Verwegener handelt entweder nicht mit klarer Einſicht oder aus dem Grunde, daß er nichts mehr zu verlieren hat. Meine Aufrichtigkeit aber hat einen guten Grund und einen ganz beſonderen Zweck.“

„Welchen?“

„Ich kann ihn dir nicht ſagen, ſondern du mußt ihn dir denken.“

Was ich ihm nicht ſagen durfte, war das: Er kam jedenfalls, um mich dadurch zu retten, daß er mir ſeine Tochter zur Frau anbot. Wenn ich darauf einging, ſo wurde ich nicht getötet, ſondern erhielt meine Freiheit wieder nebſt einer jungen Frau dazu, mußte aber Kiowa werden. Darauf konnte ich natürlich nicht eingehen, ich war alſo gezwungen, ‚Eine Feder‘ mit ſeinem Antrage zurückzuweiſen, was ihn nicht nur außerordentlich kränken, ſondern mit Rachedurſt erfüllen mußte. Um dem vorzubeugen, ſagte ich ihm ſo aufrichtig, daß ich meinen Tod nicht für ſo ſicher hielt wie er. Das ſollte heißen: Biete mir deine Tochter nicht an, denn ich rette mich auch, ohne daß ich der Mann einer Indianerin werde. Wenn er dieſen Wink verſtand, entging er der Kränkung und ich ſeinem Haſſe und ſeiner

Rache. Er ſann auch wirklich nach, kam aber leider nicht auf den richtigen Gedanken, denn er ſagte in einem nach ſeiner Art pfiffig überlegenen Tone:

„Old Shatterhand will uns nur Sorge um ihn bereiten, obwohl er weiß, daß er nicht entkommen kann. Er hält es unter ſeiner Würde, einzugeſtehen, daß er verloren iſt; aber ‚Eine Feder‘ läßt ſich nicht dadurch irre machen. Du weißt genau, daß du verloren biſt.“

„Ich weiß genau, daß ich entfliehen werde!“

„Du wirſt zu Tode gemartert!“

„Ich werde entkommen!“

„Flucht iſt unmöglich, denn wenn ich ſie für möglich hielte, ſo würde ich mich ſelbſt herſetzen, um dich zu bewachen; entkommen wirſt du alſo nicht; aber daß du dem Tode entgeheſt, dazu iſt allerdings eine Möglichkeit vorhanden.“

„Welche?“ fragte ich, da er nun einmal nicht davon abzubringen war.

„Mit meiner Hilfe.“

„Ich bedarf keiner Hilfe!“

„Du biſt doch noch viel ſtolzer, als ich dachte. Wer weiſt eine Hilfe zurück, mit welcher er ſein Leben retten kann!“

„Der, welcher dieſe Hilfe nicht braucht, weil er es verſteht, ſich ſelbſt zu retten.“

„Du bleibſt bei deinem Stolze, der lieber untergeht als jemand Dank ſchuldet. Aber ich fordere keinen Dank; ich will dich frei ſehen. Du weißt, daß ‚Dunkles Haar‘ bei dir geweſen iſt?“

„Ja.“

„Sie iſt meine Tochter. Sie hat großes Mitleid mit dir.“

„Da muß Old Shatterhand ein ſehr bedauerns- und

beklagenswerter Mensch, aber kein tapferer Krieger sein! Mitleid ist ja eine Beleidigung!"

Ich bediente mich mit Absicht dieses barschen Ausdruckes, um ihn zum Aufgeben seiner Absicht zu bringen; aber auch dies gelang mir nicht; er versicherte im milden Tone:

„Beleidigen wollte ich dich nicht. Noch ehe sie dich sah, hat sie von dir so viel gehört. Sie weiß, daß Old Shatterhand der größte weiße Krieger ist, und möchte dich gern retten."

„Das zeigt, daß ‚Dunkles Haar' ein gutes Herz besitzt; aber daß sie mich rettet, das ist geradezu eine Unmöglichkeit."

„Es ist nicht unmöglich, sondern sogar leicht."

„Du befindest dich im Irrtume."

„Nein. Du kennst alle Gebräuche der roten Männer, aber dieser scheint dir unbekannt zu sein. Du wirst auf denselben eingehen, denn du hast zu ‚Dunkles Haar' gesagt, daß sie dir gefällt."

„Das ist wieder eine Täuschung. Ich habe dies nicht zu ihr gesagt."

„Sie gestand es mir aber doch! Und meine Tochter hat mir noch keine Unwahrheit gesagt."

„So liegt eine Verwechslung der Personen vor. Sie brachte mir zu essen. Da fragte mich der Wächter, ob sie mir gefalle, und ich sagte ja. So ist es."

„Das ist ganz dasselbe; sie hat dir gefallen. Weißt du, daß derjenige zum Stamme gehört oder in denselben aufgenommen werden kann, der eine Tochter desselben zu seiner Squaw macht?"

„Ja."

„Auch wenn er vorher ein Feind oder gar ein Gefangener desselben gewesen ist?"

„Ich weiß es."

„Und daß ihm dann seine Schuld erlassen und sein Leben geschenkt wird?“

„Auch das ist mir bekannt.“

„Uff! So wirst du mich verstehen.“

„Ja, ich verstehe dich.“

„Meine Tochter gefällt dir, und du gefällst ihr. Willst du sie zur Squaw nehmen?“

„Nein.“

Es trat eine tiefe, lange Stille ein. Das hatte er nicht erwartet. Ich war ein Kandidat des Todes und sie eines der begehrenswertesten Mädchen, die Tochter eines der angesehensten Krieger des Stammes, und dennoch schlug ich sie aus! War so etwas möglich?

Endlich fragte er, aber sehr kurz:

„Warum nicht?“

Konnte ich ihm meine eigentlichen Gründe sagen? Daß ein gebildeter Europäer nicht seine ganze Existenz dadurch vernichten kann, daß er ein rotes Mädchen heiratet? Daß einem solchen Manne die Ehe mit einer Indianerin nicht das bieten kann, was sie bieten soll und muß? Daß Old Shatterhand nicht zu den weißen Halunken gehört, die eine rote Squaw nehmen, nur um sie später zu verlassen; die oft gar bei jedem andern Stamme eine andere Frau haben? Diese und viele andere Gründe, welche nicht innerhalb seines Horizontes lagen, konnte ich sie ihm sagen? Nein. Ich mußte einen Grund bringen, den er verstehen und begreifen konnte, und darum antwortete ich:

„Mein roter Bruder hat gesagt, daß er Old Shatterhand für einen großen Krieger halte, dies scheint aber nicht wahr zu sein.“

„Es ist wahr.“

„Und doch soll ich mein Leben aus der Hand eines Weibes nehmen? Würdest du das thun?“

„Uff!“ rief er aus.

Dann war er still. Dieser Grund schien ihm einzuleuchten, wenigstens einigermaßen. Nach einiger Zeit fragte er mich:

„Was denkt Old Shatterhand von ‚Eine Feder‘?“

„Daß er ein großer, tapferer und erfahrener Krieger ist, auf den sich sein Stamm im Kampfe und bei der Beratung verlassen kann.“

„Du würdest mein Freund sein mögen?“

„Sehr gern.“

„Und was sagst du zu ‚Dunkles Haar‘, die meine jüngste Tochter ist?“

„Sie ist die liebste und beste Blume unter den Töchtern der Kiowas.“

„Ist sie eines Mannes wert?“

„Jeder Krieger, dem du erlaubst, sie zur Squaw zu nehmen, kann stolz darauf sein.“

„Du weisest sie also nicht zurück, weil du mich oder sie verachtest?“

„Das sei fern von mir! Aber Old Shatterhand kann sein Leben verteidigen, kann sich dasselbe erkämpfen, aber es aus der Hand eines Weibes nehmen, das kann er nicht.“

„Uff, uff!“ nickte er.

„Soll Old Shatterhand etwas thun, worüber jeder, der es am Lagerfeuer erzählen hört, die Nase rümpft?“

„Nein.“

„Soll man von Old Shatterhand sagen: Er ist vor dem Tode ausgerissen und einer hübschen, jungen Squaw in die Arme gelaufen?“

„Nein.“

„Habe ich nicht die Pflicht, meinen Ruf und meine Ehre zu wahren, selbst wenn ich deshalb mein Leben auslöschen lassen muß?“

„Ja.“

„So wirst du nun begreifen, daß ich nein sagen muß. Aber ich danke dir, und ich danke auch ‚Schwarzem Haare‘, deiner schönen Tochter! Ich wollte, ich könnte euch in anderer Weise als nur in Worten dankbar sein!“

„Uff, uff, uff! Old Shatterhand ist ein ganzer Mann. Es ist zu beklagen, daß er sterben muß. Was ich ihm vorschlug, war das einzige Mittel, ihn zu retten; aber ich sehe ein, daß er als tapferer Krieger es nicht annehmen kann. Wenn ich das meiner Tochter sage, wird auch sie ihm nicht zürnen.“

„Ja, sage ihr das! Es würde mir sehr leid thun, wenn sie dächte, daß ich dich nur ihretwegen zurückgewiesen hätte.“

„Sie wird dich noch mehr lieben und ehren als bisher, und wenn du am Marterpfahle stehst und alle andern dabei sind, um deine Qualen zu sehen, wird sie im tiefsten und dunkelsten Winkel ihres Zeltes sitzen und ihr Angesicht verhüllen. Howgh!“

Nach diesem Bekräftigungsworte stand er auf und entfernte sich, ohne wieder davon zu sprechen, daß er bei mir Wache sitzen wolle. Die Wächter nahmen, als er fort war, ihre beiden Plätze wieder ein.

Gott sei Dank, das war glücklich überwunden! Das war eine Klippe, an welcher meine Hoffnung auf Rettung sehr leicht hätte Schiffbruch leiden können, denn wenn ich ihn mir zum Feind gemacht und seine Rachsucht herausgefordert hätte, so wäre seine Wachsamkeit mir unbedingt gefährlicher gewesen als alles andere.

Bald darauf kam Pida, und ich mußte mich niederlegen. Mit weit auseinander gespreizten Armen und Beinen wurde ich an vier Pfähle gebunden, doch bekam ich eine zusammengerollte Decke als Kopfkissen und wurde mit einer zweiten zugedeckt.

Kaum war Pida fort, so bekam ich einen andern Besuch, einen Besuch, über den ich mich außerordentlich freute: Mein Schwarzschimmel war es, der in der Nähe geweidet hatte, ohne sich den andern Pferden beizugesellen, und, nachdem er mich liebkosend beschnaubt hatte, sich neben mir niederlegte. Die Wächter hinderten ihn nicht daran; das Pferd konnte mich doch nicht losbinden und entführen.

Diese Treue des Schimmels war jetzt für mich, von großem Werte. Wenn mir die Flucht je gelang, so war dies wahrscheinlich in der Nacht, und wenn es mein Pferd stets so machte wie heute, so daß es des Abends zu mir kam, so brauchte ich mich nicht mit einem andern, minderwertigen zu begnügen oder mir die schwere und zeitraubende, darum gefährliche Arbeit zu machen, es zu suchen.

Es war so, wie ich vermutet hatte: ich konnte nicht schlafen. Die auseinandergezogenen Arme und Beine begannen zu schmerzen und schliefen dann ein. Wenn ich ja einmal einschlummerte, so wachte ich sehr bald wieder auf, und es war geradezu eine Erlösung für mich, als der Morgen anbrach und ich wieder los- und an den Baum gebunden wurde.

Wenn dies noch viele Nächte so geschah, so mußte ich trotz der guten körperlichen Ernährung physisch herunterkommen; aber sagen durfte ich nichts, denn über Schlaflosigkeit sich beklagen, wie wäre Old Shatterhand da blamiert gewesen!

Ich war neugierig, wer mir das Frühstück bringen würde. Ob ‚Dunkles Haar‘? Wohl kaum, denn ich hatte ihren Vater zurückgewiesen! Aber sie kam doch. Sie sagte kein Wort, aber in ihren Augen las ich, daß sie nicht etwa über mich zornig, sondern vielmehr traurig war.

Als Pida kam, um nach mir zu sehen, erfuhr ich, daß er mit einem Trupp seiner Krieger auf die Jagd reiten

und erſt am Nachmittage wiederkommen werde. Ich ſah ſie kurze Zeit darauf auf die Prairie hinausſprengen.

Einige Stunden vergingen; da ſah ich Santer unter den Bäumen erſcheinen. Er führte ſein geſatteltes Pferd an der Hand, hatte ſein Gewehr übergeworfen und kam gerade auf mich zu. Er hielt vor mir an und ſagte:

„Ich will auch auf die Jagd und halte es für meine Schuldigkeit, Euch dies zu melden, Mr. Shatterhand. Wahrſcheinlich treffe ich Pida da draußen, der Euch ſo, wohl gewogen iſt und mich ſo wenig leiden kann.“

Er ſchien eine Antwort zu erwarten; aber ich that ſo, als ob ich ihn weder gehört noch geſehen hätte.

„Ihr ſeid wohl taub geworden, he?“

Wieder keine Antwort.

„Das thut mir leid, nicht bloß um Euch, ſondern auch meinetwegen!“

Er ſtreichelte mir mit höhniſcher Zärtlichkeit den Arm.

„Fort, Halunke!“ fuhr ich ihn an.

„Oh, reden könnt Ihr, aber hören nicht. Schade, jammerſchade! Wollte Euch einiges fragen.“

Er ſah mir frech in das Geſicht. Das ſeinige hatte dabei einen ganz eigentümlichen, ich möchte ſagen, teufliſch triumphierenden Ausdruck. Er hatte irgend etwas in petto; das war gewiß.

„Ja, wollte Euch fragen,“ wiederholte er. „Würdet Euch dafür intereſſieren, wenn ihr es hörtet, Mr. Shatterhand.“

Er ſah mich erwartungsvoll an, ob ich etwas ſagen würde. Als dies nicht geſchah, lachte er:

„Hahahaha, giebt das ein Bild! Der berühmte Old Shatterhand am Todesbaume, und der Schurke Santer ein freier Mann! Aber es kommt noch beſſer, viel beſſer, Sir. Iſt Euch vielleicht ein Wald bekannt, hm, ja, ſo eine Art Fichtenwald oder Indeltſche-tſchil?“

Dieſes Wort elektriſierte mich. Es ſtand ja in Winnetous Teſtament. Ich fühlte, daß meine Augen ihn durchbohren wollten.

„Ach, da guckt er mich an, als ob er anſtatt der Augen Säbel im Kopfe hätte!“ lachte er. „Ja, ja, es ſoll ſolche Wälder geben, wie ich gehört habe!“

„Schurke, wo haſt du das her?“ fragte ich.

„Daher, woher ich auch den Tſe-ſchoſch habe. Kennſt du den vielleicht?“

„Alle Wetter! Ich werde — — —“

„Warte nur, warte!“ unterbrach er mich. „Was iſt denn das für ein ſonderbares Ding, ein Dekkil-to, oder wie es heißt? Ich möchte — — —“

„Kerl!“ rief, nein, ſchrie, nein, brüllte ich. „Du haſt die Papiere, die ich dem — — —“

„Ja, die habe ich!“ fiel er mir mit höhniſch-triumphierendem Gelächter in die Rede.

„Du haſt Pida beſtohlen!“

„Beſtohlen? Unſinn, Blödſinn! Ich habe nur geholt, was mir gehört. Nennt man das ſtehlen? Ich habe die Papiere; ich habe ſie mit der ganzen Emballage.“

Bei dieſen Worten klopfte er an ſeine Bruſttaſche.

„Haltet ihn! Nehmt ihn feſt!“ ſchrie ich, faſt außer mir den Wächtern zu.

„Mich halten?“ lachte er, indem er ſchnell in den Sattel ſtieg. „Verſucht es doch!“

„Laßt ihn nicht fort!“ brüllte ich. „Er hat Pida beſtohlen; er darf nicht entkommen, nicht — — —“

Die Worte, welche ich weiter ſprechen wollte, erſtickten in der Anſtrengung, die ich machte, mich vom Baume loszureißen. Santer ritt davon, ritt im Galopp davon, und die Wächter waren zwar aufgeſprungen, thaten aber nichts, als daß ſie ihm mit verſtändnisloſen Augen nachſtierten.

Winnetous Teſtament! Der letzte Wille meines Bruders Winnetou war geſtohlen worden! Da draußen jagte der Dieb ſchon über den offenen Plan, und kein Menſch machte Miene, ihn zu verfolgen!

Ich war außer mir und zog, zog, zog mit aller Gewalt an dem Riemen, der meine Hände feſt am Baume hielt. Ich dachte nicht daran, daß er gradezu unzerreisbar war und daß ich auch nicht fortgekonnt hätte, wenn er zerriſſen wäre, weil meine Füße doch auch feſtgebunden waren. Ich fühlte auch die Schmerzen nicht, welche ſein Einſchneiden in die Handgelenke hervorbringen mußte; ich zog und zog und ſchrie und ſchrie — — — da ſtürzte ich plötzlich vornüber auf die Erde; der Riemen war zerriſſen.

„Uff, uff!“ riefen die Wächter; „er iſt los, er iſt los!“

Sie griffen nach mir, um mich zu halten.

„Laßt mich, laßt!“ brüllte ich. „Ich will ja gar nicht fliehen; ich will nur los, um Santer zu verfolgen und feſtzuhalten! Er hat Pida, euern jungen Häuptling, beſtohlen.“

Mein Geſchrei hatte natürlich das ganze Dorf rebelliſch gemacht. Alles eilte herbei, um mich feſtzuhalten. Das war verhältnismäßig leicht, weil ich noch mit den Füßen feſthing und es hundert Hände gab, die ſich nach mir ausſtreckten; aber ohne Hiebe und Stöße von meiner und Schrammen und Beulen von ihrer Seite ging es doch nicht ab, bis ich mit den Händen wieder feſt am Baume hing.

Die roten Kerls rieben ſich die Stellen, an denen ich ſie getroffen hatte, ſchienen mir aber gar nicht ſehr böſe darüber zu ſein, ſondern äußerten ihr außerordentliches Erſtaunen nur darüber, daß ich den Riemen zerriſſen hatte.

„Uff, uff, uff — — — losgekommen — — hätte kein Büffel zerriſſen — — — hätte kein Menſch glauben können!“

Solche und ähnliche Bewunderungsrufe wurden laut, und nun erſt fühlte ich die Schmerzen in meinen Hand-

gelenken, welche bluteten, denn der Riemen hatte mir, ehe er zerriß, das Fleisch bis auf die Knochen zerschnitten.

„Was steht ihr hier und starrt mich an!“ herrschte ich ihnen zu. „Habt ihr noch nicht verstanden, was ich gesagt habe? Santer hat Pida bestohlen. Schnell auf die Pferde! Holt ihn zurück!“

Aber keiner gehorchte. Ich war außer mir und schrie immer fort, bis endlich einer kam, der verständiger als die andern war, nämlich ‚Eine Feder‘. Er drängte die andern auseinander, kam zu mir und fragte, was geschehen sei. Ich sagte es ihm.

„Das sprechende Papier gehörte also jetzt Pida?“ erkundigte er sich zum Ueberflusse.

„Natürlich, natürlich! Du hast ja auch dabei gesessen, als es ihm zugesprochen wurde!“

„Und du weißt genau, daß Santer mit demselben entflohen ist und nicht wiederkommen will?“

„Ja, ja!“

„So müssen wir Tangua fragen, was geschehen soll, denn er ist der Häuptling.“

„Fragt ihn meinetwegen fragt! Aber zögert nicht, sondern macht schnell, schnell, schnell!“

Aber er zauderte noch, denn er sah den Riemen, den ich zerrissen hatte, an der Erde liegen, bückte sich, betrachtete ihn, schüttelte den Kopf und fragte den ihm nächststehenden Roten:

„Das ist der Riemen, den er zerrissen hat?“

„Ja.“

„Uff, uff! Ja, er ist Shatterhand! Und dieser Mann muß sterben! Warum ist er kein roter Krieger, kein Kiowa, sondern ein Bleichgesicht!“

Nun erst ging er fort und nahm den Riemen mit; die andern außer meinen Wächtern folgten ihm.

Nun wartete ich mit Spannung, mit verzehrender Ungeduld darauf, wann die Verfolgung des Diebes beginnen werde. Keine Spur davon! Nach kurzer Zeit ging das ruhige Dorfleben in seinen bisherigen Bahnen weiter. Das hätte mich rasend machen können. Ich bat meine Aufseher, sich doch zu erkundigen. Sie durften nicht fort. Sie riefen einen andern herbei, durch den ich erfuhr, Tangua habe die Verfolgung untersagt; an dem sprechenden Papiere liege nichts, denn Pida könne es nicht lesen und nicht brauchen.

Man kann sich meine Aufregung, meinen Aerger, nein, nicht bloß Aerger, sondern meine Wut denken! Ich knirschte mit den Zähnen, daß meine Wächter besorgt zu mir aufblickten, und war nahe daran, mich wieder loszureißen, trotz der Schmerzen, die mir das verursachte. Ich stöhnte förmlich vor Grimm. Aber was konnte das nützen und helfen? Nichts, gar nichts! Ich mußte mich darein ergeben. Das sah ich endlich ein und zwang mich, wenn nicht zur innern, so doch zur äußern Ruhe. Aber die erste Gelegenheit zur Flucht mußte benutzt werden, und wenn die Hindernisse dabei noch so bedeutend sein sollten; das nahm ich mir vor!

So mochten drei Stunden vergangen sein, als ich eine weibliche Stimme laut rufen hörte. Ich hatte vorhin gesehen, es aber nicht beachtet, daß ‚Dunkles Haar' aus ihrem Zelte getreten und fortgegangen war. Jetzt kam sie eiligen Laufes und laut schreiend zurück, verschwand im Eingange und kam dann mit ihrem Vater wieder heraus, der, auch laut rufend, mit ihr davonrannte. Alle, die sich in der Nähe befanden, liefen hinter ihnen her. Da mußte etwas, und zwar etwas Wichtiges geschehen sein! Vielleicht bezog es sich auf den Diebstahl der Papiere!

Es dauerte nicht lange, so kam ‚Eine Feder' stracks nach der Stelle gerannt, wo ich am Baume stand, und rief mir schon von weitem zu:

„Old Shatterhand versteht alles. Ist er auch ein Arzt?“

„Ja,“ antwortete ich in der Hoffnung, zu einem Kranken geführt zu werden, denn da mußte man mich ja losbinden.

„Du kannst also Kranke heilen?“

„Ja.“

„Aber nicht Tote erwecken?“

„Ist jemand tot? Wer ist es?“

„Meine Tochter.“

„Deine Tochter? ‚Dunkles Haar‘?“ fragte ich erschrocken.

„Nein, sondern ihre Schwester, die Squaw des jungen Häuptlings Pida. Sie lag gefesselt an der Erde und regte sich nicht. Der Medizinmann hat sie untersucht und gesagt, daß sie gestorben sei, erschlagen von Santer, dem Diebe der sprechenden Papiere. Will Old Shatterhand mitkommen und ihr das Leben wiedergeben?“

„Führt mich zu ihr!“

Ich wurde vom Baume gelöst und dann mit wieder zusammengebundenen Händen und lang gefesselten Füßen durch das Dorf nach Pidas Zelt geführt. Daß ich dieses und die Lage desselben jetzt kennen lernte, war mir außerordentlich lieb, weil sich in demselben, wie ich ja wußte, meine beiden Gewehre befanden. Der Platz wimmelte von roten Männern, Frauen und Kindern, welche ehrerbietig eine Gasse bahnten, so daß ich hindurch konnte.

Ich trat mit ‚Eine Feder‘ in das Zelt, in welchem ‚Dunkles Haar‘ und ein alter, häßlicher Kerl neben der am Boden liegenden vermeintlichen Leiche hockten; dieser Kerl war der Medizinmann. Beide standen auf, als sie mich eintreten sahen. Ich überflog mit einem Blicke den ganzen Raum. Ah, da links lag mein Sattel mit der Decke, und an einer der Seitenstangen hingen meine Revolver, und über ihnen steckte das Bowiemesser! Diese Gegenstände befanden

ſich hier, weil der Beſitzer des Zeltes jetzt ihr Eigentümer ſein ſollte. Es läßt ſich denken, wie froh ich darüber war!

„Old Shatterhand mag die Tote anſehen, ob er ſie wieder lebendig machen kann!“ bat mich ‚Eine Feder‘.

Ich kniete nieder und unterſuchte ſie mit den gefeſſelten Händen. Erſt nach längerer Zeit entdeckte ich, daß ihr Blut noch in Bewegung war. Ihr Vater und ihre Schweſter hielten ihre Augen mit angſtvoller Spannung auf mich gerichtet.

„Sie iſt tot, und kein Menſch kann Tote erwecken,“ erklärte der Medizinmann.

„Old Shatterhand kann es,“ behauptete ich.

„Du kannſt es, du? Wirklich?“ fragte ‚Eine Feder‘ ſchnell und froh.

„Wecke ſie auf, o wecke ſie auf!“ bat mich ‚Dunkles Haar‘, indem ſie mir beide Hände auf die Schulter legte.

„Ja, ich kann es und werde es thun,“ wiederholte ich; „aber wenn das Leben wiederkehren ſoll, ſo darf kein Menſch als ich allein bei der Toten ſein.“

„Wir ſollen alſo hinaus?“ fragte der Vater.

„Ja.“

„Uff! Weißt du, was du verlangſt?“

„Was?“ fragte ich, obgleich ich es ſehr wohl wußte.

„Hier ſind deine Waffen. Wenn du ſie bekommſt, biſt du frei. Verſprichſt du mir, ſie nicht anzurühren?“

Es läßt ſich denken, wie ſchwer mir die Antwort wurde. Mit dem Meſſer konnte ich meine Feſſeln trennen. Hatte ich dann die Revolver und den Stutzen, ſo hätte ich den ſehen mögen, der ſo tollkühn geweſen wäre, ſich an mich zu wagen! Aber nein! Es konnte dabei zum Kampfe kommen, was zu vermeiden war, und es widerſtrebte mir, die Ohnmacht eines Weibes zu einem ſolchen Zwecke auszubeuten. Auf einem für weibliche Arbeiten aufgeſpannten

Felle sah ich verschiedene Handwerkszeuge, Nadeln, Bohrer und dergleichen liegen, dabei auch zwei oder drei kleine Messer, wie sie von den Indianerinnen zum Auftrennen der starken, festen Sehnennähte gebraucht werden. Diese kleinen, dünnen Klingen pflegen sehr scharf zu sein. Ich brauchte nur ein solches Messer, um bald frei zu sein. Darum antwortete ich getrost:

„Ich verspreche es. Ihr könnt, um ganz sicher zu sein, die Waffen ja auch mit hinausnehmen!“

„Nein, das ist nicht nötig. Was Old Shatterhand verspricht, das hält er sicher. Aber das genügt noch nicht.“

„Was noch?“

„Du könntest, da du einmal vom Baume los bist, die Flucht auch ohne diese Waffen und in anderer Weise ergreifen. Willst du mir versprechen, dies jetzt nicht zu thun?“

„Ja.“

„Wieder zum Baume des Todes zurückzukehren und dich anbinden zu lassen?“

„Ich gebe dir mein Wort darauf!“

„So kommt heraus! Old Shatterhand ist kein Lügner wie Santer; wir dürfen ihm vertrauen.“

Als sie das Zelt verlassen hatten und ich mich allein in demselben befand, war es mein erstes, eins dieser Messer unter den zugeknöpften linken Aermelbund meines Hemdes zu schieben; dann erst beschäftigte ich mich wieder mit der Frau.

Ihr Mann war auf der Jagd; das hatte Santer benutzt, bei ihr einzudringen. Seitdem war so lange Zeit vergangen, und sie lag noch immer besinnungslos da. Das konnte nicht nur eine durch den Schreck verursachte Ohnmacht sein, sondern es war eine tiefere Betäubung. Ich griff ihr also an den Kopf und fühlte, daß der Oberschädel

in der Gegend der Pfeilnaht stark geschwollen war. Als ich drückte, stieß die Frau einen schmerzlichen Seufzer aus. Ich drückte wieder und wieder, bis sie die Augen öffnete und mich ansah, erst stier und ohne Gedanken; dann aber hauchte sie meinen Namen ‚Old Shatterhand!'

„Kennst du mich?" fragte ich.

„Ja."

„Besinne dich! Werde nicht wieder ohnmächtig, sonst bleibst du tot! Was ist geschehen?"

Meine Drohung, daß sie tot bleiben würde, war von guter Wirkung. Sie gab sich Mühe, raffte sich zusammen, richtete sich mit meiner Hilfe sitzend auf, legte die Hände auf den schmerzenden Kopf und sagte:

„Ich war allein; er kam herein und verlangte die Medizin; ich gab sie ihm nicht; da schlug er mich."

„Wo war die Medizin? Ist sie fort?"

Sie blickte nach einer Stange empor und rief erschrocken, natürlich mit matter Stimme:

„Uff! Sie ist fort! Er hat sie genommen! Als er mich schlug, fiel ich hin; weiter weiß ich nichts."

Erst jetzt fiel es mir ein, daß Pida gestern gesagt hatte, daß er die Papiere sehr sorgfältig in der Medizin verbergen werde. Und heut, ehe Santer fortritt, rühmte er sich, sie mit der ganzen Emballage zu besitzen. Er hatte also die Papiere samt der Medizin mitgenommen. Dem Häuptling Pida war also die Medizin gestohlen worden, ein beinahe unersetzlicher Verlust! Er mußte, um sie wieder zu erhalten, den Dieb sofort verfolgen.

„Bist du jetzt stark genug, wach zu bleiben? Oder wirst du wieder umfallen?" fragte ich.

„Ich falle nicht," erklärte sie. „Du hast mir das Leben wiedergegeben; ich danke dir!"

Da stand ich auf und öffnete die Zeltmatte. Vater

und Schwester standen nahe derselben, weiterhin die Dorfbewohner.

„Kommt herein!“ forderte ich die beiden auf. „Die Tote ist wieder lebend geworden.“

Welche Freude diese Worte hervorbrachten, brauche ich nicht zu sagen. Vater und Tochter und dann mit ihnen später auch alle Kiowas waren überzeugt, daß ich ein wirkliches Wunder gethan hatte. Es gab für mich keinen Grund, ihnen zu widerstreiten. Ich verordnete natürlich nichts als Umschläge und zeigte ihnen, wie diese zu machen seien.

So groß diese Freude, war dann auch die Wut über das Verschwinden der Medizin. Dies mußte natürlich Tangua gemeldet werden, welcher dem Diebe sofort eine Kriegerschar nachschickte und auch mehrere Boten aussandte, die Pida suchen sollten. Ich wurde von ‚Eine Feder‘ wieder nach dem Baume des Todes geführt und dort angebunden. Er war meines Lobes voll und strömte von Dankbarkeit über, freilich nur nach Indianerart.

„Wir werden dir nun noch viel größere Qualen am Pfahle bereiten, als wir vorher wollten,“ versicherte er mir. „Noch nie soll ein Mensch so gelitten haben wie du, damit du in den ewigen Jagdgründen der größte und höchste aller Bleichgesichter werdest, welche die Erlaubnis bekommen, dort einzuziehen.“

Danke! dachte ich; laut aber sagte ich:

„Hättet ihr Santer sofort verfolgt, wie ich es verlangte, so wäre er wieder in eure Hände geraten; nun aber wird er wahrscheinlich entkommen!“

„Wir fangen ihn! Seine Spur muß deutlich zu lesen sein.“

„Ja, wenn ich hinter ihm her sein könnte!“

„Das kannst du doch!“

„Ich? Ich bin doch gefangen und gefesselt!“

„Wir laſſen dich mit Pida fortreiten, wenn du verſprichſt, mit ihm wiederzukommen und dich martern zu laſſen. Sag, ob du das thun willſt!“

„Nein. Wenn ich einmal ſterben ſoll, dann lieber ſo bald wie möglich; ich kann es kaum erwarten.“

„Ja, du biſt ein Held; das weiß ich, und das höre ich jetzt wieder, denn nur ein Held kann ſolche Worte ſagen. Wir alle beklagen es, daß du kein Kiowa biſt!“

Er ging, und ich war rückſichtsvoll genug, ihm nicht vorher zu ſagen, daß ſeine Klage in meinem fühlloſen Herzen keinen Widerhall fand. Ich hegte ja ſogar die Abſicht, alle dieſe meine Bewunderer ſchon in der nächſten Nacht zu verlaſſen, und zwar, ohne Abſchied von ihnen zu nehmen!

Pida war ſchnell gefunden worden und kam auf ſchweißtriefendem Pferde in das Dorf geſprengt. Sein erſter Weg war natürlich in ſein Zelt, ſein nächſter zu ſeinem Vater, und dann kam er zu mir. Er ſah äußerlich ruhig aus, mußte ſich aber wohl große Mühe geben, ſeine Aufregung zu verbergen.

„Old Shatterhand hat meine Squaw, welche ich liebe, vom Tode erweckt und wieder lebendig gemacht,“ ſagte er, „ich danke ihm. Er weiß alles, was geſchehen iſt?“

„Ja. Wie befindet ſich die Squaw?“

„Ihr Kopf ſchmerzt, doch das Waſſer thut ihr wohl; ſie wird bald wieder geſund ſein. Aber meine Seele iſt krank und kann nicht eher geheilt werden, als bis ich meine Medizin wieder habe.“

„Warum ließet Ihr Euch nicht warnen?“

„Old Shatterhand hat immer recht. Hätten unſere Krieger ihm wenigſtens heut gehorcht, dem Diebe ſogleich nachzujagen, ſo wäre er wohl jetzt ſchon wieder hier.“

„Pida wird ihn verfolgen?“

„Ja. Ich muß eilen und bin nur zu dir gekommen,

um Abſchied zu nehmen. Nun wird dein Tod wieder aufgeſchoben, obgleich du gern ſchnell ſterben möchteſt, wie ‚Eine Feder‘ ſagt. Du mußt warten, bis ich wiederkomme!“

„Gern!“

Das war wirklich höchſt aufrichtig gemeint; er aber nahm es nach ſeiner Anſchauung und tröſtete mich:

„Es iſt nicht gut, den Tod ſo lange Zeit vor Augen zu haben, aber ich habe befohlen, daß dir dieſe Zeit ſo leicht wie möglich gemacht wird. Noch leichter aber würde ſie dir werden, wenn du das thun wollteſt, was dir vorzuſchlagen ich jetzt gekommen bin.“

„Was iſt es?“

„Willſt du mit mir reiten?“

„Ja.“

„Uff! Das iſt gut, denn da werden wir den Dieb ganz gewiß ergreifen! Ich werde dich ſofort losbinden und dir deine Waffen geben.“

„Halt, noch nicht! Ich ſtelle meine Bedingung.“

„Ich will ſie hören.“

„Daß ich nur als freier Mann mitreite.“

„Uff! Das iſt nicht möglich.“

„So bleibe ich da.“

„Du biſt ja frei, ſolange wir fort ſind; dann aber kehrſt du mit mir zurück und biſt wieder unſer Gefangener. Wir verlangen nichts von dir, als daß du uns dein Wort giebſt, uns unterwegs nicht zu entfliehen.“

„Ihr nehmt mich alſo nur mit, weil mir keine Fährte entgehen kann? Ich danke! Ich bleibe hier. Als Spürhund läßt Old Shatterhand ſich nicht brauchen!“

„Willſt du dich nicht anders beſinnen?“

„Nein.“

„Bedenke wohl! Es iſt dann möglich, daß wir den Dieb meiner Medizin nicht ergreifen.“

„Mir entgeht er nicht, wenn ich ihn haben will. Ein jeder mag ſich holen, was ihm geſtohlen worden iſt.“

Er ſchüttelte, ohne mich zu verſtehen, enttäuſcht den Kopf und beteuerte mir:

„Ich hätte dich gern mitgenommen, um dir dafür zu danken, daß du meine Squaw lebendig gemacht haſt. Ich kann nicht dafür, daß du nicht willſt.“

„Wenn du mir wirklich danken willſt, ſo kannſt du mir einen Wunſch erfüllen.“

„Sage ihn mir!“

„Ich habe eine Vermutung, welche ſich auf die drei Bleichgeſichter bezieht, die mit Santer gekommen ſind. Wo befinden ſie ſich?“

„Jetzt noch in ihrem Zelte.“

„Frei?“

„Nein. Sie ſind gefeſſelt. Sie waren die Freunde des Diebes meiner Medizin.“

„Aber ſie ſind unſchuldig!“

„Das ſagen ſie; aber Santer iſt jetzt unſer Feind, und die Freunde meines Feindes ſind meine Feinde. Sie werden an den Baum des Todes gebunden und mit dir ſterben.“

„Und ich ſage dir, daß ſie von Santers That nicht das Geringſte gewußt haben!“

„Das geht uns nichts an! Hätten ſie auf dich gehört! Ich weiß, daß du ſie gewarnt haſt.“

„Pida, der junge, tapfere und edle Häuptling der Kiowas, mag hören, was ich ihm ſage: Ich ſoll den Martertod ſterben und habe nicht für mich gebeten; für ſie aber bitte ich.“

„Uff! Wie lautet deine Bitte?“

„Gieb ſie frei!“

„Ich ſoll ſie ziehen laſſen, mit ihren Pferden und ihren Waffen? Wie kann ich das!“

„Gieb sie frei um deiner Squaw willen, die du lieb hast, wie du mir sagtest!“

Er wendete sich von mir ab; in seinem Innern kämpfte es; dann drehte er sich mir wieder zu und sagte:

„Old Shatterhand ist nicht wie andere Bleichgesichter, nicht wie andere Menschen. Man kann ihn nicht begreifen und verstehen! Wenn er für sich gebeten hätte, so wären wir vielleicht bereit gewesen, ihm Gelegenheit zu geben, dem Tode zu entgehen; er hätte mit unsern tapfersten und stärksten Kriegern um sein Leben kämpfen dürfen. Er aber mag nichts geschenkt haben und bittet für andere.“

„Das thue ich; ich wiederhole sogar meine Bitte!“

„Nun wohl, sie sollen frei sein, aber dann habe auch ich eine Bedingung.“

„Welche?“

„Dir selbst wird nun nichts, aber auch gar nichts geschenkt! Für die Rettung meines Weibes hast du keinen Dank zu fordern. Wir sind quitt.“

„Gut! Vollständig quitt!“

„So werde ich sie jetzt freilassen. Aber sie sollen beschämt werden. Sie haben dir nicht geglaubt und nicht auf dich gehört; sie mögen zu dir kommen, um sich zu bedanken. Howgh!“

Er wendete sich ab, und ich sah ihn in das Zelt seines Vaters gehen, der ja wissen mußte, was er mir versprochen hatte. Kurze Zeit darauf kam er wieder heraus und verschwand unter den Bäumen. Als er zurückkehrte, folgten ihm die drei Weißen auf ihren Pferden. Er wies sie zu mir, kam aber nicht selbst wieder mit.

Gates, Clay und Summer kamen mit wahren Armensündermienen herangeritten.

„Mr. Shatterhand,“ sagte der erstere, „wir haben gehört, was geschehen ist. Ist es denn etwas gar so Schreck-

liches, wenn einmal so ein alter Medizinsack abhanden kommt?“

„Diese eure Frage bestätigt nur meine bisherige Meinung, daß ihr vom wilden Westen blutwenig versteht. Die Medizin zu verlieren, das ist das Schrecklichste, was einem indianischen Krieger passieren kann. Das solltet ihr doch wissen!“

„Well! Darum also war Pida so grimmig, und darum wurden wir gefesselt! Nun wird es Santer schlecht ergehen, wenn sie ihn fangen!“

„Das hat er auch verdient! Seht ihr denn nun ein, daß er euch nur hintergehen wollte?“

„Uns? Geht uns die Medizin etwas an, mit welcher er verschwunden ist?“

„Ungeheuer viel! Denn in dem Medizinbeutel befinden sich die Papiere, die er so gern haben wollte.“

„Und in welcher Beziehung stehen diese Papiere zu uns?“

„Sie enthalten eine ganz genaue Beschreibung der Stelle, an welcher die Nuggets versteckt sind.“

„Alle Teufel! Ist das wahr?“

„Gewiß!“

„Oder solltet Ihr Euch täuschen?“

„Nein. Ich habe es gelesen.“

„So kennt Ihr die Stelle auch?“

„Ja.“

„Sagt sie uns, Mr. Shatterhand, sagt sie uns! Wir reiten dem Halunken nach und nehmen ihm das Gold vor der Nase weg!“

„Dazu seid ihr erstens nicht die richtigen Kerls, und zweitens habt ihr mir bisher nicht geglaubt und braucht mir nun auch nicht zu glauben. Santer hat euch nur als Hunde engagiert, die ihm helfen sollten, die goldenen Füchse aufzuspüren; dann hätte er euch niedergeschossen. Jetzt kann

er euch entbehren und hat es auch nicht nötig, euch stumm zu machen, denn er weiß, daß die Roten euch als seine Spießgesellen betrachten und behandeln werden."

„Wetter! So hätten wir also nur Euch unser Leben zu verdanken? Pida sagte es."

„Wird wohl so sein. Euer Schicksal war, mit mir am Marterpfahle zu sterben."

„Und Ihr habt uns losgebeten? Euch selbst nicht auch? Sagt, was wird denn mit Euch?"

„Gemartert werde ich, weiter nichts."

„Zu Tode?"

„Yes."

„Das thut uns leid, herzlich leid, Sir! Könnten wir Euch denn nicht auf eine Weise helfen?"

„Danke, Mr. Gates! Bei mir ist jede Hilfe vergeblich. Reitet getrost fort, und wenn ihr zu Menschen kommt, so könnt ihr erzählen, daß Old Shatterhand nicht mehr lebt, sondern bei den Kiowas am Marterpfahle gestorben ist."

„Eine traurige Botschaft, eine verteufelt traurige Botschaft! Ich wollte, ich könnte Besseres von Euch erzählen!"

„Das würde der Fall sein, wenn ihr mich nicht in den Mugwort-Hills belogen hättet. Wäret ihr aufrichtig gewesen, so hätten mich die Kiowas gewiß nicht gefangen genommen. Ihr seid schuld an meinem Tode, der ein grausamer, ein gräßlicher sein wird. Diesen Vorwurf mache ich euch und wünsche, daß er euch mitten aus dem Schlafe weckt. Und nun macht euch fort!"

Er wußte vor Verlegenheit nicht, was er antworten sollte; Clay und Summer, die überhaupt noch kein Wort gesagt hatten, wußten noch viel weniger, und so hielten sie es für das beste, sich von dannen zu trollen. Eigentlich bedankt hatte sich keiner von ihnen, doch leisteten sie mir dadurch Ersatz, daß sie, als sie eine kleine Strecke

fort waren, ſich noch einmal mit betrübten Mienen nach mir umblickten.

Sie waren noch nicht draußen am Horizonte verſchwunden, ſo ritt auch Pida fort, doch ohne ſich nach mir umzuſehen, und das mit vollſtem Rechte, denn wir waren ja quitt! Er glaubte, mich bei ſeiner Rückkehr hier noch in Feſſeln zu finden, und ich war überzeugt, ihn, wenn er auf Santers Fährte blieb, entweder am Rio Pecos oder weiterhin auf der Sierra Rita wieder zu ſehen. Wer würde recht behalten, er oder ich?

Als ‚Dunkles Haar' mir zu Mittag das Eſſen brachte und ich mich nach dem Befinden ihrer Schweſter erkundigte, hörte ich, daß die Schmerzen ſo nachgelaſſen hätten, daß ſie faſt keine mehr fühlte. Das gute Mädchen hatte mir ſo viel Fleiſch gebracht, daß ich es nicht aufeſſen konnte, und ehe ſie ſich entfernte, blickte ſie mich aus feuchten Augen bedauernd an. Ich ſah, daß ſie etwas auf dem Herzen hatte, ſich aber ſcheute, es ohne Aufforderung zu ſagen. Darum ermunterte ich ſie:

„Meine junge Schweſter will mir etwas mitteilen? Ich möchte es erfahren."

„Old Shatterhand hat unrecht gethan," antwortete ſie mit hör- und ſichtbarem Zagen.

„Inwiefern?"

„Daß er nicht mit Pida geritten iſt."

„Ich hatte keinen Grund dazu."

„Der große, weiße Jäger hätte wohl Grund dazu gehabt. Es iſt ehrenvoll, ohne Laut am Pfahle zu ſterben, doch denkt ‚Dunkles Haar', daß ehrenvoll zu leben doch beſſer iſt."

„Ja, aber ich ſollte doch in die Gefangenſchaft zurückkehren, um hier zu ſterben."

„Das mußte Pida fordern, aber es wäre doch wohl

anders geworden. Old Shatterhand hätte vielleicht Pida erlaubt, sein Freund und Bruder zu sein und die Pfeife des Friedens mit ihm zu rauchen."

„Ja, und einen Freund und Bruder, mit dem man das Calumet geraucht hat, den läßt man nicht am Marterpfahle sterben. So denkst du doch?"

„Ja."

„Du hast recht, aber ich habe auch recht. Du möchtest wohl gern, daß ich am Leben bliebe?"

„Ja," gestand sie aufrichtig. „Du hast ja meiner Schwester das Leben wiedergegeben!"

„So sei nicht allzusehr besorgt um mich! Old Shatterhand weiß stets, was er thut."

Sie sah sinnend vor sich nieder, warf einen verstohlenen Seitenblick auf die Wächter und machte eine ungeduldige Handbewegung. Ich verstand sie. Sie wünschte, von Flucht mit mir reden zu können, und durfte das nicht. Als sie dann ihr Auge wieder zu mir erhob, nickte ich ihr lächelnd zu und sagte:

„Das Auge meiner jungen Schwester ist durchsichtig und klar. Old Shatterhand kann ihr durch dasselbe bis ins Herz hinuntersehen. Er kennt ihre Gedanken."

„Sollte er sie wirklich kennen?"

„Ja, und sie werden in Erfüllung gehen."

„Wann?"

„Bald."

„Es sei so, wie du sagst. ‚Dunkles Haar' wird sich sehr darüber freuen!"

Dieses kurze Gespräch hatte ihr Herz erleichtert und ihren Mut erhöht. Während des Abendessens wagte sie schon mehr. Zu dieser Zeit brannten, wie gestern, schon die Feuer, sonst war es dunkel unter den Bäumen. Da sie mir die einzelnen Fleischstücke mit dem Messer reichte, stand

ſie nahe bei mir. Da trat ſie mich in bezeichnender Weiſe auf den Fuß, um meine Aufmerkſamkeit auf die nächſten Worte zu lenken und fragte:

„Old Shatterhand hat nur noch einige Biſſen und wird noch nicht ſatt ſein. Will er noch etwas anderes haben? Ich verſchaffe es ihm.“

Die Wächter legten dieſen Worten keine Bedeutung unter; ich aber wußte, was ſie meinte. Ich ſollte ihr eine Antwort geben, welche allerdings zunächſt das Eſſen betraf, dabei aber den Gegenſtand nennen, den ich brauchte, um mir die Flucht zu ermöglichen; ſie wollte ihn ‚mir verſchaffen‘, wie ſie geſagt hatte. Ich antwortete:

„Meine Schweſter iſt ſehr gut, doch ich danke ihr. Ich bin ſatt und habe alles, was ich brauche. Wie geht es der Squaw des jungen Häuptlings der Kiowas?“

„Der Schmerz verſchwindet mehr und mehr, doch legt ſie noch immer Waſſer auf.“

„Das iſt gut. Sie bedarf der Pflege. Wer iſt bei ihr?“

„Ich.“

„Auch dieſen Abend?“

„Ja.“

„Auch des Nachts muß jemand bei ihr ſein.“

„Ich werde bis zum Morgen bleiben.“

Ihre Stimme zitterte; ſie hatte mich verſtanden.

„Bis zum Morgen? Dann ſehen wir uns wieder.“

„Ja, dann ſehen wir uns wieder!“

Sie ging. Den Aufſehern war der Doppelſinn unſrer Worte nicht aufgefallen.

Ich mußte nach Pidas Zelt, um dort meine Sachen zu holen. Nach unſerm jetzigen Geſpräch war ich überzeugt, daß ‚Dunkles Haar‘ dort ſein und mich erwarten werde; das freute mich, erregte aber auch ſehr gerechtfertigte Bedenken in mir. Wenn ich meine Waffen und was ſonſt

noch von mir dort war, in Gegenwart der beiden Schwestern holte, so wurden ihnen morgen früh gewiß die schwersten Vorwürfe gemacht. Um mich nicht zu verraten, waren sie gezwungen, ruhig zu bleiben, und doch erforderte ihre Pflicht, um Hilfe zu rufen. Wie war diesem Zwiespalte abzuhelfen? Nicht anders als dadurch, daß sie sich freiwillig von mir fesseln ließen. War ich dann fort, so konnten sie schreien, so viel und so sehr sie wollten, und, wenn sie gefragt wurden, sagen, daß ich plötzlich im Zelte erschienen sei und sie mit der Faust niedergeschlagen habe. Das glaubte man gewiß, denn ich war auch den Kiowas in dieser Beziehung bekannt. Ob die Schwester von ‚Dunkles Haar' auch einverstanden sei, das machte mir keine Schmerzen. Sie hielt mich für ihren Lebensretter.

Noch einen Gedanken gab es, über den ich aber nicht so schnell hinwegkommen konnte: War mein Stutzen noch da? Nein, denn Pida kannte den Wert dieses Gewehres und hatte es also mitgenommen. Ja, denn er konnte nicht mit demselben umgehen und hätte sich gewiß die Handgriffe vor seinem Fortritte zeigen lassen. Welches war richtig, das Ja oder das Nein? Das war abzuwarten. Hatte er den Stutzen mitgenommen, so verstand es sich von selbst, daß ich eher nach diesem Gewehre als nach Santer zu trachten hatte.

Nun kam die Ablösung der beiden Wächter; ‚Eine Feder' brachte sie. Er war ernst aber dabei freundlich mit mir und band mich selbst los, weil er glaubte, die andern würden die bis auf die Knochen gehenden Wunden an meinen Handgelenken nicht berücksichtigen. Ich legte mich zwischen die vier Pfähle und zog dabei mit der rechten Hand, ohne daß es bemerkt wurde, das kleine Messerchen aus dem linken Aermel heraus. Dann hielt ich den linken Arm hin, um mir die Schlinge hinter die Hand legen

zu laſſen. Als dies geſchehen war und die Hand nun an den Pfahl gebunden werden ſollte, that ich, als ob mich der Riemen an der Wunde ſchmerze, und zog ſie, wie man es bei Schmerzen zu machen pflegt, mit einer haſtigen Bewegung an den Mund. Dabei ſchob ich mit der rechten Hand die Klinge zwiſchen das Handgelenk und den Riemen und ſchnitt dieſen beinahe durch.

„Paß auf!“ fuhr ‚Eine Feder‘ den Roten an, der mich band. „Du biſt an die Wunde gekommen. Old Shatterhand ſoll wohl ſpäter aber nicht ſchon jetzt gequält werden!“

Hierauf ließ ich das Meſſer fallen und merkte mir die Stelle, wo es lag und wo ich es ſpäter mit der linken Hand erreichen konnte. Dann wurde mir die rechte Hand angebunden, worauf auch die Füße an die Reihe kamen. Ich erhielt auch wieder zwei Decken, grad wie geſtern, eine unter den Kopf, und die andere wurde über mich ausgebreitet. Als dies geſchehen war, machte ‚Eine Feder‘ noch die mir höchſt willkommene Bemerkung:

„Wenn ſonſt alle Tage, aber heut kann Old Shatterhand nicht fliehen. Mit ſolchen Wunden an den Gelenken zerreißt er keinen Riemen.“

Nach dieſen Worten entfernte er ſich, und die beiden Aufſeher hockten ſich zu meinen Füßen nieder.

Es giebt Menſchen, welche vor ſo wichtigen Augenblicken kaum ihre Erregung beherrſchen können; ich bin da immer ruhig geweſen, ruhiger noch als ſonſt. Es verging eine Stunde und noch eine; die Feuer erloſchen; nur dasjenige leuchtete noch, welches vor dem Zelte des Häuptlings brannte. Es wurde kühl, und meine Wächter zogen die Kniee an den Leib. Dies war aber eine unbequeme Stellung, und ſo legten ſie ſich nieder, die Köpfe mir zugekehrt. Es wurde Zeit für mich. Ein langſamer aber kräftiger Ruck, und der linke, faſt zerſchnittene Handriemen

riß; dieſe Hand war frei. Ich zog ſie an mich und ſuchte das Meſſer, welches ich fand. Nun wendete ich, was mir vorher unmöglich geweſen war, den Oberkörper nach der rechten Seite, ſchob die linke Hand unter der Decke bis zur rechten hinüber und ſchnitt dieſe los. Beide Hände frei! Ich fühlte mich ſchon gerettet!

Nun zu den Füßen! Aber wie? Um mit den Händen bis zu den Füßen langen zu können, mußte ich mich nicht nur aufſetzen, ſondern auch ganz hinunterrücken; dann befand ich mich gleich hinter den Köpfen der beiden Indianer. Waren ſie ſehr wachſam? Ich bewegte mich einige Male; ſie lagen ſtill. Schliefen ſie etwa?

Dem mochte ſein, wie ihm wolle; beſſer ſchnell gehandelt als langſam! Ich ſchob die Decke von mir ab, ſetzte mich und rückte nach unten. Wahrhaftig, die Kerls ſchliefen! Zwei ſchnelle Schnitte, und ich war frei; zwei ebenſo raſche Fauſthiebe an ihre Köpfe, und die Aufſeher waren betäubt. Ich band ſie mit den vier zerſchnittenen Riemen und ſchnitt von der Decke zwei Ecken, um ſie ihnen als Knebel in den Mund zu ſchieben, daß ſie nicht rufen konnten. Zu erwähnen iſt, daß mein Pferd heut wieder in der Nähe lag.

Nun ſtand ich auf und ſtreckte die Glieder. Wie wohl das that! Als die Arme ihre Gelenkigkeit wieder erhalten hatten, legte ich mich wieder nieder und kroch fort, von Baum zu Baum, von Zelt zu Zelt. Nichts regte ſich im Dorfe und ich kam glücklich bei dem Zelte des jungen Häuptlings an. Schon wollte ich die Thürdecke leiſe zur Seite ziehen, da hörte ich ein Geräuſch zu meiner linken Hand. Ich lauſchte. Leiſe Schritte kamen, und wer blieb da drei Schritte vor mir ſtehen, ohne mich zu ſehen?

„Dunkles Haar!“ ſagte ich leiſe.

„Old Shatterhand!“ antwortete ſie.

Ich ſtand auf und fragte:

„Du biſt nicht in dem Zelte. Warum?“

„Es iſt niemand drin, damit wir nicht ausgeſcholten werden. Meine Schweſter iſt krank; ich muß ſie pflegen und habe ſie deshalb nach dem Zelte des Vaters geholt.“

O Weiberliſt!

„Aber meine Waffen ſind noch da?“ fragte ich.

„Ja, noch grad ſo wie am Tage.“

„Da habe ich ſie geſehen. Aber die Gewehre?“

„Unter dem Lager von Pida. Hat Old Shatterhand ſein Pferd?“

„Es wartet auf mich. Du biſt ſo gut gegen mich geweſen; ich habe dir ſehr zu danken!“

„Old Shatterhand iſt gegen alle Menſchen gut. Wird er vielleicht einmal wiederkommen?“

„Ich denke es; dann bringe ich Pida mit, der mein Freund und Bruder ſein wird.“

„Reiteſt du ihm nach?“

„Ja. Ich werde ihn treffen.“

„So ſag ja nichts von mir. Niemand außer der Schweſter darf wiſſen, was ich that.“

„Du hätteſt noch mehr gethan; ich weiß es. Reich mir deine Hand, daß ich dir danke!“

Sie gab ſie mir.

„Möge deine Flucht vollends gelingen! Ich muß fort; die Schweſter ſorgt um mich.“

Sie zog, ehe ich es hindern konnte, meine Hand an ihre Lippen und huſchte fort. Ich ſtand und lauſchte ihr nach. Du gutes, rotes Kind!

Dann trat ich in das Zelt und taſtete zunächſt nach dem Lager. Unter demſelben ſteckten, in eine Decke gewickelt, die Gewehre. Ich nahm ſie hervor und hing ſie über. Meſſer und Revolver waren da, auch der Sattel

mit den Taschen. Noch nicht fünf Minuten waren vergangen, so verließ ich das Zelt und kehrte zum Baume des Todes zurück, um mein Pferd zu satteln. Als dies geschehen war, beugte ich mich zu den Wächtern nieder; sie waren wach.

„Die Krieger der Kiowas haben kein Glück mit Old Shatterhand," sagte ich mit unterdrückter Stimme zu ihnen. „Sie werden ihn nie an ihrem Marterpfahle sehen. Ich reite Pida nach, ihm zu helfen, Santer zu fangen, und werde ihn als Freund und Bruder behandeln. Vielleicht kehre ich mit ihm zu euch zurück. Sagt dies dem Häuptling Tangua; er soll nicht um seinen Sohn in Sorge sein, denn ich werde ihn beschützen. Die Söhne und Töchter der Kiowa sind freundlich zu mir gewesen; sagt ihnen meinen Dank und daß ich ihnen dies nie vergessen werde. Howgh!"

Ich nahm meinen Schwarzschimmel beim Zügel und führte ihn fort, denn reiten wollte ich noch nicht, um niemanden aufzuwecken. Erst als ich mich weit genug entfernt hatte, stieg ich in den Sattel, der mich nach der Ansicht der Kiowas nie wieder hatte tragen sollen, und ritt südwärts in die Prairie hinein.

Denn nach Süden führte mein Weg, obgleich ich in der nächtlichen Dunkelheit die Spuren von Santer und den ihn verfolgenden Kiowas nicht sehen konnte. Ich brauchte sie nicht zu sehen und hatte überhaupt nicht die Absicht, mich nach ihnen zu richten. Ich wußte, daß Santer nach dem Rio Pecos ritt, und das war mir genug.

Wer aber sagte mir, daß er diese Richtung nahm? Das Testament von Winnetou.

In demselben kamen, so weit ich es gelesen hatte, drei Ausdrücke in der Sprache der Apachen vor. Den einen, Indeltsche-tschäl, hatte er verstanden; Tse-schosch und Dekli-to, diese beiden waren ihm fremd. Und selbst wenn er

die Bedeutung dieser Worte gekannt hätte, so wußte er doch nicht, wo dieser ‚Fels des Bären‘ und dieses ‚dunkle Wasser‘ zu suchen waren. Sie lagen weit drüben in der Sierra Rita, wo ich nur ein einzigesmal mit Winnetou gewesen war. Wir selbst hatten dem Felsen und dem Wasser diese Namen gegeben, die also weiter niemand mehr kannte als ich und die beiden Apachen, welche uns damals begleitet hatten; sie waren jetzt alt und kamen nicht mehr von dem Pueblo am Rio Pecos fort. Santer mußte also zu ihnen hin.

Wer aber sagte ihm, daß er zu ihnen, grad zu ihnen mußte? Jeder Apache, den er nach dem Deklil-to und dem Tse-schosch fragte. Der ganze Stamm kannte diese Namen und wußte, was wir dort erlebt hatten; dort gewesen aber waren mit uns nur diese beiden Alten. Daß Santer sich erkundigte, war gewiß, sonst konnte er den Ort nicht finden, und diese Erkundigungen konnten nur bei den Apachen eingezogen werden, von denen jeder, dem er die Namen sagte, ihn nach dem Pueblo wies.

Aber es gab unter den Apachen welche, die ihn kannten, und zwar als Winnetous Feind, als den Mörder Intschu tschunas und Nscho-tschis! Durfte er sich da nach dem Pueblo wagen?

Warum nicht? So ein Mensch, wie er war, wagt für Gold alles. Im Notfalle gab es Ausreden. Grad das gestohlene Testament konnte ihn aus argen Verlegenheiten retten, ihm als Legitimation dienen, weil auf dem oberen Umschlage das Totem Winnetous eingeschnitten war.

Mein Plan war, eher als er nach dem Pueblo der Apachen zu kommen, diese letzteren vor ihm zu warnen und ihn bei seiner Ankunft sogleich festzunehmen. Das war das beste, was ich thun konnte, zumal mein Pferd ein tüchtiger Läufer war, so daß es mir nicht schwer werden konnte, ihn

auszustechen. Dieser Plan enthob mich auch der Mühe, auf Spuren zu achten und mit dem Lesen derselben viel Zeit zu verschwenden.

Leider hatte ich das Unglück, daß mein Schimmel schon am nächsten Tage zu lahmen begann, ohne daß ich die Ursache entdecken konnte. Erst am dritten Tage bemerkte ich eine Entzündung, deren Ursache ein langer, spitzer Dorn war, den ich herauszog. Das hatte aber unser Fortkommen sehr verzögert, so daß ich annehmen mußte, nicht vorausgekommen, sondern vielmehr zurückgeblieben zu sein.

Noch hatte ich den Rio Pecos nicht erreicht und befand mich auf einer sehr grasarmen Savanne, als vor mir zwei Reiter auftauchten, welche gerade auf mich zukamen. Es waren Indianer. Weil ich ein einzelner Reiter war, scheuten sie sich nicht, ihren Weg fortzusetzen. Als wir einander näher kamen, schwang der eine von ihnen sein Gewehr, rief meinen Namen und sprengte mir im Galopp entgegen. Es war Yato-Ka*), ein Apachenkrieger, den ich kannte; den andern hatte ich noch nicht gesehen. Als wir uns begrüßt hatten, fragte ich:

„Meine Brüder befinden sich auf keinem Kriegs- oder Jagdzuge, wie ich sehe. Wo wollen sie hin?“

„Hinauf nach Norden in die Gros-Ventre-Berge, um das Grab Winnetous, unsers Häuptlings, zu ehren,“ antwortete Yato-Ka.

„So wißt ihr, daß er gestorben ist?“

„Wir erfuhren es vor wenigen Tagen; da erhob sich ein großes Klagegeschrei auf allen Höhen und in allen Thälern.“

„Wissen meine Brüder, daß ich bei seinem Tode anwesend gewesen bin?“

„Ja. Old Shatterhand wird es uns erzählen und

*) Schneller Fuß.

unſer Anführer ſein, wenn wir den Tod des berühmteſten Häuptlings der Apachen rächen.“

„Darüber ſprechen wir ſpäter. Ihr beide ſeid doch nicht allein aufgebrochen, um ſo weit nach Norden zu reiten?“

„Nein, ſondern wir gehen als Kundſchafter voraus, weil die Hunde der Comanchen die Beile des Krieges ausgegraben haben. Die andern kommen eine große Strecke hinter uns her.“

„Wie viele Krieger?“

„Fünfmal zehn.“

„Wer führt ſie an?“

„Til-Lata*), der dazu erwählt worden iſt.“

„Ich kenne ihn. Er iſt der beſte, der ſich dazu eignet. Habt ihr fremde Reiter geſehen?“

„Einen.“

„Wann?“

„Geſtern. Es war ein Bleichgeſicht, welches nach dem Tſe-ſchoſch fragte. Wir haben es nach dem Pueblo zu dem alten Inta gewieſen.“

„Uff! Dieſen Mann ſuche ich. Er iſt der Mörder von Intſchu tſchuna; ich will ihn fangen.“

„Uff, uff!“ riefen die beiden, ganz ſtarr vor Schreck. „Der Mörder! Und wir wußten es nicht! Wir haben ihn nicht aufgehalten!“

„Das thut nichts. Genug, daß ihr ihn geſehen habt. Ihr könnt euern Ritt nicht fortſetzen, ſondern müßt umkehren. Ich führe euch ſpäter nach den Gros-Ventre-Bergen. Kommt!“

Ich ritt weiter.

„Ja, wir kehren um,“ ſtimmte Yato-Ka bei. „Wir müſſen den Mörder haben!“

*) Blutige Hand.

Nach einigen Stunden erreichten wir den Rio Pecos, überschritten ihn und setzten den Weg am andern Ufer desselben fort. Dabei erzählte ich den beiden Apachen von meinem Zusammentreffen mit Santer am Nugget-tsil und den weiteren Erlebnissen im Dorfe der Kiowas.

„So ist also Pida, der junge Häuptling, dem entflohenen Mörder nachgeritten?“ fragte Yato-Ka.

„Ja.“

„Allein?“

„Er folgte der Kriegerschar, welche sein Vater schon vorher abgesandt hatte, und wird sie rasch eingeholt haben.“

„Weißt du, wie stark diese Schar war?“

„Ich sah sie fortreiten und zählte sie; es waren zehn Mann; also sind es mit Pida elf.“

„So wenig?“

„Um einen einzelnen Flüchtling einzufangen, sind elf Krieger nicht zu wenig, sondern weit eher zu viel.“

„Uff! Die Söhne der Apachen werden eine große Freude erleben, denn wir werden Pida und seine Krieger fangen und an die Pfähle der Marter binden!“

„Nein,“ antwortete ich kurz.

„Nicht? Du meinst, daß sie uns entgehen? Der Mörder Santer ist nach unserm Pueblo, und sie sind ihm nach, um ihn zu fangen; sie müssen also auch nach unserm Pueblo und werden in unsere Hände fallen.“

„Davon bin auch ich überzeugt; aber an den Marterpfählen werden sie nicht sterben.“

„Nicht? Sie sind doch unsere Feinde, und du solltest von ihnen hingerichtet werden!“

„Sie haben mich gut behandelt, und Pida ist trotz des Todes, der mir bestimmt war, jetzt mein Freund!“

„Uff!“ rief er verwundert aus. „Old Shatterhand

ist noch der sonderbare Krieger, der er stets gewesen ist: er nimmt seine Feinde in Schutz. Ob aber Til-Lata damit einverstanden sein wird?"

„Gewiß!"

„Bedenke, daß er stets ein tapferer Krieger war und jetzt Häuptling geworden ist! Diese neue Würde zwingt ihn, zu beweisen, daß er ihrer würdig ist. Er darf keinem Feinde Nachsicht erweisen."

„Bin nicht auch ich ein Häuptling der Apachen?"

„Ja, das ist Old Shatterhand."

„Wurde ich nicht viel eher Häuptling als er?"

„Viele Sonnen eher."

„So hat er mir zu gehorchen. Wenn die Kiowas ihm in die Hände fallen, so wird er ihnen nichts thun, weil es so mein Wille ist."

Er hätte vielleicht noch Einwände vorgebracht, aber unsere Aufmerksamkeit wurde jetzt durch eine Spur in Anspruch genommen, welche von links her durch eine seichte Stelle des Flusses kam und dann ganz so, wie auch wir reiten mußten, dem rechten Ufer des Rio Pecos folgte. Wir stiegen natürlich ab, um sie zu untersuchen, die Leute, welche diese Fährte hinterlassen hatten, waren im Gänsemarsch geritten, um ihre Zahl zu verbergen, was man dann thut, wenn man vorsichtig sein muß. Sie befanden sich in Feindesland, und ich nahm also an, Pida mit seinen Kiowas vor uns zu haben, obgleich ich nicht bestimmen konnte, wieviel Reiter es gewesen waren.

Nach einiger Zeit erreichten wir eine Stelle, wo sie gehalten hatten und aus dem Gänsemarsche gewichen waren; da gelang es mir, die Eindrücke von elf Pferden festzustellen; ich hatte mich also nicht geirrt und erkundigte mich bei Yato-Ka:

„Eure Krieger kommen hier am Flusse herauf?"

„Ja, sie werden mit den Kiowas zusammentreffen, welche nur elf zählen, während unsere Apachen zehnmal fünf sind.“

„Wie weit befinden sich eure Leute von hier?“

„Sie waren, als du mit uns zusammenstießest, einen halben Tagesritt hinter uns.“

„Und die Kiowas sind, wie ich aus ihrer Fährte ersehe, nur eine kleine halbe Stunde vor uns. Wir müssen uns beeilen, sie einzuholen, noch ehe sie den Apachen begegnen. Reiten wir schneller!“

Ich setzte mein Pferd in Galopp, denn das Zusammentreffen der beiden feindlichen Trupps, welches ich in ein freundliches verwandeln wollte, konnte jeden Augenblick stattfinden. Pida hatte es verdient, daß ich mich seiner annahm.

Es dauerte nicht lange, so machte der Fluß einen Bogen nach links, den die Kiowas kennen mußten, denn sie waren ihm nicht gefolgt, sondern geradeaus geritten, um ihn abzuschneiden.

Wir thaten natürlich dasselbe und sahen sie bald auf der vor uns liegenden Ebene, wie sie südwärts ritten, ein Pferd genau in den Stapfen des andern. Sie bemerkten uns nicht, weil sich keiner von ihnen umdrehte.

Da hielten sie plötzlich an; sie stutzten und wendeten dann die Pferde, um schleunigst umzukehren. Da erblickten sie auch uns, hielten wieder einen Augenblick an und setzten dann ihren Rückzug fort, doch nicht direkt auf uns zu.

„Warum kehren sie um?“ fragte Yato-Ka.

„Sie haben eure Krieger gesehen und dabei bemerkt, daß diese ihnen an Zahl weit überlegen sind. Wir aber sind nur drei, und so glauben sie, sich vor uns nicht fürchten zu müssen.“

„Ja, da kommen unsere Apachen. Siehst du sie da draußen? Sie haben die Kiowas erblickt, denn sie kommen im Galopp herbei, um sie zu verfolgen.“

„Reitet ihr beide ihnen entgegen, und sagt der ‚Blutigen Hand‘, daß er halten bleiben soll, bis ich zu ihm komme!“

„Warum willst du nicht mit?“

„Ich habe mit Pida zu sprechen. Vorwärts! Macht schnell!“

Sie gehorchten dieser Aufforderung, während ich mich nach links wendete, wo die Kiowas von weitem an uns vorüber wollten. Sie waren, um mich zu erkennen, uns bis jetzt noch zu fern gewesen; nun aber, da ich ihnen entgegenritt, sahen sie, wer ich war. Pida stieß einen schrillen Ruf des Schreckens aus und trieb sein Pferd zu größerer Eile an; ich aber lenkte das meinige so, daß er nicht an mir vorüber konnte, und rief ihm zu:

„Pida mag anhalten, denn ich werde ihn gegen die Apachen in Schutz nehmen.“

Er schien trotz des Schreckes, den er soeben gezeigt hatte, großes Vertrauen zu mir zu haben, denn er parierte sein Pferd und rief seinen Leuten zu, auch anzuhalten. Da er ihnen voraus war, ritten sie vollends zu ihm heran und folgten dann seinem Befehle. Trotz der Selbstbeherrschung, welche ein roter Krieger in jeder Lage üben soll, sah ich, ihm näher kommend, daß es ihm große Mühe kostete, den Eindruck, welchen mein so unerwartetes Erscheinen auf ihn machte, zu bemeistern. Seinen ebenso erstaunten Leuten gelang dies noch weniger als ihm.

„Old — — Sha — — terhand!“ rief er aus. „Old Shat — ter — — hand ist frei! Wer hat dich losgegeben?“

„Niemand,“ antwortete ich. „Ich habe mich selbst freigemacht.“

„Uff, uff, uff! Das war doch unmöglich!“

„Für mich nicht. Ich wußte, daß ich loskommen würde; darum ritt ich nicht mit dir; darum wollte ich nichts von dir geschenkt haben, und darum sagte ich zu dir, daß ein jeder sich selbst holen möge, was ihm gestohlen worden ist. Du brauchst über mich nicht zu erschrecken. Ich bin dein Freund und werde dafür sorgen, daß dir von den Apachen nichts geschieht.“

„Uff! Willst du das wirklich?“

„Ja. Ich gebe dir mein Wort.“

„Was Old Shatterhand sagt, das glaube ich.“

„Das darfst du getrost. Schau zurück! Da hinten halten die Apachen, denen ich meine beiden Begleiter entgegengeschickt habe. Sie sind abgestiegen, um zu warten, bis ich zu ihnen kommen werde. Habt ihr Santers Spur gesehen?“

„Ja; aber ereilen konnten wir ihn noch nicht.“

„Er will nach dem Pueblo der Apachen.“

„Das dachten wir, denn wir sahen die Richtung seiner Fährte und folgten ihr.“

„Ein großes Wagnis für euch! Jedes Zusammentreffen mit den Apachen mußte euch den sichern Tod bringen!“

„Das wußten wir; aber Pida muß sein Leben wagen, um seine Medizin wieder zu bekommen. Wir wollten das Pueblo umschleichen, bis es uns gelingen würde, Santer zu ergreifen.“

„Das wird euch nun leichter werden, da ich die Gefahr von euch abwende. Aber ich kann euch nur dann beschützen, wenn du mein Bruder bist. Steig ab! Wir werden die Pfeife des Friedens miteinander rauchen.“

„Uff! Hält Old Shatterhand, der große Krieger, dem es gelungen ist, ohne alle Hilfe aus unsrer Gefangenschaft

zu entkommen, Pida für würdig, sein Freund und Bruder zu sein?"

„Ja. Beeile dich, damit die Krieger der Apachen nicht ungeduldig werden!"

Wir stiegen ab und rauchten nach der vorgeschriebenen Weise die Pfeife, worauf ich Pida aufforderte, an Ort und Stelle zu bleiben und auf meinen Wink zu warten. Dann stieg ich wieder auf und ritt zu den Apachen, welche inzwischen von Yato-Ka über sein Zusammentreffen mit mir und meine gegenwärtigen Absichten unterrichtet worden waren. Sie bildeten, jeder sein Pferd an der Hand, einen Halbkreis, in welchem Til-Lata, die ‚Blutige Hand', stand.

Ich kannte diesen Apachen sehr gut. Er war zwar sehr ehrgeizig, mir aber stets gewogen gewesen, sodaß ich darauf rechnete, bei ihm keinen Widerstand in Beziehung auf Pida zu finden. Ich gab ihm die Hand, begrüßte ihn mit einigen freundlichen Worten und fügte hinzu:

„Old Shatterhand kommt allein und ohne Winnetou, dem Häuptling der Apachen. Meine roten Brüder werden näheres über den Tod dieses berühmten Kriegers erfahren wollen, und ich werde ihnen alles erzählen; zunächst aber habe ich mit ihnen über die Kiowas, von denen ich jetzt komme, zu reden."

„Ich weiß, was Old Shatterhand verlangen will; Yato-Ka hat es mir gesagt," antwortete ‚Blutige Hand'.

„Und was sagst du dazu?"

„Old Shatterhand ist ein Häuptling der Apachen, die seinen Willen ehren. Die zehn Krieger der Kiowas mögen sofort nach ihrem Dorfe zurückkehren, ohne sich länger hier aufzuhalten; da werden wir ihnen nichts thun."

„Und Pida, ihr junger Häuptling?"

„Ich sah, daß er mit Old Shatterhand die Pfeife des Friedens rauchte. Er mag mit uns kommen und unser

Gaſt ſein, ſo lange du wünſcheſt, daß er bei uns bleibe, dann aber iſt er wieder unſer Feind.“

„Gut, ich bin einverſtanden. Die Krieger der Apachen werden mit mir umkehren, um den Mörder von Intſchu tſchuna und ſeiner Tochter zu fangen. Wenn das geſchehen iſt, werde ich ſie nach dem Grabe Winnetous, ihres toten Häuptlings, begleiten. Howgh!“

„Howgh!“ antwortete ‚Blutige Hand,‘ indem er zur Bekräftigung ſeine Rechte in die meinige legte.

Hierauf winkte ich Pida herbei, welcher auf Til-Latas Bedingung einging und ſeine Kiowas zurückſchickte. Dann ging es wieder am Ufer des Pecos abwärts, bis wir am Abende Lager machten.

Da wir uns auf dem eigenen Gebiete der Apachen befanden, konnten wir ein Feuer machen. Um dasſelbe lagernd, aßen wir, und dann erzählte ich ausführlich von dem Tode Winnetous. Mein Bericht machte einen tiefen, tiefen Eindruck auf die Zuhörer, die noch lange wortlos ſaßen und dann einzelne Züge aus dem Leben ihres geliebten und bewunderten Häuptlings erzählten. Ich befand mich dabei in einer Stimmung, als ob ich den Tod Winnetous jetzt noch einmal miterlebt hätte, und als ſie ſchliefen, lag ich noch lange, ohne Ruhe zu finden. Ich dachte an ſein Teſtament und an das Gold, von welchem in demſelben die Rede war. Dann träumte mir von dieſem Golde. Es war ein ſchrecklicher Traum! Das gleißende Metall lag bergeshoch am Rande eines tiefen Abgrundes und wurde von Santer hinunter in die Tiefe geſchaufelt. Ich wollte dies nicht dulden, wollte es retten und kämpfte mit ihm, ohne ſeiner Herr werden zu können. Da krachte der Boden unter uns; ich ſprang zurück, und Santer ſtürzte mit allem Golde hinab in den gähnenden Schlund. Ich erwachte in Schweiß gebadet. Träume ſind Schäume; aber ich konnte

während des ganzen folgenden Tages das Gefühl nicht los werden, daß dieser Traum kein gewöhnlicher sei. Und doch war er so leicht zu erklären!

Wir ritten sehr schnell und machten zu Mittag eine nur kurze Rast, um nicht zu spät im Pueblo anzukommen, denn Santers Aufenthalt dort war jedenfalls von keiner langen Dauer.

Am Spätnachmittage langten wir in der Nähe des Pueblo an. Rechts stand das Grabmal, welches damals für Klekih-petra errichtet worden war, und noch ragte unser Kreuz aus demselben hervor. Links war die Stelle des Flusses, von welcher aus ich hatte um mein Leben schwimmen müssen. Wie oft hatte ich später mit Winnetou hier gestanden und von jenen für mich so bösen Tagen gesprochen!

Dann bogen wir rechts in das Nebenthal ein und sahen das Pueblo vor uns liegen, wo ich Winnetou und all die Seinen kennen lernte. Es war gegen Abend, und der von den verschiedenen Stockwerken aufsteigende Rauch verriet, daß sich die Bewohner mit der Zubereitung des Abendessens beschäftigten. Man sah uns kommen, dennoch hielt Til-Lata die Hände rund vor den Mund und rief hinauf:

„Old Shatterhand kommt, Old Shatterhand! Eilt ihr Krieger, ihn zu empfangen!“

Das gab ein großes Geschrei von Etage zu Etage. Die Leiterbäume wurden herabgelassen, und als wir von den Pferden gesprungen waren und emporstiegen, streckten sich hundert große und kleine Hände aus, mir den Willkommen zu bieten, einen traurigen Willkommen, denn ich kam heut zum erstenmal ohne Winnetou, dem es bestimmt gewesen war, diesen ihm so lieben Ort niemals wiederzusehen.

Wie schon früher erwähnt, wurde der Pueblo nur von

einem kleinen Teil des Stammes bewohnt; es waren solche, die dem Herzen Winnetous immer am nächsten gestanden hatten, und darum läßt es sich denken, daß ich gleich nach der ersten Begrüßung mit tausend Fragen nach ihm bestürmt wurde. Ich wies sie alle zurück und erkundigte mich zunächst:

„Ist Inta hier? Ich muß ihn sprechen."

„Er ist in seiner Kammer," wurde mir geantwortet. „Wir werden ihn holen."

„Nein; er ist alt und gebrechlich und mag bleiben. Ich gehe zu ihm."

Man führte mich in einen kleinen, in den Felsen gehauenen Raum, wo der Alte saß. Er erschrak freudig, als er mich sah, und begann, mir eine lange Rede zu halten, die ich aber mit der Frage unterbrach:

„Sag mir das später! War ein fremdes Bleichgesicht da?"

„Ja," antwortete er.

„Wann?"

„Gestern."

„Hat der Mann seinen Namen genannt?"

„Nein. Er sagte, Winnetou habe ihm dies verboten."

„Er ist fort?"

„Ja."

„Wie lange blieb er hier?"

„Die Zeit ungefähr, welche die Bleichgesichter eine Stunde nennen."

„Er hatte zu dir gewollt?"

„Ja, er ließ sich zu mir führen und zeigte mir auf Leder das Totem Winnetous, von dem er einen letzten Befehl auszuführen habe."

„Was wollte er von dir?"

„Die Beſchreibung des Sees, den Ihr damals Dekkil-to genannt habt.“

„Du haſt ſie ihm gegeben?“

„Ich mußte doch, denn Winnetou hatte es befohlen.“

„Haſt du die Gegend genau beſchrieben?“

„Den Weg von hier aus hin und auch die Gegend dort ſelbſt.“

„Den Fichtenwald, den Fels, den Waſſerfall?“

„Alles.“

„Auch den Weg auf den überhängenden Stein hinauf?“

„Auch ihn. Es erquickte meine Seele, mit ihm reden zu können von den Orten, an denen ich damals geweſen bin mit Old Shatterhand und Winnetou, dem Häuptling der Apachen, der uns verlaſſen hat und in die ewigen Jagdgründe gegangen iſt. Bald werde ich ihn dort wiederſehen.“

Dem alten Manne war kein Vorwurf zu machen; er hatte nur dem Totem ſeines geliebten Häuptlings gehorcht. Ich fragte ihn noch:

„War das Pferd dieſes Bleichgeſichtes ſehr abgemattet?“

„Gar nicht. Als er auf demſelben fortritt, ging es ſo munter, als ob es lange Zeit ausgeruht habe.“

„Hat er hier gegeſſen?“

„Ja, doch nicht viel, denn er hatte keine Zeit dazu. Er fragte nach Faſern zu einer Zündſchnur.“

„Oh! Hat er welche bekommen?“

„Ja.“

„Wozu brauchte er die Schnur?“

„Das ſagte er nicht. Auch Pulver mußten wir ihm geben, ſehr viel Pulver.“

„Zum Schießen?“

„Nein, ſondern um etwas auf- oder wegzuſprengen.“

„Haſt du geſehen, wohin er das Totem ſteckte?“

„In einen Medizinbeutel, über den ich mich wunderte, denn ich weiß doch, daß die Bleichgesichter keine Medizinen haben.“

„Uff!“ rief Pida, der neben mir stand. „Er hat ihn noch! Es ist meine Medizin, die er mir gestohlen hat.“

„Gestohlen?“ fragte Inta verwundert. „War denn dieser Mann ein Dieb?“

„Noch schlimmer als ein Dieb!“

„Und doch hat er das Totem Winnetous!“

„Das hat er auch gestohlen. Er war Santer, der Intschu tschuna und Nscho-tschi ermordet hat.“

Der Alte stand einer Bildsäule gleich. Wir ließen ihn in seinem Schrecken stehen und entfernten uns.

Also war es uns nicht gelungen, Santer einzuholen; ja, wir hatten ihm nicht einmal einen kleinen Teil seines Vorsprunges abgewonnen. Das war unangenehm, und ‚Blutige Hand‘ schlug darum vor:

„Wir bleiben gar nicht hier, sondern reiten sogleich fort. Vielleicht holen wir ihn da ein, ehe er das dunkle Wasser erreicht.“

„Glaubst du, das thun zu können, ohne auszuruhen? Wir haben allerdings Mondschein und können da während der Nacht reiten.“

„Ich brauche keine Ruhe!“

„Und Pida?“

„Ich kann nicht eher ruhen, als bis ich meine Medizin wieder habe,“ antwortete dieser.

„Gut, so essen wir und nehmen dann frische Pferde. Meinen Schimmel werde ich hier lassen. Auch mich treibt es fort. Daß er sich Pulver und Zündschnur hat geben lassen, deutet auf Explosion hin, auf eine Sprengung, durch welche er mir alles zerstören kann. Wir müssen uns beeilen.“

Die Bewohner des Pueblo baten uns freilich dringend,

zu bleiben; ich sollte ihnen von Winnetou erzählen, von unsern letzten Erlebnissen und van seinem Tode. Ich vertröstete sie auf unsere baldige Rückkehr; damit mußten sie sich zufrieden geben. Schon zwei Stunden nach unserer Ankunft ritten wir auf frischen Pferden und mit reichlichem Proviant versehen wieder fort, ich, Til-Lata, Pida und zwanzig Apachen. Auf so viel Begleitung hatte Til-Lata gedrungen, obgleich wir sie zu unserem Schutze nicht brauchten, denn das Land, durch welches wir kamen, gehörte den verwandten Mimbrenjos, von denen wir keine Feindseligkeiten zu erwarten hatten.

Wir mußten, um von dem Pueblo nach dem See des dunkeln Wassers zu kommen, einen Weg von wenigstens sechzig geographischen Meilen machen, und zwar auf der letzten Strecke durch sehr schwieriges, felsiges Terrain. Wenn ich da pro Tag fünf Meilen rechnete, so war es viel, und wir brauchten zwölf Tage, um zum Ziele zu gelangen.

Es fiel uns gar nicht ein, nach Santers Spur zu suchen! damit hätten wir ja doch nur die Zeit vertrödelt. Wir ritten einfach den Weg, den ich während des Rittes mit Winnetou kennen gelernt hatte, und nahmen an, daß Santer sich auch auf demselben befand, weil Inta ihm keinen andern hatte beschreiben können. Wich er von ihm ab, so kam das uns zu gute.

Es ereignete sich unterwegs nichts, was ich nicht übergehen dürfte, bis wir am elften Tage eine Begegnung hatten. Es kamen uns zwei Rote entgegengeritten, Vater und Sohn, von denen ich den ersteren kannte. Er war ein Mimbrenjo, welcher uns damals mit Fleisch versorgt hatte. Auch er erkannte mich sogleich wieder, hielt sein Pferd an und rief erfreut:

„Old Shatterhand! Was sehe ich! Du lebst, du bist nicht tot, nicht gestorben?“

„Soll ich gestorben sein?“

„Ja, von den Sioux erschossen.“

Sogleich ahnte ich, daß er Santer getroffen hatte.

„Wer hat das gesagt?“ fragte ich darum.

„Ein Bleichgesicht, welches uns erzählte, auf welche Weise der große Old Shatterhand und der berühmte Winnetou um das Leben gekommen sind. Ich mußte es ihm glauben, denn er besaß das Totem Winnetous und auch seine Medizin.“

„Es war trotzdem Lüge, denn du siehst ja, daß ich am Leben bin.“

„So ist wohl auch Winnetou nicht tot?“

„Dieser ist leider tot. Wie kamst du mit dem Weißen zusammen?“

„In unserm Lager. Er wollte sein müdes Pferd vertauschen und einen Führer nach dem Deklil-to*) haben. Das war wohl ein falscher Name, und er meinte das Wasser, welches bei uns Schisch-tu**) heißt. Er bot die Medizin Winnetous, und ich ging darauf ein, vertauschte ihm ein frisches Pferd und brachte ihn mit meinem Sohne hier nach dem Schisch-tu, den er sofort als den richtigen Ort erkannte.“

„Er hat dich betrogen. Hast du die Medizin?“

„Ja, hier.“

„Zeig sie uns!“

Er zog sie aus der Satteltasche. Pida stieß einen Freudenruf aus und griff danach. Der Mimbrenjo wollte sie nicht hergeben, und so entspann sich ein kurzer Streit, dem ich mit der Erklärung ein Ende machte:

„Diese Medizin gehört hier dem jungen Häuptling der Kiowas. Winnetou hat sie nie in seinen Händen gehabt.“

*) Dunkles Wasser.

**) Schwarzer See.

„Du mußt dich irren!“ rief der Mimbrenjo.

„Ich weiß es genau.“

„Ich habe ja nur dieſer koſtbaren Medizin wegen mit ihm den weiten Weg gemacht und ihm ein beſſeres Pferd gegeben!“

„Er brauchte ein friſches Pferd, weil er die Verfolger hinter ſich wußte, und hat dir dieſe große Lüge gemacht, um dich zum Tauſche zu bewegen.“

„Wenn es nicht Old Shatterhand ſagte, würde ich es nicht glauben. Muß ich die Medizin hergeben?“

„Ja.“

„Gut! Aber dann kehre ich wieder um und nehme dem Lügner und Betrüger das Leben!“

„So reite mit uns, denn auch wir wollen ſein Leben haben.“

Er war einverſtanden und ritt mit. Als wir ihm kurz mitteilten, wer Santer war und was er auf dem Gewiſſen hatte, bereute der enttäuſchte Indianer es außerordentlich, den Mörder durch den Pferdetauſch unterſtützt zu haben, denn dadurch und daß er einen Führer gehabt hatte, war er im Vorſprunge geblieben.

Pida war ganz glücklich, ſeine Medizin, und zwar vollſtändig unverletzt, wieder zu haben. Er hatte den Zweck ſeines Rittes erreicht; würde ich dies auch von mir ſagen können?

Am nächſten Tage erreichten wir den See, aber erſt am Abende, wo nichts mehr zu machen war. Wir lagerten uns ſtill unter Bäumen und brannten kein Feuer, um uns Santern nicht zu verraten. Dieſer hatte dem Mimbrenjo nicht geſagt, was er hier wolle, und ihn gleich nach der Ankunft veranlaßt, ſofort zurückzureiten.

Unſer Weg hatte uns vom Rio Pecos aus ſchräg über die ſüdweſtliche Ecke von Neu-Mexiko geführt, und wir

waren jetzt in Arizona, wo die Gebiete der Gilenjos mit denen der Mimbrenjos zusammenstoßen. Auch die Gilenjos sind Apachen. Jene Gegenden sind meist öde und traurig. Felsen und nichts als Felsen, Stein und nichts als Stein! Aber wo es einmal Wasser giebt, da entwickelt sich eine reiche, üppige Vegetation, welche aber nicht weit über die Ufer der Wasserläufe hinausgeht. Die Sonne verbrennt alles, was die entzogene Feuchtigkeit nicht stets und schnell wieder ergänzen kann. Wald giebt es außerordentlich wenig.

Da aber, wo wir uns jetzt befanden, machte die Natur eine Ausnahme.

Es war ein Thalkessel, welcher mehrere Quellen besaß, die seinen Grund gefüllt und einen See gebildet hatten, dessen Wasser nach Westen ablief, während wir uns jetzt an dem östlichen Ufer befanden. Die dichtbewaldeten Wände des Thales stiegen hoch, hoch empor und gaben dem unergründlich tiefen See jene düstere Farbe, die uns veranlaßt hatte, ihn ‚Dunkles Wasser‘ zu nennen, während die Mimbrenjos ihn, wie wir gestern erfahren hatten, ‚Schwarzen See‘ nannten. Die nördliche Thalwand war die höchste. Aus ihr trat in Pfeilergestalt ein nakter Felsen hervor, der wagerecht aus dem Wasser stieg. Hinter ihm sammelte sich die Feuchtigkeit der viel höheren und bewaldeten Kuppen und hatte sich durch sein Gestein einen Abfluß gebohrt, durch den es wie aus dem Schlauche einer Gießkanne wohl hundert Fuß tief in den See stürzte. Das war das ‚fallende Wasser‘ in Winnetous Testament. Grad über diesem Wasserfalle sah man eine Höhle im Gestein, zu welcher wir damals nicht gelangen konnten, deren Zugang aber Winnetou später entdeckt haben mußte. Und wieder über dieser Höhle ragte der oberste Teil des Felsens wie ein Schutzdach oder eine riesige, frei in die Luft strebende Platte vor, welche

ſo ſchwer ſein mußte, daß man ſich darüber wunderte, daß ſie nicht längſt in die Tiefe geſtürzt war.

Rechts von dieſem Felſen und eng an ihn gelehnt, gab es einen zweiten, auf welchem wir damals einen Grizzli erlegt hatten. Darum nannte Winnetou ihn Tſe-ſchoſch, der Fels des Bären. Dies zur Erläuterung.

Wir ſtanden vor der Entſcheidung, und ſo konnte ich nur wenig ſchlafen. Kaum graute unten bei uns der Tag, ſo machten wir uns daran, nach etwaigen Spuren von Santer zu ſuchen. Wir fanden nichts. Darum beſchloß ich, nach oben zu ſteigen, wo er nun jedenfalls zu ſuchen war. Ich nahm nur Til-Lata und Pida mit. Wir folgten dem von Winnetou erwähnten Fichtenwalde in die Höhe, bis wir auf dem Felſen des Bären ſtanden. „Dort ſteigſt du vom Pferde und kletterſt — — —“ weiter hatte ich im Teſtament nicht leſen können. Wohin ſollte ich klettern? Höchſt wahrſcheinlich nach der Höhle da oben. Das mußte verſucht werden. Das Terrain war ſehr ſteil, aber es ging höher und höher und immer höher, bis wir uns ſeitlich unter der Höhle befanden. Weiter konnten wir nicht. Wenn es da einen Weg gab, ſo hatten wir ihn verfehlt, weil ich Winnetous Beſchreibung nicht beſaß. Eben wollte ich umkehren, da fiel ein Schuß, und eine Kugel ſchlug neben mir an das Geſtein. Dann ſchrie eine Stimme von oben herunter:

„Hund, du biſt wieder frei! Ich glaubte nur die Kiowas hinter mir. Fahr zum Teufel!“

Es fiel ein zweiter Schuß, der auch nicht traf. Wir blickten in die Höhe und ſahen Santer vorn am Rande der Höhle ſtehen.

„Willſt du das Teſtament des Apachen holen und den Schatz heben?“ hohnlachte er herab. „Du kommſt zu ſpät. Ich bin ſchon da, und die Zündſchnur iſt ſchon angebrannt.

Du bekommſt nichts, gar nichts, und die verrückten Stiftungen und Schenkungen nehme ich auch für mich!"

Er unterbrach ſich mit einem wiehernden Gelächter und fuhr dann fort:

„Du kennſt den Weg nicht, wie ich ſehe? Auch den nicht, der drüben wieder hinunterführt? Da ſchaffe ich das Gold hinab, ohne daß ihr es hindern könnt. Ihr habt den weiten Weg umſonſt gemacht. Dieſes Mal bin ich der Sieger, hahahahaha!"

Was war zu thun? Er war oben bei dem Schatze, und wir konnten nicht hinauf. Vielleicht fanden wir den Weg noch, aber dann war er mit dem Raube wohl ſchon fort; er hatte ja von einem zweiten Wege geſprochen. Da gab es kein Bedenken, ich mußte ihm eine Kugel hinaufſchicken. Nur war es ſchwer, von unſerm Standorte aus in die Höhe zu ſchießen; er hatte ja auch nicht getroffen. Ich flieg daher etwas tiefer, ſchräg hinab und nahm den Stutzen von der Schulter.

„Oh, der Hund will ſchießen!" rief er. „Das geht hier ſchlecht. Ich werde mich dir beſſer ſtellen."

Er verſchwand, doch nach kurzer Zeit erſchien er wieder, hoch oben auf der Platte. Da trat er vor, immer weiter vor, faſt bis an den Rand; faſt ſchwindelte mir. Er hielt etwas weißes in der Hand.

„Seht herauf!" ſchrie er herab. „Hier iſt das Teſtament. Ich kenne es ſchon auswendig und brauch es nicht mehr. Der See da unten ſoll es haben; ihr bekommt es nicht."

Er zerriß die Blätter und warf die Fetzen in die Luft, die langſam und weiß niederwirbelten, um in das Waſſer zu fallen. Das für mich ſo koſtbare Teſtament! Was ich fühlte, war nicht Zorn, auch nicht Grimm; ich fühlte aber, daß ich kochte.

„Bube," brüllte ich hinauf, „hör mich nur einen Augenblick!"

„Jawohl! Ich höre dich so gern!" antwortete er herab.

„Intschu tschuna läßt dich grüßen!"

„Danke!"

„Ntscho-tschi auch!"

„Danke sehr, danke!"

„Und im Namen Winnetous schicke ich dir diese Kugel. Zu bedanken brauchst du dich nicht!"

Dieses Mal legte ich den Bärentöter an; der Schuß war sicherer; ich mußte treffen. Das Zielen nimmt bei mir kaum einen Augenblick in Anspruch, auch jetzt — — — aber was war das? Wankte mein Arm? Oder bewegte sich Santer? Oder wankte der Fels? Ich konnte nicht fixieren und legte die Büchse ab, um mit beiden Augen zu sehen.

Herrgott, der Felsen wankte hin und her; es that einen schweren, dumpfen Knall; aus der Höhle drang Rauch, und wie von einer unsichtbaren Gigantenfaust gestoßen, neigte sich von der Höhle an aufwärts der Fels langsam tiefer und immer tiefer, mit Santer oben auf der Platte, welcher die Arme in die Luft warf und um Hilfe brüllte; dann, als der Schwerpunkt verloren gegangen war, krachte, prasselte und donnerte die Felsenmasse hinab in die Tiefe, hinab in den See! Oben um die Bruchkante spielte noch der Pulverdampf in leichten Wölkchen.

Ich stand sprachlos, entsetzt!

„Uff!" rief Pida, indem er beide Hände in die Luft warf. „Der große Geist hat ihn gerichtet und den Felsen unter ihm umgestürzt."

Til-Lata zeigte hinab auf die schäumenden Fluten des Sees, welcher in diesem Augenblicke das Aussehen eines riesigen, brodelnden Kessels hatte, und sagte, trotz seiner Bronzefarbe blaß bis an die Ohren:

„Der böse Geist hat ihn hinuntergezogen in das kochende Wasser und wird ihn nicht wieder hergeben bis an das Ende aller Dinge. Er ist verflucht!“

Ich wollte nichts sagen und konnte auch nichts sagen. Mein Traum, mein Traum, mein Traum! Das Gold hinab in den Schlund! Und welch ein Ende für Santer! Es war mir noch im letzten Augenblicke erspart worden, ihm eine Kugel zu geben; er hatte sich selbst gerichtet, oder vielmehr er selbst hatte das Urteil eines Höheren an sich vollzogen, er war sein eigener Henker gewesen, denn er hatte die Zündschnur angesteckt.

Unten gestikulierten die Apachen an dem Ufer des Sees. Die beiden Häuptlinge eilten hinab, ob etwas von Santer zu sehen sei. Vergebliches Beginnen! Den hatten die Felsmassen in das Wasser geschleudert und auf dem Grunde des Sees begraben und zugedeckt.

Mir, dem sonst so kräftigen Menschen, den nichts aus der Fassung zu bringen vermochte, wurde ganz schwach, so schwach, daß ich mich setzen mußte. Ich schwindelte; ich mußte die Augen schließen, und dennoch sah ich den wankenden, stürzenden Felsen vor mir und hörte Santers Hilferufe.

Wie war das gekommen? Jedenfalls infolge einer Vorsichtsmaßregel Winnetous. Mir wäre es nicht passiert! Die Beschreibung des Verstecks und der vorzunehmenden Manipulationen war von ihm jedenfalls so abgefaßt, daß nur ich allein sie verstehen konnte, jeder andere aber mißverstehen mußte. Er hatte eine Mine gelegt, welche der Unberufene auf Grund dieses Mißverständnisses anzünden mußte, um sich selbst zu verderben. Aber wie stand es mit dem Schatze, mit dem Golde? War es noch oben oder lag es auch unten auf dem Grunde des schwarzen Wassers, von den Trümmern des Felsens den Menschen für immer entzogen?

Und wenn es da unten lag mich schmerzte es nicht;

aber daß die Zeilen meines toten Bruders zerriſſen und zerſtreut worden waren, das war mir ein Verluſt, wie es für mich keinen zweiten geben konnte. Der Gedanke hieran gab mir augenblicklich die verlorene Spannkraft wieder. Ich ſprang auf und kletterte ſo ſchnell wie möglich den Berg hinunter, denn ich konnte doch vielleicht einige oder mehrere Stücke retten. Ja, da ſchimmerte es, als ich unten angekommen war, papierweiß von der Mitte des Sees herüber. Ich zog mich aus, ſprang in das Waſſer und ſchwamm hinüber; ja, es war ein kleiner Fetzen des Teſtamentes. Ich durchquerte die Oberfläche des Sees nach allen Richtungen und fand noch drei andere Rudera. Dieſe Ueberbleibſel des Teſtamentes legte ich dann in die Sonne, um ſie trocknen zu laſſen, und als dies geſchehen war, verſuchte ich die verwaſchenen und zerlaufenen Buchſtaben zu entziffern; einen Zuſammenhang konnte es natürlich nicht geben. Ich las nach langer Anſtrengung: „. . . . eine Hälfte erhalten . . . . weil Armut . . . . Felſen berſten . . . . Chriſt. . . . . austeilen . . . . keine Rache . . . .“

Das war alles, alſo faſt gar nichts und doch genug, um wenigſtens einen Teil des Inhalts ahnen zu laſſen. Ich habe dieſe kleinen Papierſtücke heilig aufgehoben.

Später, als ich mein inners Gleichgewicht wiedergefunden hatte, begannen wir die Nachforſchungen. Ein Teil der Apachen wurde rund um den See geſchickt, um nach dem Pferde Santers zu ſuchen; es mußte da ſein und gefunden werden, ſonſt verſchmachtete es, wenn es angebunden war. Die übrigen ſtiegen mit uns in die Höhe, um uns den Weg nach der Höhle, die es aber nicht mehr gab, ſuchen zu helfen. Wir bemühten uns mehrere Stunden lang vergeblich, bis ich mir das, was ich von dem Teſtamente geleſen hatte, noch einmal Wort für Wort überlegte. Der letzte Satz, auf den es ankam, lautete: „Dort ſteigſt du vom

Pferde und kletterſt — — —“ Da fiel mir das Wort ‚kletterſt‘ auf. Man klettert zwar auch einen Berg empor, wenn er ſehr ſteil iſt, gewöhnlich aber wird dieſes Wort in anderer Bedeutung gebraucht. Sollte es hier auf einen Baum Beziehung haben? Wir forſchten nach, und da bemerkten wir freilich eine ziemlich ſtarke und hohe Fichte, welche nahe am Felſen ſtand, ſchief nach demſelben zu gewachſen war und ſich oben an eine Kante desſelben legte. Das mußte es ſein! Ich kletterte hinauf. Die Kante war breiter, als man von unten dachte; ich betrat ſie und folgte ihr um die Ecke. Richtig! Das war der rechte Weg geweſen! Ich ſah einen wohl drei Ellen breiten und leicht gangbaren Abſatz vor mir, welcher an der hintern Seite des Felſens ziemlich ſanft nach oben führte und jetzt da endete, wo der Felſen abgebrochen war, alſo auf der neuen Platte desſelben. Ich ſtand da in einem wüſten Gewirr von größeren und kleineren Steinen, konnte aber doch deutlich den Boden der zerſtörten Höhle unterſcheiden. Wenn das Gold nicht unter demſelben, ſondern in den Wänden des Loches oder noch höher nach dem Plateau hinauf verſteckt geweſen war, ſo lag es jetzt im See.

Ich rief die Apachen herauf, um mir ſuchen zu helfen. Wir wendeten jeden Stein und jedes Steinchen um, fanden aber nichts, keine Andeutung, keine Spur. Wir waren doch alle Männer, welche gelernt hatten und gewohnt waren, aus dem kleinſten Merkmale, dem allergeringſten Anzeichen den richtigen Schluß zu ziehen, hier aber war alle Mühe umſonſt und aller Scharfſinn nutzlos. Als wir gegen Abend wieder hinunter an den See kamen, um dort zu übernachten, kamen ſoeben die nach dem Pferde ausgeſchickten Apachen zurück: ſie hatten es gefunden. Ich durchſuchte die Satteltaſchen; ſie enthielten nichts.

Wir ſind vier volle Tage an dem ‚Dunkeln Waſſer‘

geweſen und haben allen vorhandenen Spürſinn angeſtrengt. Ich bin überzeugt, daß das Gold gefunden worden wäre, wenn es ſich noch oben am oder im Felſen befunden hätte. Es lag unten in der Tiefe bei dem, der es beinahe gefunden hatte und dann mit ihm begraben worden war. Wir kehrten reſultatlos nach dem Pueblo am Rio Pecos zurück, nahmen aber wenigſtens die Gewißheit mit, daß Intſchu tſchuna und Nſcho-tſchi endlich, endlich gerächt worden waren. —

So verſchwand das Teſtament des Apachen grad ſo, wie ſein Verfaſſer ſchwand und die ganze rote Raſſe verſchwinden wird, reich angelegt, doch ohne den großen Zweck zu erreichen, die ihm geſtellte hohe Aufgabe erfüllen zu dürfen. Wie die Fetzen des Teſtamentes in die Luft geſtreut, ſo halt- und ruhelos und fetzenhaft irrt und ſchwebt der rote Mann über die weiten Flächen, die einſt ihm gehörten.

Aber wer zwiſchen den Gros-Ventre-Bergen am Metſurfluſſe vor dem Grabmale des Apachen ſteht, der ſagt: „Hier liegt Winnetou begraben, ein roter, aber großer Mann!“ Und wenn einſt der letzte dieſer Fetzen zwiſchen Buſch und Waſſer vermodert iſt, dann wird eine rechtlich denkende und fühlende Generation vor den Savannen und Bergen des Weſtens ſtehen und ſagen: „Hier ruht die rote Raſſe; ſie wurde nicht groß, weil ſie nicht groß werden durfte!“ — —

Nachwort.

„Winnetou" hat eine wahre Flut von Karten und Briefen, die man mir ſendet, hervorgerufen. Sie fließt noch immerfort und ſcheint kein Ende nehmen zu wollen. Welch eine Menge von Vermutungen und Fragen! Wer ſoll ſie alle beantworten! Ich bitte um Geduld.

Ja, um Geduld; wir haben ja Zeit; wir ſind erſt im Beginn. Wir verſammeln uns zunächſt. Nämlich in den Wüſten und Steppen der einen und in den Prärien und Savannen der andern Hemiſphäre. Das ſind die Niederungen des Lebens, aus denen ſich der Menſch nur dadurch retten kann, daß er aus ihnen empor zur Höhe ſteigt. Und das, das wollen wir jetzt tun! Wir wollen „durch die Wüſte" und „durch das wilde Kurdiſtan" hinauf zum Berg des Alabaſterzeltes und zu dem Dſchebel Marah Durimeh. Und wir wollen durch die niedrige Mapimi und den tödlichen Llano eſtaccado bergaufwärts nach der Zinne des Mount Winnetou. Wer Mut hat, gehe mit; der Schwache aber bleibe! Denn der Weg nach dieſen beiden Zielen iſt nicht leicht und führt über jene Stelle, jenſeits der nur

noch innere Ereigniſſe Geltung haben und jedermann nach dem Sinn, nicht aber nach dem Worte fragen darf.

Wo der Berg des Alabaſterzeltes, der Dſchebel Marah Durimeh und der Mount Winnetou ſtehen? Ich werde es erzählen und dabei Gelegenheit finden, alle Fragen zu beantworten, welche ich jetzt und brieflich ganz unmöglich erledigen kann.

Radebeul-Dresden,
Villa „Shatterhand“.

Karl May.

Karl May's Geſammelte Werke

Bisherige Auflage: mehr als 4 Millionen Bände!

Band		Band	
1	Durch die Wüſte	34	„Ich“
2	Durchs wilde Kurdiſtan	35	Unter Geiern
3	Von Bagdad nach Stambul	36	Der Schatz im Silberſee
4	In den Schluchten des Balkan	37	Der Ölprinz
5	Durch das Land der Skipetaren	38	Halbblut
6	Der Schut	39	Das Vermächtnis des Inka
7/9	Winnetou. 3 Bände	40	Der blaurote Methuſalem
10	Orangen und Datteln	41	Die Sklavenkarawane
11	Am Stillen Ozean	42	Der alte Deſſauer
12	Am Rio de la Plata	43	Aus dunklem Tann
13	In den Kordilleren	44	Der Waldſchwarze
14/15	Old Surehand. 2 Bände	45	Zepter und Hammer
16/18	Im Lande des Mahdi. 3 Bände	46	Die Juweleninſel
19	Kapitän Kaiman	47	Profeſſor Vitzliputzli
20/22	Satan und Ischariot. 3 Bände	48	Das Zauberwaſſer
23	Auf fremden Pfaden	49	Himmelsgedanken (Gedichte)
24	Weihnacht	50	In Mekka
25	Am Jenſeits [4 Bände	51	Schloß Rodriganda
26/29	Im Reiche des ſilbernen Löwen.	52	Vom Rhein zur Mapimi
30	Und Friede auf Erden	53	Benito Juarez
31/32	Ardiſtan und Dſchinniſtan.	54	Trapper Geierſchnabel
33	Winnetou's Erben [2 Bände	55	Der ſterbende Kaiſer

Preis geheftet je M. 3.—,
grün gebunden mit farbigem Deckelbild
je M. 5.—

Karl-May-Verlag, Radebeul bei Dresden

Karl-May-Jahrbücher 1918, 1919 und 1920
(I. II., und III. Jahrgang) sind vergriffen.

Karl-May-Jahrbuch 1921. IV. Jahrgang.
384 Seiten. 6 Kunstdruckbilder.

Karl-May-Jahrbuch 1922. V. Jahrgang.
368 Seiten. 6 Kunstdruckbilder.

Karl-May-Jahrbuch 1923. VI. Jahrgang.
384 Seiten. 8 Kunstdruckbilder.

Karl-May-Jahrbuch 1924. VII. Jahrgang.
368 Seiten. 10 Kunstdruckbilder.

Karl-May-Jahrbuch 1925. VIII. Jahrgang.
368 Seiten. 12 Kunstdruckbilder.

Karl-May-Jahrbuch 1926. IX. Jahrgang.
384 Seiten. 10 Kunstdruckbilder.

Preis je M. 3.—

Jeder Band mit bisher noch unbekannten Erzählungen, Gedichten und Briefen Karl Mays, mit zahlreichen Beiträgen, Novellen usw. bekannter Schriftsteller.

Mitarbeiter sind u. a.:
Rose v. Aichberger, Otto C. Artbauer, Redakteur Fritz Barthel, Lisa Barthel-Winkler, Dr. Rudolf Beissel, Eisenbahninspektor Alfred Biedermann, Stadtschulrat Dr. Artur Buchenau, Dr. Charlotte Bühler, Major a. D. Regierungsrat Max Casella, Dr. Franz Cornaro, Studienrat Dr. Adolf Droop, Dr. Hermann Dimmler, Hauptmann a. D. Dr. Reinhold Eichacker, Redakteur Otto Eicke, Prof. Dr. Eduard Engel, Studienrat Dr. Max Finke †, Dr. Max Fischer, Dr. Curt Floericke, Max Geißler, Rechtsanwalt Dr. Oskar Gerlach, Strafanstaltslehrer Heinrich Glatzel, Archivrat Hauptmann a. D. Gustav Goes, Univ.-Prof. Dr. Konrad Guenther, Prof. Dr. Ludwig Gurlitt, Verlagsdirektor Wirkl. Rat Otto Hartmann, Landgerichtsdirektor Dr. Albert Hellwig, Kaplan Franz Kandolf, Fremdenlegionär Max Kirsch, Lehrer Wilhelm Koch, Prof. Wilhelm Kreis, Prof. Dr. Ritter Richard v. Kralik, Oberregierungsrat Dr. Lorenz Krapp, Hauptmann Dr. Paul Leutwein, Dr. Heinrich Lhotzky, Dr. Wilhelm Matthießen, Frau Klara May, Hauptmann August Niemann †, Amand v. Ozoróczy, Seminaroberlehrer Fritz Prüfer, Dr. Hubert Rausse, Prof. Franz Reuß, Hauptmann a. D. Ludwig Rhein, Pfarrer W. Richter, Studienrat Dr. Otto Rudert, Verlagsdirektor Dr. E. A. Schmid, Prof. Sascha Schneider, Geheimrat Univ.-Prof. Dr. Emil Sehling, Dr. Karl Hans Strobl, Marine-Oberzahlmeister a. D. Adalbert Stütz, Hauptmann Hans-Erich v. Tzschirner-Bey, Hochschul-Prof. Dr. Benno Wandolleck, Rechtsanwalt Max Weiß, Ministerialdirektor Dr. Erich Wulffen.

Karl-May-Verlag, Radebeul bei Dresden